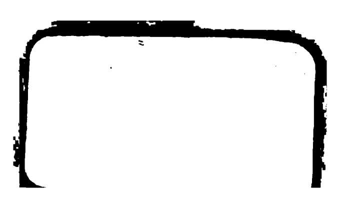
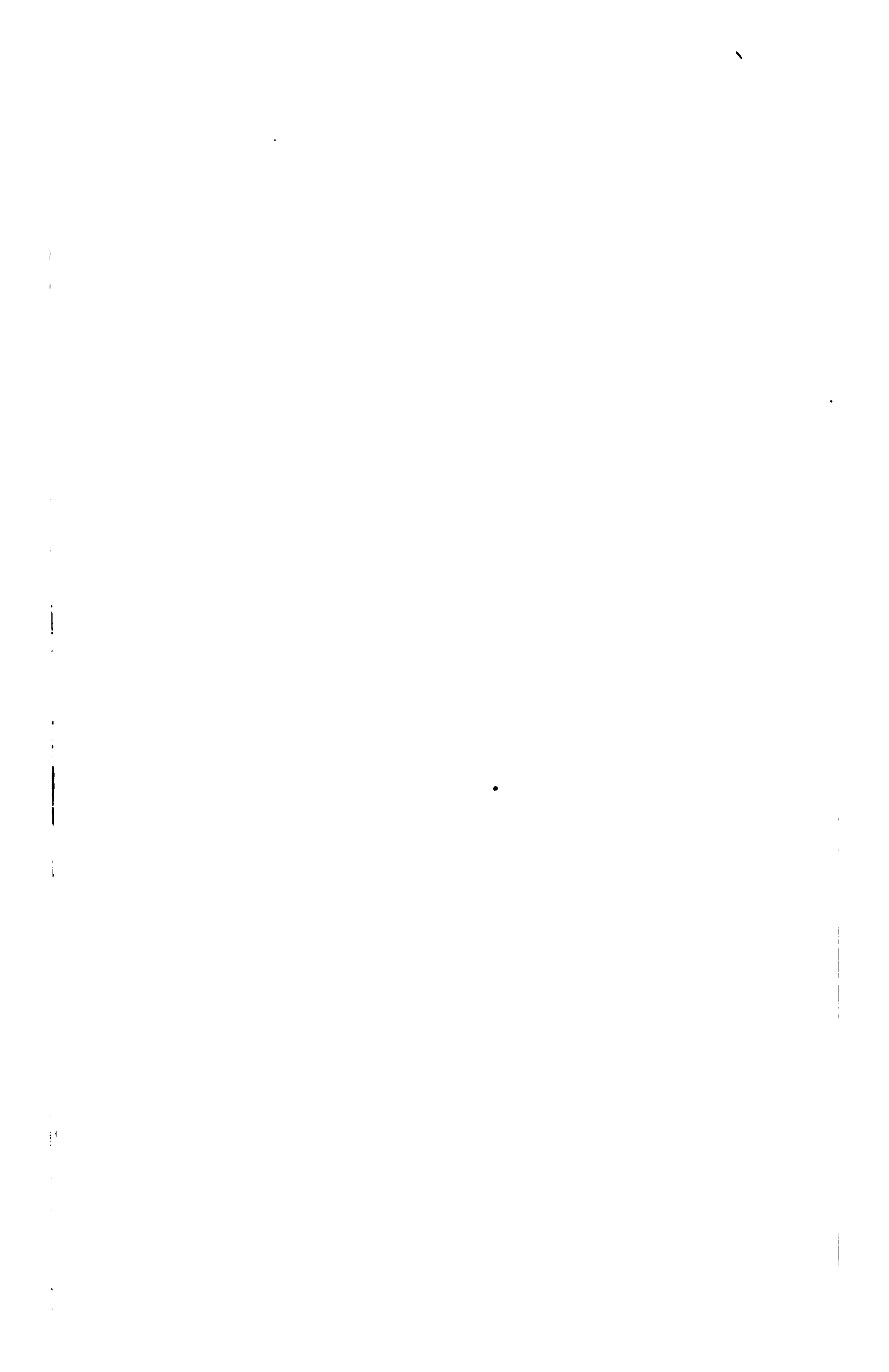










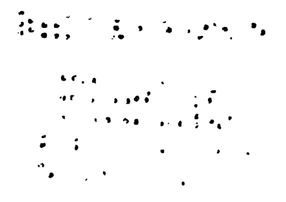
Zeitschrift
für den
deutschen Unterricht.

Begründet unter Mitwirkung
von
Rudolf Hildebrand.

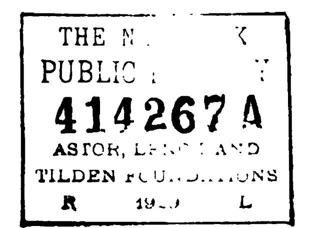
Herausgegeben
von
Professor Dr. Otto Lyon.

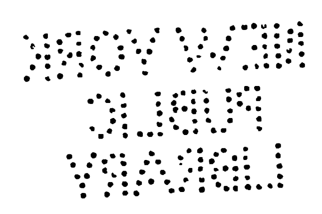
17. Jahrgang.





Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1903.





Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Inhalt des siebzehnten Jahrgangs.

A. Allgemeines.

B. Lektüre.

C. Grammatik und Stilistik.

D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

E. Geschichte der neuhochdeutschen Sprache.

F. Deutscher Aufsatz.

G. Bücheranzeigen.

H.

I.

K.

L.

Fritz Mauthners Kritik der Sprache.

Von Dr. Rich. Eduard Ottmann in Gießen.

Wer eine Kritik der Sprache zu schreiben unternimmt, muß ein Mensch von den seltensten Gaben und geradezu unheimlichen Kenntnissen sein; er müßte über ein Wissen verfügen, dem gegenüber das auf weit beschränkterem Gebiet sich bewegende Wissen des Sprachforschers, wie umfassend es auch ist, nur ein kleiner Bruchteil wäre. Das Urteil über Wesen und Wert der Sprache muß für eine derartige Kritik das Endziel sein; aber viele Wege führen zu diesem vielleicht unscheinbaren Ziel, und ein jeder von ihnen muß betreten werden, wenn das Ziel nicht bloß einseitig gefaßt werden soll. Der Sprachkritiker hat sein Objekt nach der psychologischen und logisch-grammatischen Seite, nach der mechanisch-physiologischen, nach der phonetisch-akustischen und selbst nach der pathologischen Seite hin zu untersuchen, er muß Anthropologe und sattelfester Naturwissenschaftler sein, Kulturkenner und Literarhistoriker, Ästhetiker und Dichter, Sprachenkenner und Sprachforscher. Betrachtet man vergleichsweise die auf einen Teil des letzten Gebietes beschränkten staunenswerten Leistungen Brugmanns, so fragt man billigerweise, ob ein wenn auch weniger vertieftes, dafür aber um das Vielfache ausgedehntes Wissen und Können, wie es für jenen Zweck Voraussetzung sein sollte, überhaupt in dem Bereich des Möglichen liegt.

Es ist in unserer schreibseligen Zeit gar nicht so selten, daß der Durchschnittsliterat über das enge Gebiet, auf dem er dem Interesse des Durchschnittsmenschen allenfalls genügen kann, in gewagte Fernen hinausstrebt, deren Schätze er auch nicht im geringsten sein eigen nennt. So irrte schon mancher auf ein Stoffgebiet ab, das nur eitle Selbstüberschätzung als rechtmäßiges Arbeitsfeld ansah, und seine Unwissenschaftlichkeit vermaß sich zu guter Letzt, die Wissenschaft abzukanzeln. Meist ist es der auf annähernd beherrschtem Gebiet errungene buchhändlerische Erfolg, der langsam zu dem Größenwahn des Autors und durch stets gesteigerte Mängel bis zur Mißhandlung der Wissenschaft führt. Man braucht nur an den Autodidakten Karl Faulmann zu erinnern. Er war Buchdrucker und hatte für sein Fach etwas übrig. Der Erfolg seiner

für ihre Zeit glänzend ausgestatteten Geschichte der Buchdruckerkunst trieb ihn weiter auf der betretenen Bahn. Von einer Geschichte des Buchdrucks zu einer Geschichte der Schrift schien kein weiter Schritt. Er wurde getan, und die Einsichtigen machten eine bedenkliche Miene; es folgte eine Geschichte der Kultur, und die Verständigen schüttelten den Kopf; es kam schließlich das berüchtigte etymologische Wörterbuch, und die Urteilsfähigen fielen auf den Rücken. Denkt man gar noch an den auch sonst schlecht kreditierten Rudolf Falb, der in seinem Buch über das Land der Inka in geradezu unwissenschaftlicher Weise sich auf sprachlichem Gebiete versuchte, so ist es dem Gebildeten nicht zu verargen, wenn er neuen Erscheinungen, die mit der deutlich vorgekehrten Absicht, die Wissenschaft zu korrigieren, von Schriftstellern ohne fachwissenschaftlichen Ruf weiteren Kreisen geboten werden, mit Mißtrauen begegnet. Und wenn ein umfängliches Werk eines seit langem lediglich auf dem Gebiet der schönen Literatur bewährten Verfassers sich die nur mit unendlich reicheren Mitteln als denen seines Spezialfachs zu leistende Kritik der Sprache als Ziel setzt, wie es bei Fritz Mauthner, dem Verfasser der ergötzlichen Parodien „Nach berühmten Mustern", in seinem neuesten umfänglichen Werk „Beiträge zu einer Kritik der Sprache"[1]) der Fall ist, von dem die beiden Bände I. Sprache und Psychologie und II. Zur Sprachwissenschaft vorliegen, und man den zweifellos hochbegabten Verfasser nach fünfundzwanzig schöngeistigen Jahren plötzlich als einen ganz andern und in den Reihen der Forscher sieht, so wird man begreiflicherweise stutzig. Aber das Mißtrauen, das an Falb und Faulmann zu denken wagt, soll durchaus keine Voreingenommenheit bedeuten, und es macht dem Rezensenten Freude, dem Werk als Ganzem eine über die Form der Höflichkeit hinausgehende Anerkennung zollen zu können. Mit den Mitteln der Möglichkeit bleibt dabei immer zu rechnen; denn wenn ein Werk wie das vorliegende sich auf alle Gebiete erstreckt, die mit dem Sprachleben zusammenhängen, so muß es, weil kein Mensch mit ausreichender wissenschaftlicher Kenntnis alle diese Gebiete beherrschen kann, entweder ungeschrieben bleiben, oder vorbehaltlich der auch in dem Titel gewahrten Unzulänglichkeit darf es vielleicht doch gerade derjenige am ehesten unternehmen, der die Sprache in ihrem Zusammenhang mit dem Denken und den Denkformen, mit den bewegenden Ideen und dem seelischen Fühlen, mit dem Eigenindividuum und einer Außenwelt inniger belauscht hat: der feinfühlige Schriftsteller; und wenn wir an ihm das ernste Streben bemerken, sich auf allen irgendwie in Betracht kommenden Gebieten genau zu orientieren, und eine überraschende Sachkenntnis und

1) Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf., Stuttgart (u. Berlin), 1901.

Urteilsfähigkeit auch im fernerliegenden entdecken, so dürfen wir seine kritischen Streifzüge sogar mit der Erwartung leiblicher Ausbeute getrost mitmachen. Und wem es sonst noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist: hier wird es ihm mit erfreulichem Mut vorgehalten, wie sehr er ein Sklave seiner Zeit und des hergebrachten Wortdenkens ist, wie das stolze Selbstgefühl, das schließlich auch bei besserer Erkenntnis und geistiger Überlegenheit den Bann des Überkommenen nicht zu sprengen vermag, geäfft wird von dem geschichtlich Gewordenen, von der Summe jahrtausendelangen Erwerbs. Die Kritik der Sprache wird damit zu einer Metakritik des Denkens und der Vernunft: für Mauthner steht und fällt das eine mit dem andern.

Mauthner ist freilich mehr der Geist, der verneint, als der schaffende Titan, mehr Zertrümmerer als Erbauer, in den Endfragen mehr die Sphinx, die Rätsel wiederholt, als der lösende und erlösende Übermensch. Wir bewundern die umfassende Kenntnis, die dem Verfasser weit mehr als dem Professionisten Beweisstoffe und Vergleiche an die Hand gibt, den weiten Blick, der das in Einzelwissenschaften Auseinandergehende überschaut und sammelt, die Vorurteilslosigkeit — so scheint es —, die den Bann der Voreingenommenheit, des Aberglaubens, des blinden Nachtretens überwindet und die Fessel überkommener Spruchweisheit abzutun redlich bestrebt ist; aber wir werden die Empfindung nicht los, daß das genial schaltende Wissen sich nur graduell vom Dilettantismus abhebt. Wir bewundern in dem Verfasser den Naturforscher, der die Formen des organischen Lebens in ihren Entwicklungsstadien zurückverfolgt und überall Analogien aufdeckt, den Weltweisen, der keinem Götzen opfert und grübelnd seine eigenen Wege geht, den Kritiker, der keine Autorität gelten lassen will, den Rechtslehrer, der ohne die Befangenheit des ihm durch Studiengang verwandten Standes die Unvollkommenheit und den höchst relativen Wert menschlicher Einrichtungen und Urteile vorkehrt, den Ästhetiker, den Dichter, den Sprachgewaltigen; den Schriftsteller schließlich, der einem Lieblingswerk sein Brot zum Opfer bringt. Und doch hätte er, der Schriftsteller von Fach, der seine Meisterschaft in der Handhabung der Sprachform bereits vor manchem Jahr der Welt kundgetan hat, der Wissenschaft vielleicht einen besseren Dienst geleistet, wenn er von weniger hoher Zinne gesprochen hätte und sich an geringerer Umschau hätte genügen lassen. Es scheint, er habe sich selbst verleugnet: so sehr tritt er als Formdeuter hinter der abstrakten Spekulation zurück, die in den Endfragen von vornherein zur Ergebnislosigkeit führen mußte.

Auch Mauthner ist Mensch, und wieviel Faustschen Erkenntnistriebes auch in ihm steckt: die Grenzen menschlichen Erkennens sind auch ihm gezogen. Er leistet nichts Positives, wenn er die Aufgabe der

Sprachwissenschaft um Jahrtausende zurückschiebt. Vielleicht daß er sich so dem Vorhang, der den Blick in den Urgrund aller Dinge verschließt, um einen winzigen Schritt nähert. Die Sprachwissenschaft darf selbst diesen kleinen Schritt nicht bedingungslos mittun, soll sie nicht in Gefahr kommen, sich zu diskreditieren. Nur das gewagte Vorgehen trägt auf dem trügerischen Boden; wo der feste Grund schwindet, ist es Zeit zu Einhalt und Umkehr.

Man wird es der Sprachwissenschaft nicht zum Vorwurf machen, daß sie diese Grenze scheinbar überschreitet. Sie erfüllt nur die Pflicht der Wissenschaft überhaupt, wenn sie aus dem Letzterreichbaren ein Fazit zieht, das, an sich ungebucht, das notwendige Ergebnis des Rückschlusses sein muß. Was Mauthner in weit kühnerem Vorgehen sich selbst gegenüber als natürliche Forderung ansieht und in der Richtung des eigenen Interesses von der Sprachforschung verlangt, das versagt er den Zunftmäßigen da, wo der vermeintliche Zunftzwang ihnen einen andern Weg weist und rascheren Stillstand gebietet. Der exakten Wissenschaft ist vieles, vielleicht das meiste gleichgültig, was für Mauthner Hauptsache ist: nicht aus Interesselosigkeit, sondern weil sie sich am Ziel des Beweisbaren sieht.

Wie der blinde Bekenner des Naturheilevangeliums, wieviel ihm an den nötigen Kenntnissen auch abgehen mag, den Arzt lästert, so wird Mauthner der vergleichenden indogermanischen Sprachforschung, der das Wesen der Sprachwissenschaft ausmachenden Etymologie nicht gerecht. Mauthner ist gerade auf diesem Gebiet, das wenige überblicken und nur Auserwählte beherrschen, zu sehr Passant, um Arbeit und Leistung des Indogermanisten richtig zu würdigen, wenn es auch bei ihm an Äußerungen der Anerkennung nicht fehlt. Aber es ist das Wohlwollen, das der sich höher Dünkende dem Arbeiter bekundet, der den Garten pflegt, aus dem er sich gelegentlich mit Gönnermiene eine Blume bricht. Die Verzweigungstheorie nach landläufig wissenschaftlicher Anschauung — mag man sich die Ausbreitung der indogermanischen Völkerfamilie auf linearem Weg oder in der Form der Wellenbewegung oder sonstwie vorstellen — wird von Mauthner völlig verurteilt: an Stelle der Wanderungen erscheint eher Seßhaftigkeit, an Stelle sprachlicher Vererbung Sprachmischung und gegenseitiges Entlehnen des Sprachguts, und selbst für die greifbare Zeit romanischer Sprachentwicklung muß die Vorstellung einer Anleihe herhalten, die erst als Anleihe im großen verständlich würde. Glücklicherweise ist die Sprachwissenschaft nicht so blind und ungeschickt, daß sie die Worteindringlinge nicht herausfände, und nicht so arglos, dem Verdachtsmoment keinen oder zu geringen Raum zu gestatten. Eher das Gegenteil: und allemal, wo der Zwiespalt mit der normalen Entwicklung

einen vorderhand unlösbaren Widerspruch in sich schließt. Im Gegensatz zu der von der Wissenschaft proklamierten Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze sind Widersprüche in der sprachlichen Entwicklung für Mauthner gegenstandslos; er trägt den Zufall in die Lautgeschichte hinein, mit dessen Anerkennung die etymologische Forschung ohne weiteres ihren Bankrott erklären müßte, und rechtet in kleinlichem Wortstreit mit der philologischen Vermessenheit, die ihre gelegentlichen Aperçus unter der Flagge von Gesetzen segeln lasse — Gesetzen, die nur nach rückwärts taugten und nach der Seite der künftigen Entwicklung im Stich ließen — und zudem aus jedem Unerklärten wieder ein Gesetzchen mache.

Zufall erkennt auch die Sprachgeschichte an: aber nicht in dem rein mechanisch-physiologischen Vorgang des Lautwandels, sondern im Bedeutungswandel und dem psychologischen und darum bedingten Vorgang der Durchkreuzung der Lautgesetze durch Anlehnung. Die Bedeutung dieser sogenannten Analogie für die Entwicklung der Sprache ist seit dem Aufkommen der junggrammatischen Richtung mehr und mehr gewürdigt worden. Ich habe bereits im Jahr 1890 in meiner Abhandlung über die reduplizierten Präterita das Wirken der die lautliche Entwicklung durchsetzenden Analogie auf einem besonders lehrreichen Gebiet im einzelnen nachzuweisen gesucht. Mehr noch offenbart das Lehnwort ein Stück Zufallsgeschichte; die kulturhistorischen Bedingungen, die ihm zur Grundlage dienen, sind eben Zufallsmomente. Zufall zeigt auch die verhältnismäßig seltene volksetymologische Durchkreuzung des Lautstandes; aber ihre Bedeutung verliert ungemein dadurch, daß sie in der Hauptsache nur an fremdländische und als solche nicht mundgerechte Lautgebilde ihre Triebe ansetzt und verhältnismäßig sehr selten an einheimisches Gut, und Mauthner hätte erkennen dürfen, daß in letzterer Hinsicht die für die Wissenschaft bedeutungslose konventionelle Gemeinsprache und die noch wertlosere Schriftsprache, nicht aber die lebendige Sprache, die Volkssprache, die Umprägung vorgenommen hat (man vergleiche Wörter wie Maulwurf, Fas[t]nacht). Schon von diesem Gesichtspunkt aus erscheint Mauthners unbewiesene These, daß Volksetymologie in der Entwicklung der Sprache unendlich viel einflußreicher gewesen sein müsse, als die Sprachwissenschaft sich träumen lasse, mehr als fragwürdig. Und was den Bedeutungswandel betrifft, so weiß das vielangefochtene zünftlerische Gelehrtentum — und hier würden unter den Zünftlern die Spezialisten des Romanischen am besten Auskunft geben können —, daß die Kenntnis des Zusammenhangs zwischen Laut- und Bedeutungswandel (wie bei homme und on) nicht erst Mauthners Eigentum ist, die betreffende Erscheinung aber trotz Mauthner unter den auch von ihm vorgekehrten Accentbedingungen in ihrer Art gesetzlich verläuft.

Bei Mauthners durchaus naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise bleibt es befremdlich, daß er die Gleichung: lautliche Entwicklung = Erblichkeit oder Erhaltung der Art und Analogie = Anpassung oder Veränderung der Art nicht exakt herausarbeitet und Erhaltung, d. h. gesetzliche Entwicklung — also das eigentlich Normale — für die Sprachgeschichte nur in sehr eingeschränkter Weise gelten läßt. Nur in anderm Zusammenhang — speziell auf dem Gebiet des Bedeutungswandels — gewinnt Mauthner die Formel, welche Fortdauer und Übertragung der Vererbung und Anpassung vergleicht. Daß Laut- und Bedeutungswandel nicht voneinander getrennt werden können, ist nur mit größter Vorsicht als Wahrheit hinzunehmen; unter den Bedingungen gleichen oder ähnlichen Wortzusammenhangs und Tonfalls wirken die Lautgesetze tatsächlich ohne den vielfach daneben hergehenden Bedeutungswandel, und nur wo ein Wort durch Tonschwund und starke Abblassung an sinnfälliger Bedeutung verliert, kann von einem Zusammengehen von Lautänderung und Modifikation des Vorstellungsinhalts die Rede sein. Im übrigen sind die Bemerkungen Mauthners über den Bedeutungswandel einer der reizvollsten Gegenstände seiner Kritik. Eine endlose Kette von Metaphern führt zum gegenwärtigen Bedeutungswert eines Wortes: Metapher als Bedeutungsübertragung im weitesten Sinne gefaßt. Meist gar nicht gefühlt — wie wenn wir die Zeit mit räumlichen Ausdrücken (lang, kurz) oder die Tonhöhe mit Raum- oder Farbenbegriffen (tief, hell) umschreiben, und weniger noch in Nebenwörtern wie „in", die sich die entlegensten Gebiete erobert haben — überträgt die Metapher, die nur mit Ähnlichkeiten rechnet (ganz wie sich die Assoziationen nach dem Prinzip der Ähnlichkeit, nicht der Gleichheit vollziehen), ein Wort auf einen inhaltlich benachbarten und selbst weiter abliegenden Begriff (möglicherweise mit bewußtem Witz und vielfach hyperbolisch), erweitert seine Bedeutung, läßt die frühere meist absterben und entfernt durch ewiges Neuschaffen die heutige Wortbedeutung weit von dem einstigen Vorstellungsinhalt. Natürlich ist die Grenze, die der zurückverfolgenden Sprachvergleichung gesetzt ist, nicht auch der wirkliche Anfang des Sprachlebens. Lange Reihen metaphorischer Übertragung mögen weiter zurückliegen, und schon die einfachsten Begriffe müssen durch metaphorisches Vergleichen entstanden sein, wie z. B. der Begriff des Blattes von einem bestimmten Baumindividuum aus auf Blätter derselben Art und weiterhin auf andere übertragen sein mag. Seit Menschengedenken ist die Sprache durch Übertragen eines fertigen Worts auf einen unfertigen Eindruck gewachsen; jede Sprache ist, wie schon Jean Paul erkannte, ein Wörterbuch verblaßter Metaphern. Und daß innerhalb eines, selbst des kleinsten Satzes die in ihm enthaltenen verschiedenen und notwendig verschiedenartigen Metaphern zu-

einander stimmen könnten, ist kaum jemals anzunehmen: die Geschichte der Einzelwörter von Urzeiten her müßte eine lächerliche Bildermischung zutage fördern, die von den bekannten Stettenheimschen „Wippchen" nur dadurch verschieden wäre, daß uns die jeweiligen intimen Wortbedeutungen nicht mehr erreichbar oder gegenwärtig sind. Und wären sie gegenwärtig, — träte dem Sprechenden auch nur ein kleiner Teil dieser metaphorischen Sprachentwicklung ins Bewußtsein: er könnte vor lauter Fülle der Gesichte gar nicht zur Sprache kommen, was ja wohl auch zu einem Teile die Tatsache erklären könnte, daß der Gelehrte in der Regel weniger Sprachmeister ist als die wortfertige Salondame, für die das Wort keine Geschichte und keinen Beiwert hat, für die es eine Spielmarke ist, ein Tageswert, mit dem bezahlt wird, während je nach dem Grad des einschlägigen Wissens dem Sprachkundigen sich stets Nebenempfindungen einstellen. Daß die lange Geschichte eines Wortes von dem Gebildeten an sich noch gespürt werden soll, daß diese Geschichte als latentes Erbe noch leise anklingt, erscheint hingegen als sehr gewagte Behauptung, die gewiß dem dichterischen Gefühl Zugeständnisse macht und den Stimmungsgehalt eines Wortes seiner Geschichte gleichsetzt, ohne zu bedenken, daß dieser Gefühlswert durch ganz andere Umstände — und vielfach nur durch Mode — bestimmt sein kann. Schon der Umstand, daß die unbewußte Metapher sehr häufig aus der bewußten hervorgegangen und erst durch Nachahmung unbewußt geworden ist und die an einem Wort haftenden Gefühlswerte von anderen Zeiten nicht mehr empfunden werden, zeigt das rein Relative und Zufällige des mit einem Wort jeweilig verbundenen Gefühlstons. Der gegenwärtige Stimmungswert eines Wortes erscheint von seiner geschichtlichen Bedeutungsentwicklung völlig unabhängig; es ließe sich nicht nur denken, sondern beweisen, daß der bloße Klang eines Wortes in dem Maß, wie er als edel und ansprechend empfunden wird, zuweilen wohl auch das Befremdliche, Geheimnisvolle eines Wortes, das noch heute der Etymologie trotzt, oder das direkte Mißverstehen (wie in „Windsbraut") das ersetzen muß, was von Mauthner als Erbstück der geschichtlichen Entwicklung aufgefaßt wird (man vergleiche als klanggenehm, aber nach Bedeutung unedel Wörter wie das fremde „Sarkophag" und über das dichterische Gebiet hinaus weibliche Vornamen wie Cäcilie, Familiennamen wie Robrian und manche Ortsnamen: wie umgekehrt inhaltsschöne Namen — man denke beispielsweise an Göckel, Itzehoe, Hundstall — durch den Lautgang, den sie nahmen, ungemein verlieren konnten). Gefühlswerte eines Wortes schafft, wie Mauthner selber zu sagen weiß, der führende Geist, der Dichter; das ungewohnt Metaphorische mag vielleicht zunächst abstoßend wirken, es dringt dann allmählich erobernd vor, wird, nachdem

es seinen Stimmungswert gesichert hat, nur allzu oft nachgetreten und büßt schließlich seinen für dichterische Verwendung geeigneten Gehalt völlig und mitunter bis zur Lachhaftigkeit ein.

Das Wachsen der Sprache durch Bedeutungsübertragung, das ewige Umschreiben und Bildlichreden läßt nun Mauthner die künstlerische Kraft und zugleich die logische Schwäche der Sprache sein. Der Dichter braucht weniger scharf umrissene Begriffe, als es das wissenschaftliche Erkennen verlangt. Er wirkt durch den Stimmungsgehalt seiner Worte; schon durch das erste Wort vermag er die gewünschte Stimmung anzuschlagen. Sie bildet den Grundton und muß bei der Enge des menschlichen Bewußtseins, die höchstens zwei oder drei Worte im geistigen Blickfeld sein läßt und nur notdürftig über einige hervorspringendere Punkte hin sich einen Zusammenhang schafft, als Hauptsache gelten. Und wie der Dichter in dieser Hinsicht der Wissenschaft gegenüber im Vorteil ist, so auch dadurch, daß er durch die Unfestigkeit des Wortinhalts dem Leser keinen Zwang auferlegt und ihm die Möglichkeit subjektiven, der eigenen Individualität angepaßten Auffassens von vornherein zugesteht.

Anders in der wissenschaftlichen Untersuchung, wo dem geistigen Behagen kein Zugeständnis gemacht wird, wo nichts Stimmung ist und überdies nichts ein sinnfälliger Vorgang. Wirkliche Anschauung gewährt schon die Dichtersprache nicht, auch wo sie das scheinbar Sagbarste mit den Mitteln der von der Entwicklung getrübten Sprache auszudrücken sich bemüht. Trotzdem aber oder gerade weil nicht einmal die Worte der Poesie sichere Anschauung zu bieten vermögen, erscheint die Sprache als gutes und sogar bestes Werkzeug der Kunst, während sie für die Erkenntnis ein völlig versagendes Werkzeug bleiben muß. Als Gesellschaftsprodukt, ihrem Wesen nach Verständigungsmittel, wird sie sich niemals über diesen ihren Ursprung erheben können; sie vermag in fortschreitenden Bildern bis zur Höhe eines künstlerischen Mittels zu wachsen, als Erkenntnismittel aber muß sie stets unfruchtbar sein, immer nur bereit, das Wirkliche gesellig zu beschwatzen. Sie ist gut genug, Hunger, Liebe und Eitelkeit zu befriedigen; sie leistet schon ihr Höchstes, wenn sie die Wirklichkeitswelt klassifiziert, anstatt sie zu begreifen. Sie kann schon deswegen kein Erkenntnismittel sein, weil sie unvermögend ist, den Begriffsinhalt der Worte im Zusammenhang festzuhalten, und sie ist völlig an unsere Zufallssinne gebunden, die die unfaßbare Wirklichkeit nur im Zufallsbild erfassen.

Die auf Lessing zurückführende Gewißheit, daß unsere Sinne Zufallssinne sind, wie der neugeschaffene Ausdruck bei Mauthner heißt, bildet in seiner Darlegung des Unwerts der Sprache ein wichtiges Glied, ja die eigentlichste Voraussetzung. Die vorgebrachten Beweise für die Un=

zulänglichkeit der menschlichen Sinne — wozu auch die Unvorstellbarkeit der vierten Dimension gehört — ließen sich mehren. Seine meist überzeugenden Ausführungen stellen sich der naiven Annahme entgegen, daß auf der einen Seite die Welt sei, auf der andern der Mensch mit den Organen für sämtliche Erscheinungen der Welt. Die unendliche Menge der Wirklichkeitsbewegungen — denn als Atombewegung faßt die neuere Naturwissenschaft die Wirklichkeit auf — gelangt nur durch die schmalen Tore unserer Zufallssinne zu uns, und alles muß draußen bleiben, was keinen Weg zu diesen Toren hat. Mit Hilfe unserer fünf oder sechs Zufallssinne (der Temperatursinn wäre von dem Tastsinn abzulösen) haben wir uns in unserer Umgebung orientiert, und zwar will Mauthner — was freilich in dieser schroffen Einseitigkeit eine bedenkliche Annahme scheint, da sie die Grenzen der jeweiligen Entwicklungsfähigkeit unberücksichtigt läßt — in dem Entwicklungsgang der Organismen die Aufmerksamkeit oder das Interesse als Grund und Maß dieser Erscheinung gelten lassen, das interessierende Moment aber in der Bequemlichkeit des Wiedererkennens suchen. Diese Annahme soll begreiflich machen, wie im unendlichen Lauf der organischen Entwicklung die tierischen Organismen bis zum Menschen hinauf aus dem Chaos der Weltvibrationen eine klassifizierende Auswahl trafen. Bei dem Menschen sind die der Außenwelt gegenüber zur Verfügung stehenden Sinne höchst unvollkommen. Tast- und Wärmegefühl sind wenig differenziert, nicht besser ist es um den Geschmack bestellt; die geringe Entwicklung des Geruchs lehrt schon der Vergleich mit dem Riechen des Hundes, und die Mangelhaftigkeit von Gehör und Farbenempfindung, die uns Töne unter $16^1/_2$ und über $16^1/_2$ tausend Schwingungen nicht wahrnehmbar macht und beim Prisma die Ultrafarben nicht auf den Gesichtssinn wirken läßt, ist experimentell nachzuweisen. Nur den kleinen Ausschnitt seiner Zufallssinne besitzt der Mensch, und diesen winzigen Ausschnitt von ein paar armseligen Zufallssinnen nennt er seine Welt. Als Zufall erscheint es, daß bestimmte Schwingungen gerade als sichtbare, hörbare oder fühlbare Wirkungen empfunden wurden; einem relativen Zufall ist es zuzuschreiben, daß wir die makroskopischen und mikroskopischen Bewegungen der Wirklichkeitswelt gerade als Farben und Töne und nicht als Elektrizitätsgrade und Chemismen empfinden. Wenn aber in der Wirklichkeitswelt Kräfte wirken, die niemals Sinneseindrücke bei uns hervorrufen können, so kann auch unser Denken niemals auch nur zu einem ähnlichen Bild der Wirklichkeitswelt gelangen, und unsere aus den Erinnerungen dieser Zufallssinne entstandene Sprache, durch metaphorische Eroberungen auf alles Erkennbare ausgedehnt, vermag dann niemals Anschauung der Wirklichkeit zu geben. Unser Weltbild muß als ein Ergebnis der Zufallssinne

immer subjektiv bleiben, subjektiv aber auch deshalb, weil die anerkannt subjektiven Gefühlstöne der Empfindungen bei allen Assoziationen mitklingen, aus denen sich unser Denken und Sprechen zusammensetzt.

Denken und Sprechen: beides ist das Ergebnis der Zufallssinne, und wir können überdies nur denken, was unsere Zufallssprache will. Das Denken ist an das Wort als das einzige Merkzeichen aller Erinnerungen unlöslich gebunden, das Wort wird zur Ursache aller Gedankenverbindungen. Denken und Sprechen erscheinen geradezu identisch. Für Mauthner ist es vielleicht das Wichtigste, diese Gleichzeitigkeit von Denken und Sprechen aufzudecken und glaubhaft zu machen. Wie es keine abstrakte Sprache geben kann, wie schließlich nur die augenblickliche Bewegung des Sprechorgans wirklich ist, so gibt es in der Wirklichkeit kein abstraktes, kein objektiv über dem Einzelgehirn schwebendes Denken, kein Denken ohne Worte. Ein Denken über dem Sprechen kann es so wenig geben wie Ideen über die Dinge hinaus, wie eine Lebenskraft über dem Lebendigen, eine Wärme über der Wärmeempfindung, eine Hundheit über den Hunden. Die Vorstellung, daß die Sprache eine Schöpfung der Vernunft, also jünger als diese sei, ist ein eingewurzelter Aberglaube, ein Ausfluß der Ideenlehre und eines überlebten Realismus. Aber nur mißverstehende Hyperkritik konnte auf Grund der mit der Unfertigkeit von Worten und Begriffen nicht rechnenden Beobachtung, daß neue Erkenntuisse sich jedesmal an den alten Worten emporranken, das Verhältnis so umkehren, als ob die Sprache das zeitlich vorangehende und Denken das folgende sei, daß also das Wort früher sei als der Begriff. Der Annahme, daß Denken und Sprechen zusammenfallen, scheint freilich die Tatsache im Wege zu stehen, daß wir fast alle Empfindungen und sehr viele Wahrnehmungen ohne Hilfe der Sprache haben; begreift man unter Denken jedoch nur diejenigen Gehirnprozesse, bei denen sich Empfindungen und Wahrnehmungen mit Vorstellungen assoziieren oder Vorstellungen untereinander, so kann von einem Denken ohne Sprache nicht die Rede sein. Nur das Aufnehmen der Sinneseindrücke, die eine Sache des nach außen projizierenden intuitiven Verstandes ist, verläuft sprachlos, wo dagegen die Vernunft als vorstellend und begriffbildend tätig ist, ist Denken unmittelbar an das Wort geknüpft: wie auch das uranfängliche Sprechen nur ein Sammeln von Eindrücken und ein Einüben der Gedächtnisbahn voraussetzt, nicht aber den fertigen Begriff, der erst mit dem Wort entstand. Mit Einwänden, die aus dem falschen Ausdeuten der außermenschlichen organischen Welt, von der Erlernung fremder Sprachen oder aus dem Gebiet des Pathologischen hergeholt sind, weiß Mauthner sich abzufinden: das Tier, dessen erworbenes, sprachliches Gedächtnis im Vergleich zu seinem ererbten

orientierenden Gedächtnis äußerst gering ist, denkt in dieser seiner engbegrenzten Begriffssprache, das Erlernen eines fremden Idioms hat, bis die Tätigkeit automatisch wird, das Umdenken von der einen in die andere Sprache zur Voraussetzung, der Taubstumme hat die bequeme Lautsprache durch eine andere ersetzt. Ebensowenig kommt für Mauthner der Einwand in Betracht, daß der gleiche Gedanke sich verschiedenartig ausdrücken lasse. Daß beim Schwanken in der Wortwahl am Ende das als das passendste empfundene Wort gewählt werde, lasse erkennen, daß erst dieses den nur halbbewußt vorschwebenden Gedanken treffe, ihm also erst eigentlich zum Dasein verhelfe, und ähnliches zeige die bekannte Erscheinung mangelnder Wortbereitschaft. Anderseits wird zum Beweis der Identität von Denken und Sprechen auf die Erscheinung hingewiesen, daß dem Denken eine durch Tasten nachweisbare Artikulation im Kehlkopf parallel geht und daß bei abnehmender Energie des Denkens die Selbstbeobachtung immer noch die Innervation der Sprechorgane spürt. Immerhin muß Mauthner bei der Gleichsetzung von Denken und Sprechen zugeben, daß beide Begriffe sich nicht vollständig decken, daß sie die gleiche Sache von zwei nicht ganz identischen Standpunkten aus darstellen, daß Denken als die am Faden der Sprache aufgereihte Erinnerung der engere Begriff sein muß, Sprache dagegen als Denken mit Hinzutritt der Lautzeichen den umfassenderen Begriff bildet. Einen Schluß auf wortarme Zeiten und wortarme Völker zieht Mauthner nicht, vielleicht weil der Rückschluß auf geringeres geistiges Vermögen zu nahe lag; doch hätte umgekehrt der Nachweis, daß bei einem Volk die größere Fülle des Sprachschatzes die anderwärts nur durch subjektives Hinzutun zu erreichende Fähigkeit größerer Gedankennuancierung ohne weiteres in sich schließt, in Mauthners Ausführung gewiß eine interessante Beleuchtung gewinnen können. Sind Denken und Sprechen in der Hauptsache gleichzusetzen, so ergibt sich für Mauthner die traurige Wahrheit, daß wir nur denken können, was die Sprache gestattet, was die Sprache und ihr individueller Gebrauch uns denken läßt. Wie schon Sextus Empirikus mit seinem „tantum scimus, quantum memoria tenemus" aussagt: der menschliche Geist hat keine dogmatischen Zeichen, mit denen Unbekanntes zu erklären wäre; unser Denken, wie wir es in der Sprache ererbt haben, ist nur das bißchen Erinnerung an das bißchen Wahrnehmung der Menschheit, und Erinnerung und Wahrnehmung war von Urzeiten bis heute von unserm armen, kleinen Interesse, von unseren Wünschen gelenkt. Die Zeichen der Erinnerung sind unsere arme, kleine Sprache, die also zur Förderung der Erkenntnis nichts beitragen kann. Es ist im menschlichen Verstand oder in der Sprache nichts, was nicht vorher in den Sinnen war, und die Sinne blicken nicht nach innen: es

gibt nichts in der Sprache, was nicht aus Beobachtungen der Körperwelt entstanden wäre. Alles Denken und Sprechen, alles Bewußtsein geht nur auf das aus der Summe des Beobachteten sich zusammensetzende Gedächtnis zurück, dem es obendrein wesentlich ist, den Unterschied von Gleichheit und Ähnlichkeit zu übersehen und durch Gleichsetzung von Ungleichem Fehler zu machen. Schon darum wird unsere Gedankenwelt niemals der Wirklichkeitswelt entsprechen können. Dazu kommt, daß die Sprache der Entwicklung der in steter Veränderung begriffenen Welt immer nachhinkt und daß der Sprachschatz oder der Menschengeist, während er sich entwickelt, zugleich Objekt und Subjekt des Erkennens sein soll. Wäre das Objekt allein veränderlich, so könnte schon die Erkenntnis niemals ein geschlossenes System werden, und es wird vollends unmöglich, wenn dieser nämliche Menschengeist oder Sprachschatz zugleich Subjekt der Erkenntnis sein muß.

Ob freilich ein Fortschreiten des menschlichen Erkennens im Bann der Sprache nicht doch möglich ist, ein jeweils geringes Darüberhinaus, das im Lauf der Zeiten sich immerhin summieren könnte, wenn es auch in seiner gesteigerten Form für die Welterkenntnis unzureichend bleibt, ist eine sich immer wieder aufdrängende Frage, und einzelne Stellen in Mauthners Werk scheinen sogar diese Annahme zu begünstigen. Schon das Wirken der Metapher schafft vielfach höhere Vorstellungswerte, indem sie das Wort erweitert und bereichert. Sie führt dem Wort einen ihm vorher fremden Vorstellungsinhalt zu, der häufig mit der Richtigstellung und Erweiterung objektiver Kenntnisse zusammenhängen mag, mindestens ebenso oft aber aus sich selbst heraus oder durch Assoziation wächst. Wahr scheint, daß jede Metapher, mag sich die Bedeutung eines Wortes noch so fein zugespitzt haben, immer auf etwas Gegenständliches zurückführt, also im Grund nur die Erinnerung an Dingliches enthält, und doch ließe sich bei der unbegrenzten Veränderlichkeit der Wortbedeutungen und ihrer Anpassung an die gegebene Sprachform gar wohl annehmen, daß die reicher gewordene Vorstellung und das gegenseitige Abwägen neuer Wortinhalte, das höhere geistige oder sprachliche Kombinieren, zu einer begrifflichen Verfeinerung führen könnte, und es wäre zuzugeben, daß der Begriff doch nicht so eng an das Wort gebunden ist und ihn nur mit lockerer Fessel umspielt. Es gäbe also in der Erweiterung der Begriffe doch etwas, was einem Hinausgehen über die Sprache ähnlich sieht. Und Mauthner bemerkt selbst, daß es den großen Denker kennzeichne, einen neuen Begriff zu differenzieren, und daß noch heute im schöpferischen Kopf des genialen Menschen durch neue Ideenassoziationen neue Begriffe entstehen oder daß Erinnerungen selbständig wuchern und gewissermaßen neue Bilder erzeugen. Die Tätigkeit des

schöpferischen Genies mag freilich bei weitem nicht ausreichen, der Erkenntnis der Wirklichkeitswelt auch nur um einen Schritt näher zu kommen; und wäre es der Fall, so acceptieren wir gern Mauthners trostlose Gewißheit, daß der Entwicklung der Menschheit natürliche Grenzen gesetzt sind: ein stetes, nur verhältnismäßig weniges als Erbe übernehmendes Vornanfangen im Leben des einzelnen und im Kulturdasein: durch die naturgesetzliche Vernichtung des Einzelindividuums und die mit gleicher Naturnotwendigkeit sich periodisch wiederholende Vernichtung des Kulturlebens durch das Heranrücken der Weltwinter: jener Eiszeiten, die von aller geistigen Errungenschaft kaum etwas in einen wiederkehrenden Weltfrühling hinüberretten lassen.

Durch äußere und durch innere Beschränkung des Individuums sind der menschlichen Erkenntnis Grenzen gesetzt. Die Sprache — das ist die wiederholt vorgekehrte These — ist ein Produkt der Zufallssinne, das sich zusammensetzt aus der Zahl der von Urzeiten her gemachten Beobachtungen. Sie ist unvermögend, Erkenntnis zu wecken und nach innen blicken zu lassen. In dem Umstand, daß unsere Sinnesorgane sich nicht nach innen wenden lassen, daß wir kein Sinneswerkzeug für seelische Vorgänge haben, ist für Mauthner die Unmöglichkeit der Psychologie enthalten. Mit den Mitteln der Sprache ist ihr nicht beizukommen. Die Sprache ist zur Erklärung und zum Verstehen der inneren Funktionen völlig außerstande; sie weiß nichts, als den mechanischen Apparat zu deuten, die Bewegungen in Sprachmuskeln, Nerven und Gehirn zu beschreiben: Dinge, die rein physiologischer Art sind. Den Übergang von der Mechanik des Gehirns zu der entsprechenden Tatsache des Bewußtseins bezeichnet bereits Tyndall als unvorstellbar. Und wie nach Mauthner mit den Mitteln der Sprache keine Psychologie erzielt werden kann, wie selbst die Losreißung von der Sprache, die Befreiung vom Wortaberglauben, der so ziemlich an allen hergekommenen Begriffen haftet, nicht weiterführt, so können uns Logik und Grammatik nichts verraten, was wir nicht bereits wissen. Wir lesen aus den Sprachformen immer nur den Sinn heraus, den wir nach dem Maß unserer Kenntnis der Dinge hineingelegt haben, und Denken und Sprechen erscheint der überall gleichen Wirklichkeitswelt gegenüber in jedem Individuum verschieden. Redeteile, Satzteile, syntaktische Feinheiten, der ganze Periodenbau einer Sprache sind ererbte Volksgewohnheiten, die mit dem Schein der Objektivität nur Subjektives auszudrücken gestatten. Die Form, ob substantivisch, ob verbal oder in einer andern der hergebrachten Kategorien, leistet für die Welterkenntnis nicht das mindeste. Die grammatischen Kategorien sind nur das Register des Weltkatalogs, den die Sprache zu erreichen strebt: gewissermaßen das Alphabet, nach welchem der Mensch den Realkatalog der

Welt nach seinem Interesse ordnet. Es wäre zu unphilosophisch, an die Objektivität dieses Alphabets zu glauben. Die traditionellen Redeteile haben nirgends feste Grenzen, und die einzelnen Sprachverbände gehen im Sprachbau so weit auseinander, daß ganze Kategorien fehlen oder im Ausdruck des gleichen Gedankens die Kategorien sich nicht entsprechen. Zudem stehen die Kategorien unserer Sprache im Widerspruch mit unserer gegenwärtigen Weltkenntnis. Die Einteilung ist rein äußerlich-formal. „Rot" hört nicht auf, eine Eigenschaft zu sein, wenn wir das Dingwort „die Röte" daraus machen, und die Eigenschaft wird für den Bekenner der Wellentheorie eine Bewegung oder ein Verbum. „Es blitzt" behält seinen verbalen Wert, wenn wir es sprachlich in das Dingwort „das Blitzen" oder „ein Blitz" verwandeln. Die Einsicht in den Sprachbau lehrt für die Urverhältnisse, daß der erste Menschenlaut weder ein Nomen noch ein Verbum noch ein Adjektiv, sondern schon eine Absicht war: der Wunsch, einem andern etwas zu suggerieren. Die Kategorien sind nichts über den Sprachen Stehendes, nichts von einer höheren Vernunft Gegebenes. Daß wir für Merkmale der Objekte, für die sogenannten Eigenschaften, einen besonderen Redeteil entwickelt haben, ist zufällig; es gibt Sprachen, in denen diese Merkmale, die wir für logisch notwendig halten, anders ausgedrückt werden. Ebenso ist das Verhältnis zwischen Subjekt und Prädikat, das uns als Grundlage alles Denkens gilt, nur ein Produkt der Sprache. Es ist durchaus irrig, den durch die beschränkteste Sprachbetrachtung gewonnenen Kategorien logische Notwendigkeit zuzuschreiben, und diese Einsicht wird von Mauthner dahin ausgedehnt, das Vorhandensein einer alle Sprachen und Menschengehirne gemeinsam bindenden Logik zu leugnen und jeder Sprache ihre besondere, in der Sprache drinsteckende Logik zuzuweisen; von einer Gemeinsamkeit der Logik kann für ihn nur da die Rede sein, wo die Worte verschiedener Sprachen Zeichen für die gleichen Vorstellungen sind. Indem Mauthner Grammatik und Logik als historisch geworden ansieht und die Logik als die allgemeine Gesetzmäßigkeit des menschlichen Denkens oder der Sprache preisgibt, läuft er den Vernichtungssturm gegen das logische Gebäude: vorbereitend zunächst und im ersten Anhub, während die Stärke der Tat dem noch ausstehenden dritten Band seines Werkes vorbehalten bleibt. Aber er hat uns Richtung und Absicht gezeigt, und wenn er die von der Sprachentwicklung unbewußt in Stoff und Form hineingetragenen Gleichmäßigkeiten hinterher zur Norm des bewußten Denkens erhoben sieht und wenn er daneben aus allen Begriffen, Urteilen und Schlüssen nur unfruchtbare Tautologien heraushört, so spürt man schon den schonungslosen Wagemut und fragt betroffen, was von dem stolzen Bau der Logik wohl überhaupt noch übrig bleiben soll.

Wie die Sprache so hat sich für Mauthner auch die von ihrer außersprachlichen Höhe herabgerissene und in die Sprache, d. h. die Einzelsprachen hineinverlegte Logik als wertlos für das menschliche Erkennen erwiesen, und der Sprache bleibt nur der ärmlichste und zweifelhafteste Dienst: bestenfalls noch das subjektive Mitteilen subjektiven Dafürhaltens und als höchste Höhe das aus Subjektivem und Unfestem großgewordene, am Gefühlsanstoß und der Menschlichkeit der Vorstellungen sich genügen lassende dichterische Gestalten, sonst nur die Suggestion des eigenen Wunsches, die Befriedigung der Begierden und das müßige, seichte Geschwätz, das nicht einmal zu gegenseitigem Verstehen führt, da verschiedene Menschen nie mit dem gleichen Wort die gleiche Vorstellung verbinden. Die Sprache ist für Mauthner der gegenseitige Sporn und die gegenseitige Geißel, das konventionelle Zwangsmittel, das der hohlen und brutalen Wortgewalt blind zu gehorchen verlangt, das Sündenregister der Menschheit, Machtgebot und gefügiges Werkzeug für das Befriedigen niedriger Triebe und der Wegweiser zum Laster. „Die Sprache", heißt es (I 81 flg.), „ist die Peitsche, mit der die Menschen sich gegenseitig zur Arbeit peitschen: jeder Fronvogt und jeder Fronknecht. Wer die Peitsche nicht führen und unter ihren Hieben nicht schreien will, der heißt ein stummer Hund und Verbrecher und wird beiseite geschafft. Die Sprache ist der endlose und endlos wachsende Kurszettel der Menschenbörse, auf dem die Werte aller Schuldtitel menschlicher Ruchlosigkeit abgeschätzt und gehandelt werden. Die Sprache ist der Ziehhund, der die große Trommel in der Musikbande des Menschenheeres zieht. Die Sprache ist der Hundsaffe, der Prostituierte, der mißbraucht wird für die drei großen Begierden des Menschen, der sich brüllend vor den Pflug spannt als Arbeiter für den Hunger, der sich und seine Familie verkauft als Kuppler für die Liebe, und der sich in all seiner Scheußlichkeit verhöhnen läßt als Folie für die Eitelkeit und der schließlich noch der Luxusbegierde dient und als Zirkusaffe seine Sprünge macht, damit der Affe einen Apfel kriege und eine Kußhand und damit er selbst Künstler heiße. Die Sprache ist die große Lehrmeisterin zum Laster. Die Sprache hat die Menschheit emporgeführt bis zu der Galgenhöhe von Babylon, Paris, London und Berlin, die Sprache ist die Teufelin, die der Menschheit das Herz genommen hat und Früchte vom Baum der Erkenntnis dafür versprochen. Das Herz hat die Sprache gefressen wie eine Krebskrankheit; aber statt der Erkenntnis hat sie dem Menschen nichts geschenkt als Worte zu den Dingen, Etiketten zu leeren Flaschen, schallende Backpfeifen als Antwort auf die ewige Klage, wie andere Lehrer andere Kinder durch Schlagen zum Schweigen bringen. Erkenntnis haben die Gespenster aus dem Paradies der Menschheit versprochen, als sie die Sprache lehrten.

Die Sprache hat die Menschheit aus dem Paradies vertrieben. Hätte die Menschheit aber die Sprache lieber den Affen oder den Läusen geschenkt, so hätten die Affen oder die Läuse daran zu tragen, und wir wären nicht allein krank, vergiftet, entwurzelt in der ungeheuren sprachlosen Natur. Wir wären dann Tiere, wie wir es hochmütig nennen in unserer protzigen Menschensprache, oder wir wären Götter, wie wir es empfinden, wenn ein Blitz uns verstummen macht oder sonst ein Wunder der sprachlosen Natur."

Was bedeutet nach diesem Verzweiflungsschrei noch die kleine Frage nach dem Ursprung menschlicher Rede? Und doch ist sie, tief genug gefaßt, das größte Problem, bei dessen Lösungsversuch aber dem forschenden Menschen, wie weit er auch vordringen mag, in letzter Instanz stets das vernichtende „Ignorabis" als Hohngruß geboten wird. Geht man nur bis zur Grenze des Vorstellbaren, aber nichtsdestoweniger völlig Hypothetischen, wagt man sich über die riesige Kluft hinüber, die das Letzterreichbare der Sprache von ihrem Anfang trennt, so hat man die das Nichtwissen in sich enthaltende genügsame Erklärung, die Sprache sei den Menschen angeboren, nur insoweit zu kennzeichnen, als sie unerklärt läßt, wo zwischen der angeborenen Sprechanlage und der Ausübung des Sprechens der Grenzpunkt zu setzen ist, und also die Frage nach dem Anfang des Ausübens noch gar nicht beantwortet. Mauthner, dem die alltägliche Not, der Kampf ums Dasein als Anstoß zur Sprache gilt und dem die Sprache zu einer biologischen Notwendigkeit wird, erklärt diesen ihren Ursprung durch den Begriff der Entwicklung, durch die von der Naturwissenschaft geforderte Annahme, daß die Sprache sich nach Art der organischen Welt entwickelt habe. Dabei geht die Entwicklung des Sprechorgans und der Sprache Hand in Hand; es handelt sich bei der Entstehung der Sprache nicht um die Anwendung eines gebrauchsfertigen Werkzeugs, sondern um die Erfindung des Gebrauchs zusammen mit der Erzeugung des Werkzeugs. Das Sprechorgan konnte zunächst nur äußerst unvollkommen sein. Wir wissen natürlich nichts über die Sprachlaute einer uralten Zeit und über deren Artikulation; doch wäre es völlig verkehrt, nur die historisch entwickelten Sprachlaute als artikuliert anzusehen und etwa dem Seufzer oder dem Laut des Abscheus, die den artikulierten Lauten „ach" und „pfui" zugrunde liegen und sie in der erregten Sprache noch heute ersetzen, deswegen Artikulation abzusprechen, weil sie zu unserer sonstigen Artikulationsgewohnheit nicht stimmen. Artikuliert, d.h. durch eine bestimmte Stellung und Tätigkeit der Sprechorgane hervorgebracht, ist schließlich jeder, selbst der tierische Laut, und nur allmähliche Entwicklung konnte zu der Artikulation der jüngeren Sprachzeit führen. Ihrem Wesen nach konnte die Sprache nur ein Produkt

zwischen den Menschen sein: ein Mitteilungsmittel, ein Gebrauchsgegenstand, nie etwas für sich allein Bestehendes. Die Gewißheit, daß jede Sprache nur Individualsprache sein kann, etwas in dieser Form nur dem betreffenden Individuum Eigentümliches und nicht einmal dies, da das Sprechorgan nie genau die gleichen Laute hervorbringt, schließt nach dem wirkenden Gesetz der Assoziierung des Ähnlichen die notwendige Annahme nicht aus, daß bereits die erste und älteste unförmliche Äußerung eines urzeitlichen Individuums nicht Eigensprache, sondern etwas zwischen einem sprechenden und hörenden Menschen war und gleichzeitig das Bestreben, das Denken und Wollen des andern Menschen nach dem eigenen Interesse zu lenken, ihm also die eigene Vorstellung oder den eigenen Wunsch zu suggerieren. Verständigen konnten sich die Menschen ganz sicher nur über das, was im Bereich ihrer Augen war. Die Sprache war in den Urzeiten gewiß noch ausschließlich deiktisch: der bloße Hinweis, ein Deuten; und wo der Laut hinzukam, war dieser doch nur aus der Situation heraus verständlich. Sehr lange mögen dann die Worte den Gebärden zu Hilfe gekommen sein, bis sich das Verhältnis umkehrte und die Gesten das Wort unterstützten. Erst der komplizierte Verkehr unter den Menschen und vollends die von ihm geschaffene Schriftsprache löste das Wort von den anschaulichen Begleitumständen und mehr und mehr von seiner Betonung los: an die Stelle des einwörtigen Satzes, der als Ausruf und Aufforderung noch heute besteht, mußte mehr als Luxuserzeugnis der mehrwörtige treten. Zusammenfassende Begriffe konnte es in der Urzeit der Sprache zunächst nicht geben; erst Apperzeption und Assimilierung ließ allmählich die jeweiligen Eigennamen, d. h. die durch zusammenhanglose Beobachtung gewonnenen Individualbegriffe zu Gattungsbegriffen werden. Daß die Sprache sich gerade als Lautsprache und nicht als Gebärdensprache entwickelte, wird schon von Marty („Über den Ursprung der Sprache") richtig so gedeutet, daß sonst die Hand das aktive und das Auge das passive Werkzeug hätte sein müssen, der Mensch aber die Hand zum Kampf gegen die Welt und das Auge zur Orientierung in der Welt nötig hatte. Dazu mußte die Sprache nach einer der wichtigsten Seiten hin Arbeitsunterstützung sein; wie unbequem aber und geradezu unmöglich eine Gebärdensprache unter Umständen hätte sein müssen, macht Mauthner an der Lage zweier Urmenschen, die einen Baum fällen wollten, verständlich. Sodann wäre die Gebärdensprache bei Dunkelheit unmöglich und mit zunehmender Entfernung immer wertloser gewesen, aber auch bei mäßigem Abstand hätte das Gespräch mit einem stimmlichen Anruf beginnen müssen, und schon darin wäre der Anfang zu der viel bequemeren Lautsprache enthalten gewesen. Für den Ursprung der Sprachlaute kann das Sprechen des Kindes eine Parallele

abgeben, wie überhaupt die Entwicklung des Individuums den Entwicklungsprozeß der Menschheit in unendlich verkürzter Form wiederholt. Wie das Kind mit dem Sprechorgan Zufallslaute hervorbringt und aus sich heraus eine Zufallssprache schafft — wenn in dem Zufall nicht vielmehr individuelle und physiologische Notwendigkeit zu suchen ist —, so muß sich die Ursprache der Menschheit innerhalb der Zufallslaute des Säuglings bewegt haben. Wenn beim Kind in der Sprechartikulation mitunter mimisches Bemühen erkennbar ist, das ihm beispielsweise mit der saugenden Lippenbewegung den auf Milch gerichteten Wunsch in Erfüllung gehen läßt, so mag diese nachahmende Sprechtätigkeit schon in der Ursprache wirksam gewesen sein; ebenso zu geringem Teil die Schallnachahmung, die erst mit der Zeit den Schall so umartikulierte, daß die heutige Onomatopöie nur als Stilisierung des Originallauts anzusehen ist. Doch könnte weder die Schalltheorie noch die in ihrer gröberen Auffassung ihr verwandte Interjektionstheorie noch auch die bestechendere Reflextheorie, die die Sinneswahrnehmungen von Reflexlauten (als die freilich nur die Gefühle der Verwunderung, der Freude und des Schmerzes in Betracht kommen könnten) begleitet sein läßt, auf Richtigkeit im einzelnen oder Ausschließlichkeit Anspruch machen. Neben anderm räumt Mauthner auch der Auffassung der Sprache als alter Werbungslaute eine Möglichkeit ein. Die Frage, ob alle Menschensprachen der Erde von einer einzigen Ursprache abstammen, wird für Mauthner bedeutungslos, weil überhaupt nur wenig Zufallslaute an den Anfang zu stehen kommen, so daß selbst bei der Annahme eines uranfänglich einheitlichen Beginns die Zufallsdifferenzen schon in allerfrühester Zeit eintreten mußten.

Mögen Mauthners Darlegungen über die Anfänge der Sprache im einzelnen viel für sich haben: problematisch bleiben sie immer, und es gibt auch für ihren Sprecher einen nach rückwärts liegenden Punkt, wo er einhalten muß. Und vermöchte der Mensch das Ursprungsproblem noch weiter zurückzuzwingen in noch frühere Zeiten organischen Lebens: einmal müßte er doch Halt machen — Halt vor dem ewigen Rätsel. Der Ursprung der Sprache bleibt auch von Mauthner unerklärt und muß es bleiben; denn auch hier wird selbst das Genie nur bis zur Deutung äußerlich mechanischer Vorgänge, die nur der aufgeblasene Materialismus als Innenwesen verkauft, vorzudringen vermögen. Wie Sprache und Denken für Mauthner identisch sind und mit den Mitteln des Denkens die geistige Belebung der Materie nicht zu begreifen ist, so bleibt die Frage nach dem Ursprung der Sprache ebenso unbeantwortlich wie die gleichwertige Frage nach dem Ursprung der Vernunft. Was wir bei Mauthner beobachten, ist trotz seiner resignierten Erkenntnis nicht viel anderes als der ewig wiederholte Verzweiflungsmut, der mit aller Auf-

bietung geistigen Wollens, mit Einsetzung der besten Kraft und mit ewiger Selbsttäuschung in die geheimnisvolle, grundlose Tiefe zu steigen sucht, um schließlich kaum auf Spannenweite der Erkenntnis näher zu kommen. Mindestens möchte Mauthner die Aufgabe der Sprachwissenschaft vertiefen. Das ganze sprachphilologische Wissen scheint ihm oberflächlich: nur so weit reichend, wie die Wurzellänge eines Grashalms sich zum Erdhalbmesser verhält oder wie der Regenwurm vom Erdinnern weiß. Und leistet Mauthner wirklich mehr, wenn er durch lediglich probable Mittel jenseits alles Erreichbaren eine äußerliche Ursprungstheorie gewinnt, die die ihrer Grenzen achtende Sprachwissenschaft sich höchstens als zwanglose Exkursion ins Blaue gelegentlich in Feierstunden erlaubt? Bei den angefochtenen Sprachwurzeln, an deren objektive Gültigkeit übrigens auch der Sprachforscher keineswegs zu glauben braucht, macht das Forschen Halt: aus Ruhebedürfnis, wie Mauthner will. Seine Kritik will die Sprachwissenschaft aus ihrem Schlaf reißen, ihr die Illusion der Oase nehmen und sie weitertreiben auf dem heißen, mörderischen und vielleicht ziellosen Wüstenweg durch stumme, leblose Öde, wo nur die kranke Sehnsucht Früchte zu finden glaubt!

Sollen wir in der Volksschule ein ganzes Buch lesen?

Ein Vortrag.

Von **K. Strobel** in Berlin.

Zwei Quellen der Bildung sind es, die in einem Kulturvolk auf den Menschen bestimmend einwirken, einerseits das Leben, anderseits die Schule. Jenes wirkt unbeabsichtigt, ungeregelt, zufällig, durch Imponderabilien, die wir kaum ahnen, jedenfalls nicht in unserer Hand haben, diese durch planmäßige Ein- und Vorrichtungen, mit Absicht und Kenntnis der Bildungsmittel und ihrer Wirkungsweise. Jenes schafft ohne Zweck und Ziel, diese zu einem bestimmten Zweck auf ein gewolltes Ziel hin. Ich will jene Lebens-, diese Schulbildung nennen. Weil wir die Lebensbildung nicht in unserer Hand haben, sie kaum planmäßig bestimmen und ausbauen können, so halten wir nicht viel von ihr und unterschätzen sie leicht, während wir die Schulbildung, da wir ihre Art und Weise zu handhaben und ihr Ziel zu bestimmen wissen, leicht überschätzen. So wird jene vernachlässigt, diese überspannt; ein Ausgleich auf beiden Seiten würde die goldene Mitte hervorbringen. Nun hat

sich im Laufe der Zeiten die Schulbildung immer mehr von der Lebensbildung entfernt, und man kann sagen, daß je höher die Kultur eines Volkes in seiner Gesamtheit gestiegen ist, desto größer ist der Unterschied zwischen Schul- und Lebensbildung bei seinen einzelnen Mitgliedern geworden. Leben und Schule sind fast Gegensätze wie Natur und Kultur.

Anders ist es mit der Kunst; diese und Natur gehören zusammen; entfernt sich die Kunst vom Leben und der Natur, wird sie Karikatur und schafft Zerrbilder. Kunst ist die Ausdrucksfähigkeit unseres Empfindens in schönen Darstellungen, die sich wieder an unser Empfinden wenden, um genossen zu werden. Verkörpert wird die Kunst zwar in leblosen Kunstwerken, sie lebt aber und wirkt in den Seelen, die das Dargestellte genießend nachschaffen und nachempfinden; sie ist die Äußerung einer Seele zu einer andern und redet wie die Natur nur in eigener Sprache: in Form und Farbe. Ein Kunstwerk ist ein Teilstück der Welt, dem eine Persönlichkeit seinen Geist ein- und aufgeprägt hat; vom Verstande wird es nicht erfaßt, aber auf Gefühl und Phantasie übt es seine wunderbare Macht und Schönheit aus. Goethe sagt: „Ein Kunstwerk bleibt wie ein Naturwerk für unseren Verstand immer unerklärlich; es wird angeschaut, empfunden, wirkt, kann aber nicht eigentlich erkannt und mit Worten ausgedrückt werden."

Unsere heutige Schule, die höhere wie die niedere, ist nur eine den Verstand bildende Anstalt, die niedere fast noch mehr als die höhere. Diese Bildung wurde in dem 1887 erschienenen Buch Rembrandt als Erzieher klar gekennzeichnet. Die gesamte deutsche Bildung sei historisch gewandt, sie richte ihr Bemühen weniger darauf, neue Werte zu schaffen, als alte zu registrieren. Der Deutsche werde nur an einem Teil seines Wesens, nicht als ganzer gebildet. Die deutsche Schule gebe eine Bildung, die keinerlei Herzenstöne anschlage, sie sei deshalb tot. Unsere Bildung leide an Seelenlosigkeit; wir müßten wieder zur Natürlichkeit, Wirklichkeit und Naivetät, — zur heimischen Volksseele zurückkehren. Das Individuelle, der Familiencharakter, die Stammeseigentümlichkeit und Nationalität dürften nicht beiseite gesetzt werden und erst in zweiter Linie zur Geltung kommen. Die Bildung bloß des Verstandes schaffe kalte, berechnende, lieblose Menschen, die der Empfindungen und Gefühle warmes Leben, Herzensweichheit, Mitgefühl. So Rembrandt als Erzieher. Soll also unsere Bildung vollkommen und harmonisch sein, so muß sich zu der Verstandesbildung die Herzens- und Empfindungsbildung gesellen, d. h. die Wissenschaft muß durch die Kunst ergänzt, die Wissenschaftbildung durch die Kunstbildung vervollständigt werden.

In unseren Volksschulen ist bisher wenig in dieser Richtung geschehen; erst in neuerer Zeit fängt man an, auch hierauf sein Augenmerk

zu richten, und verlangt neben und mit der Ausbildung des Verstandes auch die des Gefühls und des Willens, d. h. man stellt der neuen Schule neben den alten Forderungen auch die der Erziehung zur Kunst durch die Kunst.

In den Rahmen dieser Bemühungen um die künstlerische Erziehung durch die Schule tritt auch die Pflege der Lektüre. Die Dichtung hat zwar längst Bürgerrecht in der Schule, auch der dürftigsten Volksschule, erlangt; allein vom künstlerischen Standpunkt aus und nach künstlerischen Gesichtspunkten ist sie wenig oder gar nicht behandelt worden. Schon die äußere Anordnung und Einteilung der Gedichte und Prosastücke in unseren Lesebüchern zeigt das auf den ersten Blick; z. B. Religiöses und sittliches Leben der Menschen, Freundschaft und Nächstenliebe, Staat und Gemeinde, Wirtschafts- und Erwerbsleben, Gesundheit und Krankheit usw. Also die reine Nützlichkeits- und Verstandesbildung. Die Lesebücher der höheren Schulen haben sich von dieser Geschmacksverirrung frei gehalten. Aus dieser Gesamtauffassung der Literatur zum Gebrauch in der Volksschule folgt dann auch nicht nur die Auswahl, sondern die Zerstückelung in recht viele kleine und mannigfaltige Brocken, so daß unser Volksschullesebuch, besonders das vielteilige, zu einem Konversationslexikon für Schule und Schüler geworden ist. Aus dieser Gesamtauffassung folgt dann auch gleicherweise die Behandlungsart aller dieser Lesestücke. Die Prämie darin gebührt der Herbartschen Schule mit ihrer Mechanik der fünf Formalstufen und ihrer Hinarbeitung alles Stoffes — auch wenn es bei den Haaren herbeigezogen werden muß — auf platte Gesinnung und banausische Anwendung. Dabei wird die Kunst erdrosselt und das künstlerische Gefühl getötet.

Unsere Volksschule ist bis jetzt nur ein Abklatsch der höheren Schule ohne fremde Sprachen gewesen. Sie hat ihre Blicke in bezug auf den Stoff immer dahin gerichtet und ist ihr in Neuerungen und Einführung neuen Stoffes immer blindlings nachgefolgt, recht oft ohne gehörige Vorprüfung und Abwägung; dabei wurde sie eine Literaturanstalt, die alles aus Büchern, nichts aus dem Leben, dem Volksleben besonders, schöpfte. Die Bildung der höheren Stände war maßgebend, war Leitstern und Ziel; die Volksbildung kaum geahnt, ihre Notwendigkeit, ihr Wert, ihr wahres Wesen wurde nicht beachtet, und so kam es, daß nicht sie Maß und Richtschnur der deutschen Durchschnittsbildung wurde, sondern die für die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst. Unsere Volksschulbildung ist so theoretisch-halbwissenschaftlich geworden mit fast gänzlicher Vernachlässigung des Volkstümlich-Praktischen, und das ist zu bedauern. Dabei ging ihr denn alles verloren, was das Volkstümliche poetisch und anheimelnd und die Volkskunst schön und genußreich machte, während die

höhere Schule wenigstens in der Kunst und Poesie der Antike einen wertvollen Ersatz hatte. Zu bedauern ist es da, daß, als einige Kollegen unseres Standes anfingen, unsere Volksschule auf eigene Füße zu stellen, wenigstens in Hinsicht auf das Praktische, die Masse davon nichts wissen wollte und rundweg Modellieren in den Knaben- und Hauswirtschaft in den Mädchenschulen ablehnte. Jetzt nun sucht wieder ein kleiner Teil der Volksschullehrerschaft die in der Volksschule bisher vernachlässigte Kunst dort einzuführen; werden ihre Bestrebungen ebenso wieder Abweisung, ja Verspottung erfahren? Eins an diesen Bestrebungen, das muß ich vorweg gestehen, gefällt mir nicht, das ist die Bevorzugung der großen Kunst und die Vernachlässigung der Volks- und Kleinkunst. Aber unterstützen müssen wir diese Bestrebung voll und ganz und ohne auf andere zu blicken. Und zu dieser Kunst in der Volksschule gehört auch, wie schon oben gesagt, die Lektüre.

Der Lesestoff in unseren Volksschulen ist auch bedauerlicherweise nach Stoffauswahl und Behandlungsart ganz nach den höheren Schulen eingerichtet, die Bedürfnisse des Volkes blieben ungekannt und unberücksichtigt. Was liest denn das Volk, d. h. das Volk, aus dem wir unsere Schulkinder empfangen und zu dem wir sie wieder erziehen sollen? Wenn es überhaupt liest, sind es wissenschaftliche, besonders naturwissenschaftliche und geographische Werke, Kunstwerke, d. h. Schönliteratur gar nicht; denn die Kolportageromane, die ja freilich in unheimlichen Massen geradezu verschlungen werden, wird niemand dazu rechnen. Und fragen wir uns, warum liest das Volk diese Sachen? so ist die Antwort darauf nicht schwer: einfach, weil es in der Schule dazu erzogen und nicht erzogen wurde; erzogen zu den naturwissenschaftlichen und geographischen Stoffen durch den theoretisch-halbwissenschaftlichen Unterricht, nicht erzogen durch die Vernachlässigung künstlerischer und vollständiger, ganzer Werke und ihrer künstlerischen Betrachtungsweise. Jene Stoffe versteht es teilweise, dafür ist den Kindern in der Schule etwas Interesse eingeflößt worden, diese sind ihm, wie jedem Menschen, Bedürfnis; da es aber als Kind in der Schule keine Unterweisung in der Auswahl, Abschätzung des Wertvollen und der Auffassung und des Genießens erhalten hat, liest es alles ohne Wahl, nur dem rohen, sinnlichen Genuß folgend und dem eigenen Trieb. Wenn es hier besser werden soll, muß die Schule da einsetzen.

Vor allem ist dann die theoretisch-halbwissenschaftliche Ausbildung einzuschränken und die praktisch-künstlerische mehr in den Vordergrund zu stellen. Unser modernes deutsches Volk der höheren Stände ist mit Wissenschaft übersättigt und lechzt nach anderem, höherem; das niedere Volk ahmt bekanntlich dem höheren nach und sucht in seiner Weise es

ihm gleich zu machen, wobei es immer um ein Lebensalter zurückbleibt. Sagen die höheren Stände Mama und Papa, so spricht das Kind des Volkes in der nächsten Generation sicher Mama und Papa. Nennen die höheren Stände ihre Kinder Else, Gertrud, Frida und Wilhelm, Hermann, Siegfried, so heißen die Kinder des Volkes in dem nächsten Menschenalter sicher ebenso. Huldigen die Gebildeten dem Materialismus und Pantheismus, so huldigt das Volk nach 25—30 Jahren gewiß der Kraft- und Stofflehre und der Gottlosigkeit, denn das ist ja gebildet. So ist es gekommen, daß das deutsche Volk den Glauben verloren hat, besonders den an sich selbst, und nun überall den deutschen Übermenschen sucht, ohne ihn zu finden, oder ihn posiert. Letzteres geschieht besonders bei unserer akademischen Jugend. Wehe uns, wenn erst das Volk so weit sein wird, um auch den Übermenschen zu markieren.

Und wie die Zeitströmung, so sind ihre Künstler, ist die Kunst. Ist die Zeit gut und groß und schön, ist es auch die Kunst. Glaubt sie an Ideale, tut es auch der Künstler und sucht sie auszuprägen in Worten, Formen, Farben und Tönen und wirft, wie Schiller sagt, seine verkörperten Träume schweigend hinaus in die unendliche Zeit. Die Kunst einer Zeit ist in der Tat die Verkörperung ihrer Ideale, und Schönheit ist nicht bloß, was gefällt, nicht bloß müheloses Genießen, sondern tiefinnerliche Befriedigung, höchstes Empfinden, hochsinniger Genuß. Und dazu sollen wir unsere Kinder erziehen, auch die des Volkes. Freilich ist das nicht leicht, und wir werden uns da noch mehr vor Verfrühung, Verstiegenheit oder Verflachung und Banausentum zu hüten haben als bei der Verstandesbildung, die wir bisher pflegten.

Und nun ist noch eins zu bedenken: Die Kunst ist nicht Stückwerk, Brockenarbeit, sondern sie bietet sich nur in ganzen, vollständigen Werken dar. Wollen wir also unsere Kinder zum vollen künstlerischen Genuß anleiten und erziehen, dann brauchen wir ganze, vollständige Werke, nicht Teile, nicht zerlegte und zerkleinerte Bissen; denn nur in einem ganzen Werk kommt das verkörperte Ideal zum Vorschein. In bezug auf die Lektüre brauchen wir da also vollständige, ganze Kunstwerke.

Hiermit glaube ich, die erste Frage, die ich mir gestellt hatte, beantwortet und begründet zu haben: Warum sollen wir in der Volksschule ein ganzes, vollständiges Kunstwerk lesen und behandeln, nicht bloß Teile davon, nicht bloß Brocken? Kurz zusammengefaßt lautet die Antwort: Weil in der Schule 1. neben der Verstandesbildung auch die Gemütsbildung, neben dem Schulwissen das Lebenswissen gepflegt werden muß; weil 2. die Wissenschaftbildung durch die Kunstbildung zu ergänzen ist, zumal Kunst und Natur sich gegenseitig bedingen; weil 3. jedem Menschen das Genießen der Kunstwerke Bedürfnis ist; weil

4. dies Genießen und Empfinden anerzogen werden muß; weil 5. viele Schundware vorhanden ist, die sich als Kunstwerk ausgibt, und der Mensch erst lernen muß, das Echte vom Surrogat, das Wahre vom Falschen, ja das Schöne vom Häßlichen zu unterscheiden, und weil 6. ein Kunstwerk nur ein ganzes, vollständiges Stück sein kann, kein Teil, keine Skizze.

Meine zweite Frage, die ich mir gestellt habe, lautet: Was und welche ganzen Werke sollen wir in der Volksschule lesen? Die Antwort hierauf ist wohl am schwierigsten. Am besten glaube ich hierbei die Lösung zu finden, wenn ich zuerst die Frage zu beantworten suche: Was sollen unsere Kinder und auch was soll unser Volk nicht lesen?

Von vornherein drängt sich da die Antwort auf: nicht das, was außerhalb des Gesichts- und Gedankenkreises des Kindes und des Volkes liegt. Damit ist alles Ausländische, wenn es nicht in das Bewußtsein des deutschen Volkes gedrungen ist, ausgeschlossen.

So fallen alle volkstümlichen Werke des Auslandes fort, wie Homer, Don Quixote, Lederstrumpferzählungen, Cid, Tausend und eine Nacht. Sollen diese Werke genossen und empfunden werden, so ist die Kenntnis der Zeit ihrer Handlung, ihrer Umwelt (milieu), ihres Denkens, Fühlens und Wollens aus dem Volkscharakter heraus und noch vieles andere notwendig, alles Dinge, für die unsere Kinder und auch unser Volk nicht reif sind. Werden sie dennoch gelesen, so erzeugen sie falsche Vorstellungen, unklare oder gar schlimme Empfindungen und verworrenes Wollen und Sehnen, wie das schon unüberlegte Handlungen, irre Wünsche und überspannte Hoffnungen solcher Menschen vielfach gezeigt haben, die sich in diese Lektüre verrannt hatten.

Hierzu gehören auch solche Werke, die über den Bildungsgrad und das Begriffsvermögen des Kindes und des Volkes hinausgehen, auch wenn sie ein durchaus deutsches Gepräge haben. Unser deutsches Volk, d. h. das lesende, greift sogar gern zu Werken mit tiefem Inhalt, mystischen Gedanken, abstrakten Ideen, während doch gerade die Volkssprache große Sinnfälligkeit, Anschaulichkeit und derbe Klarheit, sowie Humor und Laune liebt.

Wollen Schriftsteller diese Sachen ins Volk bringen, dann müssen sie sich einer klaren, anschaulichen, volkstümlichen Sprache bedienen, zeigen ihre Werke diese nicht, so passen sie nicht fürs Volk, auch wenn es auf dem Titel vermerkt sein sollte; ja ich halte es für besser, wenn unser Volk diese Art Werke lieber gar nicht kennen lernt, oder noch besser, wenn es einen Abscheu dagegen hat. Unsere Kinder des Volkes müssen dazu erzogen werden.

Dann zeigt unser Volk große, zu große Ehrfurcht vor der Gelehrsamkeit. So dankbar wir allen unseren wahrhaft gelehrten Männern

für ihre Arbeiten und Forschungen sein müssen, direkt fürs Volk sind sie nicht, um von diesem verstanden und genossen zu werden. Und doch, wie so oft greift dieses zu einem Werk, nur weil vor dem Namen des Verfassers ein Dr. oder gar Prof. steht. Ich möchte hier nur als Beispiel Häckels neuestes Werk Welträtsel nennen, das in kurzer Zeit eine große Anzahl Auflagen erlebte und z. B. im „Vorwärts" sehr warm empfohlen war. Das sind Probleme, die nicht vor das Volk gehören, und doch von seinen strebsamen Gliedern mit wahrem Heißhunger gesucht und studiert werden. Auch hier haben wir unsere Kinder zu einem gesunden Urteil und zu weiser, bescheidener Beschränkung zu erziehen.

Weiter gehören hierher die Kolportagewerke und Hintertreppenromane mit ihrer grobsinnlichen Darstellung und hastenden, aufregenden Handlung. Die Indianergeschichten, das Grossobuch und manche vielgelesene Verfasser sind dasselbe für die Kindstufe. Wenn die Schule ihre Aufgabe recht erfaßt und richtig löst, dann muß unser Volk Abscheu und Ekel vor solcher Schundware empfinden und sie mit Entrüstung abweisen. Freilich die Volksschule wird das nicht allein können, auch die Fortbildungsschule wird sich dieselbe Aufgabe mit stellen müssen.

Und nun die Liebe. Darf in einer Jugendschrift die Liebe nach geschlechtlicher Hinsicht auch nur erwähnt werden? Weniger das Volk greift zu schlüpfrigen, sinnlichen Machwerken; es sind andere Kreise, die darin einen angenehmen Kitzel suchen und finden. Das Volk ist viel zu derb und naiv, viel zu wenig sprachgewandt und zu wenig feinverständlich für solche Sachen. Es benennt alles mit unverhülltem Ausdruck und hat davon grobsinnliche Vorstellungen, als daß es für schlüpfrige Zweideutigkeiten und verhüllende Nacktheiten und Anzüglichkeiten Reiz und Lockung empfände; ihm sind rohe Zoten und unfeine Anstößigkeiten am liebsten. Decamerone-Erzählungen und Casanova-Scherze liest es nicht, dagegen sind wohl grobe Schimpf- und Scherzreden und anzügliche Sticheleien volkstümlich. Hier ist ein weites Feld für die Schularbeit, Zartgefühl, Feinsinnigkeit und Herzensreinheit dem Volke anzuerziehen. Ob dies wohl durch gänzliches Ausscheiden der Liebe in unseren Dichtungen für Kinder und durch vollständiges Sichausschweigen darüber erreicht wird, erreicht werden kann? Ich wage hier nicht, eine Entscheidung zu treffen, nicht aus der Sache heraus, wo ich auf dem Standpunkt stehe: dem Reinen ist alles rein (und was kann es Heiligeres und Innigeres geben als die Liebe zweier Menschenkinder, die sich zugetan sind); sondern der Personen und Parteien wegen, auf welche die Volksschule doch mehr Rücksicht zu nehmen hat, als man allgemein zugibt. Aber in der Fortbildungsschule sollte man sich nicht scheu an diesem Kapitel vorbeidrücken. Ich war, freilich schon mit 17jährigen und älteren

Fortbildungsschülern, einst beim Lesen von Hermann und Dorothea auf dies Kapitel ohne Absicht, rein zufällig aus dem Gang der Besprechung und Unterredung mit den jungen Leuten heraus, darauf gekommen und habe nachher erfahren, wie empfänglich, ja dankbar fast alle diese Erörterungen waren aufgenommen worden, besonders hatte das Wort des Dichters: Beim Anblick eines Mädchens denke immer daran, daß auch deine Mutter einst ein Mädchen war! tiefen Eindruck auf sie gemacht.

Unsere größeren Kinder wissen im allgemeinen von diesen heiklen Sachen mehr, als wir Erwachsene glauben; und sehen und hören sie nicht von der Liebe zwischen Vater und Mutter fast ebenso oft als von der zwischen Bräutigam und Braut? Muß dabei notwendig an Frivolitäten gedacht werden? Kann man das nicht alles mit heiligem Ernst und in Keuschheit und Herzensreinheit behandeln? Und die Wahrheit behält doch immer den Sieg! Aber, wie gesagt, der Personen und Parteien wegen bescheide ich mich.

Für Mädchenschulen sind diese Erwägungen noch dringlicher als für Knabenschulen: hier aber ist natürlich nur die mütterliche Lehrerin zuständig.

Dann möchte ich doch noch auch die theologische Literatur streifen, so heikel das Thema auch ist. Im allgemeinen liest das Volk diese Sachen ja sehr wenig. Woran das liegt, lasse ich hier unberührt, und doch wäre es sehr erwünscht, wenn das Volk diesem Literaturzweige mehr Aufmerksamkeit und Interesse entgegenbrächte. Eins muß aber gesagt werden, nämlich daß die volkstümlichen Werke dieser Art fast durchweg keine künstlerische Anlage und noch viel weniger künstlerische Vollendung zeigen. Das war im Zeitalter der Reformation und auch der Freiheitskriege anders. Aufgabe unserer Zeit ist es, das Interesse des Volkes wieder für solche Schriften zu wecken, und die Schule, auch die Volks- und Fortbildungsschule, muß mit dazu hilfreiche Hand bieten, was möglich ist, wenn eine ganze, vollständige, freilich auch volkstümliche Schrift derart einmal in diesen Anstalten gelesen und zum genießenden Erfassen und Verstehen gebracht wird. Die Gegenwart scheint wieder mehr Teilnahme diesen ernsten Schriften zu schenken, wenn sich diese auch noch immerhin auf Seitenpfaden bewegen und nur „ethische Kultur", „ernstes Wollen", „mystischen Geheimkultus" usw. bezwecken. Die Traktatschriften aber, das muß doch gesagt werden, bieten in keinem Fall das, was das Volk wünscht und braucht.

Zuletzt streife ich die politische und Zeitschriften-Lektüre. Das Volk soll seine Zeitung lesen und auch eine Zeitschrift halten; wer wollte ihm heute das wehren, wo in diesen Blättern der Zeitgeist und die Zeit-

strömung zum Ausdruck kommen? Aber ob es nötig und wünschenswert ist, daß das Volk so viel Zeit darauf verwendet, ist eine andere Frage. In früheren Zeiten erfuhr es von diesen Sachen aus seinem Kalender, dessen klassisch-volkstümliches Muster seinerzeit Hebels Rheinischer Hausfreund war. Heute genügt das dem abgelegensten Hinterwäldler nicht mehr, zu dem nicht nur die Zeitung, sondern auch der politische Agitator dringt, und zu dem freilich auch der Landrat mit dem Stimmzettel neben dem Steuerzettel kommt. Hier besonders wäre es nötig, dem Volke klare Vorstellungen, ein gesundes Urteil und hinreichende Kenntnisse zum Verständnis dieser Sachen beizubringen. Leider kann die Volksschule nichts oder nur sehr wenig hierin tun; denn daß wir in unseren Volksschulen wie in Amerika Zeitungen sollten lesen lassen, wird kein deutscher Pädagoge billigen. Ich glaube auch kaum, daß in Amerika dies allgemein Brauch ist. Dort werden alle neuen Ideen des alternden Europa mit Reklametamtam ins Groteske und Grobe aufgebauscht und in die Welt posaunt, wie z. B. jetzt die Kinderpsychologie und die Kunst in der Schule. Aber die Fortbildungsschule könnte doch die Sache anbahnen. Nicht halte ich da die theoretische und systematische Belehrung aus der Politik und Volkswirtschaft, der Verfassung und Gesetzeskunde für geeignet, das ist alles zu trocken und abstrakt und unvolkstümlich: aber könnten nicht in der Fortbildungsschule einmal so gut deutsche politische Reden der Vergangenheit gelesen und erläutert werden wie in den höheren Schulen ciceronianische und demosthenische Reden? Wir haben in unserem Bismarck und einigen Volksvertretern jetzt doch auch klassische Muster, freilich werden sie noch mit der Parteien Haß und Gunst bedacht. Ja selbst in der Oberklasse einer Volksschule könnten statt abstrakter volkswirtschaftlicher Belehrungen einige bismarckische Reden durchgenommen und besprochen werden (z. B. die vom 11. März 1867, vom 18. Mai 1868, vom 20. Juli 1870, vom 12. Mai 1871, vom 9. März 1888); andere werden andere Reden vorschlagen. Für die Fortbildungsschulen scheinen mir die vom 2. Mai 1879, vom 15. Januar 1885, vom 13. März 1885, vom 6. Februar 1888 und vom 18. Mai 1889 wichtig. Es gibt also eine ganze Reihe, aus der man individuell wählen kann.

Die Zeitschriften bieten im allgemeinen ein Hindernis, ganze, vollständige Bücher zu lesen. Mit ihrer Häppchenliteratur gleichen sie unseren Lesebüchern, die ja charakteristischerweise in steigendem Maße ihnen ihre Aufsätze entnehmen, sicher nicht zum Vorteil einer geschlossenen, abgerundeten Volksbildung. Wenn die Schule nur in etwas die Vorliebe für die Zeitschriftenliteratur im Volke herabmindern könnte, wäre das meines Erachtens nur ein Vorteil für die Weiterbildung der Nation. Nicht multa, sondern multum ist das Wünschenswerte und Bessere.

Die Gewöhnung der Kinder an ein ganzes Buch, an ein Lesen von Stücken größeren Umfangs dürfte auch hier näher an das Ziel heranbringen.

So sehen wir, daß der Kreis der auszuwählenden ganzen Bücher sich sehr verengt und nur eine kleine Anzahl übrigbleibt, die in unseren Schulen gelesen werden kann. Hinzu kommt noch, daß diese Auswahl bei dem Umfange der durchzuprüfenden Masse ein einzelner gar nicht treffen kann; hier muß die Gesamtheit eingreifen und mithelfen. Wenn ich es dennoch wage, im folgenden eine Auswahl namhaft zu machen, so kann das nur als ein Versuch angesehen werden, der weniger die einzelnen Werke betrifft, als vielmehr die Richtlinien angibt, nach welchen ich die Auswahl getroffen sehen möchte.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß diese Richtlinien hauptsächlich folgende sein dürften. Es sollen nicht nur schönliterarische Bücher, sondern auch solche realistischer Richtung darunter sein; sie müssen volkstümlichen Inhalt und leichtverständliche Schreibweise haben, aber doch künstlerisch abgerundet und wertvoll sein; sie sollen das Kind emporziehen zum deutschen Mann und zur deutschen Frau, was nicht dadurch geschieht, daß man für sie läppische Kindergeschichten erfinnt, sondern dadurch, daß sie eingeführt werden in das Denken, Fühlen und Wollen des deutschen Volkes, geschildert an dem Streben, Kämpfen und Ringen des einzelnen: des tapferen Helden, des duldenden Mitmenschen, des sinnenden Gelehrten, des schaffenden Arbeiters, der sorgenden Eltern usw. Nicht sollen herunterkauern zum Kindlein die jugendschriftschreibenden Männlein. Das Kind selbst verlangt Männer und Frauen, Erwachsene und ihre Taten, an denen es sich erwärmen und begeistern kann; Kindereien sind ihm selbst Unarten und sentimentale Kindlichkeiten lächerliche Schwächen. Die Bücher für die Kinder dürfen ferner natürlich nicht unmoralisch sein, aber die Moral darf sich auch nicht anmaßend vor- und aufdrängen; sie sollen belehrend sein, aber auch nicht schulmeisterlich und schulmäßig leitfadenartig nützlich: kurz, sie müssen wertvoll fürs ganze Leben bleiben, die der Erwachsene, wenn auch mit reiferem Verständnis, doch noch ebenso gern liest, wie er als Kind an ihnen Freude und Entzücken fand. Schön schreibt Herbart darüber[1]) in seiner Allgemeinen Pädagogik 1806: „Jeder, auch das Kind, nimmt sich aus dem, was er liest, das Seinige und beurteilt nach seiner Art das Geschriebene samt dem Schreiber. Stellt Kindern das Schlechte dar, nur nicht als Gegenstand der Begierde: sie werden finden, daß es schlecht ist. Unterbrecht eine Erzählung durch moralisches Raisonnement: sie werden finden, daß ihr langweilig erzählt. Stellt lauter Gutes dar: sie werden

1) Aus der Jugendschriften-Warte Nr. 12 vom Dezember 1898.

fühlen, daß es einförmig ist, und der bloße Reiz der Abwechslung wird ihnen das Schlechte willkommen machen. Gedenkt der eigenen Empfindung bei den recht moralischen Schauspielen! — Aber gebt ihnen eine interessante Erzählung, reich an Begebenheiten, Verhältnissen, Charakteren; es sei darin strenge psychologische Wahrheit und nicht jenseits der Gefühle und Einsichten der Kinder; es sei darin kein Streben, das Schlimmste oder das Beste zu zeichnen: nur habe ein leiser, selbst noch halb schlummernder Takt dafür gesorgt, daß das Interesse der Handlung sich von dem Schlechten ab- und zum Guten, zum Billigen, zum Rechten hinüberneige: Ihr werdet sehen, wie die kindliche Aufmerksamkeit darin wurzelt, wie sie noch tiefer hinter die Wahrheit zu kommen und alle Seiten der Sache hervorzuwenden sucht; wie der mannigfache Stoff ein mannigfaltiges Urteil anregt, wie der Reiz der Abwechslung in das Vorziehen des Besseren endigt, ja wie der Knabe, der sich im sittlichen Urteil vielleicht ein paar kleine Stufen höher fühlt, als der Held oder der Schreiber, mit innerem Wohlgefühl sich hinstemmen wird auf seinen Punkt, um sich zu behaupten gegen eine Roheit, die er schon unter sich fühlt. Noch eine Eigenschaft muß diese Erzählung haben, wenn sie dauernd und nachdrücklich wirken soll: sie muß das stärkste und reinste Gepräge männlicher Größe an sich tragen; denn der Knabe (und auch das Mädchen) unterscheidet so gut wie wir das Gemeine und Flache von dem Würdevollen; ja dieser Unterschied liegt ihm mehr als uns am Herzen, denn er fühlt sich ungern klein, er möchte ein Mann sein. Der ganze Blick des wohlangelegten Knaben ist über sich gerichtet, und wenn er acht Jahre hat, geht seine Gesichtslinie über alle Kinderhistorien hinweg. Solche Männer nun, deren der Knabe einer sein möchte, stellt ihm dar." Dasselbe gilt sinngemäß auch von den Mädchen.

Bevor ich nun einige der Schriften namhaft mache, die in unseren Volksschulen gelesen werden könnten, muß ich noch kurz auf das Verhältnis zu sprechen kommen, das diese Schriften zu dem Volksschullesebuch haben sollen. Zuerst ist da zu sagen: die ganze Schrift darf unser Volksschullesebuch nicht verdrängen, einfach weil sie es nicht ersetzen kann. Das Volksschullesebuch also muß bleiben in unseren Volksschulen; allein so vielteilig wie das gegenwärtige ist, braucht es nicht zu sein; ja ich halte diese Zerteilung des Volksschullesebuchs in 4—6 Bände für falsch und unvorteilhaft, wie ich das früher in dieser Zeitschrift (5. Jahrgang, 8. Heft) weiter ausgeführt und begründet habe. Es würde mich hier zu weitab vom Thema führen, wollte ich näher auf das Elend unserer Volksschullesebücher eingehen; nur einige Forderungen möchte ich mir gestatten, aufzustellen, Forderungen, die sich auch aus dem Zusammengebrauch von Lesebuch und ganzem, vollem Schrift-

werk ergeben. Wie dieses muß auch das Lesebuch volkstümlich, rein, wahr, künstlerisch, edel und vor allem echt deutsch sein. Dann müssen sich beide, Lesebuch und Schriftwerk, ergänzen. Besonders an die Gedichte ist hier zu denken. Endlich muß das Volksschullesebuch nach einem ganz bestimmten Plan und Prinzip bearbeitet sein. Das besonders fehlt unseren Lesebüchern. Wenn wir dieses Prinzip haben, dann wird auch die bunte Mannigfaltigkeit dieses Lehrmittels in unserem lieben Deutschland aufhören, dann werden wir neben der Fibel nur zwei Lesebücher haben, zuerst das Heimatvolksschullesebuch, das sich natürlich nach der Örtlichkeit, wo es gebraucht wird, richtet, und dann das Reichsvolksschullesebuch, das in ganz Deutschland, in allen Schulen unseres Vaterlandes nur ein und dasselbe ist. Dreißig Jahre sind es her, daß wir uns das höchste deutsche Gut, die nationale Einigung erkämpft, erobert haben. Diese Einigung, das Sehnen aller Edlen deutscher Nation, hat uns einen ruhmreichen, ehrenvollen, dauernden Frieden, das Sehnen aller Guten der ganzen Menschheit, beschert: welcher Deutsche könnte und wollte dieses einzige deutsche Gut missen, entbehren! Allen hat es etwas mitgebracht: den Fürsten Liebe und Verehrung ihrer Untertanen, dem Handel und Wandel gesicherte Absatzgebiete, der Industrie nie geahnten Aufschwung, dem Arbeiter eine behäbigere Lebensführung und nie gekannte Freiheit, dem Bauern Unabhängigkeit, dem Städter freie Beweglichkeit, dem Gelehrten und Künstler Unterstützung zur freien Darstellung und Verkörperung ihrer Geistesgebilde, dem Beamten bessere Besoldung, allen hohe Befriedigung und Genugtuung beim Anblick der Achtung und Wertschätzung unseres Volkes im Rate der Völker: und da sollte hier und da Reichsmüdigkeit wirklich vorhanden sein? Freilich noblesse oblige, Ehre heischt Opfer, und diese Opfer zur Ehre und zum Ruhm unseres Vaterlandes und Volkes muß jeder bringen, ja gern bringen, der Fürst wie der Arbeiter, der Industrielle wie der Kaufmann, der Bauer wie der Städter, der Gelehrte wie der Beamte; und daß es geschieht, dazu muß unser Volk erzogen werden. Das Reichsvolksschullesebuch recht eingerichtet und sorgfältig in seinem Inhalt daraufhin bestimmt, wird mit eine Hilfe zur Erzeugung der so notwendigen Reichsfreudigkeit bieten.

Die Auswahl der ganzen Schriftwerke ist nun so gedacht, daß die einzelnen Schriften auf die ganze Schulzeit mit Ausnahme der Vorbereitungsklasse und auf die einzelnen Fächer verteilt werden. Es wäre halbe Arbeit, wollte man nur die Schönliteratur und den deutschen Unterricht damit bedenken. Ich schlage deshalb für eine siebenklassige Volksschule Berlins oder der Mark Brandenburg zur Auswahl vor:

Für das 2. Schuljahr: Br. Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Auswahl. Dies ist das Hauptbuch im ersten Halbjahr, daneben Rob. Reinick, Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch; eine Auswahl in billiger Ausgabe mit Bildern (Velhagen u. Klasing wird die schon liefern). Im 2. Halbjahr: Otto Spekter, Der gestiefelte Kater, Kunstwart-Verlag, daneben Andersen, Ausgewählte Märchen, Stuttgart, Union.

3. Schuljahr: Deutsch: Schwartz, Sagen der Mark Brandenburg und Eichberg, Die Mark Brandenburg in Sage und Lied; beides zusammen in einer billigen Auswahl. P. Rosegger, Als ich noch der Waldbauernbub' war, I. Teil, Staackmann. Naturkunde und Geographie: H. Wagner, In die Natur, Auswahl. Müller-Bohn, Die Denkmäler Berlins.

4. Schuljahr: Deutsch: Gräbner, Robinson. Rosegger, Als ich noch der Waldbauernbub' war, II. Teil. Naturkunde und Geographie: Herm. Wagner, In die Natur, Auswahl. O. Dähnhardt, Heimatklänge aus deutschen Gauen und derselbe, Naturgeschichtliche Volksmärchen, beide bei Teubner. (Die Verlagsbuchhandlung ist sicher bereit, billige Schulausgaben davon herzustellen.) Nötig wäre noch eine Wanderung durch die deutschen Gauen und Hohenzollernsagen (die von O. Schwebel sind nicht volksmäßig genug).

5. Schuljahr: Deutsch: Die deutsche Heldensage, z. B. Nibelungensage von Dr. R. Staude und Dr. A. Göpfert, Lesebuch für den deutschen Geschichtsunterricht, 1. Bändchen; Dresden, Bleyl u. Kaemmerer. Oder: A. Richter, Deutsche Heldensagen, III. Teil, oder: Die Nibelungensage von H. Möbius, oder Legerlotz, ebenso von Legerlotz Gudrun, Velhagen u. Klasing. Naturkunde und Geographie: Herm. Wagner, Entdeckungsreisen in Haus und Hof, in der Wohnstube, in Feld und Flur. Sohnrey, Die Landjugend, Schoenfeld, 2. Jahrgang. Daneben: Bilderatlas der Geographie aus dem Bibliographischen Verlag.

6. Schuljahr: Deutsch: Deutsche Sagen von Br. Grimm, Auswahl. A. Richter, Lustige Geschichten. G. Schwab, Volksbücher, Auswahl. Klee, Deutsche Volkssagen, Auswahl. v. Wildenbruch, Das edle Blut. Storm, Pole Poppenspäler. Goethe, Reineke Fuchs. Gotth. Klee, Wunderliche Schicksale des armen Simplex. Naturkunde und Geographie: Gering, Weiser und Runck, Schützet die Tiere. Dr. W. Haacke, Bau und Leben des Tieres. Teubner, Aus Natur und Geisteswelt. Dr. Giesenhagen, Unsere wichtigsten Kulturpflanzen. Ebenda. Dr. S. Günther, Das Zeitalter der Entdeckungen, einige Kapitel daraus. Ebenda. Geschichte: Das Lutherbüchlein von Dr. R. Staude und Dr. A. Göpfert, 4. Teil des Lesebuchs für den deutschen Geschichtsunterricht; Dresden, Bleyl u. Kaemmerer.

7. Schuljahr: Deutsch: Schiller, Wilhelm Tell. Schiller, Wallensteins Lager. Goethe, Hermann und Dorothea. Heinrich Seidel, Richard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande, Stuttgart. (Der köstliche deutsche Humor Seidels kommt hier so recht zum Ausdruck, außerdem werden die Kinder angeregt, wieder den Robinson zu lesen.) Aus W. H. Riehls Novellen könnte Theodor Matthias sicher eine gute Auswahl für die Schule liefern, wie er schon dessen Naturgeschichte des Volkes der Schule zugänglich gemacht hat. Religion: Das Evangelium des Markus. Die Bergpredigt, Matthäus 5—7. Luther, Deutsche Treu' und welscher Trug aus dessen Schrift: Vom Meister Klügling und Gottes Wunderleuten usw. (Aus der Auslegung des 101. Psalms, 1534 bei Dr. Rich. Neubauer, Martin Luther, ausgewählt, bearbeitet und erläutert, II. Teil, Halle a. S. S. 82—85. Hierbei läßt sich auch schon Kindern die Ähnlichkeit zwischen Luthers und Bismarcks Stil leicht zur Anschauung bringen.) Prof. Dr. von Soden, Palästina und seine Geschichte. Teubner, Aus Natur und Geisteswelt. Naturkunde: Prof. Dr. Blochmann, Luft, Wasser, Licht und Wärme. Ebenda. Prof. Dr. Joh. Frentzel, Ernährung und Volksnahrungsmittel. Ebenda. Prof. Dr. H. Wedding, Das Eisenhüttenwesen. Ebenda. Geschichte: G. Freytag, Aus dem Staate Friedrichs des Großen, Die Erhebung; Leipzig, Hirzel. Chr. Hamann, Friedrich Schiller als Mensch und Dichter; Hamburg, Herold, 1,25 M. Lutz, Unsere Flotte; Potsdam, A. Stein, 1 M.

8. Schuljahr: Deutsch: Lessing, Minna von Barnhelm, Schulausgabe. (Wenn Bühnenausgaben unserer Klassiker berechtigt sind, dann sind Schulausgaben wenigstens ebenso gerechtfertigt.) Schiller, Die Huldigung der Künste. H. Trescher, Die Hosen des Herrn von Bredow und Wärwolf, Schulausgabe von Wilibald Alexis. Storm, Bötjer Basch. Heinr. Seidel, Leberecht Hühnchen. Religion: Der Brief an die Philipper. Naturkunde: Roßmäßler, Die Jahreszeiten, Schulausgabe. Geographie: Prof. Dr. B. Weise, Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Teubner, Aus Natur und Geisteswelt. Prof. Dr. J. Scheiner, Der Bau des Weltalls. Ebenda. Auch in der billigen Sammlung des Vereins für Verbreitung guter Schriften in der Schweiz usw. werden noch manche Werkchen für die Volksschule zu finden sein.[1])

Ich bin nun natürlich nicht der Meinung, daß die hier aufgeführten Schriften alle ohne Ausnahme gelesen werden müssen, sie sollen vielmehr

1) Für Arbeiter hilft die Schriftleitung der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine folgende Schriftwerke verbreiten: W. H. Riehl, Der Stadtpfeifer; H. Hansjakob, Valentin der Nagler; P. Rosegger, Das zugrunde gegangene Dorf; Dickens, Weihnachtsabend; Ad. Stifter, Der Waldsteig; W. Hauff, Die Karawane; M. v. Ebner-Eschenbach, Der gute Mond.

die Gesichtspunkte zeigen, nach welchen ich die Auswahl zu treffen wünsche und jedem die Möglichkeit lassen, nach persönlichem Geschmack und nach dem Stande der Klasse einige wenige davon zu wählen. Aus dem Verzeichnis wird man auch ersehen, daß ich mit den Hamburgern wenigstens darin nicht ganz übereinstimme, daß ich ihre Auswahl wie Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Wallenstein, Hebbels Nibelungen usw. als für unsere Kinder zu hoch verwerfe. Ja die hier angeführten wenigen Dramen halte ich eigentlich noch für unsere Kinder zu schwierig; doch möchte ich sie aus dem Grunde nicht missen, weil ich hoffe, ihre Lektüre und Besprechung wird in den Kindern und so auch im Volke Hunger und Durst nach dieser Kost erwecken, weil ferner diese Dramen von unseren Kindern möglicherweise einmal auf der Bühne können dargestellt gesehen werden und weil dadurch ihr Geschmack geläutert wird, so daß sie im späteren Leben Ekel und Abscheu vor elenden Machwerken und rohen oder schlüpfrigen Zoten in Erinnerung an diese Werke empfinden und sie abweisen. Ich denke, wenn die Besprechung und Betrachtungsweise dieser klassischen Werke daraufhin richtig getroffen wird, dann müßte diese Absicht in etwas erreicht werden.

Und nun zum Schluß noch die Beantwortung der Frage: Wie soll ein ganzes Buch in unseren Volksschulen gelesen werden? Als Leitstern gebe ich die allgemeine Antwort darauf: Alle diese Werke sollen so gelesen und behandelt werden, daß der Schüler dadurch eine staunende Ehrfurcht vor den Verfassern und ihren Werken bekommt, eine glühende Liebe zu ihren Schöpfungen empfängt und eine immer wiederkehrende und stets sich mehrende Freude an der Schönheit ihrer Sprache und an dem Zauber ihrer Poesie mit sich ins Leben hinausnimmt. Ein Kunstgenuß soll ihr Lesen und Besprechen sein, und da hat man sich vor allem davor zu hüten, daß den Kindern diese Dichtungen und Werke durch Breittreten und Wiederkäuen des Äußerlichen, durch Zerklären und Zerläutern verekelt werden. Die Herbartsche formalistische Methode ist hier vom Übel. Jedes Buch ist auf sich selbst zu beschränken; weder Geschichte noch Erdkunde, noch Religion oder Naturkunde sind weitläufig zur Erklärung heranzuziehen; moralische, religiöse und patriotische Nebenzwecke dürfen nicht beabsichtigt oder gar als Hauptzweck angesehen werden, vor allem ist die Stimmung, der Duft, der über dem Ganzen lagert, nicht zu verwischen und abzustreifen, sondern erst recht hervorzukehren und (durch lautes, gutes Vorlesen) hervorzurufen.

Die zu lesenden ganzen Schriftwerke zerfallen in schönliterarische, religiöse und realistische. Bei ihrer Behandlungsweise kommt es bei allen dreien darauf an, in dem Schüler ein anschauliches Verständnis von dem vorgetragenen Inhalt zu erwecken und zu erzeugen!

Im besonderen ist aber noch daneben darauf zu achten, daß die Kinder bei der Besprechung der schönliterarischen Werke von dem Zauber der Form, von dem Duft der Stimmung und von den lebensvollen Bildern ein starkes ästhetisches Empfinden erhalten und ins Leben mitnehmen; daß ihnen bei der Betrachtung religiöser Schriften daneben noch religiöses Empfinden und bei der Besprechung von Werkchen realistischen Inhalts logisches Verständnis erweckt und anerzogen wird. Zuweilen muß bei allen dreien auch noch das historische Verständnis in Betracht gezogen werden.

Das anschauliche Verständnis eines Schriftwerkes ist dreifach: formal, material und synthetisch. Das formale ist etymologisch und syntaktisch, d. h. es wird erzielt durch Wort- und Satzerklärung; das materiale betrifft den Inhalt und wird erzeugt durch Sacherklärung, indem auf Ort, Zeit, Personen, Handlung, Tatsachen, Erscheinungen, Begründung, Schlußfolgerung usw. Bezug genommen wird; das synthetische besteht in der Einsicht des Aufbaus, der Komposition des Stückes, erworben durch die Gliederung, sodann in dem klaren Erkennen der Haupt- und Nebensachen und des Fortschritts (das wird meist vernachlässigt) der Handlung oder Abhandlung. Hier gilt der methodische Grundsatz als goldene Regel: nur das Notwendige! Was die Kinder allein, aus sich heraus oder von früher her wissen, darf nicht herangezogen werden; deshalb erfordert die Herbeiführung des anschaulichen Verständnisses auf den verschiedenen Stufen verschiedene Behandlungsweisen; immer wird ein gutes, betontes und gegliedertes Vor- und Nachlesen eine sehr große Hilfe dazu leisten und darf nicht vernachlässigt werden.

In bezug auf die ergänzenden Behandlungsweisen der einzelnen Schriftwerke, die ich für besonders wichtig halte, will ich die logische der realistischen und die religiöse der christlichen Schriften nur kurz streifen, um zuletzt die ästhetische der schönliterarischen mehr ausführlich behandeln zu können.

Die logische Erklärung hat es besonders mit dem Aufbau des Stückes, mit der Untersuchung zu tun, ob die Tatsachen der Wirklichkeit entsprechen und ihre Erklärung logisch richtig oder wahrscheinlich möglich ist. Trug- und Zirkelschlüsse müssen erkannt, Falschfolgerungen aufgedeckt werden.

Die religiöse Empfindung christlicher Schriften muß sich aus dem Lesen derselben ergeben. Atmet eine solche Schrift kein religiöses Empfinden, dann kann es auch nicht durch Erklären und Reden hervorgebracht werden; tritt uns aber aus der Schrift ein solches entgegen, dann müssen wir uns hüten, es durch Salbadereien, Predigen oder Moralisieren, wie durch dogmatische Zänkereien und theologische Spitz-

findigkeiten zu vernichten. Hier ist der unmittelbare Eindruck, den das Schriftwerk hervorbringt, am wichtigsten, und in der Volksschule dürfen nur solche religiöse Schriften gelesen werden, die das vermögen. Von ihnen gilt das Wort des Faust: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen, Wenn es nicht aus der Seele dringt Und mit urkräftigem Behagen Die Herzen aller Hörer zwingt. Auch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, Wenn es euch nicht von Herzen geht."

Bei den schönliterarischen Schriftwerken tritt als ergänzende Behandlungsweise (d. h. neben Erzielung des anschaulichen Verständnisses) die Herbeiführung des ästhetischen Empfindens und Genießens in den Vordergrund. Dieses ästhetische Empfinden und Genießen richtet sich nach der Natur, nach dem Wesen der schriftlichen Darstellung und nach der Wahl des Inhalts. Ein Buch mit ernstem Inhalt, religiösen Ideen, erhabenen Gedanken kann nicht in humoristischer oder witzelnder Form abgefaßt sein und ein solches mit satirischen Spitzen oder feucht-fröhlichem Stoff in schwerfälligen Sätzen oder gedankentiefen Perioden. Die Form muß sich in einem Kunstwerk dem Inhalt anpassen, ja aus dem Inhalt selbst gezeugt und geboren sein. Daraus folgt, daß in schönliterarischen Werken die Form ebensoviel Wert hat wie der Inhalt und daß beide bei der Betrachtungsweise zu ihrem Rechte kommen müssen. Der Inhalt wird dabei durch Erzielung des anschaulichen Verständnisses eingeprägt, die Form erzeugt das ästhetische Empfinden und kommt zum genießenden Erfassen durch künstlerische Einsicht. Diese muß der Unterricht schaffen. Freilich wird die eines Kindes anders geartet sein, als die des begeisterten Jünglings und des gereiften Mannes; wenn wir aber die tief innerlichen Wahrheiten und religiöse Stimmung der biblischen Erzählungen Kindern sowohl wie Erwachsenen suchen nahe zu bringen, dann muß es auch gelingen, unseren Volksschülern eine kindliche Einsicht von dem Kunstwerk als solchem zu übermitteln.

Die dichterischen Kunstwerke sind ja nun verschieden; hier sehe ich von den poetischen ab und habe nur die prosaischen im Auge. Wie ist ein solches beschaffen? Der Inhalt ist weder trivial noch alltäglich, niemals kindisch oder läppisch, weitab vom Obszönen und Frivolen, sondern groß, edel, erhaben oder auch lustig, komisch, heiter; er ist ernst und traurig, himmelhoch jauchzend oder zu Tode betrübt, immer menschlich und nichts Menschlichem fremd, sowie wahr und schön und vorstellbar. Danach richtet sich die Form. Schwer und bang fließt in trauervollen Klängen die Sprache der Erzählung schicksalsschwerer Begebenheiten dahin; begeistert in der Worte „rednerischem Gepränge" ertönt das Hohelied von Vaterland und Freiheit, von Freundschaft und Mannentreue; lustig hüpfend oder launig tändelnd erklingt die heitere Schelmerei und der

gutmütige Spott; witzig spitz und scharf geschliffen schreitet die ernste Satire und der beißende Hohn einher, und lieblich einschmeichelnd wie anmutig errötend dringt das Lied der Liebe ins Herz, ins innigste Gefühl der Seele ein.

Wer könnte alle die Töne aufzählen, die der Dichter, der wahre echte Dichter auf seiner Leier hat! Diese aber soll der Leser alle nachempfinden und daran Genuß und Gefallen haben, auch der Schüler. Was hat da der Lehrer zu tun?

Vor allen Dingen hat sich der Lehrer zu hüten, den Duft, die Heiterkeit, die himmelhochjauchzende Stimmung, das Betrübtsein zum Tode, den schelmischen Humor, den schneidenden Hohn u. dergl., die über dem Kunstwerk lagern oder die das Kunstwerk ausströmt, zu vernichten. Also darf er an dem Stück weder grammatische Übungen noch übermäßiges Auseinanderzerren des Inhalts vornehmen; ferner muß er sich der überreichen Erklärungen, sowohl sachlicher als sprachlicher, enthalten, überhaupt so wenig als möglich über das Stück reden, als vielmehr das Stück selber zu den Kindern reden lassen. Wenn das in rechter Weise geschieht, d. h. also, wenn das Stück phonetisch und euphonisch, lautrichtig rein und wohlklingend vorgelesen wird, dann kann die Wirkung auch nicht ausbleiben. In erster Reihe ist der Lehrer selbst hierzu berufen. Das neue Stück liest er zuerst in mustergültiger Weise vor, die Kinder hören nur zu; dann folgt ein guter Schüler, die andern lesen nach, und so wird der betreffende Abschnitt unter den bekannten methodischen Hilfsmitteln, zuletzt auch einmal im Chor, eingelesen. Dann erst folgt die Besprechung zur Erzielung eines anschaulichen Verständnisses und endlich in den oberen Klassen das Lehrgespräch zur Erreichung künstlerischer Einsicht.

In den unteren Klassen muß es genügen, durch Vorlesen das künstlerische Gefühl zu wecken; künstlerische Einsicht kann nur in den oberen Klassen gefordert werden. Um diese hervorzurufen, tritt nach dem Vorlesen die methodisch-didaktische Behandlung der vorliegenden Kunstform auf. Die Kinder müssen wissen und angeben können, ob der Stil düster, traurig, humoristisch, erhaben, feierlich, ernst, heiter, alltäglich, gewöhnlich, platt, nichtssagend usw. ist. Die Wörter schön, hübsch, lustig, reizend sind dabei abzuweisen, weil sie zu allgemein und abgebraucht sind, so daß man sich dabei nichts Genaues mehr denkt.

Dann hat der Lehrer auf einzelne rednerische Figuren und Tropen hinzuweisen, die dem Stil charakteristische Färbung verleihen. Ferner sind die Kinder auf die verschiedene Sprech- und Ausdrucksweise der handelnden Personen aufmerksam zu machen; sie sind zu fragen: Welche Personen des Buchs gefallen euch? Was gefällt euch an ihnen?

Warum? Sie haben zu sagen, wo eine Naturschilderung, die eines Festes, Auflaufs, Schauspiels, einer Schlacht, eines Streites usw. vorkommt und was ihnen dabei besonders auffällt (rohe Worte, abgerissene Sprache, viele Fremdwörter, lautmalende, alliterierende, assonierende, reimende Wörter, Ausrufungen usw.).

Weiter sind die Kinder anzuhalten, wenigstens in großen Zügen den Charakter der Hauptpersonen aufzufinden und anzugeben. Ebenso sollen sie den Ort der Handlung aus dem Stoff beschreiben können und auch ungefähr wissen, zu welcher Zeit die geschilderte Begebenheit vor sich geht.

Kritik darf in der Volksschule nicht geübt werden, und Polemisieren gegen Verstöße des Dichters ist dort nicht angebracht, denn unsere Kinder sind noch nicht reif dazu; sie nehmen noch alles auf Treu und Glauben hin und würden irre werden an dem Können großer Männer, wie auch dadurch ihr unbefangener Kunstgenuß beeinträchtigt würde. Kunstwerke, die, wenn auch nur im einzelnen, die Kritik des Lehrers herausfordern, sind einfach aus dem Gebrauch in der Volksschule auszuschließen; höchstens könnte man, wie es Dr. J. Loewenberg S. 80—82 in der Schrift Versuche und Ergebnisse usw., Hamburg, A. Janßen, schön ausführt, einmal an einem häßlichen Werk, vielleicht einer Indianergeschichte, die Unschönheiten, Übertreibungen, Roheiten, Unwahrscheinlichkeiten usw. nachweisen, um bei den Kindern gegen solche Lektüre Ekel und Abscheu zu erwecken.

Zum Schluß möchte ich mich noch gegen Wilkes Behandlungsweise eines ganzen Buches (Pole Poppenspäler als Klassenlektüre in der „Deutschen Schule" von Rißmann, 1901, 2. Heft, S. 92) erklären. Wilke, dessen Kenntnis und Urteil ich hochschätze, will da merkwürdigerweise nur anschauliches Verständnis, d. i. brutales Wissen aus dem Werk gewinnen, auf kindlichen Kunstgenuß, auf künstlerisches Empfinden scheint er nach der vorgeführten Behandlung ganz zu verzichten. Ja mir deucht, die schöne Erzählung ist den Kindern zerklaubt und zerklärt worden, und das ist die größte Sünde, die man an einem Kunstwerk begehen kann.

Noch ist alles hier nur ein Versuch; da aber die Erfahrung die beste Lehrmeisterin ist, so denke ich: wir unternehmen getrost den Versuch und handeln dann je nach den erzielten Ergebnissen.

Ein neuer Gedichtband Martin Greifs.[1])

Von Prof. Dr. **Julius Sahr** in Gohrisch bei Königstein.

Martin Greif, dessen Größe als Lyriker längst niemand mehr zu leugnen wagt und der auch aus seinen Kämpfen als Dramatiker noch siegreich hervorgehen wird — Martin Greif bietet uns unter dem Titel „Neue Lieder und Mären" einen zweiten Gedichtband dar, eine Festesgabe, wie sie dem deutschen Volke edler und gehaltreicher lange nicht geschenkt ward.

Greif gehört nicht zu den Vielschreibern. Seit er 1868 seinen ersten schmächtigen Band Gedichte — dessen Abzüge bereits zu den Seltenheiten gehören — ausgehen ließ, sind 34 Jahre verflossen. Wer, wie unser Dichter 1895—1896, bei dem Rückblick auf 30 Jahre dichterischen Schaffens seine „Gesammelten Werke" auf drei Bände beschränkt, gehört offenbar zu denen, die es mit ihrem Künstlerberufe sehr ernst nehmen. Da ist es denn für ihn selbst, wie für seine Mitwelt ein Ereignis, wenn ein solcher Dichter sich zu einem neuen Gedichtband entschließt. Schon dieser ungewöhnliche Ernst, diese seltene Zurückhaltung bei reicher Begabung mahnt uns, hier etwas anderes zu suchen, als was auf dem Büchermarkt auch an besserem Durchschnitt sonst zu finden ist.

Unsere Zeit lebt schnell, schafft schnell, aber sie vergißt auch schnell. In dem Zwischenraum zwischen Greifs beiden Gedichtbänden 1868 und 1902 tauchte mancher scheinbare Stern am Literaturhimmel auf, der jetzt halb oder ganz erloschen ist, während Greif zu denen gehört, mit welchen die Kritik vor 30 Jahren zu rechnen hatte, wie heute noch: zu den Alten, die jung bleiben und noch auf dem Plane sind, allen wechselnden Strömungen zum Trotz — wie unberührt von dem Lärm der Tagesbrandung.

Lange genug hat es gedauert, bis Greif durchdrang; er teilt dieses Geschick mit fast allen bedeutenden Dichtern, die unserem Volke beschert wurden: ihr Ruf wuchs langsam, manchmal schier unmerklich und unter steten Kämpfen. Denn schwer zugänglich und spröde ist sozusagen in dieser Hinsicht das deutsche Volksgemüt; aber — nun kommt die Kehrseite — wen es einmal liebend umfaßt, den hält es auch mit Zähigkeit fest und umschlingt ihn immer inniger. Greifs Vergangenheit gibt uns die Gewähr, daß er zu diesen Auserlesenen gehört. Seine Stellung ist

1) Martin Greif, Neue Lieder und Mären. Mit einem Bildnis des Dichters nach einem Gemälde von Wilhelm Trübner. C. F. Amelangs Verlag in Leipzig, klein 8°. IX, 300 S., geb. 4 M.

nunmehr längst gesichert, und ich hege das feste Vertrauen, daß sein neuer Gedichtband den verdienten Widerhall in unserem Volke finden wird.

Einen großen Menschen werden Enttäuschungen und Kämpfe wohl erfahrener, weiser, in manchen Dingen skeptischer machen, aber sie werden weder sein Herz verhärten und sein Gemüt verbittern, noch seine Eigenart verdunkeln. Dies beweist auch Martin Greifs neuer Gedichtband. Dieser stellt sich als ebenbürtige zweite Hälfte neben den stattlichen ersten, der schon in 6. vermehrter Auflage (1895) vorliegt und in etwa 8000 Exemplaren verbreitet ist. In beiden zeigt sich ganz der abgeklärte Mensch, die lautere Persönlichkeit, in der ein reines Herz voller Liebe und Mitgefühl für alles Lebende, ein hohes Gemüt, tiefe Religiosität, der Ernst strengster Sittlichkeit sowie eine glühende Vaterlandsliebe und innige Vertrautheit mit Natur und Geschichte die hervorstechendsten Züge bilden. Das alles strahlt uns in leuchtender Frische und ungebrochenem Zauber aus den neuen Gedichten entgegen, den „neuen", natürlich nicht nur solchen, die seit 1895 gedichtet sind. Es versteht sich von selbst, daß manches früher entstandene, manches auch schon früher gedruckte Gedicht, das bei der letzten Auflage des 1. Bandes aus Raummangel oder irgend einem anderen Grunde im Pulte blieb, hier mit erscheint, so daß die „neuen" Gedichte ihrem Entstehen nach ebenfalls sich über Jahrzehnte erstrecken.

Greif hat im neuen Bande die Einteilung des alten beibehalten und gibt Lieder S. 3—50, Naturbilder S. 51—96, Stimmen und Gestalten S. 97—136, Balladen und Mären S. 137—213, Widmungen S. 214—246, Deutsche Gedenkblätter S. 247—260 Sinngedichte S. 261—299. Daß der Dreiundsechzigjährige dies wagen durfte, zeigt doch, daß er sich seiner Eigenart und dichterischen Stärke voll bewußt ist: ein unzweideutiges Zeugnis seiner Selbsterkenntnis und Selbstkritik. Er ist damit ganz auf dem rechten Wege; der zweite Band braucht den Vergleich mit dem ersten nicht zu scheuen. Es ist im ganzen der nämliche dichterische Ton, der uns hier wie dort entgegenklingt, nur wird er hier, dem vorgeschritteneren Alter entsprechend, leichter elegisch; häufiger als früher blickt der Dichter zurück, die Liebeslieder treten naturgemäß spärlicher auf, aber was davon vorhanden ist, schlägt einen um so ergreifenderen Ton an (z. B. „Letzte Liebe" und „Ganz so wie du" S. 16), auch in den Frühlingsliedern vernehmen wir mehr als sonst gedämpfte Klänge — aber im ganzen tritt in den neuen Gedichten das Greifsche Wesen noch verinnerlichter, gesteigerter auf. Dabei fehlt es keineswegs an Vielseitigkeit und reicher Abstufung der Töne; so sei erwähnt, daß sowohl das schelmisch-neckische, wie das innig-harmlose Kinderliedchen in einigen prächtigen Beispielen vertreten ist. Die

Meisterschaft Greifs in sangbaren Weisen, in Liedern, deren Fluß und Sprache schon an sich wie Musik, wie Melodie anmutet, bewährt sich durchaus: mit feinstem Ohr ist das alles erlauscht. Ebenso tritt der zweite große Vorzug Greifs ins hellste Licht, die Gabe, mit wenigen, oft den zartesten Strichen ein in seiner Klarheit und seinem Duft entzückendes Naturbild vor uns zu zaubern, wobei zugleich eine Saite in unserem Innern harmonisch anklingt. Natur und Seele zu einer Stimmung zu verschmelzen: das Geheimnis auch dieser seltenen Kunst ist ihm treu geblieben. Daß dabei diese ganze Lyrik den keuschen Hauch echtester Volkspoesie atmet, versteht sich für den, der Greif kennt, von selbst. Es ist erstaunlich, bis zu welchem Grade die überwiegende Mehrzahl der Gedichte des zweiten Bandes das spezifisch Greifsche Gepräge an sich trägt. Nur schwer widersteht man der Versuchung, einige solche Lieder oder Naturbilder anzuführen. Besser aber, sie bleiben in ihrer Umgebung, in die sie weislich und kunstvoll, Perlen vergleichbar, eingefügt sind; man hüte sich, sie mit rauher Hand anzutasten.

In einem Betracht ist der neue Band wesentlich reicher als der alte, in der epischen Abteilung, die diesmal „Balladen und Mären" heißt. Wer die 5. Auflage von Greifs Gedichten (1889) kennt, besinnt sich, daß dort unter den „Balladen und Romanzen" alles Epische vereinigt war. In der 6. Auflage (1895) hat der Dichter das vorwiegend Lyrische darunter, dem das epische Element nur leicht beigemengt ist, unter der Bezeichnung „Stimmen und Gestalten" abgetrennt — mit Recht! So auch in den „Neuen Liedern und Mären". Ist hier also schon die vielfach episch angehauchte Abteilung der „Stimmen und Gestalten" (S. 97—136) reich, so bleibt für die strenger und reiner epische der „Balladen und Mären" noch der stattliche Raum von S. 137—212 übrig. Der größere Teil davon, S. 172—212, kommt auf umfangreichere Dichtungen, zumeist solche in der Form des Balladenkranzes, die Greif bedeutsam ausbildet. Im ersten Bande hatten wir nur ein Stück dieser Art, das berühmte „Klagende Lied"; hier treten ihm zwei ebenbürtige zur Seite, die gewaltige, hart ans Tragische streifende „Brautkrone" (fast 20 Seiten) und die ebenfalls ernste, in hellster Kunstvollendung erstrahlende „Kristall-Königin" mit dem meisterhaften, volkstümlich in den Refrain „Verbotene Liebe bringt Leiden" ausklingenden Schlußgedicht. Beide, übrigens neuentstandene Dichtungen werden sich die Meister des Vortrags für ihre Rezitationen kaum lange entgehen lassen! Eine anspruchslosere poetische Erzählung dieser Abteilung ist „Der Wildschütz"; daneben haben wir noch eine lange Reihe größerer und kleinerer Balladen, von denen ich als besonders gelungen nur „Die Bergmannstochter" und „Die klagenden Königinnen" nenne, Stücke, welchen ich

in unserer neueren Dichtung kaum Wirksameres und Besseres beizugesellen weiß.

Nicht minder bedeutend sind die „Widmungen", meist Gelegenheitsgedichte höheren Stiles und sämtlich dichterischen Wertes. Aus ihnen will ich wenigstens den „Mont-Cenis" und den „Kanal von Suez" hervorheben, ausgezeichnete Beispiele edlerer Gedankenlyrik. Beides sind ältere Gedichte und doch beide wie zeitgemäß! Stünde nicht fest, daß beide schon in der 2. Auflage der Gedichte (1881) gedruckt sind, man wäre geneigt, z. B. Greifs Suez-Kanal für eine Art freier Paraphrase des Kaiserwortes „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser" zu halten; so ist damals schon des Dichters Auge in die Zukunft gewendet gewesen. Selbst die Anspielung auf „Drache und Halbmond", die in unserer Weltpolitik eine ganz andere Rolle spielen als 1869, fehlt nicht!

Die prophetische Seite in Greifs Natur springt vor allem in die Augen bei Betrachtung der Abteilung „Deutsche Gedenkblätter". Auch hier begrüßen wir mit Freuden eine Anzahl älterer Gedichte, die bei der letzten Sammlung weggeblieben sind, so das herrliche „Auf dem Schlachtfeld von Waterloo", ein Jugendgedicht, in dem Greif die künftige siegreiche Größe Deutschlands vorhersagt. Der unermüdliche Verherrlicher des Deutschen Reiches, des großen Kanzlers und seines Heldenkaisers kommt auch hier in ergreifenden Gedichten zu Worte, so in dem „Zur Bestattung Bismarcks im Sachsenwalde".

Endlich die „Sinngedichte"! Welche Fülle von Lebenserfahrung und -Weisheit, von Beobachtungen, Sinnsprüchen, Gedenkversen und Lebensregeln — zu goldiger Klarheit des Gedankens und schärfster sprachlicher Form kristallisiert! Kaum etwas entgeht ihm, sei es im Menschenschicksal, sei es im Gebiete der modernen Kultur und Kunst. Ihren Gang verfolgt er mit kritischem Blick und bespricht sie schonungslos und nicht immer ohne Bitterkeit. Mag man sich nun aber durch seine Pfeile getroffen fühlen oder nicht: den Vorzug meisterlichen dichterischen Schliffes muß man all seinen Epigrammen zuerkennen, auch den zornigen und boshaften. Doch treten, Greifs Natur entsprechend, diese zurück gegen Allgemeingültiges, Edles, Hohes und Reines, das uns hier begegnet; ich erinnere nur an das Religiöse.

Auch innerhalb der übrigen Gedichte spitzt sich öfters die Sprache des Dichters zu herrlichen Sentenzen zu. So enthält z. B. die „Brautkrone" die Zeilen (S. 195):

> Hoch über starrem Rechte herrscht Liebe, schonend mild —
> Hoch über Menschensatzung schwebt des Erlösers göttlich Bild!

Vertieft man sich in den neuen Band Greifs, so wird einem wohl und weit ums Herz, wie bei einer Wanderung durch Wald und Gebirge,

wo die Brust freier und tiefer atmet, der Blick weiter hinausschweift ins Land, das Ohr empfänglicher als sonstwo auf die Töne in uns und um uns lauscht und die Seele leichteren Schwunges durch den blauen Äther emporbringt ins Unermeßliche, Ewige ... Dann fühlen wir uns mit dem widerspruchsvollen irdischen Dasein versöhnt. — Wie wohl das tut nach all den Erbärmlichkeiten und Härten des Lebens, nach all den Mühen täglichen Kampfes und seinem quälenden Abbild in der modernen „Wahrheits-Dichtung"! Wahrheit!? Und ist etwa jene Welt, die Greifs neuer Band uns vorführt, weniger wahr, weniger wirklich? — Wer wollte das zu behaupten wagen? Lebt sie nicht um uns und in uns ebensogut wie die tägliche Qual? — Wir sind eben zwiespältige Wesen, nach unten gerichtet, wie nach oben: Wir bedürfen der versöhnenden Macht der Poesie, um beides in Einklang und uns selbst zum Herzensfrieden zu bringen.

Wohlan denn, die Pforte zu jener schönen Welt des Einklangs ist uns aufgetan! Der Garten der Poesie, ein Stück vom verlorenen Eden winkt uns: Treten wir, vom Dichter geleitet, hinein; ergötzen, erheben, stärken, trösten wir uns; wir finden da unser besseres Ich, wir finden Gott wieder!

Dem Dichter aber, der sie uns öffnete, uns schenkte, jene Welt, ihm rufen wir bewegten und dankbaren Herzens seine eigenen, in ihrer Innigkeit an Walther gemahnenden Worte (S. 231) nach:

> Im Herzen jung, genaht des Alters Schwelle,
> Da immer noch, wie einst, die Blicke flammen —
> Sein Abend währe lang und sonnig helle!

Daß die Verlagshandlung alles getan hat, um den Band seinem inneren Werte entsprechend auszustatten, daß ein äußerst charakteristisches Bildnis Greifs von Wilhelm Trübner beigegeben ist und das Ganze in edler Einfachheit, in würdigem, ja meisterhaftem Gewande auftritt, versteht sich eigentlich von selbst, sei aber wenigstens erwähnt, denn auch dem rührigen Verlage gebührt unser Dank für die schöne Gabe! (Auf S. 289 ist ein sinnstörender Druckfehler stehen geblieben; es muß Zeile 2 heißen: „Anmut denkt allein ans Spiel.")

Ein Rückblick auf die Straßburger Philologenversammlung.

Von Dr. **Paul Kannengießer** in Straßburg i. E.

Ein im letzten Jahrgange der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium" (Heft III, S. 140flg.) erschienener Bericht des Herrn Geh. Hofrats Prof. Dr. Uhlig veranlaßt mich, noch einmal auf den von mir auf der Straßburger Philologenversammlung gehaltenen und in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" (16. Jahrg. S. 1 flg.) abgedruckten Vortrag „über die Notwendigkeit der Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden in den mittleren und oberen Gymnasialklassen" zurückzukommen.

Ohne auf den Inhalt des Vortrages einzugehen, bemerkt der Herr Berichterstatter nur, daß in der darüber entstandenen Debatte dem Vortragenden entschieden mehr Widerspruch als Zustimmung entgegengetreten sei; den Gegenstand selbst erachtet er offenbar durch die ihm auf der Cölner Versammlung des Gymnasialvereins 1895 gewidmete Besprechung, bei der der damalige Referent Prof. Imelmann aus Berlin und der Korreferent Prof. Ammon aus München, „wohlbekannte und anerkannte Vertreter des Fachs" unter Zustimmung nicht bloß Oskar Jägers, sondern auch „eines Meisters des Faches, wie Wendt", sich gegen die Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden ausgesprochen (s. humanist. Gymn. VI, S. 150—169 und VII, S. 8—32), für abgetan, und mit Genugtuung fügt er hinzu, daß dort auch „die Phrase, der deutsche Unterricht müsse der Mittelpunkt des Unterrichtes werden", von Wendt und Jäger übereinstimmende Zurückweisung erfahren habe. Die Absicht dieser letzten Bemerkung vermag ich nicht einzusehen: wer meinen Vortrag nicht kennt, muß glauben, ich habe selber diese Phrase gebraucht. In Wirklichkeit heißt es aber an der betreffenden Stelle nach Abweisung der ja auch von Wendt vertretenen Ansicht, daß die klassischen Sprachen auch fürder noch den Mittelpunkt des Gymnasialunterrichtes zu bilden haben: „Ebensowenig kann ich die jetzt so oft vernommene Forderung gelten lassen, daß der deutsche Unterricht als junger Erbe in die verlassene zentrale Stellung einrücke. Ich sehe in diesem Ausdruck zwar ein rhetorisch wirksames, sachlich aber wertlos gewordenes Bild."

Ich hoffe, daß, wer meinen Vortrag damals gehört oder nachträglich gelesen, einen günstigeren Eindruck gewonnen habe, als der Uhligsche Bericht von ihm erwecken muß, und bin überzeugt, daß man in ihm keine rhetorisch phrasenhafte, sondern sachlich eingehende Behandlung des Gegenstandes erkennen wird. Freilich mag ich der Mehrheit meiner

damaligen Zuhörer ein homo novus gewesen sein; jedenfalls stand und stehe ich auf festem Grund und Boden, den ich mir in 25jähriger fachmännischer Berufsarbeit erworben habe, und wenn der Herr Berichterstatter gegen mich das Ansehen langbewährter und anerkannter Schulmänner herbeiwinkt, so führe ich dagegen das Vollgewicht meiner sachlichen Beweisgründe ins Feld, die nicht zum wenigsten an die Adresse eben jener auch von mir verehrten Männer gerichtet waren und bisher, weder vor noch nach der Straßburger Verhandlung, von irgend einer Seite her widerlegt worden sind.

Ich habe meine Überzeugung von der Notwendigkeit der Vermehrung unserer deutschen Unterrichtsstunden aus eigener Erfahrung gewonnen; aber es war ja selbstverständlich, daß ich vor ihrer Darlegung in der einschlägigen Literatur sorgfältig Umschau hielt und neben den bekannten Ausführungen Wendts und Oskar Jägers auch den von Imelmann zu Cöln gehaltenen Vortrag zu Rate zog; letzterer mußte mir um so wertvoller sein, als mir der Redner als Herausgeber der 2. Auflage von Ernst Laas' Buch über den deutschen Unterricht wohl bekannt war, in dem für Untersekunda bis Oberprima nahezu eine Verdoppelung der dem Deutschen damals gegönnten Lehrstunden gefordert wird. Ich gestehe, daß ich selten eine pädagogische Darstellung mit solcher Befriedigung gelesen habe, wie die, welche Wendt in Baumeisters Handbuch der Erziehungslehre dem deutschen Unterrichte gewidmet hat; vermochte ich auch in manchen Einzelheiten den Ansichten des verehrten Rektors nicht beizustimmen, so fand ich doch zu meiner hellen Freude fast alle die Anforderungen aufgestellt und entwickelt, deren Verwirklichung dem deutschen Unterrichte allein den ihm gebührenden Platz zu sichern vermag.

Auch mit Imelmann, der übrigens seine Darlegungen auf den Unterricht in Prima beschränkt, fand ich mich vielfach in Übereinstimmung, so namentlich in der Ausführung des Satzes, daß unsere Muttersprache „selbst im Unterricht der oberen Klassen in der Regel zu kurz kommt, der direkten und verweilenden Beschäftigung mit ihr ein zu enger Raum vergönnt wird und die gelegentlichen Belehrungen darüber, wie Aufsatz und Lektüre sie an die Hand geben, nicht ausreichen"; so auch in der Heranziehung Shakespearescher Dramen sowie in der entschiedenen Betonung der erzieherischen Bedeutung Schillers, der Empfehlung einer Anzahl seiner philosophischen und sonstigen Prosaschriften und einer Auswahl seiner Briefe.

Um so lebhafter regte sich allerdings bei mir der Widerspruch, als ich lesen mußte, daß beide Fachmänner sich trotz ihrer Ausführungen im ganzen mit dem bisher dem Deutschen eingeräumten Zeitmaß zufrieden erklärten. Imelmanns Urteil konnte freilich nur für die Prima

in Betracht kommen, obwohl er es auf alle Klassenstufen auszudehnen scheint, und seine Genügsamkeit dürfte zum Teil wenigstens ihre Erklärung in dem Umstande finden, daß er der Betrachtung unserer nachklassischen Literatur nur einen sehr beschränkten Raum anweist und der philosophischen Propädeutik keinen Einlaß gewährt. Wendt dagegen, der für eine ausgiebige Behandlung beider Gegenstände eintritt und daher auch, was hier wohl hervorzuheben ist, für Prima vier wöchentliche Stunden in Anspruch nimmt, spricht es ausdrücklich aus, daß für die von ihm geforderte Behandlung des deutschen Unterrichtes in Tertia bis Obersekunda inkl. die bisher verfügbaren Stunden ausreichen; dasselbe glaubt Oskar Jäger in seinem Buche „Lehrkunst und Lehrhandwerk" ausführlich nachweisen zu können.

Gerade diesen und ähnlichen Behauptungen und Ausführungen glaubte ich meine eigenen, auf allen Klassenstufen gesammelten Erfahrungen entgegenstellen zu müssen; ich erblickte meine eigentliche Aufgabe in dem Nachweise, daß man den zum großen Teil auch von der gegnerischen Seite an den deutschen Unterricht gestellten Forderungen mit der ihm gegenwärtig eingeräumten Stundenzahl schlechterdings nicht gerecht zu werden vermöge, und nahm hierbei deutlich genug auf Wendts und namentlich auf Jägers Ausführungen Bezug; auch hätte ein aufmerksamer Zuhörer, dem die Grundgedanken des Imelmannschen Vortrages noch in Erinnerung waren, wohl erkennen können, daß ich mich auch mit diesem auseinandersetzte, wenn ich seiner auch nicht ausdrücklich gedachte. Fest überzeugt von der Richtigkeit meiner Beweisführung hoffte ich auch andere zu überzeugen, und dies um so mehr, als ich mich auch meinerseits auf eine Reihe anerkannter Fachmänner sowie auf die in manchen deutschen Staaten jetzt schon für Sekunda und Prima geltenden Bestimmungen berufen konnte. Verlangte ich doch im Grunde nicht mehr als die volle, gleichmäßige Durchführung eines in seinen Einzelheiten durch Theorie und Praxis vielfach schon anerkannten Programms. Auf Widerspruch mußte ich freilich schon deshalb gefaßt sein, weil die pädagogische Sektion unserer Philologenversammlungen noch immer die Hochburg des altphilologischen Zentrums darstellt und hier eine wohlbegreifliche Abneigung gegen jede Mehrforderung zugunsten eines anderen Lehrfachs waltet; aber Widerspruch ist noch keine Widerlegung, und ich habe eine solche weder gefürchtet noch tatsächlich erfahren, auch nicht von Jäger und dem Herrn Berichterstatter. Ersterer beschränkte sich auf den gewiß von allen Seiten dankbar aufgenommenen Ausspruch von der magna charta libertatum, die man auch der vorgesetzten Behörde gegenüber mutvoll vertreten möge; Uhligs Erwiderung aber galt hauptsächlich meiner Behauptung, daß der Betrieb des Mittelhochdeutschen

zwar dringend wünschenswert, aus Mangel an Zeit aber nicht durchführbar sei (Zeitschr. f. d. d. U., 16. Jahrg. 1. Heft, S. 10flg.) und enthielt damit eher eine Erweiterung, als eine Einschränkung meines Programms, keinesfalls aber einen entschiedenen Widerspruch oder gar eine Widerlegung; vielmehr befürwortete auch er, obwohl nicht ganz in meinem Sinne (s. humanist. Gymn. VI, S. 131flg.), die Behandlung der philosophischen Propädeutik in Prima und tritt auch in dem darauf bezüglichen Schlußsatze seines Berichtes zu ihrem Gunsten für die von mir für Prima geforderte und im badischen Lehrplan wirklich verzeichnete vierte Stunde ein. Gleichzeitig bemerkt er hier freilich, daß sich nach seiner Erfahrung auch bei drei wöchentlichen Stunden in Unterprima für das Mittelhochdeutsche 6—7 Monate erübrigen lassen; ich glaube aber, daß er mit diesem kurzen Hinweis auf die eigene Praxis meine Darlegungen ebensowenig erschüttert hat, wie die während der damaligen Verhandlung von einem schwäbischen Schulmanne abgegebene Erklärung, daß man in Württemberg mit der dem Deutschen zugestandenen Stundenzahl auch bei Betrieb des Mittelhochdeutschen zufrieden sei: denn eben gegen solche Stundengenügsamkeit hatte ich den sachlich begründeten Einwand erhoben, daß sie wichtige Zweige des deutschen Unterrichtes nicht hinreichend zu pflegen vermöge. Die ganze Verhandlung schloß sich damals eigentlich um zwei Punkte, das Mittelhochdeutsche und die philosophische Propädeutik, zusammen, und was in dieser Hinsicht von fachmännischer Seite mehr berührt, als entwickelt wurde, fiel eher für, als wider mich in die Wagschale; die einzige auf ein geschlossenes Klassenpensum (Prima) genauer eingehende Besprechung enthielt eine entschiedene Zustimmung.

Solche Zustimmung ist mir auch später, nach Schluß der Verhandlungen in reichem Maße zuteil geworden und durfte mich wohl in dem Gefühle bestärken, daß meine Sache in dem leichten Scharmützel keineswegs unterlegen sei. So erklärt der Direktor des Straßburger Protestantischen Gymnasiums, an dem ich meine Erfahrungen gesammelt habe, übrigens ein Württemberger, in der Chronik des letztjährigen Programms: „Nicht verfehlen wollen wir, hervorzuheben, daß, was unser Kollege K. in der pädagogischen Sektion der Versammlung über die Notwendigkeit der Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden in den mittleren und oberen Gymnasialklassen vorgetragen hat, auch die Überzeugung der meisten von uns zum Ausdruck brachte.“ Und wie die Mehrzahl meines engeren Kollegiums, so weiß ich auch einige der mit der Leitung des reichsländischen Schulwesens betrauten Männer auf meiner Seite, vor allen den damaligen Obmann der pädagogischen Sektion, Herrn Oberschulrat Dr. Scherer, der bereits als Referent für

die auch in meinem Vortrag S. 10 erwähnte Direktorenkonferenz vom Mai 1898 die Erhöhung der deutschen Lehrstunden von 2 auf 3 für Untertertia bis Obersekunda als dringend notwendig, von 3 auf 4 für Prima als durchaus wünschenswert bezeichnet hatte.

Ich würde auf diesen Umstand die frohe Hoffnung bauen, daß bald auch im Reichslande, wo sich zwischen dem durch natürliche Bedingungen noch gesteigerten Bedürfnis und dem bestehenden Lehrplan ein besonders ungünstiges Verhältnis fühlbar macht, Abhilfe geschaffen werde, wenn ich nicht der freilich unmaßgeblichen Überzeugung wäre, daß die sorgenvolle Rücksicht auf den durch solche Forderungen gefährdeten Besitz der klassischen Sprachen gerade an der einflußreichsten Stelle unserer Behörde zugunsten des Tatbestandes wirksam sei. Denn dieser Gesichtspunkt ist für den zähen und machtvollen Widerstand, der der erfolgreichen Ausbreitung des deutschen Unterrichtes bis jetzt entgegentritt, im Grunde genommen der allein bestimmende; er ist es, der Männern wie Wendt und Imelmann trotz der auch von ihnen gewürdigten Bedeutung des Deutschen die von Unbefangenen peinlich empfundene Zurückhaltung auferlegt und, wie ich glaube, auch den verehrten Verfasser des hier besprochenen Berichtes zu seinem mißmutigen Urteil bewogen hat. Sicherlich aber schädigt durch solch historisch wohl erklärliches aber der Gegenwart nicht mehr entsprechendes Verhalten unser altklassisches Philologentum sein ihm dringend notwendiges Ansehen: es sorgt nicht für den Nachwuchs. Seine Wortführer drängen eine immer größere Zahl aufrichtiger Freunde des humanistischen Gymnasiums in die Reihe ihrer Gegner[1]), und die Hoffnung wird stetig wachsen und endlich doch einmal entscheidende Kraft gewinnen, daß ihre Herrschaft von starker Hand gebrochen werde.

---

1) Man lese die jüngst erschienene Schrift „Latein und Deutsch. Ein Beitrag zum zeitgemäßen Ausbau höherer Lehranstalten" von Prof. Albert Heintze, Verfasser von „Gut Deutsch", auch einem wohlbekannten und anerkannten Vertreter des Fachs.

Dialektwörter aus der Umgegend von Kreuznach.

Von L. Geisenheyner in Kreuznach.

Zu dem Artikel von Rodenbusch unter der obigen Überschrift in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" XV, 357 flg. möchte ich einen Zusatz bringen. Zunächst zum Worte Grenedes.

In meiner Wirbeltierfauna von Kreuznach (1888) habe ich dieses Wort und die Formen, in denen es hier vorkommt, bereits besprochen. Da die Angabe Rodenbuschs die Bedeutung keineswegs erschöpft, sei noch folgendes hinzugefügt. Rodenbusch führt Grenedes nur als Bezeichnung für den Feuersalamander auf, aber man belegt mit diesem Namen nicht nur diesen, sondern überhaupt alle Molche, d. h. die mit einem Schwanz versehenen Amphibien, also alle, die eine eidechsenförmige Gestalt haben. Der Feuersalamander führt hingegen hier und in der ganzen Mittelrheingegend viel häufiger einen Namen, der entweder von seiner Eigentümlichkeit, bei und nach dem Regen seine Schlupfwinkel zu verlassen, hergenommen ist (Regenmoll, Regenmännchen), oder von seiner so auffallenden Färbung: die großen, sich von dem schwarzen Grunde so scharf abhebenden, goldgelben Flecke haben ihn zum „gelben Schneider" gemacht, woraus in manchen Gegenden ein „Schneiderknabe", in andern sogar ein „Schneiderknecht" entstanden ist.

Die Hauptbedeutung des Wortes Grenedes aber ist Eidechse, und so bezeichnet man dieses Tier im größten Teile des Nahegebietes, vielleicht im ganzen Hunsrück; wie weit es nach Süden zu der Fall ist, ist mir nicht bekannt. Im Hessischen Gaue dagegen, also östlich und südöstlich von der unteren Nahe, heißt sie kurz Edes oder Edis, welche Form auch sporadisch im Hunsrück (Simmern: Edhas) auftritt. Sie dürfte wohl das abgeschwächte Adox sein, das bei Gesner (1554) vorkommt. Dies als richtig vorausgesetzt, würde Grenedes oder, wie ich das Wort immer höre, Grinedis oder Krinedis zwanglos von „grüne Eidechse" hergeleitet werden können, zumal wenn man bedenkt, daß unter allen Eidechsen die grünen die auffallendsten sind.

Grün, schön glänzend grün sind ja die Männchen der gemeinen oder Zauneidechse[1]), und deren sind bei uns noch heute genug vorhanden, so daß sie den draußen in Feld und Wald Beschäftigten sicherlich auffallen müssen, wenn auch ein breiter, brauner Rückenstreif das Grün etwas zurückdrängt. Aber hier in der Grinedisgegend wohnt noch eine andere Eidechse, die nach meiner Meinung den Namen viel eher veranlaßt haben

1) Lacerta agilis. Wolf.

wird als die obengenannte. Es ist die große prächtige Smaragdeidechse[1]), die bekanntlich bei uns in Deutschland 40 cm Länge erreicht und so durch ihre Größe und ihr von keiner anderen Farbe eingeschränktes oder unterbrochenes Prachtgrün gewiß noch viel mehr die Aufmerksamkeit erregt. Sie ist noch heute hier an der unteren Nahe nicht ganz selten zu finden und war ganz unzweifelhaft früher, ehe ihr der stets sich weiter ausdehnende Weinbau die Existenzbedingungen entzog, sehr häufig und ganz gewiß auch noch weiter in der Gegend verbreitet als jetzt. Dafür scheint mir auch zu sprechen, daß man sie in Frankfurt a. M. Grüneder nennt, wie ein Aufsatz von O. Böttger im XXI. Bande des Zoologischen Gartens bezeugt.

Aber das Wort Grinedis hat noch einen anderen Sinn, und mit dieser untergelegten Bedeutung hat es der Hunsrücker in sein Scheltwörterlexikon aufgenommen. Bei ihm ist ein reizbarer, leicht aufbrausender, zorniger, auch wohl geradezu ein zanksüchtiger Mensch, besonders wenn er klein ist, ein Grinedis. Mir scheint das der Natur hübsch abgelauscht. Ergreift das Tier auch in der Regel beim Nahen des stärkeren Feindes die Flucht, so sperrt es doch dem Angreifer das weitgeöffnete Maul entgegen, wenn Flucht schwer oder unmöglich, und das sieht bei der Größe des Rachens furchtbar genug aus, während man doch beim Zubeißen nur ein starkes Kneifen spürt. Schließlich will ich noch bemerken, daß mit Grinedis meist nur männliche Individuen bezeichnet werden, wogegen dem weiblichen Geschlecht das Wörtchen „Krott" ausschließlich zugeeignet zu sein scheint.

2. Schalsei. Dieser hier allgemein für ein Windei, d. h. ein Ei ohne Kalkschale gebräuchliche Ausdruck war mir früher sehr rätselhaft; denn ich konnte nicht begreifen, wie man ein schalenloses Ei gerade als Schalei oder Schalsei bezeichnen kann. Ich vermutete darum, daß es ein verderbter oder verdrehter Ausdruck sein müßte und stellte eine ziemlich umfassende Umfrage nach dem Namen solcher Eier an. Diese ergab drei Formen des Wortes: Schalei, Schalsei und Schalksei; in neuester Zeit lernte ich noch eine vierte kennen, nämlich Schalchesei. Die dritte Form wurde mir aber nur einmal gebracht und zwar aus dem Hessischen (Wöllstein), obgleich ich immer schon an sie gedacht hatte in der Meinung, gerade aus ihr könnten sich die anderen abgeschwächt haben. Mir schwebte dabei der Schalksknecht vor, der bösgeartete, mindestens doch nicht gute Knecht, und ein nicht gutes Ei ist ein Windei doch sicherlich. Bestärkt wurde ich noch in meiner Meinung, als ich erfuhr, daß diese Eier in der Gegend von Kirchberg, Heinzenberg und noch an anderen Stellen des Hunsrücks den Namen Flehmeier führen und daß in manchen

1) Lacerta viridis. Gesn.

Gegenden (Coblenz) unter einem Flehm ein Narr verstanden werde. Sind Schalksknecht und Narr der Bedeutung nach auch nicht gleich, so versteht man doch unter beiden etwas Minderwertiges, und minderwertig sind schalenlose Eier doch sicherlich. Aber bei weiterer Erkundigung nach der Bedeutung von Flehm konnte ich keine Bestätigung meiner ersten Nachricht erhalten, kam vielmehr zu der Überzeugung, daß eine Verwechslung mit flämsch = flämisch vorlag. Dabei erfuhr ich aber auch, daß der Ausdruck Flehm in einem ganz anderen Sinne hier in der Gegend ziemlich weit verbreitet ist. In Kreuznach, im anstoßenden Hessischen, in der nördlichen Pfalz, im Kreise St. Wendel, im Hunsrück an verschiedenen Stellen ist Flehm eine ganz dünne Haut.[1]) Im Sander finde ich das Wort gar nicht, ebensowenig im Weigand, der nur Flähme (das Dünnteil zwischen Rippen und Schenkeln) hat, was vielleicht doch damit im Zusammenhange steht. Nur Grimm hat die Form Flemle, die 1561 vorkommt und die „membranae et vagina viscerum bedeutet, darin die inneren Glieder des libs eingefasset und umgeben sind".[2]) Nach den Beispielen, die mir auf meine Bitte, das Wort anzuwenden, gebracht wurden, scheint mir ein Zusammenhang mit Flaum nicht unwahrscheinlich, wie z. B. aus der Redensart hervorgeht, es habe das eingemachte Obst „ein Flehmche gezogen", wenn die Schimmelbildung auf der Oberfläche eingetreten ist. Auffallenderweise ist mir mehrfach ganz unabhängig voneinander etwa folgende Redewendung gesagt worden: Ich kann nicht mehr gut sehen, es ist mir, als hätte ich ein Flehmchen überm Auge.

Um nun wieder auf das Windei zu kommen, so liegt danach die Erklärung des Flehmeies als eines Eies mit nur einem dünnen Häutchen auf der Hand.

Aber die Auffassung des Schalseies als Schalksei ist mir immer mehr zweifelhaft geworden. Seit ich nun vor kurzem aus der Gegend von St. Wendel die Form: Schalchesei oder Schaltchesei kennen gelernt habe, bin ich der Überzeugung, daß mir auch damals diese Form aus Wöllstein gebracht worden sein wird, daß ich sie aber wohl nicht richtig gehört habe. Die Einschaltung der Diminutivsilbe chen in der Form ches ist nämlich hier außerordentlich häufig, und zwar wird sie vielmehr zur Bezeichnung des Angenehmen, des Lieblichen angewendet, als nur des Kleinen. Man benutzt sie daher ebenso hinter Substantiven, wo sie einen Sinn hat, als wo sie keinen hat, z. B. hinter Verben. Wenn ich in Waldböckelheim „Löffelchesgemüse" gegessen habe, wenn in kinderreichen

1) Das lange e klingt stets, so oft ich das Wort gehört habe, in i aus.

2) Wie ich nachträglich erfahren habe, nennen hier die Metzger und Viehhändler auch heute noch diese Stelle die Flehme.

und platzarmen Familien die Kinder löffelchesweise in die Betten gelegt werden, d. h. so eng ineinander geschachtelt, wie das bei Löffeln möglich ist, so sind das ja noch regelrecht gebildete Formen. Aber unsere Kinder spielen Hockches, wobei es auf schnelles Niederhocken ankommt, oder Zuckches, wobei das Zucken mit den Armen eine Hauptrolle spielt, oder Ehlemeßches, wobei mit der Elle gemessen wird, Eckerotches, wo die um die Ecken befindlichen Verstecke geraten werden müssen, Versteckelches usw. So hat der Volksmund sicherlich auch bei Schalchesei das Diminutivum eingesetzt, unbekümmert darum, ob regelrecht oder nicht. Es bleiben von den vier Formen nur Schal- und Schalsei übrig. Schal in der Bedeutung von „abgestanden" (z. B. abgestandenes, also für den Genuß unbrauchbares, verdorbenes Bier) kann zur Erklärung wohl kaum herangezogen werden; denn ein Schalei ist durchaus nicht verdorben, sondern kann gut verwendet, nur nicht aufgehoben werden, weil bei der geringsten Verletzung die Gefahr des Auslaufens vorhanden ist. Ich suchte nach einer andern Herleitung, aber Weigand ließ mich im Stiche, und mit Grimm schien's mir zuerst ebenso gehen zu sollen, bis ich zuletzt doch noch ein Wort fand, das auf meinen Fall paßt. Da steht Schalholz[1]), Holz, das von seiner Schale befreit ist. In diesem Sinne ist also ein Schalei ein Ei ohne Schale, während doch sonst die Zusammensetzung mit „Schal" gerade das Gegenteil bedeutet, z. B. Schaltier.

Von Interesse ist es mir gewesen, zu sehen, wie bei der Namengebung für diese Eier geradezu entgegengesetzte Anschauungen maßgebend gewesen sind. Während der Name Flehmei aus der Wertschätzung dessen, was noch vorhanden ist, der Flehme, entsprungen ist, ist der andere gewissermaßen aus einem Gefühl des Bedauerns, einem Empfinden des Fehlens der harten Schale hervorgegangen.

Wenn sich nun der Ausdruck Schalei auf diese Weise ohne Zwang erklären läßt, so bleibt doch immer noch zu untersuchen, woher bei der bei weitem häufigsten Form das s kommt.

Schwer ist das wohl nicht. Ist es doch bekannt, daß die rheinische Zunge gern ein s in zusammengesetzte Substantive einschaltet, auch wenn gar kein Genetiv-s erforderlich ist. Bei uns gab es noch bis vor kurzem Nachtswächter, hier zieht man „den Nachtsjack" an, man legt die Uhr auf den Nachtstisch usw. Auf dieser Spracheigentümlichkeit scheint mir auch der Übergang vom Schalei zum Schalsei zu beruhen, und auch der bei weitem häufigere Gebrauch dieser letzteren Form ist sicherlich darauf zurückzuführen.

1) Dieser Ausdruck ist hier in und bei Kreuznach mit dem Umlaut gebräuchlich in dem Worte „Schälbengel", d. s. die zum Zwecke der Lohgewinnung von der Rinde entblößten Stämmchen und Äste der jungen Eichen.

Sprechzimmer.

1.

Gelehrte Volksetymologie.

F. Söhns hat in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" XVI, 211 flg. volksetymologische Plaudereien veröffentlicht, aus denen aufs neue hervorgeht, mit welcher Unbefangenheit das Volk sprachliche Deutungen vornimmt. Leider hat Söhns aber auch den Nachweis geliefert, daß er selber gelegentlich die gleiche Unbefangenheit besitzt, und manche seiner Erklärungen stehen grundsätzlich auf demselben Boden wie die des Volkes, sind als gelehrte Volksetymologie zu bezeichnen. Ich greife einiges heraus, ohne dadurch zu sagen, daß ich mit allem andern einverstanden bin.

1. Von dem Flüßchen Etérna wird S. 212 gesagt, daß in den ältesten Chroniken der Name Etcherna laute und den Ton auf der ersten Silbe habe. Es wäre mir interessant, zu erfahren, woher Söhns diese Kunde über die Betonung von Etcherna kommt. Es wird dann der Name mit „ahd. atjar, as. edar = Rand, Saum" in Verbindung gebracht. Es ist aber das ahd. atjar die reine Erfindung. Überhaupt kommt das Wort nirgends in einer Form vor, die das ch von Etcherna rechtfertigt. Um das n hat sich Söhns überhaupt nicht gekümmert, das allein schon die vorgeschlagene Etymologie unmöglich macht.

2. Sebexen wird S. 213 mit Sigbert, bezw. dessen Koseformen Sibo und Sibiko zusammengebracht: Sibikoshusen sei verkürzt und verderbt zu Sebexen. Wenn man Etymologien machen will, muß man wenigstens deklinieren können: der alte Genitiv von Sibiko heißt nicht Sibikos, sondern Sibiken.

3. Die gleiche Unfähigkeit zu deklinieren zeigt sich in der Erklärung von Wimmelrode S. 227; es soll hervorgegangen sein aus Wihemannarode, d. h. „Rodung heiliger Männer". Aber der Genitiv des Plurals von wih heilig hat wihero gelautet und nicht wihe.

4. Hundeluft S. 225 wird erklärt als altdeutsch hundelouft, „ein fortlaufender Wall, an welchem ein hunde, ein Anführer von Hundert, seinen Sitz hatte". Dagegen ist wieder einzuwenden, daß im Altdeutschen louft im Sinne von Wall ausschließlich in der Einbildung von Söhns besteht.

Also: Vorsicht gegenüber Söhnsschen Deutungen!

Gießen. **O. Behaghel.**

2.

Falsche Bilder.

Auf Hiltys lehrreiches Büchlein „Lesen und Reden" (1895) hinweisend, teile ich daraus folgendes mit: [S. 93[1]], . . . am schlimmsten

(sind) falsche Bilder, wie das von einem Redner des Deutschen Reichstags gebrauchte „den Strom der Zeit an der Stirnlocke fassen". Solche Beispiele gibt es noch viele. Wir zitieren noch folgende guter Redner: Lassalle in einer seiner Assisenreden: „Die Erinyen des gemordeten Rechtbodens"; in „Die Wissenschaft und die Arbeiter": „Der stolz ragende Baum wissenschaftlicher Erkenntnis ist von einer Zeit der andern überliefert worden." Stephan: „Unser Telephonwesen ist ein Kind, das noch in den Geburtswehen liegt." Bebel: „Eine Fabrik, die sich auf das hohe Roß setzt." Ferner aus schweizerischen Schützenfestreden: „L'aigle de Genève est heureux de tendre la main à l'ours de Berne." „Nous nous souviendrons toujours de ces beaux jours, où tous les coeurs marchaient la main dans la main, en criant: Vive la république!" Aus der Periode der ersten französischen Revolution: „Je prendrais ma tête par les cheveux, je la couperais et en l'offrant au despote, je lui dirais: Tyran, voici l'action d'un homme libre." Oder: „Sous un gouvernement si beau la femme enfante sans douleur" (David). „Le divorce est le dieu tutélaire de l'hymen" (Chaumette).

Blasewitz. **Theodor Distel.**

3.

Wie Schiller im „Ring des Polykrates" Herodots Bericht benutzt hat.

(Probe einer kurzen zusammenfassenden Darstellung für Tertia oder entsprechende Stufen.)

Übersicht:

Einleitung: Daß Schiller die Erzählung des Herodot benutzt, sie aber umgestaltet hat.

Hauptteil[1]): Wie er das gemacht hat.

1. Schiller gibt weniger. Er beseitigt die Hälfte des Berichtes, das Ende des Polykrates, außerdem alles Nebensächliche, insonderheit alle aufhaltenden Züge.
2. Schiller gibt mehr: die drei (erfundenen) Glücksfälle.

Schluß: Warum Schiller so verfährt.

Einleitung: Dem Gedichte Schillers „Der Ring des Polykrates" liegt ein Bericht des griechischen Geschichtschreibers Herodot zugrunde.

1) Ich halte es für falsch, diesem Teile die besondere Bezeichnung „Ausführung" zu geben, wie es noch vielfach geschieht. Einleitung und Schluß gehören ebensogut zur Ausführung, wie der — Hauptteil.

Der Dichter hat die Erzählung erheblich umgestaltet: hier gekürzt, dort erweitert. Ich will versuchen, in knappen Zügen die Veränderungen darzulegen, die er vorgenommen hat.

Hauptteil: Es fällt sofort auf, daß Schiller wesentlich kürzer ist als Herodot. Fast die Hälfte des Berichtes, die vom Ende des Polykrates handelt, läßt er gänzlich fort. Er braucht sie nicht, weil er nicht zeigen will, wie der Tyrann untergeht, sondern daß er untergehen muß.

Aber auch sonst fehlt manches. Alles Nebensächliche hat der Dichter ohne weiteres entfernt. Während Herodot umständlich von dem Machtbereiche des Herrschers von Samos spricht, erscheint dieser im Gedichte lediglich als Herr jener Insel. Von dem Verfertiger des Ringes, dessen Name dort genannt wird, erfahren wir hier nichts. Insonderheit hat Schiller alle aufhaltenden Züge beseitigt. Die Herrscher schreiben sich nicht, sondern reden miteinander; der Tyrann besinnt sich nicht lange, was er den Göttern opfern soll, und fährt zum Opfer nicht erst auf die See hinaus, sondern entschließt sich sofort und wirft das Kleinod von „seines Daches Zinnen" aus unmittelbar hinab ins Meer. Gleich am andern Morgen erhält er den Ring zurück; bei Herodot dauert das „fünf oder sechs Tage". So sehen wir, daß Schiller nur die Hauptpunkte verwendet; diese bringt er dafür in um so engere Verbindung.

Freilich fügt er auch einiges hinzu, was der Geschichtschreiber nicht hat. Von ganz unwesentlichen Abweichungen nicht zu reden — sind das besonders die drei ersten, unerhörten Glücksfälle, die das Grauen, das Erstaunen, zuletzt das Entsetzen des Gastfreundes erregen: der Sieg über den persönlichen Feind, die glückliche Ankunft der Handelsflotte, die Vernichtung der kretischen Kriegsmacht. Diese erfundenen Begebnisse werden ebenfalls in schnellster Folge vorgeführt; Schlag auf Schlag treten sie ein und versetzen den Hörer in dramatische Spannung.

Schluß: Und warum Schiller so verfährt? Herodot ist Geschichtschreiber und berichtet im Zusammenhange, mit epischer Breite sorgfältig alles, was er über den Polykrates erfahren hat. Dem Dichter kommt es nicht darauf an, uns Geschichte zu erzählen, und auch diese Geschichte ist ihm nur Mittel zum Zweck. Er will uns im Sinne der Alten die Vorstellung vom „Neide der Götter" veranschaulichen. Er erzählt und schildert nicht, sondern läßt uns erleben, sehen und hören, daß der allzu Glückliche in Gefahr ist, alles zu verlieren. Darum konnte, ja mußte er sich auf das Wesentliche beschränken und durfte frei erfinden, was irgend geeignet war, diesen Eindruck lebensvoll zu begründen.

Elberfeld. **Hans Stoltenhoff.**

4.

Grammatische Notiz zur pleonastischen Ergänzung des attributiven Genetivs durch Possessiva.

Es ist ein schon in der mhd. Epoche unserer Sprache zu beobachtender Vorgang, daß zur Verstärkung des possessiven Charakters eines attributiven Genetivs dieser durch Possessivpronomina pleonastisch ergänzt wird. Diese Konstruktion ist noch bei unseren Klassikern wohl gelitten:

Auf der Fortuna ihrem Schiff
Ist er zu segeln im Begriff. (Wall. Lager, 7. Auftr.)

Heute gehören dergleichen Wendungen der Umgangssprache an und werden im Schriftstil für einen Mißgriff angesehen. Diese Entwicklung ist von einem Kasuswechsel begleitet: der Genetiv ist durch den possessiven Dativ verdrängt (man vergleiche zur Befähigung des Dativs nach dieser Richtung die volksmäßige Wendung: „das ist mir", „das Buch ist mir" = lat.: „Mihi est liber"). Das nicht mehr klar erfaßte attributive Verhältnis (meines Vaters sein Garten) ist ins objektive (meinem Vater sein Garten) moduliert, um das Nebeneinander des Besitzkasus und des Besitzpronomens dem grammatischen Verständnis wieder anzupassen. Im allgemeinen können wir den Dativ als den Sieger in diesem Wettkampf beider Kasus betrachten; wohl auf die meisten unter uns würde der Genetiv heute befremdend wirken.

Zweck dieser Notiz ist nun darauf hinzuweisen, wie die hier herangezogene Spracherscheinung einem lebendigen, kräftigen Sprachgefühl auch der jüngst vergangenen Zeit noch in der alten Ursprünglichkeit aus der Feder floß:

Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin: Frankfurt, 14. Mai 1851. (Im Anschluß an eine Bitte, sich französische Konversation geläufig zu machen.) „Es hängt das Leben nicht dran, Du bist meine Frau und nicht der Diplomaten ihre."

Dieser kleine Beleg Bismarckscher Sprachsicherheit darf uns zugleich eine Mahnung sein, historische Reste älteren Sprachgutes nicht zu ängstlich aus dem Gebiete der Schriftsprache in das des Umgangsdialektes zu verweisen, wenn anders wir erstere nicht verknöchern und erstarren lassen wollen.

Schwerin i. M. **Elly Steffen.**

5.

Zu Ztschr. XVI, S. 572.

Ich erlaube mir darauf hinzuweisen, daß nach Vorbrodt, Ztschr. f. den ev. Relig.-Unterr. 1898 S. 56, in der 3. Strophe von „Ein' feste

Burg" das „nicht" (so fürchten wir uns nicht so sehr) in dem Originaldruck „bekanntlich" fehlen soll. sô — sô sêr gehôre dann zusammen und bedeute „so sehr auch"; „so sehr wir uns auch fürchten, es soll uns doch gelingen".

Kassel. Professor **W. Kohlschmidt.**

6.

Sam = gleich als ob.

Ein seltener Überrest aus dem Mittelhochdeutschen hat sich in dem oberpfälzischen Worte sam = gleich als ob erhalten (engl. the same = derselbe, der nämliche). Es wollen z. B. mehrere Knaben Soldaten spielen. Es fehlt ihnen aber an der nötigen äußeren Ausrüstung, und einer ruft: Wir haben ja keine Säbel, Helme usw. Darauf entgegnet ein anderer: Das macht nichts, tun wir halt so sam! d. h. tun wir halt so, als ob wir sie hätten. Man muß aus dem Vorausgehenden immer einen ganzen Satz hinzuergänzen.

Eichstätt. Dr. **Heinrich Weber.**

7.

Für Chamissos Gedicht „Böser Markt" dürfte die folgende, im Gesellschafter 1827 mitgeteilte Anekdote als Quelle gedient haben; wenigstens ist anzunehmen, daß sie in Beziehung zu ihm steht.

„Blind geladen. — In einem kleinen Gehölze, unweit London, hielt ein Räuber den Wagen des Lords Mulgrawe an und setzte ihm sein Gewehr mit den Worten auf die Brust: „Mylord, dies ist ein Gewehr, welches unter Brüdern 100 £ wert ist, ich rate Ihnen, es zu kaufen." Der Lord merkte bald, was dieses zu bedeuten habe, zog schnell seine Börse und zahlte 100 Guineen dafür. Der Räuber nahm das Geld und händigte ihm die Waffe dafür ein.

Kaum hatte Mulgrawe das Gewehr gefaßt, als er dasselbe auf den verwegenen Räuber anlegte und losbrennen wollte; — es war nicht geladen. — Hohnlächelnd sagte der Räuber, der nun ein geladenes Pistol hervorgezogen hatte: „Zur Strafe, daß Sie mich für so dumm ansehen, Ihnen ein geladenes Gewehr zu geben, zahlen Sie mir noch 50 Guineen. — Der Lord mußte zum zweitenmal die Börse ziehen."

Wie man sieht, hat Chamisso durch retardierende Zutaten die Spannung gesteigert und die in der Erzählung matt herauskommende Pointe schärfer und drastischer gestaltet, überdies das Ganze in das Gewand seines liebenswürdigsten Humors gekleidet.

Solingen. Dr. **Hans Hofmann.**

Margarete Lenk, Die Bettelsänger. Eine Erzählung für die Jugend. **Dieselbe, Seemövchen** und andere Erzählungen. Beide Bücher: Zwickau i. S. im Verlag von Joh. Herrmann.

Der religiöse Standpunkt der Frau Lenk ist nicht der meinige; aber einen ehrlich und herzlich empfindenden Menschen muß man achten, er mag einer religiösen Richtung angehören, welcher er will. Und darum gewährt es mir eine wahre Genugtuung, aus dem Erscheinen dieser beiden Bücher zu ersehen, daß die treffliche Verfasserin sich durch einen ebenso überflüssigen als ungerechtfertigten Angriff auf ihre Schriften in ihrem harmlosen Schaffen nicht hat beirren lassen. In der Tat ist es kaum begreiflich, wie so reine, liebenswürdige Produkte eine solche Fülle von Groll zur Entladung bringen konnten. Für Unbefangene genügt es festzustellen, daß Frau Lenk nichts Frischeres und Reiferes geschrieben hat, als die erste der oben genannten Schriften. Welche Kenntnis der Kinderseele, welche Fülle feiner, ja geistreicher Züge, welch eine echte freudige Frömmigkeit schaut aus diesen anspruchslosen Blättern! Und auch das „Seemövchen" ist ein gutes Buch, aus dem wir die auf dem Titel nicht genannten „Erinnerungen einer alten Puppe" um ihres liebenswürdigen Humors willen ganz besonders rühmend hervorzuheben nicht verfehlen wollen. Auf die Anmut des trotz einiger kleinen Freiheiten musterhaften, weil durch und durch natürlichen Stils brauchen wir nicht besonders hinzuweisen. — Möge sich die Verfasserin die schöne Gottesgabe des Fabulierens auch fernerhin nicht verkümmern lassen. Es leben viele frohe Menschen diesseits wie jenseits des Ozeans, die jede neue Veröffentlichung aus ihrer Feder mit dankbarer Freude begrüßen und den Segen, den sie stiften kann, zu würdigen verstehen werden.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Garnier, J. D., Professeur au Lycée à Bourg-en-Bresse, **Zur Entwicklungsgeschichte der Novellendichtung Ludwig Tiecks.** Gießen 1899, Emil Roth. kl. 8°. 54 S. Mit 3 Tab. M. 1.20.

Garnier beurteilt und klassifiziert in dem sich durch Anwendung einer streng wissenschaftlichen Methode auszeichnenden Schriftchen die einzelnen Novellen Tiecks zunächst vom ästhetischen Standpunkte aus, gibt alsdann die tatsächlich in ihnen erkennbaren Stilunterschiede an und charakterisiert die veränderte, jedesmal durch wechselnde Zeitumstände bedingte Auffassung Tiecks vom Ideale der Novelle. Richtig erkannt hat Verfasser, daß sich in Tiecks Novellen Spuren aus allen Perioden seiner geistigen Entwicklung zeigen, daß die erste Hälfte des „Aufruhrs in den Cevennen" als ein Meisterwerk der dramatischen Erzählungskunst be-

trachtet werden muß, während der zweite Teil gegen den ersten stark abfällt, sich in der Anlage des Phantasus Anlehnungen an Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" erkennen lassen und der Dichter selbst wenig Gemüt, aber viel Verstand besaß. Verfasser stimmt schließlich dem Urteile des Kunstkritikers J. Minor bei, daß der rein menschliche Inhalt der Tieckschen Novellen ein geringer sei. Anderseits ist es ihm gut gelungen nachzuweisen, daß Tieck von den vier dichterischen Stilarten, welche Volkelt annimmt, vorwiegend den potenzierenden und typisierenden Stil angewandt und durch die glückliche Vermischung beider in den Künstler- und historischen Novellen seinen Höhepunkt erreicht hat.

Die schwierige Analyse im einzelnen ist fehlerlos. Die beigegebenen drei Tabellen erleichtern die Übersicht und das Verständnis sehr.

Wollstein. Dir. Dr. **K. Löschhorn.**

Deutsches Lesebuch für die unteren Klassen höherer Lehranstalten von Heinrich Viehoff. Bearbeitet von H. Leisering, Professor am Sophien-Realgymnasium in Berlin. Vierzehnte gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Braunschweig 1900, George Westermann. gr. 8°. VIII u. 444 S. M. 3.—

Deutsches Lesebuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten von Heinrich Viehoff. Bearbeitet von H. Leisering, Professor am Sophien-Realgymnasium in Berlin. Zwölfte gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Braunschweig 1900, George Westermann. gr. 8°. VII u. 536 S. M. 3.60.

Das altbewährte Viehoffsche Lesebuch ist zu bekannt, um einer neuen Empfehlung zu bedürfen, doch können wir nicht umhin besonders zu betonen, daß, wenn auch die Einteilung des Lehrstoffes in der Neubearbeitung so gut wie gar nicht verändert und die bisherige Gliederung des Lesebuches ohne Hervorhebung der Jahreskurse beibehalten ist, Leisering überall auf die Bestimmungen der Lehrpläne vom Jahre 1892 gebührende Rücksicht genommen hat. So ist er mit Recht vor allem darauf bedacht gewesen, den Lesestoff aus der vaterländischen und der alten Sage und Geschichte in angemessener Weise zu vermehren. Ausgeschieden aus dem alten Lesebuche ist im ganzen recht wenig, überall jedoch das heutzutage Veraltete oder formell Bedenkliche. Der erste Band ist für Sexta und Quinta, der zweite für Quarta und Tertia bestimmt. Etwas mehr Veränderungen hat letzterer erfahren, indem der Bearbeiter viel Fleiß auf Wiederherstellung des Urtextes verschiedener

Gedichte und Beseitigung sprachlicher Unebenheiten in den Prosastücken verwandt, auch in den einzelnen Abteilungen überkommene Stücke umgestellt und zahlreiche neue eingefügt hat, um eine möglichst große Übersichtlichkeit zu gewinnen.

Wollstein. Dir. Dr. K. Löschhorn.

Margarete Stern, Ein Künstlerinnenleben. Von Adolf Stern. Mit zwei Photogravüren. Dresden und Leipzig, C. R. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers), 1901.

Kein anderer Stand außer dem der eigentlichen Musiker dürfte unter den Seinigen so viele Verehrer und Jünger der edlen Tonkunst zählen, als der Lehrerstand. Deshalb wird es vergönnt sein, hier ein Buch anzuzeigen, das zwar auch, aber doch keineswegs ausschließlich sich an den Kreis der Tonkünstler und Musikverständigen wendet und dessen innerster Wert in dem hohen Maße eines rein menschlichen und allgemein ästhetischen Interesses liegt. Ein Schriftsteller, den wir zu unseren besten zählen, gleich bewährt als Dichter wie als Gelehrter, setzt seiner frühgeschiedenen Gattin durch den einfachen Bericht ihres Lebensganges ein Denkmal. Die Art, wie er das tut, müßte schon allein Teilnahme erregen; denn das Buch ist durchweht von innigster Empfindung, die Liebe hat es geschrieben, und es ist zugleich ein Kunstwerk durch die schlicht objektive Darstellung, die den Ausbruch des Gefühls keusch verhüllt und dem Leser keine Gefühle zumutet, die nicht durch die Sache selbst hervorgebracht würden. Dazu kommt nun die überaus anziehende Persönlichkeit, die es schildert. Margarete Stern geb. Herr war nicht allein eine ausgezeichnete Klavierspielerin, nicht nur eine von heiligem Ernst und freudiger Hingabe glühende Künstlerin, sie war auch eine herrliche Natur im Goetheschen Sinne des Wortes, eine deutsche Frau von reichem, vollem Gehalt des Herzens, gesegnet mit der köstlichen Gabe des echtesten Humors und zudem — obwohl sie als solche nie aufgetreten ist — eine geborene Schriftstellerin. Davon legen die ganz prächtigen Briefe, die Stern seiner Darstellung eingewoben hat, ein sprechendes Zeugnis ab. Man staunt über die unbefangene Klarheit, mit der Margarete, schon als junges Mädchen in die Welt hinausgeworfen, die Dinge und Menschen um sich her sieht, ohne doch je in liebloses Aburteilen zu verfallen, und über die unbewußte Meisterschaft, mit der sie in zwanglosem Plauderton lebensfrische Bilder dieser Menschen und Dinge entwirft. Ein geübter Meister der kulturgeschichtlichen Schilderung vermöchte es nicht besser. Und diesen durch das ganze Buch wie eine kostbare Perlenschnur sich hinziehenden, oft von sprudelndem Humor durchleuchteten Briefen steht die Darstellung des Verfassers ebenbürtig zur Seite. Es ist zunächst

allerdings der Reichtum des Tatsächlichen, wie die prächtigen Reiseberichte aus Deutschland, England, Italien und Skandinavien, die Reihe bedeutender Charakterköpfe, wie Gottfried Kellers, Franz Liszts und vieler anderer, die, jeder in seiner vollen Eigenart, in den Kreis der Erzählung treten und von denen eine Menge allerliebster Züge mitgeteilt wird — was einen, der zum erstenmal in dem Buche blättert, anlockt. Was ihn aber unwiderstehlich fesselt, das ist doch neben der morgenfrischen Persönlichkeit der Künstlerin, von der das Buch erzählt, die edle Selbstverleugnung, mit der Stern, auch darin ein echter Dichter, das aufsteigende Weh im Herzen zu bändigen weiß und nur immer die Dinge selbst reden und wirken läßt. Was Stern selbst hierüber bei Gelegenheit sagt, kann ich mir nicht versagen mitzuteilen. „Am 5. September 1881 wurde in der kleinen Dorfkirche von Leubnitz bei Dresden, die von ihrem Hügel weit über das grüne Elbtal blickt, Margarete Herr mit mir getraut. Es war ein glückverheißender goldener Septembermittag, und er hat Wort gehalten, wenn auch leider nur eine Spanne Zeit, die dem Überlebenden heute viel viel zu kurz scheint. Was Margarete mir gewesen ist, will ich nicht hier bezeugen, obschon es meines Lebens bester Gewinn bleibt und unvergessen sein wird, wenn auch nur eine Erinnerung die Kraft hat, ihr Bild zu erhalten. Auf diesen Blättern soll von ihr, ihrer Kunst und ihrem innersten Wesen die Rede sein, von dem freilich die reine Liebefähigkeit, die beglückende Anmut und das tiefe Pflichtgefühl, das jeder Lebensaufgabe gewachsen war, unlöslich erschienen. Sie war geschaffen, das Glück eines Mannes und eines Hauses zu bringen und mit sich hinwegzunehmen, keine Unbill und keine Enttäuschung des Lebens konnte sie darin beirren. Und so hat alles Folgende dieser Erinnerungen einen Unterton, der im Hause erklang und verklang und den ich hier nicht wecken darf."

Mit Wehmut und doch mit Erhebung scheidet man von dem Bilde dieses reinen, gottbegnadeten, tapferen, fröhlichen Menschenkindes, dieser echten ernsten Künstlerin, die diese Erde verlassen mußte, gerade als sie den höchsten Gipfel der ihrer Begabung und ihrem rührenden Fleiße erreichbaren Meisterschaft in ihrer Kunst erklommen hatte. Dank aber sei dem treuen Gatten, der die lieblichen Züge dieses Bildes vor der Vergessenheit bewahrt hat. Denn es ist so, wie er am Schlusse selbst sagt: „Diese Erinnerungen sollten zu gleicher Zeit das Typische in ihren Schicksalen: das Ringen nach hohen Zielen bei äußerer Anspruchslosigkeit, Kämpfe und Siege, Beglückungen und Schmerzen eines deutschen Künstlerinnenlebens am Ende des neunzehnten Jahrhunderts und wiederum das einzig ihr Gehörige, nur in ihr zu dieser Erscheinung Gelangte, lebendig spiegeln ... Wie kurz und flüchtig eines Namens

Gedächtnis sei, wie gewiß es ist, daß die Welt rasch Ersatz für alles zu finden weiß, in jedem echten Leben ist dennoch ein Etwas, das nicht schwinden, nicht von irgend einem andern abgelöst werden kann." Und darum wird auch kein Leser dieses köstlichen Buches es ohne das Bewußtsein eines inneren Gewinnes aus der Hand legen.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Völker, J. A., 200 deutsche Dichtungen aus Lesebüchern zur Förderung des schriftlichen Gedankenausdrucks bearbeitet. Gießen 1899, Emil Roth. gr. 8°. X und 332 S. In gediegenem Original-Kalikoband M. 4.—

Das Buch ist ein Erläuterungswerk zu deutschen allgemein bekannten Dichtungen, die sich durchgängig zur Reproduktion für Schüler eignen, erscheint aber neben den vielen gleichartigen Arbeiten durchaus nicht überflüssig, da es den zur Einführung in das Verständnis der Gedichte erforderlichen, anderweit meist zu reichhaltig gegebenen Stoff in einer für die schriftliche Wiedergabe durch die Schüler geeigneten, sehr übersichtlichen Darstellung enthält. Das Werk ist zunächst für Volksschulen bestimmt, läßt sich aber auch in den unteren und mittleren Klassen höherer Schulen vielfach mit Nutzen gebrauchen. Verfasser hat trotz Gudes gegenteiliger, im Vorwort zu seinen Erläuterungen deutscher Dichtungen ausgesprochener Ansicht und anderer ähnlicher Urteile klar erkannt, daß sich Gedichte epischen Charakters sehr wohl zur Grundlage für stilistische Übungen eignen, lyrische Gedichte dagegen gar nicht und hat danach seine Auswahl getroffen. Benutzt sind die Lesebücher von Lüben, Engelien und das sogenannte deutsche, ebenfalls bei E. Roth in Gießen erschienene, nebst den bekannten Erläuterungsbüchern von Gude, Polack, Dietlein u. a. Von Dichtern sind vorwiegend berücksichtigt Arndt, Bürger, v. Chamisso, Freiligrath, Emanuel Fröhlich, Geibel, Gellert, Gerok, Gleim, Goethe, Hebel, Heine, Herder, Justinus Kerner, Kopisch, Wilhelm Müller, Rückert, v. Schenkendorf, Schiller, Schwab und Uhland. Sachliche Irrtümer hat Rezensent nirgends gefunden. Die Arbeit verdient die beste Empfehlung.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Dresdner Dichterbuch. Dichtungen von Ferdinand Avenarius, Georg Freiherr von Ompteda, Wilhelm von Polenz, Adolf Stern und anderen, herausgegeben von Dr. Kurt Warmuth. Oktav. Dresden, Wilhelm Baensch, 1903. 244 Seiten mit Buchschmuck. In elegantem Leinenband, Preis M. 4.—

Erfreulich schnell ist der vorläufigen Ankündigung des „Dresdner Dichterbuchs" (s. Ztschr. XVI, 663), welche unsern Lesern unlängst zu-

teil wurde, das Werk selbst gefolgt. Was dasselbe beabsichtigt, erläutert der Herausgeber, Dr. Kurt Warmuth, dessen geschmackvolle lyrische Sammlung „Sonnenfalter" allenthalben lebhaften Anklang gefunden hat (s. u. a. Ztschr. XVI, 192 flg.), im Vorwort. Er sagt: „Den toten Dichtern setzte man einst Denkmäler aus totem Stein. Wir wollen uns der lebenden freuen und ihnen ein Denkmal im Herzen errichten! Auch Dresden hat seine Dichter. Das „Dresdner Dichterbuch" will einen Überblick über ihr Schaffen geben. Nicht nur die in Dresden geborenen Poeten kommen hier zu Wort, nein auch die, welche sich länger oder kürzer unsre schöne Vaterstadt zum Wohnsitz wählten: hat doch von je das durch seine Kunstschätze berühmte und von Mutter Natur mit reichen Gaben gesegnete Elbflorenz auf Dichter wie Künstler eine große Anziehungskraft ausgeübt." Was also Emanuel Geibel und später Paul Heyse mit ihrem „Münchner Dichterbuch" angestrebt, das versucht die vorliegende Anthologie für Dresden: gewiß ein schöner, verlockender Gedanke, des Schweißes der Edlen wohl wert; wird doch auch auf diese Weise eine echte, wahre Heimatskunst gepflegt und Liebe zur heimatlichen Scholle im menschlichen Herzen geweckt und gefördert.

Das Bemühen des Herausgebers war, in erster Linie Originalbeiträge zu bringen; wo solche nicht vorlagen, griff er zu bereits in Zeitschriften veröffentlichten, erst an dritter Stelle kommen schon in Buchform erschienene in Betracht. Daß außer Gedichten auch Novellen, Skizzen und Sprüche aufgenommen wurden, ist sehr erfreulich; denn dadurch wurde eine äußerst willkommene Abwechslung erzielt und die Gefahr einer gewissen Übersättigung mit lyrischen Ergüssen glücklich vermieden. Interessant zu hören ist es ferner, daß für die eingestreuten biographischen und bibliographischen Notizen neben Kürschners „Literatur-Kalender von 1902" und Brümmers „Lexikon der deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts" auch persönliche Angaben der Autoren benutzt worden sind.

Von hervorragender, ja geradezu entscheidender Bedeutung für das Schicksal des ganzen literarischen Unternehmens war die Frage, nach welchen Grundsätzen die Auswahl der gelieferten Beiträge erfolgen sollte. Hier kam es vor allem darauf an, unbestechliche Kritik, feinen ästhetischen Sinn und geläuterten Geschmack zu betätigen und jede Einseitigkeit zugunsten irgendwelcher extremen literarischen Richtung zu vermeiden. Dr. Warmuth sagt deshalb im Vorwort: „Jeder Richtung mußte ihr Recht gewahrt werden, der alten, wie der neuen, soweit sie gesund ist. Übrigens kann echte Poesie nicht altern, sie ist dagegen gefeit, sie leuchtet im Morgenschimmer ewiger Jugend. Die Rücksicht auf das Ursprüngliche, Tiefe, Herzensheitre und Schlichte ist maßgebend gewesen. Allem Hypermodernen, gesucht Originellen und dekadent Pikanten wurde das Tor

verschlossen. Wahre Kunst wirkt immer herzstärkend und innerlich fördernd, Afterkunst nervenzerrüttend." Von diesen einen durchaus gesunden literarischen Geschmack verratenden Gesichtspunkten aus hat der Herausgeber im allgemeinen, wie wir gern zugestehen, mit großem Geschick und lobenswertem Streben nach Unparteilichkeit und Objektivität die Aufgabe der Materialsichtung zu lösen gesucht; nur hätten wir gewünscht, daß noch mehr Dichtungen, die für Dresden und seine geistige Atmosphäre charakteristisch sind, in dem Buche zu finden wären.

Was nun im einzelnen den Inhalt des Buchs betrifft, so ist man schon nach einer flüchtigen Durchsicht erstaunt über den Reichtum poetischen Schaffens, der uns hier entgegentritt.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Diese Worte Uhlands haben hier einen Widerhall gefunden, der den Dresdner Poeten alle Ehre macht, und wir begrüßen es mit besonderer Freude, daß nicht bloß die zunftmäßigen Literaten zu Worte kommen und, um weiter mit Uhland zu reden, nicht an wenig stolze Namen die Liederkunst gebannt ist, sondern weite Kreise des gebildeten Dresden zur Sammlung mit beigesteuert haben. Daß natürlich bei einer derartigen Fülle auch minderwertige Leistungen sich finden, daß neben manchen wahrhaften Perlen deutscher Poesie, die im reinsten Glanze leuchten, auch weniger gelungene Produktionen dichtungsfroher Herzen mit unterlaufen, ist ja begreiflich, zumal da bei Herausgabe derartiger Anthologien mehr als irgendwo anders der persönliche Geschmack entscheidend in die Wagschale fällt. Indessen im großen und ganzen werden uns, wie wir freudig anerkennen, erwählte Dichtungen in Vers wie in Prosa geboten, die den Anspruch erheben dürfen, auch einen verwöhnten literarischen Gaumen zu befriedigen; in einer eventuell erscheinenden zweiten Auflage wird der Herausgeber, wenn er nur einen noch kritischeren Maßstab anlegt, mit Leichtigkeit die wenige Spreu von den goldenen Weizenkörnern zu sondern verstehen.

Interessant ist es, daß Dr. Warmuth aber nicht nur den Klängen der Leier lebender Dichter zu lauschen uns vergönnt, sondern daß auch — ein Zeichen pietätvoller Gesinnung — einige Tote im Reiche Apolls zu Worte kommen, die in bezug auf ihre Dichtungen mit Horaz sprechen können: Non omnis moriar! Den Reigen dieser bereits ins Elysium eingegangenen seligen Geister eröffnet ein gekrönter Sänger, König Johann von Sachsen, aus dessen feinsinnigen poetischen Schöpfungen erwähnt seien „Lebensregeln" und „An König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen".

Außer ihm finden wir noch vertreten Otto Ludwig, den genialen Dramatiker, mit einigen sinnige Liebe und Patriotismus atmenden Dichtungen, ferner Albert Moeser mit zwei seine herbe, vornehme Eigenart widerspiegelnden Poesien „Ein Grab" und „Strandhafer", endlich Ernst Eckstein mit zwei tiefempfundenen Liedern: „Vorgefühl" und „Frühlingsnacht", in denen der Dichter seinen nahen Tod vorausahnt. Neben diesen genannten toten Poeten begegnet uns noch fast ein halbes Hundert lebender Dichter und Dichterinnen, denn mit Recht ist auch die dichtende Frauenwelt berücksichtigt worden.

Der knappe, einer Buchanzeige zur Verfügung stehende Raum verbietet es naturgemäß, die einzelnen Leistungen kritisch näher zu beleuchten und ihre literarische Eigenart eingehend zu würdigen; wir müssen uns mit einigen allgemeinen Bemerkungen und der Heraushebung einer kleinen Anzahl besonders begabter Dichternaturen und ihrer Schöpfungen begnügen.

„Die Form der lyrischen Ergüsse ist so mannigfach wie die menschlichen Stimmungen; sie paßt sich dem freudigen Genusse des Augenblicks wie der lastenden Schwere der Trübsal an, dem leichten Getändel des Frohsinns wie dem feierlichen Ernst der Pflicht" sagt ein feiner Ästhetiker, der ebenfalls in Dresdens Mauern lebt.[1]) Reich ist deshalb auch die Skala der Stimmungen und Empfindungen im „Dresdner Dichterbuch". Tiefe, wahre, aus einem übervollen Herzen quellende Lyrik, echtes dichterisches Schauen, das ergreifende Einzelzüge der menschlichen Seele zu erfassen und festzuhalten vermag, goldner, herzerfrischender Humor, der nach dem Horazischen Rezept versteht ridendo dicere verum, ein Niederschlag reicher Lebenserfahrungen, gesundes Naturgefühl, voll inniger Hingabe an die große Allmutter, eine bei aller Zartheit des Empfindens starke, in wahrer Frömmigkeit gegründete edle Männlichkeit, Gedankenreichtum und Sprachvirtuosität sind allenthalben charakteristische Züge der Dichterindividualitäten, die unbekümmert um den Symbolismus der Moderne, meist frei von Schablone, in fesselnder künstlerischer Form und warmblütiger Darstellung ihr Seelenleben unsern Blicken erschließen. So hat, um nur einige Dichter herauszugreifen, Ferdinand Avenarius, der Herausgeber des „Kunstwart", der geniale Dichter von „Lebe!" ein herziges Kinderlied: „Immen im Kirschbaum" und ein der Nordsee fein abgelauschtes Gedicht: „Mondspuk im Nebel" beigesteuert; Adolf Stern gab eine farbenreiche, in Rom spielende Novelle: „Maria vom Schiffchen", sowie ein dramatisch packendes Original-Gedicht: „Der Mönch von Walchensee"; Otto Lyon besingt „König Alberts Heimgang" und widmet der

1) Vergl. Wohlrab in den „Neuen Jahrbüchern", 1902, 2. Abt., 8. Heft S. 413.

Gattin zwei Gedichte: „Jenny“; Karl Woermann, der Direktor der Königl. Gemäldegalerie, einer der gedankenvollsten und formvollendetsten Lyriker, bietet u. a. die feingezeichneten Erzählungen in Versen: „Die beiden Märchen“ und „Ein Paris-Urteil“, sowie eine interessante Satire: „Echte Kunst“; Johannes Proelß gewinnt unser Herz durch eine Novellette: „Die schönste Frau“, die ein sonnenheller Humor durchleuchtet; Reinhold Fuchs malt uns das tiefergreifende Bild einer „Burenmutter“; Friedrich Adolf Geißler spendet die warmempfundenen sinnigen Lieder: „Der Dolmetsch“ und „Erster Schnee“; Leo Lenz und Franz Freiherr von Königsbrun-Schaup sind mit einer Reihe von Liedern vertreten, die originelle Erfindung und seltenen Stimmungszauber verraten; Claire von Glümer bietet mehrere ergreifende Poesien, in denen sie die Zeit ihrer Blindheit und ihre wunderbare Heilung durch den Herzog Karl Theodor in Tegernsee besingt, außerdem zwei Übersetzungen aus dem Schottischen und Spanischen; endlich Dr. Warmuth selbst hat außer einem die ganze Sammlung eröffnenden „Gruß an Dresden“ eine stattliche Zahl wohlgelungener Dichtungen voll tiefen Stimmungsgehaltes geliefert, von denen wir lobend erwähnen: „König Alberts letzte Rose“, „Poetenweg“, „Der Goldregenbaum“, „Heidefriede“ und „Die Schwester“.

Als Beweis für die Wahrheit der vorstehenden Ausführungen mögen folgende Blüten aus dem „Dresdner Dichterbuch“ dienen:

Der Freier.

Mein sprödes Lieb ward endlich doch gefreit
In dieser wunderschönen Frühlingszeit
Und macht die Hochzeitsreise ohne Schuh'
In einer engen, engen Totentruh'.
Auf falbem Rosse ritt der Freier an,
Gar stürmisch warb der bleiche Reitersmann —
Ihm gönne ich mein Lieb, nur ihm allein . . .
Hätt' gerne mögen bei der Hochzeit sein.

(Franz Freiherr von Königsbrun-Schaup.)

Ganz im geheimen.

Stehn vor den Leuten wir,
Sprichst du kein Wort zu mir,
Bleibst, ach, so stolz und fern
Und hast mich doch so gern —
Ganz im geheimen.

Kommst du doch jede Nacht
Zu mir im Traum und sacht
Schlingst deinen Arm um mich
Und ich, ich küsse dich —
Ganz im geheimen.

Wenn's auch ein Traum nur ist,
Daß du mein Liebchen bist,
Bleib' nur im Traume mein,
Und ich will selig sein —
Ganz im geheimen.

(Franz Freiherr von Königsbrun-Schaup.)

Mein Vater.

Als du mir starbst, begrub ich dreierlei:
Den Mann, den ich mit Andacht Vater nannte,
Den guten Freund, der keine Lüge kannte,
Und, was am schmerzlichsten mich brannte,
Mein letztes Stückchen Kindheit brach entzwei.

(Leo Lenz.)

Poetenweg.

Jenen Weg, wo in die Fichte
Eingegraben eine Leier,
Wandl' ich gern im Abendlichte
Hin am schilfumwachsnen Weiher.

Eingehüllt in Purpurstrahlen,
Lausch' ich einer Melodie —
Leise wallt auf Goldsandalen
Neben mir die Poesie.

(Kurt Warmuth.)

Heidefriede.

(Keitum auf Sylt.)

Die Heide schläft im Abendschein,
Ich liege träumend am Wiesenrain.

Der Wind bringt durch die klare Luft
Der Kräuter würzereichen Duft.

In niederen Hütten, bedeckt mit Stroh,
Ein Fischervölklein, fromm und froh.

Rings tiefer Friede auf der Flur —
Leis gehn der Mühle Flügel nur.

Und leise auch mein Herze schlägt,
Sonst stark von Leidenschaft bewegt.

Fernab die Welt mit Lärm und Streit —
O süße Heideeinsamkeit!

Weit öffnet sich am Himmelsrand
Das goldne Tor ins Märchenland . . .

(Kurt Warmuth.)

Jugend.

Hei, wie der Strom, in den Bergen geboren,
Jugendlich wild aus den Felsentoren
Sich in das Tal stürzt, wirbelt und schäumt!
Hei, wie die Wellen, vom Lenz geschwollen,
Übermütig jubeln und tollen,
Brausen und rollen, von Blüten umsäumt.

Schlüsselblumen und goldne Ranunkeln
Blühn mit den Veilchen, den blauen, dunkeln,
An der schäumenden Wogen Rand.
Blühend über des Stromes Tosen
Wiegen sich Kirschen und Aprikosen;
Junge Lüfte wehn ins Land.

Jauchze hell mit den jauchzenden Wellen,
Laß ihn brausen, den Strom, und schwellen!
Schmähn und Schmälen hält ihn nicht auf.
Magst mit den Knieen dich gegen ihn stemmen,
Lachend wird er mit fort dich schwemmen,
Weiter tollend im Siegeslauf.

Ach! zu bald nur wird er sich glätten,
Schiffe tragen und eiserne Ketten,
Kerker spiegeln und Schloß und Dom.
Schwelgen drum laß mich in lichten Träumen,
Wo die Fluten durch Blüten schäumen,
Wo er noch braust, ein freier Strom!

(Karl Woermann.)

Doch genug der Proben! „Wir leben in einer kunstfrohen Zeit, sagt Dr. Warmuth in dem Vorwort, wo man wieder helle Freude hat an der Wunderblume Poesie. Nicht nur dem Drama und dem Romane, nein auch der Lyrik bringt man heute ein lebhaftes Interesse entgegen. Man hat wieder Geschmack daran gefunden, in des Dichters Gebilden das eigne Innenleben abgespiegelt zu sehen." In diesem Sinne zu wirken, halten wir das „Dresdner Dichterbuch" in erster Linie mit berufen; durch seine Lektüre wird ein voller belebender Strahl der Sonne der Poesie ins deutsche Haus fallen, und Herz und Gemüt wird an dem heiligen Feuer der Kunst sich entzünden und erwärmen. Das „Dichterbuch" gehört deshalb in die Hausbibliothek jeder Dresdner Familie, aber nicht minder in die Bibliotheken der Volks- und höheren Schulen, sowie der Mitglieder aller Literatur und Kunst pflegenden Gesellschaften und vaterländischen Vereine. Seine Ausstattung ist eine durchaus vornehme, den Anforderungen des modernen Geschmacks entsprechende, so daß es in der Geschenkliteratur mit Recht einen hervorragenden Platz beanspruchen darf.

Daß der Wunsch des Herausgebers, „das Unternehmen möge dem literarischen Leben Dresdens dienen und offne, empfängliche Herzen finden, die es mit Liebe aufnehmen und sich seiner erfreuen", in Erfüllung gehe, ist auch der aufrichtige Wunsch der Kritik, die mit einem herzhaften Glück auf! von dem schönen Buche Abschied nimmt.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Book, Johannes, Sprachästhetik. Grundlegung, Methodik und Technik für die Behandlung der Formenschönheit im deutschen Unterricht. VIII und 228 S. Berlin 1902. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder).

Die sehr beachtenswerte Arbeit füllt eine bisher zu wenig bemerkte Lücke in der gewaltigen Literatur über die Methodik des deutschen Unterrichts aus. Es ist, wie Verf. richtig gesehen, entschieden falsch, zu behaupten, alle Gebiete dieses Unterrichtsgegenstandes seien von den Fachgenossen so eingehend bearbeitet, daß schlechterdings nichts mehr zu tun übrig bleibe, da bisher eine zusammenfassende Schrift über die Verwendung der wissenschaftlichen Ergebnisse der gesamten Sprachästhetik für den Unterrichtsbetrieb fehlte. Eine solche mußte die Sprachtätigkeit, das

Lesen und Deklamieren, die sprachlichen Kunstmittel nebst den Kunstformen und Gattungen der Dichtung unter dem einheitlichen Gesichtspunkte der Formenschönheit methodisch und unterrichtstechnisch zu einem System verbinden. Book hat nun diese Aufgabe, man kann wohl sagen, fast in abschließender Weise gelöst, indem er seinen höchst gediegenen Ausführungen nicht nur die gesamte einschlägige Literatur, also die Werke von Palleske, Parow, „Der Vortrag von Gedichten als Bildungsmittel", Münch, „Zur Würdigung der Deklamation" in „Verm. Auff.", 2. Aufl. S. 143 flg., namentlich aber Hildebrand, „Der deutsche Sprachunterricht" und „Beiträge zum deutschen Unterricht", Lyon, „Handbuch der deutschen Sprache", Teil II und „Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäßen Unterrichts" sowie Kern „Zur Methodik des deutschen Unterrichts" zugrunde legt, sondern auch, und zwar vorzugsweise im methodischen und technischen Teil viel Neues bringt. Ferner ist Wetzels gegen das falsche kritisch-ästhetische und gelehrt theoretisierende Verfahren in der Sprachästhetik gerichtete Schulschrift „Zur Behandlung deutscher Gedichte", Programm des Lessing-Gymnasiums zu Berlin 1895 in ausgiebiger Weise benutzt. Mit Scharfsinn hat Verf. erkannt, daß die genannten Gelehrten, jeder nach seiner Art, nur einen Teil der ästhetischen Lehraufgaben bearbeitet haben, wie denn Palleske, Parow und Münch hauptsächlich die Bedeutung der Deklamation für die unterrichtlichen Aufgaben hervorheben und zwar letzterer unter Betonung der Phonetik und Metrik, Lyon in seinem bekannten „Handbuch" eine eingehende, durchaus richtige Darstellung der Lehre von den sprachlichen Kunstmitteln und in seiner „Lektüre" eine treffliche Anweisung für ihre praktische Anwendung gibt, Kern das bei der Durchnahme einer Fabel vom Lehrer und Schüler in gemeinsamer induktiver Arbeit einzuschlagende Verfahren beschreibt.

Das ganze Buch durchzieht der Grundgedanke, daß, wie Kern und Hildebrand trotz aller ihrer sonstigen Verschiedenheit in der Auffassung der Sprache — jener sieht sie als schöpferische Kraft an und behandelt daher den Sprachgeist, dieser geht vom Sprachgefühl aus und leitet die gegenwärtigen Erscheinungsformen der Sprache aus dem sie belebenden künstlerischen Drange her — übereinstimmend und ohne jeden berechtigten Widerspruch behauptet haben, das Sprachwissen könne nur aus dem Sprachleben geschöpft werden, weshalb Verf. in schroffem Gegensatz zu der früheren grammatisch-formalistischen Methode das induktive Anlehnungsverfahren insbesondere auch für das Deutsche, woran man bis jetzt am allerwenigsten gedacht hat, fordert.

Demnach enthält das Werk zunächst eine allgemeine psychologische Grundlegung, in der mit schlagenden Gründen bewiesen wird, daß das

kritisch-ästhetische Unterrichtsverfahren für die Schule ungeeignet und durch die Pflege nicht minder des ästhetischen Empfindens, der Grundlage für das Verständnis der Formenschönheit, als des ästhetischen Betrachtens zu ersetzen ist. Natürlich schwebt dem Verf. überall der Schillersche, am einfachsten in den „Künstlern" durchgeführte Grundsatz vor, daß Wahres und Gutes, also das Intellektuelle, nur in starker Verbindung mit dem Schönen und unter seiner Leitung zur vollsten Entfaltung gedeihen kann, d. h. in Anwendung auf die Schule, daß die Pflege des Schönen dem Überwuchern des Intellektuellen vorbeugen muß.

Der zweite und dritte Teil bietet eine sehr eingehende Methodik und Technik für die Behandlung der Formenschönheit unter fortgesetzter scharfer Hervorhebung der für den Unterricht nötigen Hauptpunkte. Völlig selbständig sind die Abschnitte gearbeitet, in denen das Induktionsverfahren praktisch durchgeführt wird; ihr fleißiges Studium ist vor allem Anfängern im Lehramt anzuraten.

S. 31 urteilt Verf. durchaus zutreffend, daß der Vortrag des Gedichts durch den Lehrer das einzige Mittel sei, um dem Kindergemüt das Formal-Schöne zum Bewußtsein zu bringen.

Glanzpunkte der Arbeit sind die unterrichtliche Behandlung der Kunstmittel der Lebendigkeit, also der Figuren, S. 154—163, die Verf. unter Aufgabe der Terminologie der antiken Rhetorik und mit Benutzung der sprachästhetischen Forschungen Vischers, Gerbers, Borinskis u. a. als Figuren des Sinngewichts, der Wortfügung und des Klanggehalts bezeichnet, sowie seine sehr klare Darstellung des Entwicklungsganges der Elemente rein deutscher Verskunst, S. 173—185, nach Hermann Pauls dreibändigem Grundriß der germanischen Philologie, in dem unwiderleglich klargestellt ist, daß die vorotfriedische Verskunst die Hauptgrundsätze deutscher Metrik in Urformen vorgebildet enthält. Auch das Kapitel über die Tonpause, S. 103—126, namentlich über die Erscheinungsformen ihrer beiden Arten, der rhythmischen und harmonischen, von denen bei letzterer besonders die Ausführungen über die Pause der latenten Zwischenhandlungen interessieren werden, verdient allgemeine Beachtung.

Die S. 101—102 abgedruckte Tabelle „Zur Veranschaulichung des Wechsels des Vortragstons", welcher in den Gedichten „Graf Richard Ohnefurcht", „Schwäbische Kunde", „Um des Kaisers Bart" und „Das Riesenspielzeug" nachgewiesen wird, macht die Mitteilungen über die Pflege des Stimmungstons durch den Vortrag recht klar und ist in der Ausführung nirgends gesucht oder rein äußerlich gehalten.

Das ganze Werk kann im allgemeinen als eine treffliche Ergänzung zu des Verfassers „Methodik des deutschen Unterrichts" betrachtet werden, denn in der schon dort durchgeführten „Anlehnung" ist der Hildebrandsche

Standpunkt wenigstens angedeutet, aber erst in der „Sprachästhetik" erscheint derselbe mit der Kernschen Induktion verbunden.

Die Beispiele, welche die Ausführungen, die sich an keiner Stelle ins Unnatürliche versteigen, veranschaulichen sollen, sind mit Recht vielfach den bekanntesten deutschen Gedichten entnommen.

Nicht ganz einverstanden wird man mit dem Verf. sein, wenn er S. 127 gegen Parow beim Schülervortrag jede Gestikulation und Mimik durchaus verwirft und sie dem Lehrer allein zuweist, da nicht alle Schüler, am allerwenigsten die aus besseren Familien stammenden, in ihrem äußeren Auftreten so unbeholfen sind, daß sie ihren Mitschülern, wie Book meint, dabei lediglich zum Gelächter dienen dürften.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Kleine Mitteilungen.

* Zu dem Hinscheiden des hervorragenden Goetheforschers Dr. Albert Bielschowsky teilt uns die C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung in München mit, daß der Verfasser das Manuskript des zweiten (Schluß-)Bandes seiner Goethe-Biographie, an dem er seit sechs Jahren arbeitete, nahezu vollständig hinterlassen habe. Die Herausgabe des zweiten Bandes wird in diesem Jahre bestimmt erfolgen. Das Werk hat, wie bekannt, eine so große Zahl von Freunden gefunden, daß von dem im Jahre 1895 erstmalig erschienenen ersten Bande bereits eine dritte Auflage nötig wurde.

Aufruf zur Sammlung von Materialien zur Geschichte des geographischen Unterrichts.

Seit einer Reihe von Jahren wird von der „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" eine Geschichte des geographischen Unterrichts im Zeitalter des Humanismus und der Reformation vorbereitet, deren Bearbeitung in den Händen des Herrn Prof. Dr. Botsch in Magdeburg liegt. Es hat sich je länger desto mehr herausgestellt, daß nur durch eine möglichst genaue Kenntnis der Schulbücher, welche in diesem Zeitraum die Grundlage des Unterrichts gebildet haben, eine wirkliche Förderung der Arbeit zu erwarten ist. Es handelt sich vor allem um die Beantwortung folgender Fragen:

1. Welche von den nachbenannten geographischen Schulbüchern sind nachweislich im Unterrichte während des 16. Jahrhunderts gebraucht worden?
   a) Cosmographia Pomp. Melae ed. Cochlaeus.
   b) Pomp Melae de orbis situ libri III cum comment.
   c) Vadianus, epitome trium terrae partium.
   d) Apiani cosmographicus liber.
   e) Glareani de geographia liber unus.
   f) Honterus, rudimentorum cosmographiae libri II.
   g) Neander, orbis terrae succincta explicatio.
   h) Neander, orbis terrae divisio compendiaria.
2. Wie lange, an welchen Anstalten, in welchen Klassen waren sie im Gebrauche?
3. Welche Ausgaben sind vorhanden, bez. in welchen Bibliotheken?
4. Sind andere Schulbücher außer diesen in Gebrauch gewesen?

5. Welche anderen Unterrichtsmittel (Atlanten, Globen) wurden verwendet?
6. Gibt es aus dieser Zeit besondere methodische Schriften, welche auch den geographischen Unterricht behandeln?

Alle diejenigen, die Belege zur Beantwortung der hier aufgestellten Fragen kennen oder zur Verfügung haben, insbesondere die Vorsteher der Schularchive, werden gebeten, Nachrichten darüber gelangen zu lassen an die Schriftleitung der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte in Berlin NW, Invalidenstraße Nr. 57—62.

Zeitschriften.

Schweiz. Archiv für Volkskunde. VI. Band. 1902. Inhalt: Joh. Peter Hebel, Alemannische Gedichte, herausgegeben von Otto Heilig, bespr. von E. Hoffmann-Krayer.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 23. Jahrgang, Nr. 10. Inhalt: Panzer, Hilde-Gudrun, bespr. von Symons. — Gusinde, Neidhart mit dem Veilchen, bespr. von Bohnenberger. — Kahl, Deutsche mundartliche Dichtungen, bespr. von Bohnenberger. — Dähnhardt, Heimatklänge aus deutschen Gauen, bespr. von Bohnenberger. — Polzin, Zur Geschichte des Deminutivums im Deutschen, bespr. von Behaghel. — Badstüber, Die Nomina agentis auf -aere bei Wolfram und Gottfried, bespr. von Behaghel. — Beowulf. Übertragen von P. Hoffmann, bespr. von Marold.

Monatschrift für höhere Schulen. 1. Jahrgang. 10. Heft. Oktober. Inhalt: Humanismus oder Historismus. Von Professor Dr. H. von Arnim an der Universität Wien. — Zu Fr. Paulsens Schrift: Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt. Von Oberlehrer Dr. H. Weis in Eschweiler. — Der griechische Unterricht auf Grund des Griechischen Lesebuchs von U. von Wilamowitz-Möllendorff. Von Direktor Dr. Ph. Wegener in Greifswald. — Das System der Lehrbücher und Hilfsmittel für den Geschichtsunterricht. Von Oberstudiendirektor Dr. J. Ziehen in Berlin. — Das Schäffermuseum in Jena, ein Vorläufer des deutschen Schulmuseums. Von Oberlehrer H. Bohn in Berlin.

—— 11. Heft. November. Inhalt: Die Berufswahl und provinzielle Verteilung der Abiturienten preußischer höherer Lehranstalten im Schuljahre 1901—1902. Von Oberlehrer Dr. M. Rath. — Die deutschen Reifeprüfungsaufgaben in Preußen im Schuljahre 1901—1902. Von Oberlehrer Professor Dr. P. Geyer in Dortmund. — Wie können die Realgymnasien und Oberrealschulen auch ohne Berücksichtigung der alten Sprachen für die Erziehung des geschichtlichen Denkens wirksam sein? Von Direktor Professor G. Lambeck in Barmen. — Der neue Lehrplan für das Lateinische. Von Oberlehrer Professor A. Waldeck in Corbach. — Über die Stellung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts in dem jetzigen Lehrplan der Reform-Realgymnasien Frankfurter Systems. Von Direktor Dr. H. Boerner in Elberfeld.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Literatur und für Pädagogik. 5. Jahrgang 1902. IX. und X. Bandes 9. Heft. Inhalt: I. Abteilung (9. Band): Antike Humanität. Zweiter Aufsatz. Von Professor Dr. Thaddäus Zielinski in St. Petersburg. — Das Steuer- und Finanzwesen des h. r. Reiches im XVI. Jahrhundert. Von Professor Dr. Johannes Müller in Augsburg. — II. Abteilung (10. Band): Zwerge

und Riesen. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und ihrer Behandlung in der Schule. Von Oberlehrer Dr. Georg Siefert in Pforta. (Schluß.) — Bemerkungen zum oberen Gymnasialunterricht in älterer deutscher Geschichte. Von Dr. R. Wustmann in Leipzig. — Klassische Studien und klassischer Unterricht in den Verein. Staaten. Von Prof. Dr. Ernst Sihler in Neuyork. II.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 14. Jahrgang. 1. Heft. Inhalt: Über den Bildungswert der Naturwissenschaften. Von Oberrealschul-Direktor Hans Januschke in Wien. — Derzeitiger Stand der „Berechtigungen" der lateinlosen Mittelschulen im Großherzogtum Baden. Von Professor August Holzmann in Karlsruhe.

—— 2. Heft. Inhalt: Die Universität Grenoble. Ein kleiner Beitrag zur Universitäts-Erziehungsfrage. Von Direktor Dr. A. Müller. — Die württembergischen Realanstalten, ihr Lehrplan, ihre Aufgabe und Bedeutung bisher und künftig. Von E. Schumann in Stuttgart.

Der Deutsche Schulmann. 5. Jahrgang. Heft 9. Inhalt: Meinungen und Wünsche zur Formalstufentheorie. Von Rektor M. Schmidt in Steinach. (Schluß.) — Die Erziehung unserer Schulneulinge zum Wissen. Von Lehrer F. W. Vogel in Annaberg i. S.

—— Heft 10 Inhalt: Der hallische Pädagog Ernst Christian Trapp als Philanthrop. Von Dr. Bruno Maennel in Halle a. S. — Die Erziehung unserer Schulneulinge zum Wissen. Von Lehrer F. W. Vogel in Annaberg i. S. (Schluß.)

Neu erschienene Bücher.

Hedwig Hense, Deutsche Aufsätze für die oberen Klassen der höheren Mädchenschule. 2. Aufl. Leipzig, Th. Hofmann, 1902. 266 S.

Prof. Dr. O. Weise, Musterbeispiele zur deutschen Stillehre. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 80 S.

Dr. F. Hofmann, Kl. Handb f. d. deutsch. Unterricht. Leipzig, B. G. Teubner, 1902.

O. Lyon und P. Polack, Handb. der deutschen Sprache f. Präparandenanstalten und Seminare. Ausgabe C. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1902. 305 S.

Dr. Erich Urban, Tabellen zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, Schuster u. Loeffler, 1902. 78 S.

Benedix, Der mündliche Vortrag. I. 9. Aufl. Leipzig, J. J. Weber, 1902. 80 S.

Martin Luther, ausgewählt, bearbeitet und erläutert von Prof. Rich. Neubauer. I. 3. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1903. 272 S.

J. G. Herder, Nemesis. Herausgegeben von Emil Grosse. 2 Teile. Berlin, Weidmann, 1902.

Alfred Baß, Beiträge zur Kenntnis deutscher Vornamen. Leipzig, O. Ficker, 1903. 94 S.

Dr. Mertens, Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Geschichte. 1. Teil. 5. und 6. Aufl. Freiburg i. B., Herder, 1902. 140 S.

F. Polack, Ein Führer durchs Lesebuch. 2. Teil. 4. Aufl. Leipzig, Th. Hofmann, 1901. 616 S.

R. Ebert, Geschäftsaufsätze. 1. Heft. 3. Aufl. Hannover, C. Meyer (Gust. Prior), 1902. 93 S.

Lehmann und Dorenwell, Deutsches Sprach- und Übungsbuch. 3. Heft: Quarta. Hannover, C. Meyer (Gust. Prior, 1902. 116 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher etc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42 I.

Peter Spichtigs Dreikönigsspiel von Lungern vom Jahre 1658.

Von Geh. Regierungsrat Dr. Foß in Groß-Lichterfelde.

In manchen Gegenden von Deutschland ist der Dreikönigstag ein Festtag, z. B. im Königreich Sachsen, an dem die Geschäfte ruhen. Wo dieser Tag aber auch nicht als ein solcher gilt, gibt er namentlich an vielen Orten auf dem Lande zu mancherlei Aufzügen und kleinen Späßen Veranlassung. Darauf deutet auch das bekannte hübsche Gedicht des Altmeisters Goethe.

Dreikönigsspiele sind mehrfach in der Schweiz aufgeführt und veröffentlicht worden; das vorliegende Spiel aber ist noch nie gedruckt. Das Originalmanuskript des Peter Spichtig ist schlecht geschrieben, worauf es wohl zu schieben ist, daß manche Stelle nicht klar gemacht werden kann. Dies Spiel ist zum erstenmal herausgegeben von dem Luzerner Dr. Heinemann. Der Verfasser der Dichtung war ein katholischer Priester und hat seinem Werke einen entschieden katholischen Ausdruck aufgeprägt. Der Inhalt ist deshalb wichtig, die Form aber zeigt die Verwilderung jener Zeit. Neben aller religiösen Naivität und aller Moral und allem tragischen Ernste finden wir eine ausgelassene und oft sehr derbe Komik. Diese vertreten der Narr und neben ihm der Sudelkoch und die Spielteufel, die aus den französischen mittelalterlichen Mysterien herübergenommen sind.

Der scenische und maschinelle Apparat ist höchst einfach und naiv. Die Akte werden ohne Scenenwechsel und ohne namhafte Ausrüstung auf einer Holzbühne abgespielt.

Die Sprache der Dichtung ist teils echt einheimisch, teils zeigt sie den Einfluß der humanistischen Studien des Dichters. Daraus erklärt man sich eine gewisse Unsicherheit in Anwendung der Grammatik und der Syntax.

Seine Versbildung ist nicht ganz so verwildert, wie man sie in vielen anderen Werken jener Zeit findet. Er zählt nicht mehr die Silben, sondern bildet schon jambische Verse mit drei und vier Hebungen. Der Reim ist meist gepaart, aber oft sehr unrein.

Wenn nun die Dreikönigsspiele auch nach einem bestimmten Prinzipe gebildet sind, so ist doch das vorliegende Drama ganz eigens für die Gemeinde zugerichtet.

Das zeigt schon das Verzeichnis der Personen. Spielregent ist Peter Spichtig, Kaplan in Lungern, dann treten auf Gott Vater, Maria, Joseph, König Melchior, König Balthasar, König Kaspar, Bruder Claus, S'Batt, Bruder Ulrich, Schweizerlands Schutzengel und erster Engel, der andere Engel, König Herodes, sein Hofmeister, sein Hofherr Omös, sein Hofherr Obed, sein Bote, sein Diener, sein Sudelkoch, die Sternseher Euclides und Dionysios, der die Vorrede gehalten hat, König Melchiors Hauptmann, sein Wildmann, sein Ausspäher, sein Diener, König Kaspars Hauptmann mit zwanzig Soldaten, sein Wildmann, sein Diener, Kohlschütz, König Balthasars Hauptmann, der auch Redner von Herodes gewesen ist, mit zwanzig Soldaten, sein Diener, sein Wildmann, Maler, Soldat Alexander, Soldat Sambson, Narr, Teufel Pluto, Teufel Asmodeus, Morpheus oder Traum, Schriftgelehrter Simeon, Salmon, Manasses, Jüdin, Herodes' Diener, Mohr, der erste Hirt, der andere Hirt, der Blinde, der Eigennutz, der Tagelöhner, Redner in der Danksagung. Zu diesem Verzeichnis ist folgendes zu bemerken: die Frauenrollen werden von Männern gegeben, eine Person spielt mehrmals zwei Rollen, unter den Auftretenden befinden sich mehrere Mitglieder der Familie Imfeld, die noch heute blüht. Und zwar tritt da ein Ritter und Ratsherr Imfeld auf, was doch immerhin merkwürdig ist.

Wenn nun auch dieses Dreikönigsspiel zunächst für Lungern, einen Flecken in Obwalden, gedichtet ist, so drückt es doch die Gefühle und Ansichten der fünf katholischen Urkantone aus, wie das noch im weiteren Verlaufe unseres Berichtes gezeigt werden wird.

Nicht alle Personen sprechen in demselben Dialekte. Die meisten reden hochdeutsch, einige in den komischen Scenen gebrauchen die Volkssprache, die für uns schwer verständlich ist.

Für das Personenverzeichnis bemerken wir noch folgendes: Der „Wildmann" bereitet den Königen den Weg, indem er sie anmeldet. Da die Könige einander mit Schießen empfangen, so sind dabei der „Kohlschütz" tätig, der sein Gewehr, ein Blasrohr, mit Kohlenstaub geladen hat, und der „Kruschschütz", der mit Spreu (Strösch) schießt. Darum spricht der Kohlschütz in der zweiten Scene des ersten Aktes:

> Ich schieße einen für ein Ohr,
> Das er wird Schwärtzer als ein Mohr,

und der Kruschschütz rät, man solle fortlaufen, denn

> sonst will ich auf den Tschoppen (Kittel) schieße,
> Und soll es auch allsampt verdrieße.

Der „Eigennutz" wird als der Vertreter des Herodes eingeführt und fordert im Nachspiel V. 1295 folgendes:

Wan ihr mich doch beklagt,
Ich sey Herodi gleich,
Mihr die drey weisen saget,
Wans gewesen in mein' reich.

Darauf werden ihm genannt:

1. Der St. Beatus. Er sei vom Orient gekommen, habe zuerst im Schweizerland den rechten Glauben gelehret und Christum mit dem Golde geehret. Er habe viel tausend Seelen gewonnen, aber der Eigennutz habe ihn im ganzen Berner Land ausgetilget.

2. der Bruder Claus von Flüe, der den Mohrenkönig vertritt:

V. 2239: Dem Mohren König eben (gleich)
War ich in gleichem gstalt,
Weil mich mein strenges Leben,
Von leib hat schwartz gemahlt.

3. Der Bruder Ulrich. Dies ist eine rätselhafte Persönlichkeit, der als Nachfolger des Niklaus von Flüe im Jahre 1491 zu Ranft im Rufe der Heiligkeit gestorben ist.

Wie aus dem Gesagten hervorgeht, war eine Menge von Personen tätig, und es ist nicht recht klar zu erkennen, wie sie alle auf der Bühne haben Platz finden können.

Ferner zeigt das Spiel viele Anklänge an andere Dichtungen jener Zeit. Ich erinnere zuerst an die doppelte Sprache, die wir auch in Dramen der schlesischen Schule finden. So sagt der Verfasser: „Ich habe mich in den Fanten (Possen, Schnurren) der grobheit, in den ernsthaften Dingen der gemeinen jetzt laufenden Teutschen sprach beflissen, damit ich jedem Kopf ein Taugenden Hut auflegte."

Dann an den Miles gloriosus, der im Spiel durch die beiden Soldaten des Herodes Alexander und Sambson vertreten wird.

In der dritten Scene des ersten Aktes treten diese beiden Maulhelden auf und prahlen zuerst mit gewaltigen Worten:

V. 237: Botz Dögenscheide, Königsmacht,

es ist schade, meint er, daß Herodes

V. 243: nit hat
Mein's gleichen Tausendt in der statt,

sagt Alexander, worauf Sambson antwortet:

V. 245: Du bladermaul, halt Dich nur still,
Sonst ich Dihr d' Lände (Lenden) messen will,
Du thust Dich aus so großer streiche,
Ab einer Katz wurdest erbleiche,
Also hastu ein Manenhertz ꝛc.

Der Narr stiftet endlich Frieden. Die Soldaten laufen fort, als sie die drei Könige ankommen sehen, und werden vom Narren verhöhnt.

Wenn nun hier die orientalischen Könige mit Musketieren auftreten, die mit Schießgewehren bewaffnet sind, so werden ihm dies manche als eine Todsünde anrechnen, meint der Verfasser. Er wisse aber gar wohl, daß das Pulver viel später in Gebrauch gekommen sei. Indessen habe er den Kriegsgebrauch seiner Zeit angenommen, um das Ganze den Zuschauern näher zu bringen. Darum finden wir denn auch in der ersten Scene des ersten Aktes soldatische Anordnungen. Was ferner sehr merkwürdig erscheint, ist das, daß eine Jüdin auftritt und alles mögliche öffentlich zum Verkauf ausbietet. Ihre Rolle wird von einem Imfeld gespielt und zwar von dem „Fraderich Peter Imfeld", welchem auch die Rolle des Herodes anvertraut war.

Und doch beklagt sich Gott Vater in der dritten Scene des dritten Aktes über die Juden und andere Ketzer:

V. 1479: Mein sohn ich gsandt in Judenland,
Die ihn doch nur verachten

und ferner

V. 1509: Ein' wolfen gleich aus Franckenreich,
Calvinus wird ankehren,
Den schafstahl mein mit falschen schein
Verhergen (verheeren) undt verstöhren.
Ach Bern, ach Bern, wie wurd ich gern,
In meiner huld dich halten rc.

Die Jüdin legt in der ersten Scene des dritten Aktes ihre Waren aus. Bei ihren Anpreisungen und ihrem Gezänke mit den Käufern kommt auch der Hexenglaube zur Sprache. Diese Scene ist äußerst drollig. — Da nämlich einer der Mohren kommt und der Jüdin Waren abkaufen will, hält sie ihn für den Teufel aus der Hölle. Er antwortet:

V. 1851: Weib, Weib, mit mihr treib nit den naren
Sonst wirstu anderley erfahren!
Wie theuwr gibstu ein par der strimpfen?

Da die Jüdin ihm nichts verkaufen will, geraten die beiden nach einigem Wortgezänke in eine Prügelei. Das Weib verjagt den Mohren mit der Ofengabel. Dieser kommt zu der Erkenntnis, daß

V. 1875: Wan mit dem weib der streit angieng,
Auf ofnen Falds den Tiefel fieng.

Nun, das wissen wir schon aus den Volksmärchen, daß alte Weiber dem Teufel überlegen sind! —

Das Drama enthält vier Akte und ein Vorspiel. Jeder Akt wird durch einen Chor geschlossen. Alle Akte mit Ausnahme des dritten sind in sechs Scenen geteilt, dieser hat nur fünf. Das eigentliche Spiel zerfällt in zwei Teile; in den ersten beiden Akten wird die Ankunft der drei Könige, in den zwei andern ihre Abreise nach Bethlehem und die

Anbetung des Herrn geschildert. Wenn man will, befindet sich der Höhepunkt der Handlung in der vierten Scene des dritten Aktes, in welcher die Teufel den Herodes gegen Christum aufhetzen und den König bereden, die Kinder zu töten.

In dem Vorspiel befiehlt Gott Vater seinen Engeln, daß sie einen Stern machen und denselben erscheinen lassen. Er habe ihnen die Sterne übergeben, daß sie dieselben in Ordnung halten, aber wenn unerhörte Sachen eintreten, wie jetzt die Geburt seines Sohnes, dann können auch Ausnahmen vorkommen. So geht denn der neue Stern auf, und die beiden Sterndeuter Euclides und Dionysius erklären dieses Wunder.

Im ersten Akte ziehen die drei Könige: Melchior, Kaspar und Balthasar, letzterer mit seinen Mohren, ein. Sie sind durch den Stern bewogen worden, „aus einem weit und fremden landt" herzukommen, um den jungen Judenkönig zu begrüßen. Herodes weiß nun nicht, ob sie als Freunde oder Feinde heranziehen. Als er aber hört, daß sie nichts Feindliches im Sinne haben, nimmt er sie freundlich an seinem Hofe auf.

Im zweiten Akte wird nun geschildert, wie Herodes die drei Könige bewirtet, wobei dann Gelegenheit geboten ist, komische Scenen darzustellen, in denen der Narr eine Hauptrolle spielt. Herodes erfährt nun, weshalb die Könige gekommen sind, und erforscht von den Schriftkundigen, wo der Heiland geboren ist. Als er das erfahren hat, faßt er im dritten Akte den Plan zu dem Bethlehemitischen Kindermord, worüber die Teufel ihre besondere Freude kundgeben.

Im vierten Akte befinden wir uns in Bethlehem. Da treffen wir den heiligen Joseph, der bitter über seine Armut und sein Elend klagt:

V. 1699: Ach Gott, wie groß ist Dein Armuht,
Kein Element ihr dienen thut,
Der Luft, der ist mit wind gemischt,
Die Erden hart gefroren ist,
'S waßer ist worden also hart,
Das man mit wägen drüber fahrt usw.

Die drei Könige werden nun im Schlafe von einem Engel ermahnt, nicht zu Herodes zurückzukehren, der wider Christum Böses im Schilde führe. Sie folgen dem Rate. Der Akt und das Stück schließt mit einem Lobgesang der Hirten.

Nach dem eigentlichen Stücke tritt Gott Vater in einem Nachspiele auf, um den „Eigennutz" zu verurteilen, der ein Herodes des Schweizerlandes sei.

Der Eigennutz wird dann gebunden vorgeführt. Maria klagt gegen ihn:

V. 2171:

Wie schön und oftermahlen,
Ich heller Morgenstern,
Bezeigt hab meine Strahlen
In Basel, Zür'ch und Bern!
Mei'm schein bist fürgestanden,
Du böser Eigennutz,
Mein' bilder g'stürmt, mihr zu schanden
Undt andren Heiligen z' trutz,
Den glauben umbzuwelzen,
Du Eigennutz erdacht,
Die Kirchenreichthumb z' schmeltzen,
Zu eytlem nutz und pracht,
Der Klöster güetren g'nießen,
Z' treiben wollust darmit,
Hat man austilgen müessen,
Die gute werck und bitt.

Dann treten noch die drei Heiligen: Beatus, Claus v. d. Flüe und Ulrich gegen den Eigennutz auf, der zur Hölle verdammt wird.

Darauf folgt die Danksagung durch den Redner und die Abdankung des Narren.

Wir haben von dem Hochdeutschen genug Proben gegeben; es sei uns nun gestattet, auch einige Verse aus dem schwer verständlichen Volksdialekte mitzuteilen:

V. 2107: Wo weimer (wollen wir) aber jetz auw hin?
V. 2113: Ja zu mä (zu einem) schaf han i wol lust.

V. 988 spricht der Narr:

Wie bistu doch ein grober bengel
Lug, wetigs (was für ein) affeng'sicht du hast,
Wan den du so wol mahl kast (malen kannst)
Dein handwerk an Dihr selbst verricht!

Einige seltsame Flüche mögen noch Platz finden:

V. 125 botz banenkris.
V. 191 botz ofenwisch, rus, Thülystaub (Dielenstaub).
V. 237 botz Dögenscheide.
V. 1659 botz hundert Götzenpfaffen braht!

Der Herausgeber bezeichnet diese Arbeit als eine späte Frucht der Dreikönigsspiele und weist bei seinen Untersuchungen mehrmals auf Bächtolds verdienstvolle Arbeiten zur Literaturgeschichte der Schweiz hin.

Die Pflanzenbilder in der Poesie des Alten Testaments.

Von Prof. Dr. **August Wünsche** in Dresden.

Mit derselben Reichhaltigkeit wie die Tierbilder treten in der alttestamentlichen Poesie die Pflanzenbilder auf. Wie jene dienen auch sie zur Veranschaulichung der verschiedensten Dinge und Verhältnisse, insbesondere werden sie zur Verdeutlichung religiös sittlicher Ideen verwendet. Die großartige und farbenprächtige Flora Palästinas wirkte dabei sehr günstig. Viele Pflanzen traten dem Menschen schon durch ihren Nutzen

nahe, und er schätzte ihren Wert. Ihre Früchte boten ihm Nahrung und löschten seinen Durst, ihr Schatten spendete den ermüdeten Gliedern Erquickung, und ihr Wohlgeruch vermittelte angenehme Empfindungen. Andere Pflanzen wieder bargen heilende Kräfte in sich, und der Mensch richtete aus diesem Grunde sein Augenmerk auf sie. Durch sie verschaffte er sich Linderung der Schmerzen und vertrieb bösartige Krankheiten. Vor manchen Pflanzen dagegen fürchtete er sich, weil ihre Früchte und Säfte ihm den Tod brachten.

Schon der Baum als solcher legte in seinem Sprossen und Wachsen, in seinem Grünen und Blühen, in seinem Fruchttragen und Verdorren die verschiedensten Vergleichungshinsichten und Deutungsbeziehungen mit Dingen und Vorgängen des menschlichen Lebens nahe. Er wurde sogar ein sprechendes Symbol des Menschen. Der Mensch sah in ihm, in seinem Werden und Vergehen sich selbst abgebildet. So ist der auf felsigem Boden stehende Baum, dem die erforderliche Feuchtigkeit zum Wachsen mangelt, im Buche Hiob dem Bildad in seiner ersten Rede ein deutliches Bild des gottvergessenen Frevlers, der eine Zeitlang zwar im Glücke steht, endlich aber doch plötzlich zugrunde geht.

Frisch grünt er angesichts der Sonne,
Und über seinen Garten gehen seine Schößlinge hinaus.
Am Geröll verflechten sich seine Wurzeln,
Zwischen Steinen bohrt er sich hindurch.
Doch wenn er ihn verschlingt von seinem Standorte,
So verleugnet er ihn: „Ich sah dich nie!"
Fürwahr, das ist die Wonne seines Wegs,
Und aus dem Staube sprossen andere hervor. (Hiob 8, 16—19.)

Dagegen mit dem am Wasser wachsenden Baum, dessen Blätter immer grünen und der zur rechten Zeit seine Frucht bringt, vergleicht der Sänger den Gerechten, der am Gesetze Jahves seine Freude hat und darüber nachsinnt Tag und Nacht.

Er ist wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen,
Der seine Frucht gibt zu seiner Zeit,
Und sein Blatt welkt nicht,
Und alles, was er macht, geht wohl aus. (Ps. 1, 3.)

Der dürre Baum symbolisiert die Wertlosigkeit. Der zweite Jesaia ruft den in den Gemeindeverband des Gottesvolkes eingetretenen Heiden zu, bei der Wiederherstellung und Neuaufrichtung des jüdischen Staatswesens nicht in Sorge über ihre Tauglichkeit zu sein.

Nicht spreche der Sohn des Fremden, der sich Jahve angeschlossen hat: Jahve wird mich sicherlich ausscheiden aus seinem Volke! und der Verschnittene sage nicht: Ich bin ja nur ein dürrer Baum. (Jes. 56, 3.)

Der aus dem Erdboden herausgehobene und nicht wieder verpflanzte Baum wird bildlich zur Bezeichnung der Hoffnungslosigkeit verwendet.

Im zweiten Gesprächsgange sagt Hiob in seiner Antwort auf Bildads Rede:

> Es riß mich nieder ringsum, da verging ich.
> Und hob aus gleich einem Baum meine Hoffnung.
> (Hiob 19, 10.)

In derselben Vergleichungshinsicht steht der vom Winde umgebrochene Baum. Im dritten Gesprächsgange gibt Hiob dem Eliphas zur Antwort:

> Es vergißt seiner der Mutterschoß,
> Es labt sich an ihm Gewürm;
> Nicht mehr wird seiner gedacht,
> Und zerbrochen ist dem Baume gleich die Frevellust.
> (Hiob 24, 20.)

In mächtig wirkender Bildrede stellt Hiob im ersten Gesprächsgange auf Zophars Einwendungen den Baum in seiner unverwüstlichen Lebenskraft dem hinfälligen sterblichen Menschen gegenüber.

> Fürwahr, für den Baum[1]) gibt's noch Hoffnung;
> Wird er abgehauen, so treibt er Sprossen,
> Und sein Schößling hört nicht auf.
> Ob auch in der Erde seine Wurzel altert
> Und im Staube sein Stumpf abstirbt,
> Vom Dufte des Wassers lebt er wieder auf
> Und treibt Gezweig wie eine frische Pflanze.
> Doch wenn ein Mann stirbt, bleibt er hingestreckt,
> Und verscheidet ein Mensch — wo ist er? (Hiob 14, 7—10.)

Der Sinn der Gegenüberstellung ist klar. Wie der umgehauene Baum neue Schößlinge, oder wie der absterbende durch des Wassers Kraft frische Zweige hervortreibt, so nicht der Mensch; sinkt er in die Nacht des Grabes hinab, so ist es aus mit ihm, er kann sich nicht wieder zu neuem Leben erheben.

Mächtige Bäume endlich veranschaulichen lange Lebensdauer. In dieser Beziehung verheißt der dritte Jesaia dem wieder in sein Land zurückgekehrten Volke, daß jeder lange leben werde, um den Segen seiner Arbeit selbst genießen zu können.

> Nicht werden sie bauen und ein anderer wird bewohnen,
> Nicht werden sie pflanzen und ein anderer wird essen;
> Denn wie die Tage (Lebensdauer) des Baumes werden die Tage meines Volkes sein,
> Und das Werk ihrer Hände sollen meine Auserwählten verbrauchen.
> (Jes. 65, 22.)

Ebenso wie der Baum als Ganzes betrachtet, kommt sein Holz als Bildausdruck vor. Dürres, vertrocknetes Holz ist symbolische Be-

1) Aller Wahrscheinlichkeit schwebt dem Dichter die Dattelpalme vor Augen, die sich durch Wurzelschößlinge fortpflanzt.

zeichnung eines elenden und traurigen Zustandes. Mit ihm werden Judas Fürsten verglichen.

Ihre Haut klebt an ihrem Gebein,
Sie ist ausgedorrt wie Holz. (Klagel. 4, 8.)

Wurmstichiges Holz veranschaulicht die Kraft- und Machtlosigkeit. So heißt es in der Schilderung des Krokodils im Hiob:

Es achtet für Stroh Eisen und für wurmstichig Holz Erz. (Hiob 41, 19.)

Selbst der auf dem Wasser dahintreibende Holzsplitter findet symbolische Verwendung. Er dient zur Bezeichnung der Ohnmacht und Nichtigkeit. Von dem Könige des in eitlen Bilderdienst versunkenen Samariens sagt der Prophet:

Sein König ist gleich einem Splitter auf der Fläche des Wassers. (Hos. 10, 7.)

Nachdem wir den Baum im allgemeinen in seiner Symbolik betrachtet haben, wenden wir uns zu den einzelnen Baumgattungen, zunächst zu der mächtigen Terebinthe und Eiche. Wegen ihrer starken Äste und Zweige, die ihre Blätter auch während des Winters behalten, ist sie Symbol des Hohen und Stolzen. In dieser Beziehung heißt es bei Jesaia in der Schilderung des göttlichen Gerichtstages über Juda und Jerusalem:

Denn ein Tag ist Jahve der Heerscharen über alles Stolze und Hohe und über alles Erhabene, daß es niedrig werde . . über alle Terebinthen Basans. (Jes. 2, 12. 13.)

Den beim Fällen zurückbleibenden Wurzelstumpf, der wieder ausschlägt und Zweige treibt, gebraucht derselbe Prophet in der Schilderung seiner Prophetenweihe als Bild für den nach dem Strafgerichte Jahves sich wiederverjüngenden Rest des Gottesvolkes.

Und wenn noch ein Zehntel darin ist, so soll auch dieses wiederum der Vertilgung anheimfallen gleich der Terebinthe und der Eiche, von denen beim Fällen ein Stumpf zurückbleibt — ein heiliger Same wird dieser Stumpf sein. (Jes. 6, 13.)

Anders wieder die aus Wassermangel an ihrem Laubwerk welk werdende Terebinthe. Mit ihr werden von Jesaia in der Eröffnungsrede seiner Orakel diejenigen verglichen, die infolge ihres Götzendienstes dahinsterben.

Denn ihr sollt werden wie eine Terebinthe,
Deren Blätter verwelken,
Und wie ein Garten, dem es an Wasser fehlt. (Jes. 1, 30.)

Gleich der Terebinthe bot die Ceder, die Königin der morgenländischen Vegetation, Anlaß zur symbolischen Verwendung. Ihre majestätische Größe machte sie zum Bilde des Stolzes, ihre Festigkeit und Dauerhaftigkeit zum Bilde der Stärke und Standhaftigkeit und

ihr mächtiges Wachstum zum Bilde des Gedeihens. Als Bild hochstrebenden Stolzes verwendet Amos die Ceder.

> Und ich war es, der die Amoriter vor ihnen vertilgte,
> Deren Größe wie die der Cedern war,
> Und die so stark waren wie Terebinthen. (Am. 2, 9.)

Unter den verschiedensten Bildern erscheint der Braut im Hohenliede ihr Bräutigam. Hinsichtlich seines hohen Wuchses vergleicht sie ihn mit der Ceder.

> Sein Anblick gleich dem Libanon,
> Auserlesen wie die Ceder. (Hohesl. 5, 15.)

Die starken erdwärts gebogenen Äste der Ceder dienen in der Schilderung des Behemoth zur Veranschaulichung des starken, haarlosen und fast nackten Schwanzknochens dieses Tieres.

> Es streckt seinen Schwanz gleich einer Ceder. (Hiob 40, 17.)

In der bekannten Fabel des Jehoas 2. Kön. 14, 9 ist die Ceder der Distel gegenübergestellt, um die Größe und Macht des Königs des Nordreiches gegenüber der Ohnmacht des Königs des Südreiches zu veranschaulichen. — In einem das gerechte Walten Jahves schildernden Hymnus wird das Wachsen und Gedeihen des Gerechten mit der Ceder verglichen.

> Der Gerechte wächst . . . . wie die Ceder auf dem Libanon. (Ps. 92, 13.)

Zur Kennzeichnung des treulosen Verhaltens des Königs Zedekia verwendet der Prophet Ezechiel in einem Gleichnisse am Schlusse die Ceder als Bild des neuen Sprosses aus dem Hause Davids.

> So spricht der Herr Jahve: Ich werde nehmen vom hohen Wipfel der Ceder und werde es einsetzen, und von der Spitze seiner Schößlinge werde ich einen zarten abpflücken und werde ihn auf einen hohen, erhabenen Berg pflanzen. Auf den hohen Berg Israels werde ich ihn pflanzen, und er soll Zweige treiben und Frucht bringen und zu einer prächtigen Ceder werden, daß unter ihr alle beschwingten Vögel wohnen; im Schatten ihrer Zweige werden sie wohnen. (Ezech. 17, 22. 23.)

Neben der Terebinthe werden in der schon oben angeführten Schilderung des göttlichen Gerichtstages bei Jesaia die stolzen und prunksüchtigen Großen Jerusalems und Judas noch mit der Ceder verglichen. Sie sollen niedergeworfen werden. (Jes. 2, 12. 13.)

Besonders großartig und zugleich hochpoetisch ist die bis ins einzelne durchgeführte Allegorie bei Ezechiel zwischen der Ceder auf dem Libanon und Ägypten.

> Siehe, . . .[1]) eine Ceder ist auf dem Libanon, schön von Ästen und dichtbelaubten Zweigen und hoch an Wuchs, und zwischen Wolken ragte ihr Wipfel.

1) Assur ist sicher eine in den Text eingedrungene Glosse. Vergl. die textkritische Note bei Kautzsch, die Heilige Schrift des Alten Testaments.

Wasser hatten sie großgezogen, die Flut sie in die Höhe gehoben, ihre Ströme flossen rings um ihre Pflanzstätte und entsandten ihre Rinnsale zu allen Bäumen des Gefildes. Daher überragte ihr Wuchs alle Bäume des Gefildes; es mehrte sich ihr Gezweig, und es verlängerte sich ihr Geäst von reichlichen Wassern bei ihrem Ergusse. In ihrem Gezweig nisteten alle Vögel des Himmels, und unter ihrem Geäst gebaren alle Tiere des Feldes, und in ihrem Schatten wohnten all die vielen Völker. Und sie war schön in ihrer Größe, in der Länge ihrer Zweige; denn ihre Wurzel war an reichlichen Wassern. Cedern verdunkelten sie nicht im Garten Gottes; Cypressen glichen ihr nicht mit ihrem Gezweig, und Platanen kamen ihr nicht gleich mit ihrem Geäst; alle Bäume im Garten Gottes glichen ihr nicht an Schönheit. Schön hatte ich sie gemacht in der Fülle ihrer Zweige, und es beneideten sie alle Bäume Edens, die im Garten Gottes waren. Darum spricht der Herr Jahve also: Weil sie hoch ward an Wuchs und ihren Wipfel zwischen Wolken steckte, und weil ihr Herz sich erhob bei ihrer Höhe, so gab ich sie in die Hand eines Starken unter den Völkern, der mit ihr nach ihrer Bosheit verfuhr. Und es fällten sie Fremde, die Grausamsten unter den Völkern und warfen sie hin. Auf die Berge und in alle Täler fielen ihre Zweige, und ihr Geäst lag zerbrochen in allen Rinnsalen des Landes, und alle Völker der Erde stiegen hernieder aus ihrem Schatten und ließen sie liegen. Auf ihrem Stumpfe wohnte alles Gevögel des Himmels, und an ihr Geäst kam alles Getier des Feldes, damit alle Bäume am Wasser in ihrem Wuchse nicht hoch würden und ihren Wipfel zwischen die Wolken steckten, und nicht in ihrer Höhe zu ihnen heranträten alle, die Wasser trinken. Denn sie alle sind dem Tode preisgegeben, zur Unterwelt inmitten der Menschenkinder, zu denen, die in die Gruft hinabsteigen. So spricht der Herr Jahve: An dem Tage, da sie hinabstieg in die Unterwelt, da verursachte ich Trauer, deckte über sie die Flut und hielt ihre Strömung zurück, und gehemmt wurden die reichlichen Wasser; in Schwarz hüllte ich ihretwegen den Libanon und alle Bäume des Feldes waren ihretwegen verschmachtet. Vor der Stimme ihres Falls ließ ich die Völker erbeben, als ich sie in die Unterwelt hinabstieß zu denen, die in die Gruft hinabsteigen, und es trösteten sich in der Unterwelt alle Bäume des Edens, die auserlesenen und besten des Libanon, alle, die Wasser trinken. Auch sie stiegen mit ihr hinab in die Unterwelt, zu denen, die das Schwert durchbohrt hatte und[1] . . . die in ihrem Schatten gewohnt hatten, inmitten der Völker. (Ezech. 31, 3—17.)

Die Schönheit, Pracht und Herrlichkeit der Ceder kommt in der Allegorie aufs herrlichste zur Geltung, ebenso aber auch ihr Fall und die große Trauer darüber.

Ein Sänger stellt der trotzig und üppig sich spreizenden grünen Ceder den tyrannischen Frevler gegenüber, der sich stolz gebärdet und Schrecken und Entsetzen einflößt, nach kurzer Zeit aber zugrunde geht.

Ich sah einen Frevler trotzig,
Der sich spreizte wie die grüne Ceder,
Als ich aber (nochmals) vorüberging,
Da war er nicht mehr;
Ich suchte ihn, er aber war nicht zu finden (Ps. 37, 35. 36.)

1) Ein unverständliches Wort.

Der Dichter des Bileamsegens erschaut das frisch erblühende israelitische Volk unter den Symbolen von Bachtälern und Baumgärten an einem Strome, von Jahve gepflanzten Cardamonen und von Cedern an Wasserbächen.

Wie herrlich sind deine Zelte, Jakob!
Deine Wohnsitze, Israel!
Wie Bachtäler, die sich weithin erstrecken,
Wie Baumgärten an einem Strom;
Wie Cardamonen, die Jahve gepflanzt hat,
Wie Cedern am Wasser. (4. Mos. 24, 6.)

Verschiedene Metaphern werden vom Ölbaum entlehnt. Weil seine Äste auch im Winter grünen und seine Lebenskraft unverwüstlich ist, wird er ein treffliches Bild eines ununterbrochenen Glücksstandes. Der Dichter vergleicht sich in einem Gebete seinem übermütigen edomitischen Feinde gegenüber mit einem immer grünenden Ölbaum.

Ich aber bin wie ein grünender Ölbaum im Hause Gottes,
Ich vertraue auf Gottes Gnade immer und ewig. (Ps. 52, 10.)

In gleicher Weise stellt Jeremia in einer Rede aus der Zeit Jojakims das Volk Israel unter dem Bilde eines grünbelaubten und fruchtbehangenen Ölbaumes dar, dem aber durch die Verwüstung durch Nebukadnezars Heer ein Ende gemacht wird.

Einen grünenden Ölbaum, prangend mit stattlicher Frucht, nannte dich Jahve, bei gewaltigem Wettergebrause legt er aber Feuer an ihn, und es zersplitterten seine Äste. (Jer. 11, 16.)

In einem Ausspruche Jesaias über den Untergang des Reiches Damaskus wird das Hinschwinden der Macht Jakobs durch die feindlichen Scharen mit dem Abklopfen der Oliven verglichen; wie dabei nur wenige hängen bleiben, so werden auch nur wenige dem Tode entrinnen.

Übrig bleiben wird von ihm wie beim Abschlagen des Olivenbaums — zwei, drei Beeren an der Spitze des Wipfels; vier, fünf in dem Gezweig des Fruchtbaums, ist der Spruch Jahves, des Gottes Israels. (Jes. 17, 6.)

Desselben Vergleichs neben dem von der Weinnachlese bedient sich ein nachexilischer Prophet, um den Zustand der Erde nach der Katastrophe des göttlichen Weltgerichts zu kennzeichnen.

Denn so wird es sein inmitten der Erde, inmitten der Völker,
Wie beim Abklopfen der Oliven, wie bei der Nachlese, wenn die Weinernte vorüber ist. (Jes. 24, 13.)

In demselben Sinne wie das Abklopfen der Oliven erscheint das Abfallen der Blüten des Ölbaums. Im zweiten Gesprächsgange des Buches Hiob veranschaulicht Eliphas damit den schnellen Untergang der Familie des Gottlosen. Dabei wird zur Verstärkung zugleich auf den ähnlichen Vorgang beim Weinstocke hingewiesen.

Gleich dem Weinstocke stößt er ab seine Herlinge,
Wirft hin wie der Ölbaum seine Blüte. (Hiob 15, 33.)

Zum vollen Verständnis des Vergleichs ist zu bemerken, daß der Ölbaum nach jedem Fruchtjahr ein Jahr ruht; er blüht zwar, aber alle Blüten fallen ab.

Wie der Ölbaum wird wiederholt das Öl metaphorisch gebraucht. Zunächst ist es Symbol der Lieblichkeit. Die Braut sagt im Hohenliede von ihrem Bräutigam:

Ausgegossenes Öl ist dein Name. (Hohesl. 1, 3.)

Sie will damit ausdrücken, daß es ihr, wenn sie nur den Namen ihres Bräutigams vernimmt, so ist, als ob Öl auf ihr Haupt gegossen würde.

Mit der Glätte des Öls wieder wird in den Sprüchen die verlockende Schmeichelrede der Buhlerin verglichen.

Glätter als Öl ist ihr Gaumen. (Spr. 5, 4.)

Unter dem nämlichen Bilde stellt ein Sänger die sanften und geschmeidigen Worte eines heuchlerischen Freundes dar.

Linder sind seine Reden als Öl
Und sind doch Schwertklingen. (Ps. 55, 22.)

Mehrfach begegnen wir der Dattelpalme, die bei den Arabern die Schwester des Menschen heißt, im alttestamentlichen Bilderschmucke. Ihr hoher, schlanker Wuchs macht sie zum Bilde der Geliebten, und ihre traubenförmigen, zuckerreichen, dunkelbraunen oder goldgelben Früchte symbolisieren der Geliebten Brüste. Der Bräutigam im Hohenliede schildert mit Bezug darauf seine Braut mit den Worten:

Dein Wuchs gleicht der Palme und deine Brüste den Trauben.
(Hohesl. 7, 8.)

Der hochstrebende Schaft der Dattelpalme legte aber noch einen andern Vergleichungspunkt nahe. Er versinnbildlicht die Volksoberen, im Gegensatze zu der aus dem Sumpfe emporschießenden Binse, die den Volkstroß darstellt. So heißt es in der Schilderung des göttlichen Strafgerichts über Israel:

Jahve hieb ab von Israel Kopf und Schwanz,
Palmzweig und Binse an einem Tage. (Jes. 9, 13.)

Ähnlich heißt es bei demselben Propheten in dem Orakel über Ägypten:

Und für Ägypten wird kein Werk sein, das Kopf und Schwanz, Palmzweig und Binse vollbrächten. (Jes. 19, 15.)

Da die Palme das ganze Jahr hindurch ihren grünen Blattschmuck behält, so dient sie dem Sänger als Bild eines dauernden Glücksstandes.

Der Gerechte wird sprossen wie die Palme. (Ps. 92, 13.)

Auch den Griechen war die Palme wegen ihrer andauernden Frische ein Symbol der unversiegbaren Lebens- und Zeugungskraft.

Was den Granatbaum anlangt, so findet sich über ihn kein metaphorischer Ausdruck, wohl aber reizten die Granatäpfelschnitte wegen ihrer schönen, lebhaften Röte zum Vergleich. Im Hohenliede werden die durch den Schleier hindurchschimmernden Wangen der Geliebten mit ihnen verglichen.

> Wie eine Granatapfelscheibe sind deine Schläfe hinter deinem Schleier.
> (Hohesl. 4, 3.)

Eine reichere Symbolik hat der Apfelbaum. Wegen seines schattenspendenden Laubdaches, sowie wegen seiner herrlichen, weißroten Blüten und wohlschmeckenden Früchte wird er ein Bild der Schönheit. Im Hohenliede vergleicht die Braut ihren Bräutigam mit einem Apfelbaum.

> Wie ein Apfelbaum unter den Bäumen des Waldes,
> So mein Geliebter unter den Söhnen.
> In seinen Schatten mich zu setzen war meine Sehnsucht,
> Und seine Frucht war meinem Gaumen süß. (Hohesl. 2, 3.)

Schöne Äpfel in silbernen Schalen sind Bild für Worte, die zur rechten Zeit und am rechten Orte gesprochen werden.

> Goldene Äpfel[1]) in silbernen Schalen,
> So ein Wort, geredet zur rechten Zeit. (Spr. 25, 11.)

Äpfelduft ist Bild der Lieblichkeit. So aromatisch wünscht sich im Hohenliede der Bräutigam den Duft der Nase seiner Braut.

> Möchten doch deine Brüste gleich sein den Trauben des Weinstocks
> Und deiner Nase Duft den Äpfeln. (Hohesl. 7, 9.)

Reiche bildliche Verwendung hat der Feigenbaum gefunden. Da man gern während der Hitze des Tages unter dem Feigenbaum zu sitzen und zu ruhen pflegte, so wurde dies Bezeichnung eines glücklichen und friedlichen Zustandes. Unter diesem Bilde schaut Micha das künftige Friedensreich.

> Es wird ein jeder . . . unter seinem Feigenbaume sitzen,
> Ohne daß jemand da ist, der in Schrecken versetzt. (Micha 4, 4.)

Feigenbäume mit Frühfeigen waren ein ganz besonderer Gegenstand der Aufmerksamkeit. Man entriß ihnen begierig ihre Früchte. Unter Feigenbäumen mit Frühfeigen schaut daher der Prophet Nahum die Bollwerke des schuldbeladenen Ninive; sie werden, sobald Gottes Strafgericht hereinbricht, schnell erobert werden.

> Alle deine Bollwerke sind Feigenbäume mit Frühfeigen,
> Wenn sie geschüttelt werden, fallen sie dem, der essen will, in den Mund.
> (Nah. 3, 12.)

1) Unter den goldenen Äpfeln darf man nicht künstliche Früchte verstehen, das verbietet der Zusammenhang.

Weil die Frühfeige, sobald man sie sah, schnell abgebrochen und verzehrt wurde, ist sie Bild des schnellen Vergehens. In dieser Beziehung vergleicht Jesaia Ephraims Herrlichkeit. Diese wird schnell durch die hereinbrechenden Feinde dahinschwinden.

Es wird ihm gehen wie mit einer Frühfeige vor der Ernte,
Wer sie sieht, verschlingt sie, während er sie noch in der Hand hat.
(Jes. 28, 4.)

Anders betrachtet, ist aber die Frühfeige ein Bild des Erfreulichen und Angenehmen. Wie Frühfeigen kam Jahve dereinst sein Volk Israel vor.

Gleich einer Frühfrucht an des Feigenbaums Spitze sah ich ihre Väter.
(Hos. 9, 10.)

Wie Frühfeigen Bild des Erfreulichen sind, so das Fehlen derselben Bild der Trauer. In einem Orakel hält Jahve Umschau im Lande, wie die Menschen es treiben, er sieht aber nichts Gutes, das ihn erfreut, sondern nur Schlechtigkeit und Unrecht, deshalb bricht er, bitter getäuscht, in die Klage aus:

Keine Frühfeige, nach der meine Seele Verlangen hat.
Der Fromme ist aus dem Lande verschwunden,
Einen Redlichen unter den Menschen gibt es nicht mehr;
Sie alle liegen auf der Lauer nach Bluttaten,
Einer stellt seinem Bruder nach mit dem Netze. (Micha 7, 1. 2.)

In einem Gesichte aus dem Anfange der Regierung Zedekias sieht der Prophet Jeremia zwei Körbe mit Feigen, von denen der eine mit schlechten, ungenießbaren, der andere dagegen mit guten, genießbaren Feigen gefüllt ist. Die guten werden ihm Bild für die Gefangenen Judas im Lande der Chaldäer, denen Jahve seine Huld und Freundlichkeit wieder zuwenden, sie ins Land zurückbringen und aufs neue einpflanzen wird, die schlechten Feigen aber sind ihm Bild für Zedekia mit seinen Obersten und dem Überreste der Bewohner Jerusalems, die Jahve dem Spott und Hohne der Völker schonungslos preisgeben wird.

Jahve ließ mich schauen, und siehe, da waren zwei Körbe mit Feigen, aufgestellt vor dem Tempel Jahves . . . der eine Korb war voll mit sehr guten Feigen, gleich den Frühfeigen, der andere Korb aber war voll mit sehr schlechten Feigen, die nicht zu essen waren vor Schlechtigkeit. Und es sprach Jahve zu mir: Was siehst du, Jeremia? und ich sprach: Feigen! Die guten Feigen sind sehr gut, die schlechten aber sind schlecht, daß sie nicht zu essen sind vor Schlechtigkeit. Da geschah das Wort Jahves zu mir also: So spricht Jahve, der Gott Israels: Gleich diesen guten Feigen will ich die Gefangenen Judas, die ich von diesem Orte fort ins Land der Chaldäer geschickt habe, freundlich ansehen, und ich will mein Auge freundlich auf sie richten und sie in dieses Land zurückführen, und ich will sie aufbauen und nicht niederreißen und sie einpflanzen und nicht ausreißen. Und ich will ihr Herz lenken, daß sie mich erkennen, daß ich Jahve bin! Und sie sollen mir zum Volke sein, und ich will ihnen zum Gotte sein, sofern sie sich mit ihrem ganzen Herzen zu mir bekehren. Aber gleich den

schlechten Feigen, welche so schlecht sind, daß sie nicht zu essen sind vor Schlechtigkeit, ja fürwahr, so spricht Jahve, ich will mit Zedekia, dem König von Juda, verfahren samt seinen Fürsten und dem Überreste Jerusalems, die in diesem Lande übrig geblieben sind und die in Ägypten wohnen. Und ich werde sie zu einem Schreckbilde, zu einem Übel für alle Königreiche der Erde machen, zur Schmach, zum Gleichnis, zum Hohn und zum Fluch an allen den Orten, wohin ich sie verstoße, und ich will gegen sie das Schwert, den Hunger und die Pest loslassen, bis sie aus dem Lande, das ich ihnen und ihren Vätern gegeben, vertilgt sind. (Jer. 24, 1—10.)

Völliges Entblößtsein des Feigenbaumes von Früchten ist in einer Strafdrohung bei Jeremia Bild der Verödung.

Zusammenraffen will ich sie, ist der Spruch Jahves . . . es gibt keine Feige am Feigenbaum mehr. (Jer. 8, 13.)

Häufig kommt in Palästina die Sykomore vor, besonders in der Ebene am Mittelländischen Meere. Sie ist Bild der Menge. Mit ihnen wird das Anpflanzen von Cedern durch Salomo veranschaulicht.

Und der König machte das Silber und das Gold in Jerusalem den Steinen gleich, und die Cedern machte er den Sykomoren gleich, die in der Niederung in Fülle waren. (2. Chron. 1, 15 vergl. 9, 27 u. 1. Kön. 10, 27.)

Einmal findet sich der Mandelbaum als Metapher. Wegen seiner anfangs rötlichen, später aber weißen Blüten auf den kahlen, blätterlosen Zweigen ist er eine treffliche Metonymie des silberhaarigen Greisenalters. (Koh. 12, 15.)[1])

Auch den am Wasser sprossenden Weiden begegnen wir als Bild zur Veranschaulichung des üppig aufblühenden israelitischen Volkes.

Sie werden aufsprossen wie Gras an Wassern,
Wie Weiden an Wasserbächen. (Jes. 44, 4.)

Eine große Rolle spielt der Wein in der Symbolik. Das heilige Land war ein überaus gesegnetes Weinland. Üppige Weingelände überzogen seine Hügel und Flächen vom Norden bis über das Tote Meer hinaus. Besonders berühmt waren in alter Zeit die Weine von Moab und Sibma. In schmerzlichen Klagen brechen daher die Propheten aus über die durch die heidnischen Eroberer zerstörte Weinkultur. Vergl. Jes. 16, 8 u. Jer. 48, 32.

Unter einem Weinstock schaut ein Sänger das auserwählte Gottesvolk. Jahve hat es aus Ägypten nach dem heiligen Lande verpflanzt, daselbst gehegt und gepflegt, daß es herrlich gedieh und seine Reben über das ganze Land ausbreitete.

Einen Weinstock hobst du aus Ägypten,
Vertriebest Heiden und pflanztest ihn ein.
Du schafftest Raum vor ihm
Und er schlug seine Wurzeln fest ein und füllte das Land.

---

1) Unter den zahlreichen Deutungen scheint mir diese die richtige zu sein.

Die Berge wurden von seinem Schatten bedeckt
Und von seinem Gezweig die Cedern Gottes.
Er entsandte seine Ranken bis ans Meer
Und bis an den Strom seine Schößlinge. (Ps. 80, 9—12.)

Nach dieser Schilderung, die Ausbreitung betreffend, geht der Sänger, die Allegorie festhaltend, zur Wirklichkeit über, klagt über die Verheerung des Weinstocks und richtet an Jahve die herzliche Bitte, er möge ihm seine erneute Fürsorge und Pflege zuteil werden lassen.

Warum hast du seine Mauern niedergerissen,
Daß ihn alle, die des Weges vorüberziehen, zerpflügen?
Der Eber aus dem Walde hat ihn zertreten,
Und das Wild des Feldes ihn abgeweidet.
Gott der Heerscharen, kehre doch um!
Blicke vom Himmel herab und sieh und nimm dich dieses Weinstocks an
Und des Setzlings, den deine Rechte gepflanzt,
Und des Schößlings, den du dir kräftig aufgezogen hast!
Er ist mit Feuer verbrannt, ist abgeschnitten. (Das. 80, 13—17.)

Als ein üppig wuchernder Weinstock, der gute Früchte ansetzte, erscheint Hosea das Haus Israel. Es war eine herrliche Gottespflanzung, die aber den Erwartungen nicht entsprach.

Ein wuchernder Weinstock war Israel, der sich Frucht ansetzte;
Je reicher aber seine Frucht wurde, desto zahlreicher wurden die Altäre,
Je besser sein Land war, desto besser machte es Malsteine. (Hos. 10, 1.)

Der fruchttragende Weinstock dient sodann als Vergleich eines fruchtbaren, im Innern des Hauses still schaffenden Weibes. In einem Stufenliede rühmt der Sänger:

Dein Weib ist wie ein fruchttragender Weinstock im Innern deines Hauses. (Ps. 128, 3.)

Zur Kennzeichnung des idyllischen Friedenszustandes und der wohlhäbigen Behaglichkeit des Stammes Juda weist der Dichter des Jakobssegens auf den Weinstock hin:

Er bindet an den Weinstock sein Eselsfüllen
Und an die Edelrebe das Junge seiner Eselin.
Er wäscht in Wein sein Kleid
Und in Traubenblut sein Gewand.
Die Augen trübe von Wein
Und die Zähne weiß von Milch. (1. Mos. 49, 11. 12.)

Wie das Sitzen unter dem Feigenbaum, so versinnbildlicht das unter dem Weinstock den herrlichen Zustand des künftigen Friedensreiches, das Jahve nach der Vollstreckung seines Strafgerichts über Israel heraufführen wird. So heißt es in einer nach Zeit und Urheberschaft streitigen Schilderung bei Micha:

Ein jeder wird unter seinem Weinstocke sitzen, und es ist niemand da, der in Schrecken versetzt. (Micha 4, 4.)

Im vierten Nachtgesichte sagt Sacharja in bezug auf die Umkehr Israels zu Jahve:

An jenem Tage, ist der Spruch Jahves der Heerscharen, werdet ihr einer den andern einladen unter Weinstock und unter Feigenbaum. (Sach. 3, 10.)

Auch das Essen von dem Weinstock wird als Bild zur Bezeichnung friedlicher Verhältnisse verwendet.

Im geschichtlichen Anhange zu Jesaia richtet der König von Assur die Aufforderung an Israel:

Macht Frieden mit mir und gehet zu mir über, auf daß ein jeder von seinem Weinstocke esse. (Jes. 36, 16.)

Das Abschneiden der üppig sich ausbreitenden Ranken am Weinstock veranschaulicht die Vertilgung der abgefallenen Volksglieder. In der Androhung der göttlichen Strafe für Judas sittliche Verderbnis fordert Jeremia die Feinde auf:

Steigt hinauf auf die Mauern und zerstört, aber macht ihnen nicht den Garaus, entfernt ihre Ranken, denn Jahve gehören sie nicht. (Jer. 5, 10.)

Die Trauben des Weinstocks werden in einer Strafdrohung Israels für seinen Abfall als Bild gottgefälliger Werke verwendet.

Gleich Trauben in der Wüste fand ich Israel. (Hos. 9, 10.)

Jahve will sagen: Einst war mir Israel ein köstlicher Besitz, ich freute mich über dasselbe, wie ein Wanderer, der in der Wüste einen fruchttragenden Weinstock antrifft.

Dem traubenvollen Weinstock steht der traubenleere gegenüber. Wie jener bildlich auf Glück hinweist, so dieser auf Unglück, insbesondere auf Verheerung. In diesem Sinne schildert Jeremia in der schon oben angeführten Stelle das Ende Judas in den Gerichtsschrecken:

Zusammenraffen will ich sie, ist der Spruch Jahves. Keine Trauben sollen am Weinstocke bleiben. (Jer. 8, 13.)

Ebenso wie das vergebliche Suchen nach einer Frühfeige versinnbildlicht das nach einer Traube bei der Nachlese das vergebliche Suchen Jahves nach Frommen und Gerechten in seinem treulos gewordenen Volke.

Jahve klagt bei Micha über die Verderbnis seines Volkes:

Wehe mir, daß es mir ergeht wie bei der Obstlese,
Wie bei der Nachlese in der Weinernte,
Keine Traube (gibt's) mehr zum Essen. (Micha 7, 1.)

Das Verfahren des Winzers, eine Traube, in der noch Most war, nicht wegzuwerfen, ist eine Hindeutung auf das Verfahren Jahves, das ganze Volk wegen der darin befindlichen Frommen nicht dem Verderben preiszugeben. Jahve sagt:

Sowie sich in einer Traube noch Most findet, so spricht man: Verdirb sie nicht, denn es ist ein Segen darin! ebenso will ich um meiner Knechte willen verfahren, ich will nicht das Ganze vernichten. (Jes. 65, 8.)

Unreife Trauben sind Sinnbild sündiger Werke. Unter Anwendung einer sprichwörtlichen Redensart verkündet Jahve:

In jenen Tagen wird man nicht mehr sagen: Die Väter haben Herlinge gegessen, und die Zähne der Kinder sind stumpf geworden! sondern jeder stirbt durch seine Verschuldung; jeder, der Herlinge ißt, dessen Zähne werden stumpf. (Jer. 31, 29.)

Der Sinn der Stelle ist: Die Kinder werden nicht mehr für die Sünden der Väter büßen müssen.

Der Prophet Jesaia stellt in einer schönen Parabel die von Jahve seinem Volke zuteil gewordene Pflege und Sorgfalt unter dem Bilde eines Weingärtners dar, der auf einem fruchtbaren Berge Edelreben pflanzte, sich aber in seinen Erwartungen betrogen sah, indem sie statt edler Trauben Herlinge trugen.

Ich will von meinem Freunde singen, das Lied des Liebsten von seinem Weinberg. Mein Freund hatte einen Weinberg auf fetter Bergeshöhe. Und er behackte ihn und entsteinigte ihn und bepflanzte ihn mit Edelreben und baute einen Turm in seiner Mitte, hieb auch eine Kufe in ihm aus und hoffte, er werde Trauben bringen, aber er brachte Herlinge. So richtet nun, Bewohner von Jerusalem und Männer von Juda, zwischen mir und meinem Weinberge! Was war noch zu tun an meinem Weinberge und ich hätte es nicht getan? Warum hoffte ich, er werde Trauben bringen, während er Herlinge brachte? So will ich nun euch kundtun, was ich meinem Weinberge tun werde!

Niederreißen will ich seinen Zaun,
Daß er abgefressen werde!
Durchbrechen will ich seine Mauer,
Daß er zertreten werde!
Ich will eine Wüstenei aus ihm machen.
Er soll nicht beschnitten und nicht behackt werden,
Sondern in Dornen und Disteln soll er aufschießen;
Und den Wolken will ich verbieten,
Regen auf ihn fallen zu lassen.
Denn der Weinberg Jahves der Heerscharen ist das Haus Israel,
Und die Männer von Juda sind seine liebliche Pflanzung.
Und er wartete auf Recht,
Und siehe, es kam Blutvergießen,
Auf Gerechtigkeit,
Und siehe, es kam Jammergeschrei. (Jes. 5.)[1])

Die Edeltrauben versinnbildlichen in diesem Gleichnis die guten, die Herlinge dagegen die Gott mißfälligen Werke.

---

1) Im Johannisevangelium stellt sich Jesus in einer Allegorie als Weinstock dar und seine Schüler als Reben, um dadurch auf die innige Lebensgemeinschaft zwischen sich und seinen Schülern hinzuweisen.

Unter einem ausgearteten Weinstock, der seine gute Natur verloren hat und wild geworden ist, vergegenwärtigt der Prophet Jeremia Israels Abfall von Gott durch götzendienerisches Treiben.

Ich hatte dich eingepflanzt als Edelrebe, ganz von echtem Samen, wie konntest du dich mir verwandeln in Ranken eines fremden Weinstocks?

(Jer. 2, 21.)

Jahve will dem Volke sagen: Deine Väter dienten mir in aufrichtiger Verehrung, du aber bist abgefallen von mir und hast dich dem Dienste fremder Götter ergeben.

Des Bildes eines Weinstocks wieder, dessen Holz dürr geworden ist und zu nichts weiter als zum Verbrennen taugt, bedient sich Ezechiel, um dadurch die sittliche Entartung seines Volkes zu schildern, das sich in nationalem Dünkel überhoben und sich trügerischen Hoffnungen hingegeben hat. Obwohl ehedem das edelste, soll es durch göttliches Strafgericht zum verachtetsten werden.

Menschensohn! Was hat das Holz der Rebe vor all dem Reißigholz voraus, das unter den Bäumen des Waldes ist? Wird wohl davon Holz genommen, um eine Arbeit zu machen, oder wird davon ein Pflock genommen, um damit allerlei Gerät aufzuhängen? Siehe, dem Feuer wird es zur Speise gegeben. Wenn das Feuer seine beiden Enden verzehrt hat und seine Mitte angebrannt ist, taugt es dann wohl noch zu einer Arbeit? Siehe, wenn es noch unversehrt schon zu keiner Arbeit verwendet wird, geschweige daß es, wenn es das Feuer verzehrt hat und es angebrannt ist, noch zu einer Arbeit verwendet werden könnte. Darum spricht der Herr Jahve also: So wie das Holz des Weinstocks unter den Bäumen des Waldes, das ich dem Feuer zur Speise bestimmt habe, ebenso habe ich die Bewohner Jerusalems bestimmt. Und ich will mein Angesicht wider sie richten; aus dem Feuer sind sie herausgezogen, und das Feuer soll sie verzehren, und ihr sollt erkennen, daß ich Jahve bin, wenn ich mein Angesicht wider sie richte, und ich werde das Land zur Wüste verwandeln, weil sie Treubruch verübt haben, ist der Spruch des Herrn Jahve. (Ezech. 5.)

In einem Klageliede vergleicht derselbe Prophet das davidische Herrscherhaus mit einem fruchtbaren Weinstocke, der später aber fruchtlos wurde.

Deine Mutter war einem Weinstock gleich, am Wasser gepflanzt; fruchtbar und zweigereich ward er vom vielen Wasser. Er hatte starke Zweige zu Herrscherscептern, und seine Höhe ward hoch zwischen dichten Zweigen, und er ward gesehen in seiner Höhe unter der Fülle seiner Ranken. Aber er ward ausgerissen im Grimme, nieder zur Erde geworfen, und der Ostwind verdorrte seine Frucht. Sein starker Zweig wurde abgerissen und verdorrte, das Feuer verzehrte ihn. Nun aber ist er verpflanzt in die Wüste, in ein dürres und durstiges Land. Und es ging Feuer aus von einem Zweige seiner Ranken, das verzehrte seine Frucht, und es ist keine starke Rebe mehr daran zu einem Herrscherscepter.

(Das. 19, 10—14.)

Den rankentreibenden Weinstock verwendet Ezechiel poetisch in einer ausführlichen Allegorie mit änigmatischem Charakter zur Charakteri-

sierung des treulosen Verhaltens des Königs Zedekia gegenüber Nebukadnezar.

Menschensohn, trage mir ein Rätsel vor, lege ein Gleichnis dem Hause Israel vor also: So spricht der Herr Jahve: Der große Adler, groß an Flügeln, lang an Schwingen, mit vollem Gefieder, das buntgewirkt, kam zum Libanon und nahm den Wipfel der Ceder hinweg. Die Spitze ihrer Schößlinge pflückte er ab und brachte sie ins Land der Krämer, in eine Kaufmannsstadt setzte er sie; auch nahm er von dem Samen des Landes und tat ihn in ein Saatland, setzte ihn an reiches Wasser, an eine Weide setzte er ihn. Und er sproßte auf und ward zu einem Weinstock, der, niedrig an Höhe, hinrankte, so daß seine Ranken sich zu ihm wendeten und seine Wurzeln unter ihm waren. Und als er zu einem Weinstock geworden war, da trieb er Äste und breitete Zweige aus. Es war aber ein großer Adler, groß an Flügeln und stark an Gefieder, und siehe! Der Weinstock bog seine Wurzeln lechzend zu ihm hin und streckte ihm seine Äste entgegen, damit er ihn wässere und nicht das Beet, in das er gepflanzt war. Auf gutem Felde, an reichem Wasser war er gepflanzt, um Zweige zu treiben und Frucht zu bringen, zu werden zu einem herrlichen Weinstock. Sprich: So spricht der Herr Jahve: Wird es glücklich ausgehen? Wird jener nicht seine Wurzeln ausreißen und seine Frucht abschneiden, so daß er verdorrt? Alle Frische seines Gesprosses verdorrt? Und nicht durch starken Arm und viel Volk wird er ihn aus seinen Wurzeln heben? Sieh, obgleich er gepflanzt ist, wird es glücklich ausgehen? Wird er nicht, wenn ihn der Ostwind anführt, gänzlich verdorren? Auf dem Beete, in das er gepflanzt war, wird er verdorren. (Ezech. 17, 1—10.)

Der Weinstock ist Zedekia, der eine Adler, zu dem der Weinstock seine Reben hinsendet, ist Nebukadnezar, der König von Babylon, der andere Adler dagegen, zu dem der Weinstock seine Wurzeln hinbiegt, ist der König von Ägypten. Der glühende Ostwind deutet auf Nebukadnezars Heer hin, das über den Ägypter den Sieg davontrug. Zedekia wurde wegen seines treulosen Verhaltens von Nebukadnezar in die Gefangenschaft geführt, wo er starb.

Im Bilderschmucke der alttestamentlichen Poesie sind aber nicht allein die höheren und edleren Gewächse, sondern auch die niederen vertreten. An erster Stelle die Dornen- und Distelgewächse. Beide stehen bald zusammen, bald steht aber auch jedes für sich allein.

Schon in der eigentlichen Rede dienen Dornen und Disteln zur Versinnbildlichung von Unfruchtbarkeit, Zerstörung und Verödung. So trifft Adam nach dem Sündenfall der göttliche Fluch in bezug auf das von ihm zu bebauende Ackerland.

Dornen und Disteln soll es dir hervorbringen. (1. Mos. 3, 18.)

Bezeichnend sind ferner die an Ahas gerichteten Drohworte:

An jenem Tage wird jeder Ort, wo tausend Weinstöcke im Werte von tausend Sekeln stehen, den Dornen und Disteln verfallen. Mit Pfeilen und Bogen wird man daselbst wandeln, denn zu Dornen und Disteln soll das ganze Land werden. Und alle Berge, die mit dem Karst bearbeitet werden, wird man

nicht betreten, aus Scheu vor Dornen und Disteln, sondern man wird die Ochsen hintreiben und die Schafe sie zertreten lassen. (Jes. 7, 23—25.)

In gleicher Weise droht Hosea:

Denn siehe, fortgewandert sind sie ob der Verwüstung;
Ägypten wird sie einsammeln, Memphis sie in seine Gräber aufnehmen,
Ihres Silbers Schmuck wird den Disteln anheimfallen.
Dornen (sprossen) in ihren Zelten. (Hos. 9, 6.)

Dornen und Disteln sind zunächst Bild der Feinde Israels. So ergeht an das in Kanaan eingezogene Volk die Mahnung:

Wenn ihr die Bewohner des Landes nicht vor euch austreibet, so werden die, die ihr von ihnen übrig laßt, zu Dornen in euren Augen und zu Stacheln in euren Seiten werden, und sie werden euch bedrängen in dem Lande, wo ihr wohnt. (4. Mos. 33, 35.)

Ezechiel verheißt Israel in einem Orakel gegen Sidon in bezug auf seine beunruhigenden Feinde:

Für das Haus Israel aber wird es hinfort keinen quälenden Dorn oder schmerzenden Stachel mehr geben, unter allen, die rings um sie sind, die sie verächtlich behandelten, damit sie erkennen, daß ich der Herr Jahve bin. (Ezech. 28, 24.)

Sodann weisen Dornen auf die Gefahren hin, in die der Mensch gerät, wenn er Umgang mit falschen und heimtückischen Leuten pflegt.

Dornen, Schlingen sind auf dem Wege des Falschen;
Wer seine Seele hütet, halte sich fern von ihnen. (Spr. 22, 5.)

Mit einem Dorn in der Hand des Trunkenen wird der Gleichnisspruch im Munde des Toren verglichen.

Wie ein Dorn, der in die Hand eines Trunkenen kommt,
So ein Gleichnisspruch, der in den Mund des Toren kommt. (Das. 26, 9.)

Wegen der gefahrvollen Umgebung kommt dem Bräutigam im Hohenliebe seine Braut wie eine Lilie unter Dornen vor.

Wie eine Lilie unter Dornen,
So ist meine Freundin unter den Mädchen. (Hohesl. 2, 2.)

Unter denselben Gesichtspunkt fällt der Vergleich des Propheten Micha, wenn er den gefährlichen Einfluß der Besten seines Zeitalters schildert.

Ihre Besten sind wie ein Stechdorn,
Der Rechtschaffene schlimmer als eine Dornenhecke. (Micha 7, 4.)

Als Jahve Ezechiel die Prophetenweihe erteilt und ihm den Auftrag gibt, zu dem abtrünnigen Hause Israel zu gehen, soll er keine Furcht zeigen, obgleich Dornen, Nesseln und Skorpionen ihn umgeben würden.

Du aber, o Menschensohn, fürchte dich nicht vor ihnen, und vor ihren Reden fürchte dich nicht, wenn Nesseln und Dornen bei dir sind und du bei

Skorpionen wohnst; vor ihren Reden fürchte dich nicht, und vor ihren Angesichtern erschrick nicht, denn ein Haus der Widerspenstigkeit sind sie. (Ezech. 2, 6.)

Dornenumzäunung ist ferner Bild der Unmöglichkeit, zu etwas zu gelangen. So soll das götzendienerische Israel, das als ein buhlerisches Weib gedacht wird, in die Unmöglichkeit versetzt werden, zu seinen Idolen zu wallfahren, um ihnen zu dienen.

Darum siehe, ich will deinen Weg mit Dornen verzäunen,
Und ich will eine Mauer ziehen, daß sie ihre Pfade nicht finden soll.
(Hos. 2, 8.)

Ein wenig anders gewendet dient die dicht verschlungene und den Zugang versperrende Dornenhecke zur Versinnbildlichung der Hindernisse und Schwierigkeiten, die der Faule vorschützt, um sich der Pflicht zu entziehen.

Der Weg des Faulen ist wie eine Dornenhecke,
Der Pfad der Rechtschaffenen aber gebahnter Weg. (Spr. 15, 19.)

Fortgeworfene Dornen endlich werden zur Veranschaulichung der Wertlosigkeit und Schlechtigkeit verwendet. Unter diesem Gesichtspunkte erscheinen in einem poetischen Abschnitte der Bücher Samuels die letzten Worte Davids, betreffend die Nichtswürdigen im Gottesvolke.

Die Nichtswürdigen aber — wie weggeworfene Dornen sind sie allzumal,
Die man nicht mit der Hand anfaßt. (2. Sam. 23, 6.)

Auch die im Feuer aufgehenden Dornen legten symbolische Anwendung nahe.

So ist schnell aufprasselndes Dornfeuer Bild der plötzlich hereinbrechenden Vertilgung der Frevler. Ein Sänger schildert in einem Dank- und Siegeslied den Untergang der Heiden mit den Worten:

Sie brannten wie Dornfeuer. (Ps. 118, 12.)

Von derselben Vergleichungshinsicht ausgehend, führte die schnell auflohende, bald aber wieder in sich zusammenfallende Flamme des Dornfeuers zur sinnbildlichen Bezeichnung schnellen Vergehens und Dahinschwindens. Von der lärmenden Lustigkeit der Toren heißt es:

Wie das Prasseln der Dornen unter dem Topfe,
So das Lachen der Toren. (Koh. 7, 6.)

In einem Gebete eines unschuldig Verfolgten droht der Sänger dem Frevler:

Bevor eure Töpfe den frischen Stechdorn merken,
Wird Zornglut ihn hinwegstürmen. (Ps. 58, 10.)

Der Ginsterstrauch, dieses Staudengewächs mit langen, dünnen, rutenartigen Stengeln, kommt zweimal in symbolischer Bedeutung vor. Von Ginsterwurzeln sich nähren zu müssen ist Bild für ein armseliges Leben. Im letzten Selbstgespräch über sein einstiges Glück schildert Hiob die Leute, die ihn in seinem gegenwärtigen Elendszustande herabwürdigen und verlachen, mit den Worten:

Die Melde pflücken am Gesträuch
Und Ginsterwurzel zu ihrem Brote haben. (Hiob 30, 4.)

Mit scharfen Pfeilen und glimmenden Ginsterkohlen[1]) veranschaulicht der Sänger den brennenden Schmerz verleumderischer Reden.

Was gibt dir und was mehrt dir tückische Zunge?
Geschärfte Pfeile des Kriegers mit Ginsterkohlen. (Ps. 120, 4.)

Zu einer beziehungsreichen Symbolik geben verschiedene Wasserpflanzen Anlaß. So das Rohr. Es ist ein Bild der Gebrechlichkeit, Ohnmacht und Schwäche. Unter ihm wird im geschichtlichen Anhange zu Jesaia die ägyptische Macht geschildert. Als Hiskia sich von Sanherib, dem König der Assyrer, losmachen wollte, stützte er sich auf Ägyptens Macht. Da erschien Rabsake mit Heeresmacht vor Jerusalem und nahm Aufstellung an der Wasserleitung des oberen Teiches an der Straße zum Walkerfelde und verlangte nach dem Könige. Dieser schickte Gesandten zu dem hohen militärischen assyrischen Würdenträger, die ihm die Antwort überbrachten:

Saget Hiskia: So spricht der große König, der König von Assur: Was soll dieses Vertrauen, das du hegst? ... Auf wen vertrauest du, daß du von mir abgefallen bist? Nun wohlan, du vertrauest auf diese zerbrochene Rohrstütze, auf Ägypten, die jedem, der sich auf sie stützt, in seine Hand fährt und sie durchbohrt. (2. Kön. 18, 19—21 vergl. Jes. 36, 6.)

Auch Ezechiel vergleicht in einem Orakel Ägypten mit einem Rohr.

Dann sollen alle Bewohner Ägyptens erkennen, daß ich Jahve bin, weil sie für das Haus Israel eine Rohrstütze sind. (Ezech. 29, 6.)

In derselben Beziehung wird in der Trostverheißung des zweiten Jesaia das in die Gefangenschaft geschleppte und bis auf einen kleinen Rest zusammengeschrumpfte Volk unter dem Bilde eines geknickten Rohres dargestellt, das aber Jahve in der Zukunft wieder aufrichten wird. Da das Rohr wegen seines langen, schwachen Stengels vom Winde leicht hin und her bewegt wird, so lag es dem Propheten Ahia in seiner Weissagung gegen Jerobeam nahe, dies als Bild eines in seinen Grundfesten schwankenden Reiches zu verwenden.[2])

Jahve wird Israel schlagen, gleichwie das Schilfrohr im Wasser schwankt. (1. Kön. 14, 15.)

Mit der Papyrusstaude, die bei der erforderlichen Feuchtigkeit im Sumpfe schnell aufschießt, sobald aber dieselbe fehlt, schnell wieder abwelkt und verdorrt, vergleicht Bildad im ersten Gesprächsgange des

---

1) Der Talmud berichtet über das verborgene Fortglimmen von Ginsterkohlen unter der Asche mancherlei Fabelhaftes.

2) Im Neuen Testamente ist das Rohr Bild eines wankelmütigen, unbeständigen Menschen. (Vergl. Matth. 11, 7 und Luk. 7, 24.)

Buches Hiob den auf trüglichem Grunde ruhenden Glückszustand des gottvergessenen Ruchlosen.

Erhebt sich, wo kein Sumpf ist, Papyrus?
Schießt Riedgras auf ohne Wasser?
Noch steht es in seinem frischen Trieb,
Wo es nicht abgeschnitten wird.
Aber vor allem Grase verdorrt es.
So sind die Pfade aller Gottvergessenen
Und des Ruchlosen Hoffnung wird zunichte.
(Hiob 8, 11—13.)

Zu einem unsrer Anschauung etwas fernliegenden Vergleich gab die Binse Veranlassung. Ihre vom Winde niedergedrückte Gestalt, vor allem das niedergebeugte Haupt, veranschaulicht dem zweiten Jesaia das kopfhängerische, heuchlerische Fasten.

Kann derartiges ein Fasten sein, wie ich es gern habe,
Ein Tag, da der Mensch seine Seele kasteit?
Zu beugen gleich einer Binse sein Haupt
Und Sack und Asche sich unterzubreiten —
Nennest du das ein Fasten und einen Tag des Wohlgefallens für Jahve?
(Jes. 58, 5.)

Mit einem auf dem Wasser schnell dahingleitenden Binsenschiff vergleicht Hiob die Flüchtigkeit seiner Lebenstage.

Und meine Tage eilten schneller dahin als ein Läufer,
Sie entflohen, ohne Glück geschaut zu haben,
Sie fuhren dahin wie Binsenschiffe,
Wie ein Adler, der auf Beute stößt. (Hiob 9, 25. 26.)

Einen hübschen Vergleich bot die Lauge, die aus der Asche des Salz- oder Seifenkrautes gewonnen und noch heute von den Wäschern im Morgenlande zum Reinigen der Wäsche benutzt wird. Sie veranschaulicht das über das Volk hereinbrechende göttliche Strafgericht in seiner bessernden und läuternden Bedeutung. Jahve wird den gottentfremdeten Gliedern gleich der Lauge sein und den ganzen ihnen anklebenden Sündenschmutz entfernen.

Wer kann den Tag seines Kommens aushalten,
Und wer kann bestehen bei seinem Erscheinen?
Denn er ist gleich der Lauge der Wäscher. (Mal. 3, 2. 3.)

Merkwürdigerweise haben die Hülsenfruchtpflanzen, wie Weizen und Gerste, in der alttestamentlichen Poesie keine symbolische Verwendung, wohl aber Spreu, Stoppel und Häcksel.[1] Die gehalt- und wertlose Spreu ist Bild rascher und schneller Vernichtung. So beim Sänger des ersten Psalms. Nachdem derselbe zuerst den dauernden

1) Nur einmal heißt es vom Getreide: Euer Hebeopfer wird euch angerechnet werden wie Getreide von der Tenne. (4. Mos. 18, 27.)

Bestand der Gerechten durch den Vergleich mit einem am Wasser gepflanzten, frisch grünenden und fruchttragenden Baum gekennzeichnet hat, faßt er die Frevler ins Auge und vergleicht sie wegen ihrer religiös-sittlichen Gehalt- und Wertlosigkeit mit der Spreu. - Weil es ihnen zu wahrer, gottgefälliger Lebensbetätigung an Kraft und Frische fehlt, werden sie schnell dahinschwinden.

Nicht also die Frevler! Sondern sie sind gleich der Spreu, die der Wind
davonfegt. (Ps. 1, 4.)

In ähnlichem Sinne äußert sich ein Sänger in einem Gebete wegen boshafter Verfolger:

Sie werden der Spreu gleich vor dem Winde werden,
Und der Engel Jahves treibt sie fort. (Ps. 35, 5.)

Als Bild rascher Vernichtung benutzen die Propheten die Spreu. Bei Jesaia sollen die Jerusalem belagernden Feinde schnell vertilgt werden.

Und es wird werden dem dünnen Staube gleich die Menge deiner Feinde,
Und der fortfliegenden Spreu gleich die Menge deiner Gewalttätigen,
Und es wird geschehen schnell, plötzlich. (Jes. 29, 5.)

An einer anderen Stelle werden die tobenden Völkermassen mit der auf den Bergen beim Reinigen des Getreides vom Winde fortgetriebenen Spreu verglichen.

Bedroht er sie aber, so fliehen sie in die Ferne,
Und werden fortgejagt wie Spreu der Berge von dem Winde.
(Das. 17, 3.)

Jahve wird nach Hosea das götzendienerische Israel für seinen Bilderdienst und sein Freveltum hinwegfegen wie der Wind die Spreu von der Tenne.

Darum werden sie gleich sein dem Morgengewölk,
Und gleich dem Tau, der morgens dahingeht,
Gleichwie die Spreu, die von der Tenne hinweggestürmt wird,
Gleich dem Rauche aus dem Gitter. (Hos. 13, 3.)

Zephanja vergleicht das unverhoffte Herbeikommen des göttlichen Gerichtstages mit der vom Winde fortgefegten Spreu.

Sammelt euch, und seid versammelt,
Volk, das sich nicht schämt,
Bevor der göttliche Beschluß zur Geburt kommt —
Wie Spreu, die dahinfährt, (kommt) der Tag,
Bevor über euch kommt der Tag von Jahves Zorn.
(Zeph. 2, 1. 2.)

Dieselbe bildliche Bedeutung wie die Spreu hat die Stoppel. Den Bewohnern Jerusalems wird angedroht:

Ich werde sie zerstreuen wie Stoppel,
Die der Wüstenwind davonführt. (Jer. 13, 24.)

In einem Triumphgesange auf den Fall Babels heißt es:

Siehe, sie sind geworden gleich der Stoppel, die das Feuer verbrannt hat.
Nicht werden sie ihr Leben retten vor der Gewalt der Flamme.
(Jes. 47, 14.)

Unter dem Doppelbilde von dicht verschlungenen Dornen und dürren Stoppeln sieht Nahum die Feinde Israels.

Wären sie auch gleich Dornen verflochten . . .
Wie völlig dürre Stoppel sollen sie verzehrt werden.
(Nah. 1, 10.)

Der Prophet will sagen: Wenn sich die Feinde auch noch so sehr zusammenrotten, so daß es den Anschein gewinnt, als ob ihre Scharen nicht durchbrochen werden könnten, so wird die Vernichtung doch schnell über sie hereinbrechen.

In einem Gebete fleht der Sänger:

Mein Gott, mache sie dem Wirbel gleich,
Wie Stoppeln vor dem Winde. (Ps. 83, 14.)

Zuweilen werden zur Verstärkung des Gedankens Häcksel[1]) und Spreu miteinander verbunden.

So sagt Hiob im zweiten Gesprächsgange von den Frevlern:

Sie werden gleich Häcksel vor dem Winde,
Gleich Spreu, die der Sturmwind verjagt. (Hiob 21, 18.)

Zur Bezeichnung des Nichtigen und Unbedeutenden dient die Stoppel im Buche Hiob in der Schilderung des Krokodils.

Nicht macht es fliehen des Bogens Sohn[2]),
Und zu Stoppeln wandeln sich ihm Schleudersteine.
(Hiob 41, 19.)

In dem Werge des Flachses, das leicht Feuer fängt und verbrennt, sah Jesaia ein Bild der Großen des Landes, welche durch Gottes Strafgericht schnell dahingerafft werden.

Und die Mächtigen sollen zu Werg und ihr Werk[3]) zu Funken werden.
(Jes. 1, 31.)

Der Lolch, ein bitteres und schädliches Giftkraut, dient wegen seines üppigen Wucherns in den Furchen Hosea zur Versinnbildlichung der Häufigkeit der Rechtsverdrehung in Samarien.

Sie halten Reden, leisten Falscheide, schließen Bündnisse,
Und es blüht wie Lolch das Recht auf den Furchen des Feldes.
(Hos. 10, 4.)

1) Häcksel und Stoppel unterscheiden sich in der Weise voneinander, daß jenes die durch Zerschneiden klein gemachten Strohhalme, diese die auf dem Felde beim Absicheln zurückbleibenden Halmreste bezeichnet.

2) Gemeint sind die Pfeile.

3) Das Götzenbild.

Der Prophet will sagen: das Recht gleicht in seiner Ausartung in Unrecht dem in den Furchen üppig aufschießenden Lolch. Wohin man den Blick wendet, erscheint es in seiner abscheulichen Afternatur.

In gleichem Sinne gebraucht Amos das Bild:

Fürwahr, ihr verkehret zu Lolch das Recht
Und der Gerechtigkeit Frucht zu Wermut. (Am. 6, 12.)

Infolge des unangenehmen Geschmacks veranschaulicht Lolch bitteres Leiden. Ein Sänger bricht über die ihm zugefügte Schmach und Verfolgung seiner Feinde in die Klage aus:

Sie gaben mir zur Speise Lolch,
Und als mich dürstete, tränkten sie mich mit Essig. (Ps. 69, 22.)

In der Schilderung der Schrecken des göttlichen Strafgerichts seufzt Jeremia:

Jahve, unser Gott vertilgt uns und tränkt uns mit Giftwasser, weil wir an ihm gesündigt haben. (Jer. 8, 14.)

Ähnlich an einer anderen Stelle:

Darum, so spricht Jahve der Heerscharen, der Gott Israels, siehe, ich will dieses Volk Wermut essen und Giftwasser trinken lassen. (Das. 9, 14 vergl. 23, 15.)

Wie Lolch legte auch **Wermut** wegen seines bitteren Geschmacks den Vergleich mit schweren Leiden, harten Drangsalen und schweren Heimsuchungen nahe. Zur Verstärkung des Gedankens erschienen beide auch zuweilen verbunden. Der Sänger der Klagelieder klagt:

Er sättigte mich mit Bitternissen,
Tränkte mich reichlich mit Lolch. (Klagel. 3, 15.)

Gedenke meines Elends und meiner Irrsal,
Des Wermuts und des Lolchs. (Das. 3, 19.)

Von ungerechten Richtern, die das Recht in Unrecht verkehren und dadurch den Beteiligten tiefen Kummer bereiten, heißt es, daß sie das Recht zu Wermut verwandeln. Diese schwere Anklage erhebt Amos in bezug auf Israel:

Sie, die das Recht in Wermut verwandeln
Und Gerechtigkeit niedertreten. (Am. 5, 7 vergl. 6, 12.)

Mit Wermut werden ferner die verführerischen Lockungen der Buhlerin verglichen, die anfangs süß sind, später bitter schmecken.

Denn von Honigseim triefen die Lippen der Fremden.
Und glätter als Öl ist ihr Gaumen,
Zuletzt aber ist sie bitterer als Wermut,
Schärfer als ein doppelschneidiges Schwert. (Spr. 5, 3. 4.)

Manche Pflanzen boten wegen ihres angenehmen Duftes und wegen der von ihnen gewonnenen Wohlgerüche Veranlassung zu verschiedenen Bildern und Vergleichen. Es gehören hierher die **Cyprusdolde**, **Balsam**, **Weihrauch**, **Myrrhe**, **Narde**, **Aloe**, **Kassia** u. a.

Unter einer wohlriechenden **Cyprusdolde** stellt die Braut im Hohenliede ihren Bräutigam dar.

Eine Cyprusdolde ist mein Geliebter mir in den Weinbergen Engedis. (Hohesl. 1, 14.)

Der **Balsam** ist wegen seiner schmerzstillenden Kraft ein schönes Bild der Beruhigung.

Klagend fragt Jeremia in der Schilderung der Gerichtsschrecken:

Gibt es keinen Balsam mehr in Gilead? (Jer. 8, 22.)

Im ersten Ausspruche gegen Ägypten ruft derselbe Prophet dem Volke ironisch zu:

Zieh' hinauf nach Gilead und hole Balsam, o Jungfrau, Tochter Ägyptens. (Das. 46, 11.)

Balsamduft steht dem Modergeruch gegenüber. So in dem kulturhistorisch wichtigen Abschnitte von der Demütigung der hoffärtigen Frauen Jerusalems bei Jesaia:

Statt Balsam wird Moder sein. (Jes. 3, 24.)

Mit einem Balsamstaudenbeete vergleicht die Braut im Hohenliede die Wangen ihres Geliebten.

Seine Wangen gleichen Balsamstaudenbeeten, die Gewürz hervorbringen. (Hohesl. 5, 13.)

Die diesem Bilde zugrunde liegende Vergleichungshinsicht liegt wahrscheinlich in dem sanft Geschwellten. Vergl. Delitzsch, Kommentar zum Hohenliede z. St.

Die zur Höhe aufsteigenden **Weihrauchopfer** versinnbildlichen einem Sänger die zu Gott emporsteigenden Gebete.

Mein Gebet stellt sich als Rauchopfer vor dein Angesicht. (Ps. 141, 2.)

Zu der Herrlichkeit des neuen Jerusalems gehören Opferspenden fremder Völker, die in Weihrauch und Gold bestehen. (Jes. 60, 6.) Die Geliebte nennt im Hohenliede den Geliebten ein Myrrhenbeutelchen (Hohesl. 1, 13), und von sich selbst sagt sie:

Solange der König auf seinem Polster,
Hat meine Narde ihren Duft gegeben.
(Das. 1, 12 vergl. 4, 13. 14.)

Um dem betörten Jüngling die Liebeswonnen zu malen, lockt die Buhlerin ihn mit den Worten:

Ich habe mein Lager besprengt mit Myrrhe, Aloe und Zimmet. (Spr. 7, 17.)

Daß der **Blumenflor** in der Schönheit seiner Farben und in der Lieblichkeit seines Duftes zur Symbolik reizen mußte, liegt auf der Hand. So dient die im Morgenlande auf den Feldern wild wachsende

Lilie als Bild der Schönheit und Herrlichkeit. Das aus der Gefangenschaft zurückkehrende Israel soll durch Jahves Segen blühen wie eine Lilie, und es wird seine Wurzeln schlagen wie der Libanon. (Hos. 4, 6.) Die Braut im Hohenliede kommt dem Bräutigam „wie eine Lilie unter Dornen" vor (Hohesl. 2, 2), während wieder der Braut die Lippen ihres Geliebten als Lilien erscheinen, die fließende Myrrhe triefen. (Das. 5, 13.) An einer anderen Stelle vergleicht sich die Braut neben der Wiesenblume mit einer Lilie (Das. 2, 1) und mit einer Herbstzeitlose in der Saronebene (Das. 2, 1.)

Auch die Blume im allgemeinen findet in der Symbolik bedeutsame Verwendung. So ist die rasch hinwelkende und nur kurze Zeit ergötzende Blume für Hiob im ersten Gesprächsgange Bild der Hinfälligkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens.

> Der Mensch, vom Weibe geboren,
> Ist kurz von Tagen und gesättigt mit Ungemach;
> Wie eine Blume geht er auf und welkt dahin. (Hiob 14, 1. 2.)

Insbesondere dient die abwelkende Blume zur Versinnbildlichung des Untergangs. Das herrliche und stolze Samarien wird bei Jesaia unter dem Bilde einer welkenden Blume dargestellt.

> Wehe der stolzen Krone der Trunkenen Ephraims,
> Eine welkende Blume ist die Herrlichkeit seines Schmuckes,
> Auf dem Gipfel des fetten Tals der Weinberauschten.
> (Jes. 28, 1 vergl. Vers 4.)

Neben der Blume stehen im alttestamentlichen Bilderschmuck Gras und Kraut. Das üppig emporschießende frische, grüne Gras ist zunächst Bild sich verjüngender Kraft und gedeihlichen Wachstums des in der Gefangenschaft verdorrten Volkes Israel im messianischen Zeitalter. Wenn Jahve in der neuen Zeit seinen Geist auf Israels Nachkommen ausgießen wird, dann werden sie aufsprossen wie Gras.

> Ich will meinen Geist ausgießen auf deinen Samen
> Und meinen Segen auf deine Schößlinge,
> Und sie werden aufsprossen gleich Gras zwischen Wassern. (Jes. 44, 4.)

In derselben Hinsicht heißt es:

> Und ihr werdet sehen, und frohlocken wird euer Herz,
> Und eure Gebeine werden dem frischen Grün gleich hervorblühen,
> Und kund gibt sich die Hand Jahves an seinen Knechten,
> Aber zürnen wird er seinen Feinden. (Das. 66, 14.)

Unter sprossendem Gras verdeutlicht Eliphas im ersten Gesprächsgange des Buches Hiob den Glücksstand des Gerechten.

> Du wirst erkennen, daß deine Nachkommenschaft zahlreich ist,
> Und deine Sprößlinge wie das Gras der Erde. (Hiob 5, 25.)

Als Bild rascher Vergänglichkeit wieder dient dem Sänger das Gras auf den Dächern. Wie dieses durch den Sonnenbrand dahin-

schwindet, so sollen die Feinde Israels durch Jahves Machtbetätigung hinschwinden.

Sie müssen werden gleich dem Grase der Dächer,
Das, bevor es aufschießt, verdorrt. (Ps. 129, 6.)

Unter derselben Vergleichungshinsicht stehen folgende Stellen:

Ein Mensch, — seine Tage sind wie Gras,
Wie eine Blume des Feldes, so blüht er. (Ps. 103, 15.)

Du läßest den Menschen bis zum Staube zurückkehren . . .
Hast du sie hinweggeschwemmt,
So sind sie wie das Gras, das aufschoßt.
Am Morgen blüht es und sproßt es wieder,
Am Abend wird es abgeschnitten und verdorret. (Ps. 90, 3. 5. 6.)

Der Untergang der Frevler wird mit dem Abmähen und Hinwelken des Grases verglichen.

Denn wie Gras werden sie eilends abgemäht,
Und wie junges Grün welken sie dahin. (Ps. 37, 2.)

Unter dem Bilde von der Sonne versengten Grases veranschaulicht ein frommer Dulder seine Hoffnungslosigkeit.

Versengt ist mein Herz und verdorrt wie Gras. (Ps. 102, 5.)

Gras essen ist endlich Bild tierischer Erniedrigung. So heißt es bei Daniel in bezug auf Nebukadnezar:

Dir, o König Nebukadnezar, wird verkündigt: Das Königtum wird von dir gehen, von den Menschen wirst du ausgestoßen, und bei den Tieren des Feldes wirst du wohnen, mit Gras wie die Rinder wird man dich füttern.[1]) (Dan. 4, 29.)

Das üppig emporschießende **Kraut** veranschaulicht den Glückszustand des israelitischen Volkes unter dem Schirme eines machtvollen Königs.

Es wird Überfluß an Korn im Lande sein, auf dem Gipfel der Berge;
Seine Frucht wird rauschen wie der Libanon,
Und sie werden hervorblühen wie das Kraut der Erde. (Ps. 72, 16)

Von einer andern Seite betrachtet ist üppig emporschießendes Kraut dem Sänger wieder Bild des Überhandnehmens der Frevler.

Wenn die Frevler wie Kraut sprossen
Und alle Übeltäter blühen,
Um für immer vertilgt zu werden. (Ps. 92, 8.)

Endlich versinnbildlicht abwelkendes Kraut den Zustand eines frommen Dulders, der keine Lebenshoffnung mehr hat.

Meine Tage sind wie ein ausgedehnter Schatten,
Und ich vertrockne gleich dem Kraute. (Ps. 102, 12.)

1) Im Neuen Testamente erscheint fast durchweg das Gras als Bild der Vergänglichkeit irdischer Größe und Herrlichkeit.

Zuweilen stehen Gras und Blume als zwei Bilder zusammen, um die Vergänglichkeit lebhaft zu veranschaulichen. Bezeichnend dafür ist folgende Stelle aus dem zweiten Jesaia:

Horch, ein Redender! Rufe und er antwortet: Was soll ich rufen? Alles Fleisch ist Gras und seine Schöne wie eine Blume des Feldes. Verdorrt ist das Gras, verwelkt die Blume, denn der Geist Jahves hat sie angeweht. Fürwahr, Gras ist das Volk. Verdorrt ist das Gras, verwelkt die Blume, aber das Wort unseres Gottes bestehet ewig.

(Jes. 40, 6—8 vergl. 1. Petri 1, 24 und Jakobi 1, 10. 11.)

Kraut und junges Grün sind wegen der Leichtigkeit, mit der sie ausgerissen werden können, auch Bild leichter und schneller Bewältigung. Von den Bewohnern Judas, insbesondere Jerusalems gegenüber dem gewaltigen Kriegsheere Sanheribs heißt es bei Jesaia:

Hast du nicht gehört: Von fern her habe ich es bereitet, von den Tagen der Vorzeit her; nun aber habe ich es herbeigeführt, zu verheeren in wüste Steinhaufen feste Städte. Und ihre Bewohner, ohnmächtig, schraken zusammen und wurden zuschanden, sie wurden Kraut des Feldes und junges Grün, Kraut der Dächer und Brandkorn von den Halmen. (Jes. 37, 26. 27.)

Zum Schlusse noch Garten und Aue. Sie kommen als continens pro contento im alttestamentlichen Bilderschmucke vor. Dem hinwelkenden Garten, dem es an Wasser fehlt, gleicht das götzendienerische Jerusalem, das vom göttlichen Strafgerichte fortgerafft wird.

Denn ihr sollt werden . . . wie ein Garten, der kein Wasser hat.
(Jes. 1, 30.)

Der wohlbewässerte Garten dagegen veranschaulicht die frische Lebenskraft oder den Reichtum des Empfangs. Unter diesem Bilde schaut der Seher das erlöste, fromme Israel, an dem sich Jahve herrlich erweist.

Und leiten wird dich Jahve immerdar
Und sättigen in Dürrnissen deine Seele
Und deine Gebeine stärken,
Und du wirst sein wie ein bewässerter Garten
Und wie ein Quellort, dessen Wasser nicht trügen. (Jes. 58, 11.)

Unter den gleichen Gesichtspunkt fällt die Stelle:

Ihre Seele wird sein wie ein bewässerter Garten,
Und sie werden nicht ferner dahinschmachten im Elend.
(Jer. 31, 12.)

Als einen durch Einhegung verschlossenen Garten schaut der Bräutigam im Hohenliede seine züchtige und keusche Braut.

Ein verschlossener Garten ist meine Schwester Braut. (Hohesl. 4, 12.)

Das äußere kurze Glück der Frevler wird mit der nur eine kleine Zeit dauernden Pracht der Aue verglichen.

Denn die Frevler gehen zugrunde,
Und die Feinde Jahves sind wie die Pracht der Auen,
Sie schwinden dahin wie Rauch. (Ps. 37, 20.)

So birgt die Poesie des Alten Testaments eine verschwenderische Fülle dem Pflanzenreiche entlehnter Bilder und Vergleiche. Abgesehen davon, daß dieselben der Sprache Reiz, Anmut und Schwung verleihen, stehen sie im Dienste des Gottesreiches, indem sie die verschiedensten Verhältnisse, Gedanken und Ideen zu lebendiger und gestaltkräftiger Anschauung bringen. Nach einer andern Seite hin sind sie ein sprechendes Zeugnis für die morgenländische Natursinnigkeit. Das Kleine und Unbedeutende in der Pflanzenwelt stand den Dichtern fast ebenso nahe wie das Große und Mächtige, das Farblose fast ebenso wie das Farbenprächtige. Bewundernswert geradezu ist die Mannigfaltigkeit der Vergleichungshinsichten. Dazu kommt, daß ein und dasselbe Merkmal eines Gewächses zuweilen, von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet, zum Ausdruck des Entgegengesetzten verwendet wird.

Viele der vorgeführten Pflanzenbilder sind außer Kurs gekommen, viele aber sind durch den Gebrauch der Bibel in die modernen Sprachen übergegangen und besitzen noch ihre Lebenskraft, ohne daß wir uns immer ihres genetischen Ursprungs bewußt sind.

Der hohe Norden.

Von Dr. H. Weber in Eichstätt.

In dem trefflichen Aufsatze: Weg und Gelände in der Sprache, 15. Jg., S. 92, bespricht Prof. Becker die Herkunft des Ausdruckes: hoher Norden, hoch oben im Norden und tief unten im Süden. Er verwirft dessen Ableitung aus der Betrachtung der Landkarte und vermutet, daß er „seinen volkstümlichen Ursprung hat von der Betrachtung des Himmelsgewölbes und der Bewegung der Sonne an ihm während des Jahres“. Diese Erklärung erscheint mir nicht stichhaltig. Von der Betrachtung des Himmelsgewölbes kann der Ausdruck nicht hergeleitet sein. Becker selbst sagt: sie nähert sich — im Sommer — mehr dem Zenith. Dieser ist der höchste Punkt des Himmelsgewölbes für unser Auge. Von da senkt es sich gleichmäßig gegen den Gesichtskreis nach allen Seiten, also auch gegen Norden so gut wie gegen Süden. Wohl steigt und fällt die Sonne, z. B. in hiesiger Gegend zwischen $17^1/_2{}^0$ und $64^1/_2{}^0$ über dem Südpunkte, allein sie überschreitet nie den Scheitelpunkt, sie hebt sich nur gegen ihn empor und senkt sich von ihm weg, bleibt aber immer südlich von uns, auch für den Griechen und Römer. Allerdings sagen wir:

die Sonne steht jetzt nördlicher als vorher, das ist jedoch nur eine Beziehung. Von beliebigen Orten auf der Mittagslinie kann ich vergleichsweise behaupten, daß sie nördlicher oder südlicher voneinander liegen. Für unser Gefühl bleibt aber doch alles südlich, was vom Scheitelpunkte gegen den Südpunkt zu liegt, und Norden ist für uns die Halbkugel nördlich des Scheitelpunktes, vor allem die Gegend um den Nordpunkt. Da sich auch dahin das Himmelsgewölbe senkt, so müßte die Sonne für unser Empfinden, überschritte sie den Scheitelpunkt, sich ebensogut dahin senken und gegen den nördlichen Gesichtskreis hinabsteigen, wie nach Süden. Die Ableitung des Ausdruckes von der Beobachtung des Himmelsgewölbes hätte also nur dann eine Berechtigung, wenn die Sonne über den Scheitelpunkt hinausschritte und scheinbar noch weiter emporstiege, statt zu fallen; das ist aber unmöglich. Dieser Herleitung steht außerdem die Betrachtung der Sterne entgegen, die doch in der Schiffahrt der Alten eine wichtige Rolle spielte. Sie zeigt, daß manche Sterne bald nahe am Nordpunkte, bald hoch über ihm sich befinden z. B. daß die Wage jetzt (1. November) abends 7 Uhr für Eichstätt ungefähr im Scheitelpunkte, ein halbes Jahr später um dieselbe Zeit nahe am Nordpunkte steht. Hier heißt es auch hoch und tief; also: die Wage steht tief im Norden oder höher gegen Süden. Da hätte man gerade eine Umkehrung der Begriffe. Der Ausdruck hoch, tief zur Bezeichnung des Standes der Sonne und der Sterne bezieht sich nur auf deren Abstand vom Gesichtskreise gegen den Scheitelpunkt, und man kann ihn von jeder Himmelsgegend gebrauchen: tief im Osten, Westen, Süden, Norden oder hoch im Osten u. s. f.

Spreche ich vom hohen Norden, so denke ich nicht an das Himmelsgewölbe oder das Luftreich, sondern ausschließlich an die Erde. Ich drücke damit aus, daß der nördliche Teil der Erde höher ist als der südliche und habe damit eigentlich die Erklärung des Ausdruckes schon gegeben. Er beruht auf einer merkwürdigen geographischen Vorstellung früherer Zeiten. Durch das ganze Altertum und das Mittelalter hindurch herrschte nämlich die Vorstellung, die Erde wölbte sich im Norden mächtig auf, und diese Meinung knüpfte sich zunächst an das Riesengebirge der Rhipäen.

Der geographische Gesichtskreis der Griechen war anfänglich sehr beschränkt. Er reichte kaum bis Thrakien. Dieses war ihnen schon ein halbes Wunderland. Dort reihte sich an die Fortsetzung des Pindus der unwirtliche Balkan, und nach Westen zog ein noch höheres Gebirge, die Alpen. Man gewann dadurch die Ansicht, daß im Norden mächtige, ungeheuer hohe Wälle dahinzögen, die gewissermaßen die Welt absperrten, vor allem die Alpen, die für die ältesten Griechen in nebelhafter Ferne

lagen, im äußersten Norden. Kein Wunder, daß dadurch die Vorstellung einwurzelte, der Norden wäre hoch, da ja der Augenschein lehrte, daß es gegen Norden anstiege. Die Alpen nun bezeichnete man in älterer Zeit als Rhipäen, so Athenäus, Posidonius u. a. (Siehe Ukert, Geographie der Griechen und Römer III. B. II. T. S. 98 u. flg., S. 402; Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie I, 4; II, 225; Berger, Geschichte der wissenschaftlichen Geographie der Griechen I. T. S. 73, 80 u. flg., 100, 131, III, 9; Tomaschek, Sitzungsberichte der Wiener Akademie 116, 764 u. flg.) Mit der Zunahme der erdkundlichen Kenntnisse der Griechen wanderten auch die Rhipäen, und zwar nach Nordosten, vertauschten wiederholt dort ihren Platz, blieben aber immer an den äußersten Grenzen der nördlichen bewohnbaren Erde, die sich nur, je nach dem Stande der jeweiligen Erfahrung, verschoben. So sagt Aristoteles: „Unter dem großen Bären selbst, jenseits des äußersten Scythiens befinden sich die sogenannten Rhipäen" (Aristoteles Meteor. I, XIII, ed. Ideler S. 50). Ihre Streichrichtung blieb dabei stets eine westöstliche.

Den Griechen folgten die Römer. Plinius schreibt IV, 27: „Wir wollen jetzt die äußeren Teile Europas kennen lernen und wenden uns, nachdem wir die rhipäischen Gebirge überschritten haben, zu der Küste des nördlichen Ozeans ..." und IV, 26: „Neben diesen Gebirgen und zwar jenseits des Aquilo wohnt ein ... Volk, die Hyperboreer. Dort sollen sich die Angeln der Welt befinden, die Gestirne ihren äußersten Lauf halten ..." (Übersetzung nach Wittstein). Und bei Mela heißt es ähnlich I, 19: Ultra surgit mons Rhipaeus, ultraque eum jacet ora, quae spectat Oceanum und III, 5: In Asiatico litore primi Hyperborei, super aquilonem Rhipaeosque montes sub ipso siderum cardine jacent. Das gleiche wiederholt Solinus, der sein Wissen aus Plinius geholt hat, in seinen Collectanea rerum memorabilium 15, 18 und 16, 1 in ausführlicher Weise, und in Kürze Martianus Capella: de nuptiis Philologiae et Mercurii VII, 665.

Die Rhipäen blieben also dem Norden erhalten. Bei allem Wandel der Zeiten dachte man sich den Norden doch immer mit einem ungeheuren Parallelgebirge ausgerüstet. Und diesem Gebirge verlieh man eine ganz fabelhafte Höhe, wie man überhaupt ja im ganzen Altertume und Mittelalter es nicht verstand, die Höhe der Berge, wie die Tiefe der Meere, auch nur annähernd zu schätzen. Die Rhipäen waren so gewaltig, daß die Sonne darum kreisen und Tag und Nacht bewirken konnte (Aristoteles Meteor. II, 1, 15 ed. Ideler S. 66). Nach Anaxagoras drängt die Sonne die Luft nach dem Norden; sie kann wegen des Gebirges nicht weiter strömen und wird dermaßen zusammengepreßt, daß ihre Spannkraft einen Rückschlag hervorruft und dadurch die Sonnenwende bewirkt (Berger, w. G. d. G. I, 95).

Nach Herodot (II, 24, 25) entstehen gleichfalls im Norden an den Rhipäen gewaltige Stürme voller Kälte, die die Sonne aus ihrer Bahnmitte nach Libyen zu drängen und dadurch die Überschwemmung des Nils verursachen (Berger I, 42). Auch Theophrast läßt am südlichen Abhange des Gebirges durch Einwirkung der Sonne die Luft sich verdichten und als Wind zurückkehren (Berger I, 102). Gegen diese übertriebene Schätzung wendet sich Aristoteles mit den Worten: die Rhipäen, über deren Größe allzu Fabelhaftes berichtet wird (Meteor. I, 13). Er greift jedoch nur die Übertreibung an, bezweifelt aber selbst nicht, daß sie sich zu stattlicher Höhe erhöben. Diese Höhe und ihre nördliche Lage machten sie zu einem Orte des Schreckens. Nicht nur hausen dort die schrecklichsten Stürme, sondern sie bilden auch den Kältepol (Plinius IV, 26 ed. Sillig; vergl. hierzu Plinius II, 68; Bernhardy: Eratosthenica 144; Ukert, Geographie d. Griechen u. Römer III. Bd., II. T., S. 244; Cicero, Somnium Scip. d. re. publ. VI, 2; Horaz I, 22, III, 24; Pomp. Mela I, 12; Mart. Capella VI, 602; Macrobius II, 5, 11), sind mit Eis und Schnee bedeckt und mit vielen Gewässern umgeben (Hippokrates *περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων* cap. 27; Aristoteles Meteor. I, X, 7; Theophrast *περὶ ἀνεμῶν* cap. 3; Plutarch de prim. frig. 16; Ovid ex Ponto II, 10, 45 u. a.; Plinius IV, 26), also ein Ort der Feuchtigkeit, des Sturmes und der Kälte zugleich, ohne jegliches Wachstum, voller Unwirtlichkeit und noch dazu bedeckt mit immerwährender unheimlicher Finsternis. Plinius (IV, 26) schildert die Gegend: Dann gelangt man zu den rhipäischen Bergen und in die wegen des beständig herabfallenden federähnlichen Schnees Pterophoros — eine Entlehnung aus Herodot IV, 7, 31 — genannte Gegend; dieser Teil der Welt ist von der Natur verflucht und in dichte Finsternis gehüllt; er dient zur Erzeugung der Kälte und zu den eisigen Behältern des Aquilos. (Übersetzung nach Wittstein.) Ähnlich Solinus 15, 18: ultra hos et Riphaeum iugum regio est assiduis obsessa nivibus Pterophoron dicunt quippe casus continuantium pruinarum ... damnata pars mundi et a rerum natura in nubem aeternae caliginis mersa ipsisque prorsus aquilonibus conceptaculis rigentissima. sola terrarum non novit vices temporum nec de caelo aliud accipit quam hiemem sempiternam.

Ein solcher Ort war geeignet, die Phantasie der Menschen zu beschäftigen. Jenseits dieses unnahbaren Gebirges setzte man die Gefilde der Seligen, das glückliche Volk der Hyperboreer; diesseits eine Reihe seltsamer Völker, von denen Herodot uns berichtet (Herodot IV, 18—28; siehe noch Ukert, Geographie d. Griechen u. Römer, Oskar Brenner, Nord- u. Mitteleuropa in den Schriften der Alten und Erw. Rohde, der griechische Roman und seine Vorläufer, S. 174).

So sehr verschmolzen Rhipäer und Hyperboreer zusammen, daß man gar häufig den Namen hyperboreeisches Gebirge für Rhipäen verwandte. Allerdings nahm Ptolemäus auch von dem Namen Hyperboreer Anlaß, aus einem Gebirge zwei zu schaffen, ein westliches kleineres mit dem Namen Rhipäen, das Germanien benachbart ist, und ein ostwärts liegendes von größerer Masse und Ausdehnung, die Hyperboreeischen Berge. Wie geläufig die Kunde von ihnen den Griechen war und wie sehr man an ihr wirkliches Dasein glaubte, beweist Eratosthenes, der Herodot angriff, weil er sie in Zweifel gezogen hätte (Ukert III, 2, 244). Wegen dieser bedeutungsvollen Stellung der Rhipäen in der Phantasie der Griechen und Römer war die Zahl der Schriftsteller groß, die ihrer gedachten. Es gab kaum einen Geographen oder Geschichtsschreiber, der es unterlassen hätte, Stellung zu ihnen zu nehmen. Erst Strabo wagte es, sie rundweg zu leugnen. Allein sein Beispiel hatte keinen Einfluß auf die Zeitgenossen und Nachfolger. So finden wir sie, außer bei den vorher angeführten Männern noch erwähnt bei Äschylus (Ukert III, 2 S. 49), Pindar (Olymp. III, 29, Pyth. X, 46—47), Hekatäus und Theopomp (Rhode S. 201 u. 204), Hellanicus und Damastes (Günther, Adam von Bremen S. 34), Macrobius (II, 7), Virgil Georg. I, 240, III, 381, IV, 517—518, Lucanus (Phars. II, 640), Ovid (Metamorph. XV, 356), Properz (El. I, 6, 3), Silius Ital. XI, 462, Cosmographia (herausgeg. von Baudet S. 42, 62) und Sequester Vibius (herausgeg. von Baudet S. 38). Ohne Zweifel ließen sich die Stellen noch beträchtlich vermehren.

Wir können demnach mit Recht behaupten, daß bei dem griechischen und römischen Volke tief die Vorstellung eingewurzelt war, im äußersten Norden türme sich ein ungeheures Gebirge empor, dort sei die Erde außerordentlich hoch. Und dieses Gebirge steigt nicht etwa unvermittelt empor, nein, die ganze Erdoberfläche erhebt sich allmählich gegen dieses Gebiet hin, und die Rhipäen stellen gleichsam nur die Krone dieser steten Erhöhung dar. So lesen wir bei Aristoteles (Meteor. II, 1, 15 ed. Ideler S. 66): „Für die Höhe der Orte, welche gegen den Norden zu liegen, spricht als Beweis auch jener Umstand, von welchem die alten Meteorologen überzeugt waren, daß nämlich die Sonne nicht unter die Erde, sondern um die Erde und zwar um diesen Ort sich bewege, verschwinde und die Nacht eben dadurch hervorrufe, daß die Erde gegen den Norden zu erhaben sei.“ Wölbt sich die Erde aber im Norden auf, so muß sie sich nach Süden senken, dort muß es tief sein. Daher singt Virgil Georg. I, 240: „Wie nach Scythia hier und dem steilen Rhipäus die Welt hoch aufsteigt, sinket sie dort zu Libyas Sand und dem Südwind“ (die Übersetzung nach Voß). Hierher gehört auch, was Ukert (III. B., II. T. d. G. d. G. u. R. S. 270) erzählt: Hatten die Skythen sich für das jüngste Volk erklärt

(Herodot IV, 5), so ließ man sie auch behaupten, daß sie das älteste wären ... Man möge annehmen ... daß im Anfang Wasser die ganze Erde bedeckt habe, oder daß sie in Feuer stand, das allmählich erloschen; in jedem Falle wäre Skythien das erste bewohnbare Land gewesen. Offenbar sei in Skythien zuerst die Glut gemäßigt, da jetzt kein Land kälter sei, Ägypten aber und der ganze Orient noch von gewaltiger Glut leide. Hätte aber früher Wasser alles bedeckt, so wäre Skythien am ersten trocken geworden, da von den höheren Gegenden das Wasser früher abfließe als von anderen, und Skythien sei offenbar viel höher als alle übrigen Länder, da alle dort entspringenden Flüsse in die Mäotis strömten, dann ins Pontische und Ägyptische Meer. — Auch die Meere nehmen dementsprechend an der Aufwölbung teil; die nördlichen Meere sind daher seichter als die südlichen und entsenden wegen ihrer hohen Lage ununterbrochen gewaltige Wassermassen gen Süden — Polarströme im großartigsten Maßstabe. Diogenes von Apollonia deutet schon diesen Gedanken an mit den Worten, das Wasser für die südlichen heißen Länder werde aus den Gegenden gezogen, wo es immer winterlich sei, d. i. im Norden, wo es überströme (Seneca, Naturbetr. 4, 2). Deutlicher gibt ihm Aristoteles Ausdruck. Bei der Erörterung, ob das Meer Quellen besäße und aus ihnen seinen Wasserreichtum bezöge, gelangt er zu der Tatsache, daß die Mäotis in den Pontus, dieser in das Ägäische Meer fließt. Bei den übrigen äußeren Meeren falle diese Erscheinung weniger auf. In jenen aber trete sie mehr zutage wegen der Menge der Flüsse und wegen der geringen Tiefe: denn das Meer scheine tiefer und tiefer zu werden; der Pontus besitze eine größere Tiefe als die Mäotis, das Ägäische eine größere als der Pontus und das Ägäische wiederum sei seichter als das Sizilische; das Sardinische und Tyrrhenische Meer seien die tiefsten von allen. Alles was außerhalb der Säulen des Herkules liege, sei zwar untief, liege jedoch wegen der Drehung der Winde gleichsam im tiefsten Teile des Meeres. Wie aber im kleinen die Flüsse von erhabenen Orten nach tieferen zu fließen scheinen, so ergießt sich auf der ganzen Erde von den höheren Meeren, die sich gegen den arktischen Kreis hin erstrecken, der größte Strom abwärts, so daß wegen des Abflusses diese am wenigsten tief, die äußeren Meere aber tiefer sind. (Aristoteles Meteor. II, c. 1, 12—15 ed. Ideler S. 65.) Ähnlich drückt sich Agathamerus aus; das nördliche Meer heiße *βραχεῖα θάλασσα* nicht wegen seiner Kleinheit, sondern wegen seiner Seichte (Ukert, III, 1, S. 102.)

Auch die Römer hielten an der Vorstellung von der Aufwölbung fest, wie die Worte Virgils dartun. Nur wandte man sich später gegen das Übermaß der Erhöhung, wie ja schon Aristoteles es gewissermaßen als Fabel bezeichnet hatte, daß die Sonne um einen Berg wandre.

(Siehe oben.) Ähnlich Plinius, wenn er II, c. 71 schreibt: „Denn keineswegs erhebt sich, wie einige behaupten, die Welt an diesen (nördlichen) Polen so hoch, daß diese Sterne allenthalben gesehen werden könnten"; aber auch er hegt nach diesen Worten keinen Zweifel, daß die Erde sich im Norden aufwölbe. Daher sind die Worte Cäsars inferior und superior (IV, 28 u. 36, 4) nur als südlich und nördlich zu deuten, ja sie bilden wiederum einen ganz deutlichen Beweis für jene Anschauung, ein weiteres Glied in der Beweiskette. — Und die Ortsverschiebungen bei Cäsar beruhen auf dem gleichen Grunde wie mare superum und mare inferum. Der Nordpol lag für die Römer im äußersten Nordskythien bei den Rhipäen; was für uns von Italien aus nordöstlich liegt, war für sie nördlich. Alle Gebiete, Land oder Meer in dieser Richtung wurden höher und höher. Daher war die Mäotis höher als der Pontus, dieser wiederum höher als das Marmara- und Ägäische Meer und so auch das Adriatische Meer höher als das Tyrrhenische; denn das Adriatische Meer befand sich dem Pole näher als das Tyrrhenische. Für der Römer Bewußtsein waren also mare superum und inferum nicht erstarrte Sprachreste, wie Becker mit Recht bezweifelt, sondern wirklich das obere oder höhere und untere oder tiefere Meer. Cäsar bestimmte auch die Lage Belgiens ganz richtig nach dieser Anschauung; er sagt: spectant in septentrionem et orientem solem. Er kannte die Küste Belgiens; sie zieht nordöstlich, für Cäsar ungefähr nördlich. Deshalb kann man portus superior, der mit dem portus ulterior (VI, 23, 1) zusammenfällt, unmöglich als nach Osten gelegen auffassen; er liegt nordöstlich, für Cäsar nördlich. (Die Streitfrage, ob Cäsar zweimal [IV, 23, 1, IV, 28, 1 u. V, 2, 3, 5] aus demselben Hafen oder aus verschiedenen Häfen gesegelt sei, und welcher Hafen es daher sei, muß hier unerörtert bleiben.) Auf diese Weise löst sich die Frage, wie die Römer zum hohen Osten kommen; genauer hätte eigentlich die Frage lauten sollen: Wie kommen die Römer zum hohen Nordosten? Es wäre sehr lehrreich, unter dem Gesichtspunkte der eigenartigen Auffassung der Pollage einmal sämtliche römische Ortsangaben zu prüfen, wie auch ein Bedürfnis danach besteht, ein Werk über die wissenschaftliche Geographie der Römer von ähnlicher eindringender Schärfe zu haben, wie dies Berger für die Griechen geschaffen hat.

Was Griechen und Römer über den Norden gelehrt hatten, ging auf die Germanen, vornehmlich die deutschen über. Nur was durch die bessere eigene Kenntnis infolge der nördlicheren Lage unhaltbar geworden war, ließ man fallen und oft das nicht einmal. Wer den tiefen nachhaltigen Einfluß der Werke der Alten auf das deutsche Mittelalter kennt, insbesondere dessen Abhängigkeit von Aristoteles und in der Natur-

wissenschaft von Plinius (man vergleiche Albertus Magnus in seinem Buche de natura locorum), muß ohne weiteres zu dem Schlusse kommen, daß die Deutschen sich auch die Anschauungen der Griechen und Römer über den Norden zu eigen machten. Daher stoßen wir zunächst wieder auf die Rhipäen mit all ihren Wunderlichkeiten als ein gewaltiges westöstlich gerichtetes Gebirge in Rußland und Asien in der Nähe des Meeres. (Hierüber und über mittelalterliche Schriftsteller, welche die Rhipäen erwähnen, siehe S. Günther, Adam von Bremen S. 2, 3, 4, 9, 11, 12, 34, u. s. a.) Später begann man bestimmte, bekanntere Gebirge mit diesem Namen zu belegen. So bezeichnete Athanasius Kircher (Mundus subterraneus II. Buch § 3, S. 72) damit die Waldaihöhe, Herberstein, der in seinem Buche (Rerum Moscov. Commentarii ... Antwerp. 1554 S. 90) zum erstenmal den über Rußland lagernden Nebel stärker lichtete, faßt die Rhipäen als den Ural auf, und bei Varenius (4. Ausg. von Is. Newton, Jena 1693) bilden sie einen Gebirgszug zwischen dem Weißen Meere und dem Ural. Erst mit den geographischen Forschungen der Petersburger Akademie und den Versuchen, die nordöstliche Durchfahrt nach Asien zu gewinnen, verschwanden sie völlig. Daß man aber auch noch im 17. Jahrhundert der Meinung des Aristoteles von einer Aufwölbung im Norden huldigte, beweist Varenius (Bernh. Varenius, geographia universalis S. 164) mit den Worten: Plurimi Oceanum et terras volunt esse altiores circa Septentrionem et minus vero altas circa Aequatorem. Ita Aristoteles sentit lib. 2 de coelo. cap. 2 Rationem afferunt hanc, quod Oceanus a septentrionalibus regionibus tamquam a fonte videatur profluere. Er bekämpft diese Ansicht, da die gegen den Äquator gerichteten Ströme nicht so groß und beständig seien. Einen solchen Kampf machte die Folgezeit mit ihrer immer genaueren Erforschung des Nordens überflüssig. Die Vorstellung vom hohen Norden schwand, allein die Ausdrucksweise blieb bestehen, ja sie wurde vielmehr durch die vielfachen Übersetzungen der griechischen und römischen Werke erst recht eingebürgert, wenn man von Einbürgerung nach einem jahrtausendlangen Gebrauche überhaupt noch reden kann. Wir finden diese Ausdrucksweise aus dem gleichen Grunde auch im Schwedischen, wie die Überschrift eines Werkes Nordenskiölds beweist, die lautet: Studier och forskningar föranledda of mine resor i h ö g a norden (Stockholm 1884).

Mit dieser Abstammung des Ausdruckes: hoher Norden möchte ich auch den Ausdruck: in hohen Breiten in Verbindung bringen, der sich auch im Französischen findet (z. B. Eugène Tisserand; La végétation dans les hautes latitudes, Paris 1826). Allerdings ist hier die Entwicklung aus der Zahlvorstellung ebenso möglich, für viele vielleicht sogar näher gelegen. Ich beabsichtige daher auch nicht an dieser Stelle näher

darauf einzugehen, sondern möchte die Bemerkung nur als eine Anregung aufgefaßt wissen.

Blicken wir zurück auf die kurze Entstehungsgeschichte des Ausdruckes: hoher Norden, so erkennen wir, wie nutzbringend man dessen Erklärung im Unterricht gestalten kann. Er enthüllt uns eine kleine Entwicklungsgeschichte des menschlichen Wissens in geographischer Hinsicht und gewinnt mit der sinnlichen Vorstellung zugleich Kraft und Leben.

Einiges über Lenau.

Von Lic. **Hans Vollmer** in Hamburg.

Gerade in der Zeit, da man den hundertsten Geburtstag Lenaus feierte, spielte mir der Zufall einige vergilbte Blätter in die Hand, teils von ihm, teils über ihn geschrieben. Sie fanden sich in einer privaten Autographensammlung, derselben, aus der ich vor Jahresfrist einen bis dahin ungedruckten Brief Goethes an Frau Sartorius von Waltershausen hervorzog und in den „Grenzboten" mitteilte (1901 Nr. 34). Es handelt sich um die Originale zweier Gedichte von Lenau, sowie um einen noch unbekannten Brief des dem Dichter so innig befreundeten Justinus Kerner über Lenaus Erkrankung. Was sie Neues boten, schien mir für weitere Kreise weniger geeignet als für die Leser dieser Zeitschrift.

Interessant ist die Vergleichung der uns geläufigen Fassung des „Niagara" mit dem Original.[1]) Der gedruckte Text enthält eine widrige rhythmische Unebenheit. Man lese:

Erd' und Himmels unbekümmert,
Eilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr schönes Bild zertrümmert,
Das er erst so freundlich trug.

Die Stromschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

---

1) Aus dem andern Blatt von Lenaus Hand — es enthält das Gedicht „An einen Jugendfreund" — finde ich nichts zu notieren, es sei denn, daß es im Gegensatz zu den Ausgaben in der fünften Strophe heißt:

„Wie Nachtigallen durch die Büsche klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren:
So sollte dieses Lied mit seinem Trauern
Durch deine reiche Freudenblüte schauern."

Also nicht:

„Wie Nachtigallen durch Gebüsche klagen."

Diese Härte war ursprünglich vermieden; unter Wahrung des trochäischen Versmaßes heißt es in der ersten, vom Dichter selbst dann aber umgeänderten Niederschrift:

> Seine Rapids stürzen, schießen,
> Donnern im berauschten Drang usw.

Und dem entspricht in der vorletzten Strophe:

> Den der Wandrer fern vernommen,
> Niagaras tiefen Fall,
> Hört er nimmer, nahgekommen,
> Ob der Rapids wildem Schall.

Gern verbessert man hier mit dem Dichter:

> Hört er nicht, herangekommen,
> Weil zu laut der Wogenschall.

An der vorhergehenden Stelle aber hätte das fremde Wort gewiß manchen weniger gestört als das bei Lenau besonders befremdliche stolpernde Versmaß des gedruckten Textes. Übrigens schrieb Lenau selbst über das durchgestrichene „Seine Rapids" zunächst nur „Stromschnellen"; davor ist mit Bleistift der Artikel gesetzt, wie es scheint, nicht von des Dichters Hand. — —

Es ist bekannt, wie wenig Lenau in Amerika fand, was er sich davon versprochen hatte. Schon acht Tage nach seiner Ankunft drüben schrieb er: „Der Amerikaner hat keine Weine, keine Nachtigall ... Das scheint mir von ernster, tiefer Bedeutung zu sein, daß Amerika keine Nachtigall hat. Es kommt mir vor wie ein poetischer Fluch; eine Niagarastimme gehört dazu, um diesen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhause geschlagen werden." Nach der Rückkehr von dieser abenteuerlichen Reise trat stärker und immer stärker bei ihm jene innere Unruhe hervor, die zu einem so traurigen Ende führen sollte.

Unter den Freunden, die dem Dichter seinerzeit die Amerika-Manie auszureden suchten, die überhaupt an seinem persönlichen Geschick den wärmsten Anteil nahmen, ist mit an erster Stelle Justinus Kerner zu nennen. Über das herzliche Verhältnis der beiden ist in den letzten Jahren besonders durch die Veröffentlichungen von Theobald Kerner, dem Sohne des alten Weinsberger Arztes und Poeten, volles Licht verbreitet worden. „Das Kernerhaus und seine Gäste" (1893) berichtet in einem eigenen Abschnitt über Lenau und seine Beziehungen zu Kerner, und vollends in dem vor sechs Jahren publizierten „Briefwechsel Justinus Kerners mit seinen Freunden" spielt Niembsch-Lenau eine große Rolle. Durch Gustav Schwab empfohlen, war er im Sommer 1831 zuerst zu

Kerner gekommen; und alsbald entzündeten sich beider Herzen zu feuriger Liebe und gegenseitiger Bewunderung. „Niembsch! schrecklich geliebter!“ schreibt Kerner im Januar des folgenden Jahres; er schmachtet in einer uns kühlere Naturen geradezu befremdenden Leidenschaftlichkeit nach Nachrichten von dem vergötterten Freund. „O Niembsch, ich bin innen nicht so dick wie außen!“ versichert er mit Anspielung auf seine Leibesbeschaffenheit, in einem rührenden Gemisch von Humor und fast krankhafter Sehnsucht. Dann aber, während eines Besuches Lenaus in Weinsberg im März 1832, schreibt Kerner an Karl Mayer: „Es ist völlige Wahrheit, daß in Niembsch ein Dämon ist, der ihn furchtbar plagt, und der in einer Viertelstunde sein Gesicht zwanzigmal verändert. Derselbe zeigt sich auch durch wirkliche Krämpfe in ihm, die sich durch ein augenblickliches Erstarren, namentlich seines Gesichtes aussprechen. Solange dieser Dämon nicht aus ihm getrieben ist, ist er furchtbar unglücklich und macht auch andre düster.“

Noch oft weilte Lenau, auch nach seiner Rückkehr aus Amerika, im Kernerhaus zu Weinsberg und holte sich Trost und Kraft gegen die immer mehr Macht über ihn gewinnende Schwermut, wirkte aber auch in guten Stunden so anregend und erheiternd auf Kerner, daß dieser, an den Augen leidend, einst zu ihm sagte: „Ich wollte gerne blind sein, wenn ich nur immer deine liebe Stimme hören könnte.“ — Vor der Katastrophe in Lenaus Befinden scheint der Verkehr jedoch ins Stocken geraten zu sein. Kerner schreibt Anfang August 1844 an eine Freundin: „Hörte ich nicht von Ihnen und Suckow hie und da etwas von Niembsch, so müßte ich annehmen, er sei gestorben oder wieder in Amerika. Er kann halbe Jahre lang in Stuttgart sitzen, und er denkt nicht, mich zu besuchen. Das Vorgeben dringender Geschäfte mit Cotta ist lächerlich, sonst nichts. Wenn man früher in so inniger Freundschaft stund wie ich mit Niembsch, und er ist nun so gegen mich geworden, wie er wurde, kann ich nicht anders annehmen, als daß er eben (Gott weiß warum?) nichts mehr von mir will, daß ich ihm widrig wurde; und so kann ich auch nicht mehr da erscheinen, wo er ist ... Sie müssen mich aber recht verstehen und nicht denken, daß ich dem Niembsch feindlich sei. Gewiß, ich liebe ihn herzlich, aber ebendeswegen hat er mich tief verwundet. Ich bin nicht zornig, nur traurig.“

Um so erschütternder muß die Kunde von dem eingetroffenen Unglück auf Kerner gewirkt haben; daran hatte er ja nicht gedacht. „Nie hätte ich geahnt“ — so schreibt er am 7. Oktober desselben Jahres —, „daß Niembsch in solche Krankheit verfallen könnte, weil er neben der großen Phantasie doch auch einen sehr klaren Verstand hatte und sich ihm nichts in Weg stellte.“ — In ergreifender Weise gibt nun auch

das bisher nicht bekannte Schreiben Kerners, das ich das Glück hatte zu finden, dem Schmerze über den Zustand des Freundes Ausdruck. Es ist datiert vom 23. Oktober 1844 und gerichtet an den Direktor Karl Weißer in Stuttgart; es lautet:

„Dem teuren Weißer.

Verehrtester Freund!

Ich danke Ihnen herzlich für die baldigen, wenn auch sehr traurigen Nachrichten über Niembsch.

Da die Explosionen seines Leidens so stark waren, so blieb allerdings nichts anderes übrig, als ihn nach Winnenthal zu bringen, weil er dort auch am besten verwahrt ist. — —

Es ist aber entsetzlich traurig und hat mir vollends alle Lebenslust genommen! Es ist eine arge Welt!! ... Wachet und betet! ...

Gott sei mit Ihnen und der lieben Lotte!

„Innigst

Ihr

Kerner."

Der Leser erinnert sich: In die Irrenanstalt auf Schloß Winnenthal bei Winnenden im Neckarkreis wurde Lenau Ende Oktober 1844 gebracht. Im Frühjahr 1847 holte man ihn dann nach Oberdöbling bei Wien, wo er bis zu seinem Tode verblieb. — Die am Schluß unseres Briefes erwähnte Lotte ist, wie mir ein Nachkomme des Adressaten mitteilt, nicht etwa Lotte Gmelin, deren Verbindung mit Lenau Kerner früher herbeizuführen suchte und an die hier zu denken deshalb nahe liegen könnte, sondern Karl Weißers Gattin: Charlotte geb. Hartmann, mit deren Vaterhaus Kerner eine herzliche Freundschaft verband, eine Schwester der Hofrätin Reinbeck, bei der Lenau die bekannte gastliche Aufnahme fand.

Sprechzimmer.

1.

Futurum exactum.

Im 15. Jahrg. dieser Zeitschrift S. 320 wird gesagt, das futurum exactum sei wenigstens in Sachsen auch auf der Straße von Erwachsenen zu hören, während sich die Kinder des Präsens bedienen. Unterzeichneter hat von jener Verdrängung des volksmäßigen Präsens durch das undeutsche zweite Futur noch nichts bemerkt, würde sich aber

bei dem in den Schulen vielfach herrschenden „Unfug" fortwährend mit dem futurum exactum zu fragen und antworten zu lassen nicht allzusehr darüber wundern.

Der Unterricht im Latein ist daran aber jedenfalls unschuldig; wenigstens hat Unterzeichneter während seiner Seminartätigkeit von besonders starkem Einfluß des Lateinunterrichts niemals etwas bemerkt, wohl aber in der Seminarübungsschule, die kein Latein hat, über den maßlosen Gebrauch des futurum exactum sich oft genug entsetzt und vergeblich dagegen angekämpft.

Eine Art Erklärung dieser „Sprachdummheit" läßt sich vielleicht darin finden, daß die Lehrer das löbliche Bestreben haben, ihre Schüler nicht bloß mit dem mechanischen Gedächtnis arbeiten, sondern sie denken, sie das durch die Frage gesuchte Urteil selber finden zu lassen.

Wenn nur nicht zwischen Fragen nach Tatsachen und zwischen Fragen nach dem eignen Urteil der Schüler ein so gar gewaltiger Unterschied bestände! Man vergleiche! Jakob sah, daß Getreide in Ägypten feil war. Was wird er da zu seinen Söhnen gesagt haben? — Die Brüder Josephs zogen nach Ägypten. Wen wird Jakob aber nicht haben mitziehen lassen? Denn was wird er gefürchtet haben? — Wie wird der Heidenapostel Paulus zuvor geheißen haben? — An welche Art Christen wird Matthäus sein Evangelium gerichtet haben, da er öfter auf alttestamentliche Weissagungen Bezug nimmt? — In welchem Fluß wird Friedrich Rotbart seinen Tod gefunden haben? — Die Deutschen haben Paris und Metz und Straßburg belagert. Was für Städte werden das gewesen sein? — Der 21. Juni ist der längste Tag des Jahres. Welche Jahreszeit wird da beginnen? — Wir haben von der vertikalen Gliederung Deutschlands gesprochen. Welchen Lauf werden die Flüsse Norddeutschlands gehabt haben? — Welcher Modus wird nach dem ut finale zu setzen gewesen sein? — „Daß nicht" heißt ut non und ne. Welches von beiden wirst du bei negativen Finalsätzen brauchen? und welches bei negativen Konsekutivsätzen? — Wie wirst du den Zinsfuß aus Kapital und Zeit und Zins berechnen? — In jedem Dreieck betragen die Winkel 180°. Was für ein Dreieck wird es gewesen sein, in welchem ein Winkel allein 90° betrug? — Welchen Lehrsatz wird Pythagoras aufgestellt haben? usw. usw.

Nach Urteilen z. B. über den Vorzug eines im einzelnen Fall zu wählenden sprachlichen Ausdrucks, über das bei Lösung gewisser arithmetischer und geometrischer Aufgaben rätliche Verfahren, über einen auf Grund bereits festgestellter Merkmale zu gewinnenden Begriff u. dergl. mag mit dem Futur gefragt werden! Aber nicht nach Tatsachen, die der Vergangenheit angehören oder ein für allemal Gültigkeit haben,

nicht nach dem in akroamatisch positiver Form zu gebenden und gegebenen Lehrstoff!

Ja Unterzeichneter möchte geradezu die Befürchtung aussprechen, daß die Schüler durch das mißbräuchlich angewendete futurum und futurum exactum in dem, was für sie zweifellos sein sollte, unsicher, irre gemacht werden.

Überdies ergeben sich aus solcher Fragerei jene schwerfälligen Antworten, durch welche die alte gute Regel, Antworten müßten vollständig sein, in üblen Ruf gebracht worden ist.

Nicht viel besser steht's auch um den Mißbrauch des Imperfekts, wo weder Erzählungen noch dauernde oder gleichzeitige Handlungen vorliegen (in welchem Jahre starb Luther? u. dergl.). Und so gibt's der Schmerzen gar mancherlei.

Plauen i. V. Seminardirektor a. D. **Römpler.**

2.

Nachlese zu Keipers Imperativische Namen.

In seinen fesselnden Ausführungen über imperativische Namen schreibt Keiper (Zeitschr. f. d. d. Unterr. XVI, S. 478): „Vielleicht findet sich irgendwo auch Sparbrot oder Sparsbrot als Geschlechtsname." Ich habe beide Formen in der Wittenberger Universitätsmatrikel im Jahre 1510 als Familiennamen gefunden; ebendort Spartwort (aus Bonn) 1535 und Sparsrenfftlein (Triebienencis) 1546 (Ranft — Brotrinde?). Zu Leckbrätlein (S. 155) bildet eine passende Ergänzung Fretwurst (Ribnitz). Zu den Biernamen (S. 153 flg. und 300) füge ich Schlingebier (Wittenberg 1519) und Petrus Brengebier (in Gotha 1384). Ein Bierfaß (aus Hertzburg) studierte in Wittenberg 1543, ein Haferbier (aus Lüneburg) 1550. Dagegen Gießenbier würde ich für volksetymologische Umdeutung von Gisbert (ähnlich wie Berinhard über Berend zu Bierente geworden ist), Gießwein von Giswin, Füllebier und Follebier von Volkbert, Vollbehr halten; ebenso kann Schönbier aus Scaunibert, Schombert entstanden sein. Käsebier ist nach Pott — Kassebeer — Karsebeere, Kirsche. Der Biersack (S. 166 Anm. 2) ist ein Birnensack (nach Joachim, Landshuter Geschlechtsnamen, Landshut 1892). Fülleborn ist wohl Fulcbrand oder Fulcbarn, wie Friedeborn (Pommern, Münden) — Frithebarn oder Fredebrand. Gehört zu den Biernamen der Name Quelmalz (aus Mittweida) in Wittenberg 1552? Luginsland (S. 161) hat Keiper als Familiennamen in keinem Namenbuche gefunden; in Wittenberg ist ein Lugisland (so!) 1546 immatrikuliert (Schemnicensis). Ist Sengespeck (aus Kiritz, in Wittenberg 1559) ein

imperativischer Name mit sengen oder Ortsname? (vergl. S. 156). Ein Sengenbach gibt's in Bayern. Dafür, daß Staubesand (S. 170) Imperativname ist, spricht die Form Steifensand (bei Mieck, Über niederrheinische Familiennamen, Düsseldorf Realgym. 1886, der es freilich = Staubsand, wie Stoffregen = Staubregen erklärt) und Steubenhaber (aus Memmingen, in Wittenberg 1522). Stofregen (aus Braunschweig) studierte in Wittenberg 1549, Stöffregenius (Rigensis) 1553. Zu Schwitzgebel ist zu vergleichen Zirngibel = Ziere den Giebel (Joachim) und Zerrgibel (in Kassel). Zu Bleibnichtlang (S. 294) bildet das Gegenstück Blibegerne (Eisleben 1434). Bei Weckauf denkt wohl jeder an Grüns „Letzten Ritter": Schickt doch einmal den Weckauf mir und den Purlepaus!" Im übrigen kann es auch aus Waculf entstanden sein; ebenso Frühauf aus Fruochulf (Andresen hat Fruochwin = Frühwein u. a.). In Wittenberg studierte ein Fruuff aus Schweidnitz 1508, aus Koblenz 1518, Frueauff aus Schweidnitz 1532, Kreuchauff (aus Weißenburg) 1549. Schabeland (S. 295 und 489) und Schabewald (S. 162) brauchen nicht imperativisch zu sein, sie können auch = altdeutsch Scabolant und Scabobald oder Scabowald sein; ebenso würde ich Hegewald (S. 481) lieber = Hagoald ansetzen, wie Keiper selbst Hegenbart = Haginbert (S. 161).

Zu Fleuchaus (S. 297) bietet Joachim die Form Fleichaus in Landshut. Auch Hollweck führt er ebenda an und erklärt es = Hole weg! Doch gibt es eine Reihe Ortsnamen Hollweg, Hollwege, Holeweg, Holenweg und Hollerweg, so daß die Deutung zweifelhaft wird. Grabein (S. 298) kann auch = Gra + win sein; Gottwalds halte ich für den Genetiv von Gottwald = Godobald. Zu Schnellenpfeil (S. 306) bringt Joachim Schnellbögl, „schnelle das Vöglein"!, zu Ziechnaus = Zieh hinaus (S. 313) die Formen Zichenaus, Ziegenaus, die er „Zieh ihn aus!" erklärt. Zu Zuckschwerdt (S. 314) vergleiche ich Zuckenrigel (aus Nördlingen, in Wittenberg 1538). Über Zuckermantel u. ä. als Ortsnamen s. Schönwälder im Neuen Lausitzer Magazin 1888 S. 223. Ist auch Scheidemantel Ortsname? Mantel = Fichte. Scheibenzuber (S. 315 und 481) führt Joachim auch aus Landshut an, mit der Bemerkung: „Schiebe den Zuber! Wäscher?"

Zu den Haunamen (S. 485) gehört Houwenkerle (aus Luchau, in Wittenberg 1511). Ehrenfried (S. 488) ist schwerlich imperativisch aufzufassen, sondern = Erinfrid oder Arnfrid. Schließlich füge ich noch an die Befehlsnamen Libekummer (aus Ruppin, in Wittenberg 1518) und aus Joachim, in Landshut: Fahrübel = Unglücksmensch, Pechvogel, endlich Beschlagngaul = Hufschmied.

Münden. Prof. Dr. **Cascorbi.**

3.

Zu Max von Schenkendorfs Gedicht „Auf den Tod der Königin".

(Erschienen am 28. Juli 1810.)

In Schenkendorfs schönem Gedichte auf den Tod der Königin Luise, das in den meisten Lesebüchern und Sammlungen der patriotischen Lyrik der Befreiungskriege abgedruckt ist, bietet die 4. Strophe, wie ich selbst und von anderen erfahren habe, dem Erklärer große Schwierigkeiten, zumal die Kommentare den Ratsuchenden meist im Stich lassen. Sie lautet (A. Hagens Ausg. 3. Aufl. S. 43):

„Sink' in Schlummer, aufgefunden
Ist das Ziel, nach dem du schrittest,
Ist der Kranz, um den du littest,
Ruhe labt am Quell der Wunden."

Geheimrat Dr. Ad. Matthias in seiner Sammlung: „Die patriotische Lyrik der Befreiungskriege, Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, S. 129 (zu S. 36, 28) erklärt: „Unter dem Quell der Wunden ist die Ruhe in Gott zu verstehen, von dem ja alles Leid kommt, von dem es aber auch geheilt wird." Nach meiner Ansicht müßte es eigentlich heißen: „Unter dem Quell der Wunden ist Gott zu verstehen usw." So gibt denn auch Fr. Schmitz, Dichter der Freiheitskriege, Paderborn, Schöningh, 1898, S. 100, zu Quell der Wunden die kurze Erklärung: „Gott, der das Leid sendet, aber auch die Heilung." Auffallend ist es aber, daß sich im Texte eine Änderung findet, zu der die Erklärung nicht paßt. Wir lesen nämlich:

Ruhe labt am Quell den Wunden.

Daß Gott einfach als Quell, der von Leid Betroffene als Wunder (Verwundeter) bezeichnet werde, ist nicht denkbar. Fast scheint es, als ob hier nur ein übersehener Druckfehler vorliegt, wenn die naheliegende, aber unbegründete Änderung auch schon von anderer Seite vorgeschlagen ist.

Liegt es nach dem Gedankenzusammenhange der Strophe schon an und für sich nah, an die blutigen Wunden des Heilands zu denken, so wird diese Auffassung durch die letzte Strophe des fünf Jahre später von Sch. zum Geburtstage der Frau von Graimberg verfaßten Gedichtes „Auf der Reise" (Hagens Ausg. S. 381) bestätigt. Es heißt hier:

„Wir treiben unsre Pilgrimschaft
Und wandern gläubig fort,
Uns bindet eine Lieb' und Kraft
Auch an dem fernsten Ort.

Wir finden uns gewiß am Ziel
In unsers Vaters Haus,
Und ruhn an Bächen, traut und kühl,
An Jesu Wunden aus."

Auch hier werden also die blutenden Wunden des Heilands mit fließendem Wasser verglichen. Zugleich ergibt sich, daß — was allerdings schon aus dem Zusammenhang hervorgeht — das Ziel, nach dem die Königin geschritten, der Himmel, und der Kranz, um den sie gelitten, die Krone der Seligen (nicht die Märtyrerkrone!) ist. Die mystische Vorstellung von der Ruhe in Jesu Wunden findet sich im Schenkendorfschen Kreise auch sonst. So heißt es in den „Sternblumen. Kurze Gebete auf alle Wochentage und hohe Feste für einfältige Christen. Von Henriette Gottschalk, gebornen Hay" (mitgeteilt in Hagens Ausg. von Sch.s Gedichten S. 473 flg.):

Am Ostermontag.

Wenn dich der Spötter mir will rauben,
Wenn mich der Zweifel Heer bestürmt,
Dann, Heiland, stärke mir den Glauben,
Eh' Angst sich um die Seele türmt.

Sprich dann zu mir, wie zu dem Jünger,
Der auch erlag der Zweifelsqual —
„Hier bin ich! lege deine Finger
In meiner Hände Nägelmal."

Ach, laß mich dich zu allen Stunden
Vor meines Geistes Augen sehn
Und flüchten mich in deine Wunden,
Wenn dieses Lebens Stürme wehn.

Auch in Clemens Brentanos 1803 begonnener, aber nicht vollendeter Erzählung: „Aus der Chronika eines fahrenden Schülers" findet sich die gleiche Vorstellung in dem Liede von der Taube:

„Hör', liebe Seel', wer rufet dir?
Dein Jesus aus der Höhe:
Komm meine Taube, komm zu mir!
Den Ruf ich wohl verstehe.

„Wenn ich soll deine Taube sein,
Mußt du mir Flügel geben,
Die wasch' in deinem Blut ich rein
Und werde glaubend schweben.

„Du rufest mir! Wie arm ich bin,
Darf ich zu dir doch kommen,
Die Mängel hat dein treuer Sinn
Ja all von mir genommen.

„Sag', Herr, wird auch ein Nestlein sein
Für mich bei dir gefunden? —
Ja, meine Taube, komm herein,
Wohn' hier in meinen Wunden! —

„Mein Jesu, ach, was willst du mir
In deinen Wunden geben? —
Durch meine Wunden, sag' ich dir,
Fliegst sterbend du zum Leben. —

„Wohlan, es zielt des Todes Pfeil,
Er wird mich nicht verderben,
Zu deinen Wunden, Herr, ich eil',
Da werd' ich's Leben erben."

Northeim. Prof. Dr. R. Sprenger.

4.

Ein falsches Zitat.

In Konrad Dudens Schrift „Die deutsche Rechtschreibung nebst Interpunktionslehre und ausführlichem Wörterverzeichnis", 7. Auflage, Sonderabdruck aus der neuhochdeutschen Grammatik von Bauer-Duden, München, C. H. Beck, 1902, heißt S. 38 das zweite Beispiel für die

Regel über die Setzung des Ausrufungszeichens: „Mich ruft er, mich, Henker! erwürge!".

Hier ist erstens falsch, daß hinter dem ersten „mich" das Komma fehlt, das nach der eigenen Regel Dudens vor und nach dem eingeschobenen Satz stehen muß. Zweitens soll das Wort doch sicher aus Schillers Bürgschaft genommen sein; in dieser aber heißt es nach meiner Ausgabe: „Mich, Henker!" ruft er, „erwürget! Da bin ich, für den er gebürget!"

Nicht bloß des Reimes wegen mit „gebürget" setzt Schiller die Mehrzahl, sondern entweder weil das Wort der ganzen Menge gilt, durch die der Freund sich eben durcharbeitet, oder weil der Delinquent mit dem Scharfrichter nicht in der zweiten Person der Einzahl reden darf. Wie ich sehe, findet sich das Beispiel genau so unrichtig schon 1891 in der vierten Auflage der neuen Bearbeitung. Um so mehr wäre es an der Zeit, das Beispiel richtig zu stellen.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

5.

Der neuaufgefundene Roman von Milton.

Ein Cambridger Geistlicher, der Rev. Walter Begley, hat einen neuen, unzweifelhaft von Milton, dem Dichter des verlorenen Paradieses, herrührenden Roman, der zahlreiche Abenteuer zur See und zu Lande enthält und betitelt ist: „Nova Solyma, die ideale Stadt Zion, oder das wiedergewonnene Jerusalem", entdeckt und berichtet dem British Weekly darüber folgendes: „In einem Katalog von Weigel aus Augsburg stieß ich auf einen lateinischen Roman mit der Londoner Druckfirma. Dies machte mich schon aufmerksam; denn nur sehr wenige lateinische Romane von Holländern und Deutschen sind in England verlegt worden. Das Buch wurde 1648 herausgegeben, lag aber seit 20 Jahren in Miltons Pult. Er begann es als Student auf der Universität und vollendete es während seines Aufenthaltes in Horton. Es ist ganz mit seinen Ideen durchtränkt. Die Stellen, die von Eifersucht und Liebe handeln, können nur von Milton geschrieben sein. Ein merkwürdiges Licht wirft das Buch auf seine erste Liebe, die „Maikönigin", die der Dichter an einem Maimorgen sah, und an die die Erinnerung nie aus seinem Herzen geschwunden ist."

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

6.

Hermäa.

Wie der Engländer deutsche Worte wiedergibt, lehrt eine der besten englischen Zeitungen aus dem Jahre 1818. Dort heißt es

u. a., nach einem Briefe über die Leipziger Messe, also: „Ich ging mit ihm [dem Schriftsteller] zu seinem Buchhändler und der Verhaffer hatte sein Geschäft mit dem Herrn Hewausgeber bald beendet.“ Auch kommen dort noch „kosmographische Erlauterwingen“ und „mythologische Liden der Skandinavier“ vor.

Stief- und Halbgeschwister (s. Ztschr. XVI, 500) vermengt selbst der Gebildete, ja der deutsche Sprachgelehrte (man vergl. z. B. Zarncke i. d. Berichten der K. S. Gesellschaft der Wissenschaften — philol.-histor. Kl. —, 1888, 76). „Stief“ bedeutet „lein“, Stiefgeschwister sind in die Ehe von beiden Teilen eingebrachte Kinder unter sich, Halbgeschwister die aus einer früheren Ehe des Vaters oder der Mutter stammenden im Verhältnisse zu den später ehelich geborenen.

„Edelknabe“ heißt in der alten Weidmannssprache sinnig der Hirsch, der zum zweiten- oder drittenmal (sein Geweih) aufsetzt.

Die Kavet- oder Bürgerglocke ertönte von dem Nikolaiturme in Leipzig im Sommer abends 9, im Winter 8 Uhr, damit sich jeder hütete, falls er ohne Laterne auf der Straße betroffen wurde, sich zu entschuldigen, er habe die Uhr nicht schlagen hören (man vergl. Schneiders Chronic. Lips. — 1655 —, 239).

Dresden-Blasewitz. **Theodor Distel.**

7.

Chámissò, nicht Chamísso.

In der Gesellschaft für deutsche Literatur zu Berlin am 11. Juni 1902 ist im Anschluß an einen sehr interessanten Vortrag L. Geigers über nachgelassene Papiere des Dichters Chamisso auch die Aussprache seines Namens erörtert worden. Der Berichterstatter der Nationalzeitung vom 14. Juni bemerkt über diesen Punkt: „Nebenbei einigte man sich dahin, daß die landläufige (?) Betonung des Namens Chamisso auf der zweiten Silbe unstatthaft sei; ursprünglich liege der Ton natürlich auf der letzten Silbe des französischen Namens (als ihn der Dichter gelegentlich einmal griechisch schreibt, accentuiert er ihn auch demgemäß), doch komme eine schwebende Betonung dem Gebrauch in Chamissos engeren Kreisen am nächsten.“

Zu dem engeren Kreise gehörte der bedeutend jüngere Franz Freiherr von Gaudy, dessen schönes, in Neapel entstandenes Gedicht auf den Tod seines väterlichen Freundes K. Fulda in seinem, sonst wenig ausgiebigen Buche „Chamisso und seine Zeit“ (Leipzig 1881) S. 244 flg. mitteilt. In der vierten Strophe heißt es:

> Es wiegte sich wie auf tiefblauem Spiegel
> In sel'ger Sicherheit das schwanke Boot. —
> Da zuckt der Blitz. — Ein Brief — ein schwarzes Siegel —
> Woher? — Von Hause. — Chámissò ist tot!

9*

Ebenso in der Schlußstrophe:

— Um des Vesuvs in Schlaf gewiegten Krater
Verschwamm das letzte müde Abendrot —
Ich weinte still: Mein einz'ger Freund, mein Vater,
Mein Chámissò, mein Chámissò ist tot.

Damit wird die verlangte Betonung bestätigt.

Stettin. G. Knaack.

8.

Notiz.

In meiner im Februarheft 1902 der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", S. 133—135 abgedruckten Anzeige von Boods „Methodik des deutschen Unterrichts in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten" und „Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Grammatik. Für höhere Lehranstalten" (beide Berlin 1901 bei R. Gaertner erschienen) hatte ich behauptet, daß man bisher feste methodische Grundlagen hinsichtlich des didaktischen Verfahrens im deutschen Unterricht der unteren Klassen fast gänzlich vermißt habe, namentlich aber die wichtige Frage über die gegenseitige Belebung von Lektüre, Grammatik und Stilübung in den unteren und mittleren Klassen nirgends genügend gelöst sei. Ich weise jedoch nachträglich noch darauf hin, daß der mir bei Abfassung meiner Rezension unbekannte, schon 1899 bei B. G. Teubner erschienene, allseits, auch in unserer Zeitschrift mit Recht sehr günstig beurteilte „Lehrplan für den deutschen Unterricht in den lateinlosen Unterklassen der Dreikönigschule zu Dresden", auf den ich durch die Freundlichkeit des Herrn Oberschulrats Prof. Dr. Vogel daselbst in dankenswertester Weise aufmerksam gemacht worden bin, alles, was Bood bringt, in ähnlicher Weise behandelt hat. Die Arbeiten des letzteren verlieren übrigens dadurch nicht an Wert, da sie zur weiteren Verbreitung dieser trefflichen Gedanken viel beitragen.

Wollstein. Dir. Dr. Karl Löschhorn.

Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. Nebst einer eingehenden Darstellung der neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von den Satzzeichen. Zugleich ein Handbüchlein der deutschen Wortkunde und der Fremdwortverdeutschung, sowie ein Ratgeber für Fälle schwankenden Sprach- und Schreibgebrauchs. Bearbeitet von Karl Erbe, Rektor des Königl. Gymnasiums in Ludwigsburg. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin Leipzig.) XXIII und 288 S. 8°.

Die im Jahre 1901 erfolgte amtliche Neuordnung der deutschen Rechtschreibung hat eine ganze Literatur hervorgerufen, insbesondere orthographische Wörterbücher (wenn auch zum Teil nur in neuen Auflagen) für die Schule und für jedermann. Es war von vornherein wünschenswert, daß auch Süddeutschland in dieser Schriftenreihe vertreten sei. Das ist nun geschehen durch genanntes Werk.

Die Schrift ist eine recht reichhaltige, wie schon der ausführliche Titel zu erkennen gibt. Ergänzend sei nur noch hinzugefügt, daß bezüglich der Stammwörter der gebildeten Sprache Vollständigkeit erstrebt ist, sonst aber nur diejenigen Wörter aufgenommen sind, bei denen die Schreibung irgendwie zweifelhaft sein kann. Auch bezeichnende mundartliche Ausdrücke, vornehmlich süddeutsche, haben in ziemlicher Zahl Aufnahme gefunden. Ferner ist in den Fällen, wo die neuen Regeln eine zwei- oder dreifache Schreibung zulassen, die gleichberechtigte und die nur zulässige Schreibweise kenntlich gemacht. Insbesondere der Lehrer muß genau wissen, was er als Fehler zu betrachten, was als gleichberechtigt anzuerkennen oder als zulässig zu dulden hat. Endlich ist die Betonung der Wörter, soweit nötig, angegeben. Hierdurch und durch die Bemerkungen über Geschlecht, Biegung, Herkunft, Bedeutung und Anwendung eines Wortes erweitert sich das orthographische Wörterbuch zu einem — allerdings durchweg von dem Gesichtspunkt der Rechtschreibung beherrschten — sehr brauchbaren, empfehlenswerten Nachschlagebüchlein für Fragen der Sprachlehre (d. h. hauptsächlich nur der Formenlehre), der Stammkunde, der Wortdeutung und der Fremdwortverdeutschung.

Im einzelnen noch folgende Bemerkungen! Dem Verfasser ist beizustimmen, wenn er die Wörter griechischen Ursprungs, Eigen- wie Gattungsnamen, in der latinisierten Form aufführt, wie sie zuerst auf Wegen der Kultur zu uns gekommen und dann eingebürgert sind. An eine folgerichtige Durchführung der streng griechischen Formen, die uns überdies von unsern Klassikern und allen romanischen Völkern trennen würde, ist doch nicht zu denken.

Ferner ist dem Verfasser beizupflichten, wenn er für das i in Namenformen wie Willi, Betti eintritt, unter Zurückweisung des aus fremden Sprachen eingeschwärzten y. Dieses i ist eben das älteste Verkleinerungs-Suffix im Deutschen, das sich schon im 8. Jahrhundert häufig findet, in Formen wie Afi, Benni, Bruni usw.

Anzuerkennen ist auch, daß Erbe den Mut gehabt hat, auf dem Gebiete der Sprachlehre — abgesehen von den Kasus — deutsche Bezeichnungen zu bevorzugen; so selbst für transitiv: zielend, für intransitiv: ziellos. Wer in den engen Kreis der lateinischen Grammatik ge-

kannt ist, wird das tadeln. Aber dieses Wörterbuch ist ja nicht allein für lateinisch Gebildete, sondern auch für die weit überwiegende Masse derer bestimmt, die durch keine Lateinschule hindurchgegangen sind, für die Volksschüler, die nichts von „transitiv" und „intransitiv", von „Infinitiv" und „Partizipium" wissen. Für „Partizipium" hätte Erbe allerdings, bei der eingebürgerten Unterscheidung, besser „Mittelform" gesetzt; denn es ist doch nun einmal eine Form des Zeitworts, wie Befehlform, Nennform, nicht eine besondere Wörterklasse, wie Hauptwort, Eigenschaftswort usw.

Ein sehr wunder Punkt der amtlichen Rechtschreibung ist die Bestimmung über das Auslassungszeichen (den Apostroph) zur Bezeichnung des Genetivs an Eigennamen, die auf einen S-Laut ausgehen (§ 25). Diese Regel hat Erbe durch die Hinweisung darauf ergänzt, daß sie nur von voranstehenden Eigennamen gelten kann (wo nämlich Voß', Götz' eben wegen der Voranstellung als Genetiv empfunden werden), daß aber diese Verwendung des Häkchens unstatthaft ist, wenn der Genetiv seinem Hauptworte nachfolgt. (S. des Einsenders „Sprachhort" S. 285.)

Der süddeutsche Standpunkt zeigt sich, abgesehen von der dankenswerten Einfügung oberdeutscher (schwäbischer) Wörter und der Befürwortung der (edleren) Verkleinerungs-Endung lein, insbesondere bei mehreren starken Zeitwörtern. So bei verderben, wo Erbe gegenüber dem schwankenden Sprachgebrauche die von alters her wohlbegründete Scheidung in die starke (beim ziellosen) und die schwache Abwandlung (beim zielenden Zeitwort) streng festhält. Ferner bei liegen, sitzen, stehen, die als Intransitiva mit „sein" abzuwandeln wären und so auch früher abgewandelt worden sind. Hier hätte nun aber ebenso wie bei liegen, auch bei sitzen und stehen die jetzt ganz überwiegende Abwandlung mit „haben" wenigstens in Klammer beigefügt werden sollen.

Einen besonderen Abschnitt hat Erbe über „Schmarotzerlaute". Gewiß sind solche, soweit möglich, wieder auszuscheiden, wie z. B. das t in mittelst (welches leider die amtliche Rechtschreibung neben mittels hat stehen lassen), das s in Fabriksarbeiter, Fabriksstadt. Aber Erbe geht hierin zu weit. In Entwickelung, Abwechselung ist das e kein Schmarotzerlaut, da es zum Stamme gehört: entwickel-, abwechsel-. In Tagebuch ist das e der Rest des Bindelautes, ahd. a, vergl. tagarôt, tagastern. Außerdem sprechen Gründe des Wohlklanges für die längeren Formen, weil diese einen bessern Rhythmus haben.

Auf das entschiedenste muß ich dem Versuche widersprechen, Familiennamen fremder Personen hinterher nach den Regeln der neuesten Rechtschreibung umzuformen (Göthe statt Goethe). Die Familiennamen sind das (geheiligte) Eigentum jedes einzelnen Geschlechtes, und als solche

sind sie den Regeln der gewöhnlichen Schreibung nicht unterworfen; sie haben ihre besonderen Bildungsgesetze und ihre eigene Orthographie, mag diese auch zu der gewöhnlichen Schreibung und Aussprache nicht stimmen. So wird häufig auch nach langem Selbstlaut ck geschrieben (z. B. Backe spr. bâke), die Endung ow in den unzähligen von altwendischen Ortsnamen entlehnten Familiennamen wird fort und fort mit einem stummen w geschrieben (Luckow = lûko, Virchow = fircho), das sonst in der Sprache gar nicht vorkommt usw. Wie der Name unseres größten Dichters auszusprechen ist, weiß doch jeder gebildete Deutsche auch bei der Schreibung „Goethe". Und warum will man immer nur an diesem Namen bessern? Warum nicht auch an Klopstock, an Thaer (spr. tähr) und unzähligen andern?

(NB. Es verlautet, daß die deutschen Setzer beschlossen haben, in denjenigen Fällen, wo die neuesten Regeln eine zwei- oder dreifache Schreibung zulassen, immer die erste zu wählen. Dem muß entschieden widersprochen werden; die Setzer haben kein Recht, die amtlichen Festsetzungen irgendwie abzuändern. Die Wahl zwischen den gestatteten Schreibungen (z. B. Hilfe und Hülfe, zu Grunde, zu grunde und zugrunde gehen) steht einzig dem Verfasser zu.)

Stolp i. P. **A. Heintze.**

Johannes Henningsen, Zwölf Erzählungen neuerer deutscher Dichter. Für die Jugend ausgewählt. Leipzig, Otto Spamer, 1903. 175 S. Preis gebunden 2,50 M.

Eine Sammlung von Erzählungen unserer neueren deutschen Dichter und Schriftsteller der Jugend darzubieten, um sie in das Verständnis derselben einzuführen und in ihr gesunden literarischen Geschmack zu entwickeln, ist gewiß eine Aufgabe, die einem Pädagogen verlockend erscheinen kann und deren glückliche Lösung mit Freuden zu begrüßen ist. Gerade in einer Zeit, wo auf dem Gebiet der Jugendschriftstellerei so viel minderwertige Ware auf den Markt geworfen wird und der Jugend oft eine so wenig schmackhafte, ja ungesunde Kost gereicht wird, ist eine Anthologie aus den besten deutschen Schriftstellern etwas durchaus Notwendiges. Freilich ist nicht jeder geeignet, eine derartige Auswahl zu treffen; mit großer Belesenheit muß ein reifes Kunstverständnis und feines ästhetisches Urteil, das sich von aller Einseitigkeit freihält, Hand in Hand gehen. J. Henningsen verfügt über diese Eigenschaften, und es ist ihm deshalb gelungen, mit großem Geschick aus dem reichen Schatze unserer neueren Literatur zwölf Erzählungen auszuwählen, von denen jede einzelne auf den Namen eines Kunstwerkes Anspruch erheben darf. Denn ein Kunstwerk in voller Bedeutung des Wortes soll jede

Jugendschrift sein. Dieser Fundamentalsatz muß in der ganzen Jugendschriftenbewegung zu immer größerer Geltung kommen, und das scheinbare Paradoxon Theodor Storms: „Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben" muß noch immer mehr Anerkennung und Verständnis finden.

Leicht könnte man die von Henningsen getroffene Auswahl um manche treffliche Nummer vermehren, und gar mancher wird vielleicht Stücke aus ihm besonders ans Herz gewachsenen Schriftstellern nur ungern vermissen; indessen gerade der Reichtum und die Fülle des hier zu Gebote stehenden Materials machte es unmöglich, den Kreis der zu berücksichtigenden Autoren allzuweit zu ziehen, abgesehen davon, daß der persönliche literarische Geschmack stets bei solchen Sammelwerken das entscheidende Wort spricht.

Neben klangvollen Namen, wie Theodor Fontane, Fr. Hebbel, Peter Rosegger u. a. sind mit Recht auch andere weniger bekannte Schriftsteller und Schriftstellerinnen vertreten, die bestimmt sind, die jugendlichen Leser nach dem alten Spruche Variatio delectat in die verschiedensten Lebensgebiete einzuführen und mit den mannigfaltigsten menschlichen Charakteren bekannt zu machen.

Während Th. Fontane in seiner meisterhaften Weise „Ein Kapitel vom alten Schadow" erzählt, der es vom Sohne eines ehrbaren Schneidermeisters bis zum Direktor der Berliner Akademie und zu einem Manne brachte, dessen Ruhm die Annalen der Kunstgeschichte melden, berichtet Wilhelm Holzamer in seiner einfachen, aber doch so rührenden und echt künstlerischen Art von den letzten Lebenstagen und dem Ende eines schlichten Dorfmusikanten: ein Stück Menschenleben, das gewiß jedes jugendliche Herz tief ergreifen wird. Auf die Straßen der Großstadt versetzt den Leser Ilse Frapan, deren schönen „Hamburger Novellen" die Erzählung: „Um zehn Pfennig" entnommen ist. In einer wohlgelungenen Milieuschilderung wird uns hier ein schlichter Mann aus dem Volke vorgeführt, der, um ein Kind aus drohender Todesgefahr zu retten, kein Bedenken trägt, sein Leben zu opfern: gewiß ein geeignetes Stück, um jugendliche Gemüter zu gleich edlen Taten selbstverleugnender Nächstenliebe anzuspornen. Exempla docent! Mit einem anderen Helden macht uns Wilhelm Schäfer in seinem „Claus Hinrich Ringhoff" bekannt; es ist einer jener wetterfesten Nordseehelden, der furchtlos und beharrlich immer wieder den Kampf mit dem tückischen Elemente aufnimmt, der in seinem langen gesegneten Leben einhundertundzwanzig Menschen dem nassen Grabe entrissen.

Eine wahre Perle der ganzen Sammlung scheint uns die Erzählung „Als ich Christtagsfreude holen ging" zu sein, die der bekannten Schrift „Waldjugend" des gemütvollen Peter Rosegger entlehnt ist. An seiner

Hand zieht das Kind in die schneebedeckten Alpen und nimmt an einer Wanderung teil, die der zwölfjährige Peter im Auftrag seines Vaters am Frühmorgen des heiligen Christabends unternehmen mußte, um im Dorfe Langenwang eine Schuld von zwei Gulden und sechsunddreißig Kreuzern einzutreiben und dann für das empfangene Geld allerlei leckere Zutaten zum Weihnachtskuchen und einem Christtagsessen einzukaufen. Nachdem der Kleine wiederholt mit dem schlüpfrigen Schneeboden Bekanntschaft gemacht, gelangt er endlich hinunter ins Mürztal, wo er zunächst in der Kirche als Stellvertreter des erkrankten Mesnerbuben den Blasebalg der Orgel zieht und nochmals um Glück und Segen zur Erfüllung seiner bevorstehenden Aufgabe fleht. Es waren die vierzehn Nothelfer, zu denen er betete: „einer, so dachte er, wird doch dabei sein, der zur Eintreibung von Schulden behilflich ist. Es schien mir aber, als schiebe während meines Gebetes auf dem Bilde einer sich sachte hinter den anderen zurück.“ Nach kurzer Wanderung erreicht nun der kleine Knirps die Hütte, wo seines Vaters Schuldner wohnt, der auch wirklich, trotz anfänglich versuchter Ausflüchte, eine vorläufige Abschlagszahlung von einem Gulden leistet. Nachdem nun Peterl dem Kaufmannsladen einen längeren Besuch abgestattet, trabt er, mit seinen leckeren Gütern reich beladen, der Heimat wieder zu, muß aber unterwegs noch einen Versuch des „grünen Kilian“, ihn um seine Herrlichkeiten zu prellen, vereiteln. Todmüde langt der kleine Held endlich zu Hause an und, so schließt er, „als ich wieder zu mir kam, lag ich wohlausgeschlafen in meinem warmen Bett, und zum kleinen Fenster herein schien die Morgensonne des Christtags.“ Der ganze unnachahmliche Zauber der Darstellungskunst Roseggers ist über diesem kleinen Kabinettsstück ausgegossen und sein Talent, Natur und Menschenwelt im Rahmen der Alpen mit wahrhaft plastischer Treue zu schildern, tritt auch hier in glänzendster Weise zutage.

Während die oben erwähnte Erzählung von Ilse Frapan in der Großstadt sich abspielt, führt Detlev von Liliencron uns in die Kleinstadt und läßt uns einer rührenden, aus der Tiefe eines goldnen Gemütes quellenden Geschichte von „der vergessenen Hortensie“ lauschen. Patriotische Töne aber schlägt Max von La Roche an, indem er in fesselndster Weise von dem nächtlichen Ritte eines deutschen Offiziers berichtet, der in echt deutscher Soldatentreue den Tod fürs Vaterland findet: in unaufdringlicher, aber darum um so wirkungsvollerer Weise wird hier dem Herzen des jugendlichen Lesers das schöne Wort: Dulce et decorum est pro patria mori eingeprägt.

Einem Buche, das Kinder lieb gewinnen sollen, darf natürlich auch der Humor nicht fehlen. In reichster Weise ist denn auch dieser ver-

treten. Nachdem wir mit Behagen dem liebenswürdigen Plaudertalent von Helene Böhlau gelauscht haben, die uns von den lustigen Streichen zweier gesunder Ratsmädel aus der Zeit Karl Augusts, des großen Freundes Goethes, erzählt, vernehmen wir in der ergötzlichen Geschichte „Mannuckerle und Mannickerle" von Ernst Budde die tragikomischen Schicksale eines kleinen Kindes und seines lustigen Spielkameraden, eines jungen Hundes. Endlich weht auch ein gesunder Humor in Friedrich Hebbels „Nacht im Jägerhause", einem Stücke, in dessen Anfang das Kind ein gelindes Gruseln empfinden wird, um dann um so erleichterter aufzuatmen, wenn am Schluß sich alles in harmloser humoristischer Weise löst.

Endlich hat Henningsen mit Recht in einem der Jugend gewidmeten Buch auch dem Märchen einen gebührenden Platz eingeräumt. Während Richard von Leander uns in seiner feinsinnigen Erzählung „Von Himmel und Hölle" die Schicksale eines Reichen und Armen nach ihrem Tode schildert, plaudert der geistvolle Johannes Trojan in der Geschichte „Die Auster" von den Mühen und Nöten des Zwergkönigs Kruppunder, der zur Feier seiner ruhmreichen fünfhundertjährigen Regierung von der Fürstin Flundra als Ehrengabe eine köstliche Auster zum Geschenk erhalten hat, nun aber nicht weiß, wie man dem fabelhaften Tiere in seinem steinernen Schalenhause beikommen soll, bis endlich der kunstreiche Maschinenmeister Spintifex unter Anwendung von zweihundertfünfzig Mäusekräften das Gehäuse der Auster sprengt.

Aus dem Gesagten dürfte zur Genüge erhellen, wie mannigfaltig der Inhalt der Henningsenschen Sammlung ist. Wir halten sie für eine entschieden dankenswerte Bereicherung unserer Jugendschriftenliteratur und sind überzeugt, daß die jugendlichen Leser nicht nur die lebendigste, regste Teilnahme allen Erzählungen entgegenbringen werden, sondern auch, was die Ausbildung des Gemüts und der Phantasie betrifft, reiche Förderung durch die Lektüre erhalten dürften.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausgegeben von Karl Glossy. 11. Jahrg. Wien, Verlag von Karl Konegen, 1901.

Der elfte Band des Grillparzer-Jahrbuches enthält gleich seinen Vorgängern außer den üblichen Berichten über die Tätigkeit der Grillparzer-Gesellschaft wieder eine stattliche Reihe von Beiträgen, die der Beachtung der Literarhistoriker in hohem Grade wert sind.

Drei Aufsätze beschäftigen sich mit Grillparzer selbst. Der erste, „Grillparzer und Schreyvogel", stammt aus den „Studien zu einer Biographie Grillparzers" von Theobald Freiherrn von Rizy, dem

Freunde Grillparzers. Er interessiert mehr durch die Person des Verfassers als durch neue Mitteilungen. Die Arbeit bietet keine vollständige Schilderung des Verhältnisses Grillparzers zu Schreyvogel, sondern enthält nur die aus der Selbstbiographie bekannte Entstehungsgeschichte der „Ahnfrau“ und eine Schilderung der durch diese Dichtung hervorgerufenen literarischen Kontroversen, an denen sich außer Schreyvogel auch Ad. Müllner beteiligte. Mit dem Erstlingswerke Grillparzers beschäftigt sich auch der ziemlich umfangreiche Aufsatz von Dr. Josef Kohm „Zur Charakteristik der Ahnfrau“, der neben der Druckausgabe das erste und zweite Manuskript Grillparzers gebührend berücksichtigt. Von einer bestimmenden Einwirkung übernatürlicher Kräfte, wie sie ein wahres Schicksalsdrama verlange, ist nach des Verfassers Meinung in der Ahnfrau nichts zu verspüren. Der Dichter sei vielmehr bemüht gewesen, die übernatürlichen Erscheinungen auf natürlichem Wege, psychologisch zu erklären, als unklare Sinnesempfindungen, lebhafte Traumvorstellungen und Halluzinationen. Nur an zwei Stellen erscheine die Ahnfrau als wirkliches Gespenst. Die Frage, wie die handelnden Personen des Dramas sich den Wundererscheinungen gegenüber verhalten, beantwortet der Verfasser dahin, daß sowohl der alte Borotin, als auch Bertha ihre Anschauungen über sie im Laufe der Handlung wechseln. Daß der Fluch, der auf der Ahnfrau laste, oder diese selbst den Untergang des Geschlechtes verschuldet habe, treffe nach keiner Richtung zu. Daß sowohl der alte Graf, als auch seine Kinder eine unklare Vorstellung von dem Schicksal hätten und sich bei ihnen der Schicksalsglaube mit religiösen Vorstellungen von Gott vermische, habe nicht zuletzt seinen Grund in den widerspruchsvollen Anschauungen des jungen Dichters selbst, in dessen Kopf antike und christliche Anschauungen unterschiedslos durcheinandergingen. Wenn man auch nicht in allen Einzelheiten dem Verfasser beistimmt, muß man doch anerkennen, daß seine Untersuchungen die einschlägige Literatur sorgfältig benutzen und eindringlich und besonnen geführt sind.

Einen wertvollen Beitrag steuert Prof. August Ehrhard, der französische Biograph Grillparzers, bei in seinem aus einem Vortrage in der Grillparzer-Gesellschaft entstandenen Aufsatze „Grillparzer über Frankreich“. Mit tüchtiger Kenntnis der Quellen und unter häufiger Bezugnahme auf gegenwärtige Zustände werden Grillparzers Urteile über Paris, das französische Volk, seine Politik und sein Schrifttum besprochen. Interessant ist die Parallele zwischen Heines und Grillparzers Urteilen. Die bescheidene und kluge Art, in der der geistreiche französische Gelehrte von der eigenen Heimat und ihren Beziehungen zu Deutschland redet, muß jeden Leser für ihn einnehmen.

Die vier folgenden Aufsätze sind durch Gedenktage hervorgerufen. Zum 25. Todestage von Anastasius Grün (12. September 1901) schildert der verdiente Herausgeber des Jahrbuches den Dichter als Begründer der politischen Poesie, der Herwegh und Freiligrath die Bahnen gewiesen hat. Zugleich liefert der Verfasser neue Beiträge zur Kenntnis der Zensur- und Preßverhältnisse im vormärzlichen Österreich. Johann Nestroy, den eigenartigen Vertreter der Wiener Volksbühne (geb. am 7. Dezember 1801), charakterisiert Hans Sittenberger als den Fortbildner des Wiener Hanswurst, dessen harmlose Lustigkeit er in Satire verwandelt. Wenn Nestroy auch die tiefere Kunst der Menschendarstellung, die seinen größeren Rivalen Raimund auszeichnet, gefehlt habe, sei er doch ein trefflicher Karikaturenzeichner geworden.

Einen Aufsatz „zur Erinnerung an Adolf Pichler“, den verstorbenen Tiroler Dichter († 15. November 1900), steuert Max Morold bei; der eigenartigen Erscheinung des Dichters und Philosophen Hieronymus Lorm, der am 9. August 1901 seinen achtzigsten Geburtstag feierte, sucht Bernh. Münz gerecht zu werden. Der Aufsatz von Frau Helene Bettelheim-Gabillon „Amalia Haizinger-Neumann und das Wiener Burgtheater“ bringt neben manch altem, freilich für jene Zeiten charakteristischen Theaterklatsch auch Beiträge zur Geschichte der berühmten Wiener Bühne und mancher wirklich großen Persönlichkeit.

In den „kleinen Beiträgen zur Biographie Grillparzers und seiner Zeitgenossen“ endlich werden neben Erinnerungen an Franz Schubert und einer Notiz über „Adalbert Stifter als Lehrer“ noch ein Jugendgedicht Grillparzers, ein Druckprivilegium für „König Ottokars Glück und Ende“, zwei Briefe des Dichters und ein auf seine Ernennung zum Ehrendoktor der Universität Graz bezügliches Dokument veröffentlicht. Charakteristisch für Grillparzer ist der Brief an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, in dem er es ziemlich schroff ablehnt, die Übersiedlung der Akademie in das neue Akademiegebäude durch ein Gedicht zu verherrlichen: „Was ich sagen möchte, würde nicht passen, und etwas anderes sagen mag ich nicht.“

Haben die ersten Bände des Jahrbuchs in Grillparzers Briefen, amtlichen Dokumenten und Tagebüchern die wichtigsten Quellen zu dem Leben und Schaffen des Dichters zugänglich gemacht, so nähern sich die folgenden immer mehr dem Ziele, ein Jahrbuch des neuern deutschen Schrifttums in Österreich überhaupt zu bieten. Um dieses Ziel vollständig zu erreichen, bleibt nur ein Wunsch zu erfüllen: die Beifügung eines bibliographischen Teiles, ein Wunsch, der bei den vortrefflichen Kräften, die der Gesellschaft zur Verfügung stehen, gewiß nicht unerfüllbar ist.

Wien. **Rudolf Scheich.**

Biese, Prof. Dr., Königl. Gymnasialdirektor, Goethes epische Kunst und Lebensweisheit in „Hermann und Dorothea“. Wissenschaftliche Beilage zum 25. Jahresbericht des Königl. Gymnasiums mit Realprogymnasium zu Neuwied. 1902. 8°. 21 S. Progr.-Nr. 515.

Die tüchtige Arbeit, von der der zweite Teil über die Lebensweisheit in „Hermann und Dorothea“ inzwischen auch in den vom Unterzeichneten bereits warm empfohlenen Vermischten Aufsätzen des Verfassers „Pädagogik und Poesie“, Berlin, R. Gaertner, 1900, S. 100—117 erschienen ist, bildet einen vortrefflichen Abschluß der von Biese im Herbst 1899 zur Feier des 150jährigen Geburtstages Goethes in der Aula des Neuwieder Gymnasiums gehaltenen Vorträge. Es wird in ihr hauptsächlich klargestellt, daß Schiller und Goethe in der Tat nicht bloß unsere Dichterheroen sind, sondern daß auch namentlich der erstere wegen seiner gewaltigen sittlichen Kraft und Tiefe allezeit als begeisternder Prophet, Prediger und Lebensführer wirken wird, sowie daß Idealismus und Realismus sich keineswegs gegenseitig ausschließen, vielmehr kein wahrer Dichter überhaupt ohne gesunden Realismus, d. h. ohne lebendigen Wirklichkeitssinn denkbar ist. Richtig wird auch S. 4 erkannt, daß Goethe, dessen Denken das des Naturforschers, also ein gegenständliches, objektives war und ihn gerade wegen dieser Kraft der Anschauung ganz besonders zum epischen Dichter befähigte, vom einzelnen zum allgemeinen, also zur Idee emporsteigt, während Schiller umgekehrt von der Idee hinab ins einzelne geht.

S. 5 wird richtig behauptet, daß Goethes echt bürgerliche Dichtung „Hermann und Dorothea“ urdeutsch in Land und Leuten, in Handlung und Sitte, in der schlichten Menschlichkeit ihrer Charaktere und in den sie beherrschenden Grundanschauungen von der Familie, dem Privatleben, dem Gemüte, der behaglichen Ruhe und dem Idyllischen ist. Dieser Gedanke wird im einzelnen mit großer Genauigkeit ausgeführt. S. 7 weist Verfasser auf den hochbedeutsamen Hintergrund des Bildes, die französische Revolution, hin, betont also hier den Gegensatz zwischen dem Dauernden, Ruhigen einerseits und dem Unsteten, Beweglichen anderseits im Vergleich zu Vossens „Luise“, die nirgends über den ländlich engen Kreis des mit höchster Anschaulichkeit geschilderten Lebens des norddeutschen Pfarrhauses hinausgeht. Vielfach zeigt Verfasser auch, mit welchem Geschick Goethe sein episches Vorbild, in Inhalt und Form Homer, selbst in dem schönen Gleichnis am Anfange des siebenten Gesanges, nachgeahmt hat. S. 18 bemerkt Verfasser zutreffend, daß das Gedicht in eine rührende Schilderung wahren Menschenglückes ausläuft; auch erscheint es nicht gesucht, wenn er am Schluß meint, im ganzen Gedichte spiegele

sich die harmonische Verbindung deutschen Wesens und altklassischer Kunst wider, was der Dichter schon äußerlich durch den Titel des Epos, also durch die Vereinigung des kraftvollen deutschen Namens „Hermann" mit dem lieblichen griechischen „Dorothea" andeute.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Zeitschriften.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 17. Jahrgang. Nr. 12. Inhalt: Verschwommenheit der Fremdwörter. Von Oberlehrer Karl Somolinsky. — Der Allgemeine Deutsche Sprachverein und die preußische Volksschule. Von Kreisschulinspektor Dornhecker. — Deutsche Fechtkunst. Von Hauptmann Kr. — Einiges über Schutzmarken. Von Dr. Gustav Rauter. — Der Grundlehrplan der Berliner Gemeindeschule. Von Lehrer Johannes Moegelin. — Kleine Mitteilungen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 23. Jahrgang, 1902. Nr. 11. Inhalt: K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, IV., bespr. von Meringer. — Pitt Press Series. Die Journalisten von G. Freytag, ed. Eve, bespr. von Behaghel.

—— Nr. 12. Inhalt: Thumb und Marbe, Experimentelle Untersuchungen über die psychologischen Grundlagen der sprachlichen Analogiebildung, bespr. von Schuchardt und Kinkel. — Heintze, Deutscher Sprachhort, bespr. von Behaghel. — Schaer, Die altdeutschen Fechter und Spielleute, bespr. von Helm. — Ackermann, Byron, bespr. von Pröscholdt.

Göttinger Zeitung. Dienstag, den 25. November 1902. Ein deutscher Dichter (Gustav Weck). Von Landgerichtsrat Feddersen.

Alemannia. Neue Folge. Band 3, Heft 1/2. Inhalt: Professor Dr. Heinrich Finke, Franz Xaver Kraus (mit Bild). — Geheimrat Dr. Friedrich von Weech, Großherzog Friedrichs Persönlichkeit. — Professor Dr. Ernst Martin, Die Heimat Hartmanns von Aue. — Dr. J. Knepper, Beiträge zur Würdigung des elsässischen Humanisten Adelphus Muling.

Das literarische Echo. 5. Jahrgang Nr. 4 (zweites Novemberheft). Inhalt: Richard M. Meyer, Goethe-Schriften. — Ernst Stöckhardt, Historische Dramen. — Willy Röllinghoff, Die Tragödie der Trägheit. — Emanuel von Bodman, Neue Lieder.

—— 5. Jahrgang. Nr. 5 (erstes Dezemberheft). Inhalt: Franz Dieberich, Björnstjerne Björnson. — Wolfgang von Wurzbach, Taines Briefe. — Otto Grautoff, Taines Kunstphilosophie. — Camill Hoffmann, Neue Lyrik.

—— 5. Jahrgang. Nr. 7 (erstes Januarheft). Inhalt: Max Meyerfeld, Oscar Wilde. — F. Freiin von Bülow, Neues von Helene Böhlau. — Robert Hallgarten, Eine neue Grabbe-Ausgabe. — Wilh. Schmidt-Bonn, Eisgang.

Die Gesellschaft. 18. Jahrgang. Heft 19. Inhalt: Henry F. Urban, Das unterstützte Schauspielhaus. — Zwei Tagebücher. Von Hugo Oswald und Arthur Seidl.

Die Gesellschaft. Heft 20. Inhalt: R. Frhr. von Seydlitz, Zu Franz Liszts Ehren. (Mit Originalbriefen des Meisters.) — Österreichische Dichtung. (Karl Bienenstein, E. von Filek, Leo Heller, Egon von Komorzynski, Paul Porges, H. Rudorff, Ignaz Stowasser, M. Waldmann, Paul Wertheimer.) — Georg Trepplin, Lyrische Skizzen. — Emil Kläger, Der Weg zur Krippe.

—— Heft 21. Inhalt: Karl Mollenhauer, Heinrich Hansjakob. — Neues von Detlev von Liliencron. — Paul Riesenfeld, Der Aventurin. — Adolf Bayersdorfer, Gustave Courbet. — Hans Schmidkunz, Klavierlehrers Erdenwallen.

Die Deutsche Schule. 6. Jahrgang. 11. Heft. Inhalt: Das Ziel der Mädchenbildung. Von Dr. S. Krenberger. — Wie studiert man Philosophie? Von Dr. Otto Gramzow.

—— 12. Heft. Inhalt: Das Ziel der Mädchenbildung. Von Dr. S. Krenberger. (Schluß.) — Wie studiert man Philosophie? Von Dr. Otto Gramzow.

Der Deutsche Schulmann. 5. Jahrgang. Heft 11. Inhalt: Neuere Meinungen auf philosophischem Gebiet und ihr Einfluß auf die Pädagogik. Von Dr. L. Grimm. — Die Organisation der Erziehung durch die neue Gesellschaft. Von Otto Wendlandt.

Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht. 76. Jahrgang. Heft 11. Inhalt: Oberschulrat Römpler, Studie über des Erziehers politischen Beruf. — Ludwig Schlosz, Ungarisches Geistesleben.

—— Heft 12. Inhalt: Friedrich Bartels †. — Oberschulrat Römpler, Studie über des Erziehers politischen Beruf.

Neu erschienene Bücher.

D. Dr. Th. Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 262 S.

E. Cremer, Die poetischen Formen der deutschen Sprache. Berlin W 57, Gerdes u. Hödel, 1902. 332 S.

Ernst Hupfer, Anleitung zur Vorbereitung auf die zweite Lehrerprüfung. Berlin W 57, Gerdes u. Hödel, 1902. 28 S.

Dr. O. Lyon, Deutsche Grammatik und Geschichte der deutschen Sprache. 4. verb. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen, 1903. 153 S.

Edwin Wilke, Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der Muttersprache. Ausg. C (6.—9. Schuljahr). Halle a. S., Herm. Schroedel, 1902. 169 S.

Alois Riehl, Philosophie der Gegenwart. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 258 S.

Hans Cornelius, Einleitung in die Philosophie. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 357 S.

Maria Pospischil, Volkstümliche Erklärung von Goethes Faust. 1. u. 2. Teil. Hamburg, Ernst Hirt, 1902. 266 S.

Dr. S. M. Prem, Lenau. Graz, Druck und Verlag „Leykam", 1902. 23 S.

Dr. Heinr. Wolf, Einführung in die Sagenwelt der griechischen Tragiker. Leipzig, H. Bredt, 1902. 155 S.

Prof. Gotth. Klee, Die alten Deutschen. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1903. 330 S.

Prof. Gotth. Klee, Fürst Blücher. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1902. 172 S.

Dr. Franz Weineck, Homers Odyssee in der Übersetzung von J. H. Voß. Schulausgabe. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf., 1902. 251 S.

Dr. Hans Hofmann, Wilhelm Hauff. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1902. 297 S.

Wilh. Bangert, Sprachstoff für den Unterricht im Sprechen und in der Rechtschreibung. 2. Aufl. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1902. 120 S.

Karl Heß, Der deutsche Unterricht in den ersten Schuljahren. 2. Aufl. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1902. 68 S.

Eduard Kuenen, Schillers Wilhelm Tell. 6. Aufl. Leipzig, H. Bredt, 1902. 121 S.

Dr. Franz Prosch, Geschichte der deutschen Dichtung I. 2. Aufl. Wien, Karl Graeser, 1903. 249 S.

Dr. Franz Servaes, Kleist. Leipzig, E. A. Seemann, 1902. 160 S.

Prof. Gotth. Klee, Friedrich der Große. Leipzig, O. Spamer, 1903. 478 S.

Erich Petzet, August Graf von Platen. Dramatischer Nachlaß. Berlin W 35, B. Behr, 1902. 194 S.

Richard Lange, Übungsschule zur Erlernung der Rechtschreibung und Zeichensetzung. 4. Aufl. Leipzig, Dürr, 1903. 80 S.

Joh. Proelß, Scheffel. Ein Dichterleben. Volksausgabe. Stuttgart, Adolf Bonz, 1902. 400 S.

Prof. G. Boetticher, Hermann Sudermanns Frau Sorge. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 47 S.

Dr. O. Ladendorf, Theodor Storm, Immensee und Ein grünes Blatt. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 36 S.

Dr. Wohlrabe, Deutschland von heute. Teil I. Meer und Flotte. Leipzig, Dürr, 1902. 160 S.

Dr. Herm. Schindler, Benedix' „Ein Lustspiel". Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische. 2. Aufl. Dresden, L. Ehlermann, 1903. 147 S.

Prof. Zschalig, Benedix' „Das Lügen". Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische. Dresden, L. Ehlermann, 1902. 108 S.

Dr. H. Boderadt, Blätter der Erinnerung. Neun Reden. Paderborn, F. Schöningh, 1902. 160 S.

L. Schunck, Shakespeares König Lear. Paderborn, F. Schöningh, 1903. 168 S.

Prof. Dr. Wohlrab, Iphigenie auf Tauris. Dresden, L. Ehlermann, 1903. 84 S.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. 23. Jahrg. 1. u. 2. Abt. Leipzig, O. R. Reisland, 1902.

Herm. Türck, Hamlet ein Genie. 2. verb. Aufl. Berlin, O. Elsner, 1902. 190 S.

Camillo von Klenze, The treatment of nature in the works of Nicolaus Lenau. Chicago, The university of Chicago Press, 1902.

Wilh. Bangert, Fibel für den ersten Sprech-, Lese- und Schreibunterricht. 7. Aufl. (Ausg. B). 8. Aufl. (Ausg. C). Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1903.

P. Tesch, Deutsche Sprachgeschichte und Sprachlehre. 2. Teil, 2. Aufl. Halle a. S., H. Schroedel, 1902. 144 S.

G. Pennewiß, Neuer Leitfaden für den Rechtschreib-Unterricht. 2. Heft: 3. Stufe. 7. Aufl. Halle a. S., H. Schroedel, 1902.

Edwin Wilke, Sprachhefte für Volksschulen. Ausg. A. 2. Heft. 4. Aufl. Halle a. S., H. Schroedel, 1902. 50 S.

Edwin Wilke, Sprachheft für Mittelschulen und verwandte Lehranstalten. Ausg. C. 3. Heft (5. Schuljahr). Halle a. S., H. Schroedel, 1902. 68. S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42 I.

Die Erziehung zum Sprechen.

Von Dr. W. Berg, Königl. Oberlehrer im Kadettenkorps in Karlsruhe.

> **Man sagit von dûtischer zungen,**
> **siu si unbetwungen**
> **se vuogene herte;**
> **swêr si dicke berte,**
> **si wurde wol zêhe;**
> **als dem stahele ir geschêhe,**
> **dêr mit sinem gezowe**
> **ûf dem anehowe**
> **wurde gebouge.**
>
> (Anfang der Pilatuslegende, um 1170.)

Wer von der Bildungshöhe des 20. Jahrhunderts einen überschauenden Blick wirft auf den unendlichen Reichtum an Bildungsstoffen aller Art, die sich der moderne Kulturmensch angeeignet hat, dessen Brust wird in dem Hochgefühl schwellen, ein Bürger unserer Zeit zu sein. Was wird nicht alles gelehrt und gelernt! Die körperliche Ausbildung des gesunden Menschen wird erzielt und gefördert durch Bewegungsspiele, Turnen und mannigfache sportliche Übungen; die geistigen Fähigkeiten werden in methodischer Zucht wissenschaftlich geschult und für die erfolgreiche Betätigung auf allen Gebieten des geistigen Lebens unserer Tage geeignet gemacht. Wer da, wie gesagt, in den Entwicklungsgang der menschlichen Bildung zurückschaut und ihre in der Gegenwart erreichte, staunenswerte Höhe abschließend ins Auge faßt, der wird sich versucht fühlen, mit Goethes Wagner zu sagen:

> Es ist ein groß' Ergötzen,
> Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
> Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
> Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Es erscheint demnach fast unmöglich, sich eine menschliche Anlage vorzustellen, die in unserem hochgebildeten Deutschland die nötige Pflege nicht nur nicht erfahren hat, sondern sogar dem traurigen Lose völliger Vernachlässigung anheimgefallen ist. Und doch gibt es eine solche Anlage.

I. Die Vernachlässigung der Stimmbildung in der Gegenwart.

Die menschliche Stimme ist seit Jahrhunderten das Stiefkind der Bildung geblieben; sie ist es leider noch heute. Schon Locke klagt in

seiner Schrift: Some thoughts concerning education (1693), in der er viele feine Bemerkungen über Erziehung und Unterricht macht, daß ein gebildeter Mann sich nicht darum kümmere, wie jemand in seiner Muttersprache spreche, und weist auf das Beispiel der Alten hin, deren bedeutendste Männer sich täglich in ihrer eigenen Sprache übten. Und gerade die Stimme fordert doch die sorgfältigste Ausbildung und Schulung, denn sie ist ein schönes, scheinbar so einfaches und dabei doch einer so unendlichen Mannigfaltigkeit fähiges Werkzeug, das uns vor allem Lebendigen auf der Erde auszeichnet und uns erst mit der Würde des Menschentums krönt. Erst durch das Erzeugnis der Stimme, die Sprache, ist ja der Mensch imstande, jede feinste seelische Regung in die Form durchgeistigter Klänge, d. h. der Worte, zu gießen, sie seinen Mitmenschen kundzutun, Gegenwirkung zu erwecken und Verständnis und Gedankenaustausch zu erzielen. Was wären wir ohne sie! Was ist der Unglückliche, der sie entbehrt! Und doch — wie wenige schätzen die Kostbarkeit dieses herrlichen Kleinods heutzutage richtig ein! Unter der Staubschicht einer vielhundertjährigen Gleichgültigkeit und Stumpfheit hat es seinen Glanz verloren, wenn auch nicht seinen Wert. Der überwiegenden Mehrzahl der Menschen ist die Sprache schlechthin ein Verkehrsmittel, nichts weiter. So gleicht sie einer Münze, die, wenn auch abgegriffen und ihres ursprünglichen Glanzes bar, ihren Zweck erfüllt. Daß sie mehr ist, weit mehr, — wer denkt heutzutage noch daran? Nur wenige fordern, daß auch die Sprache, wie der Gesang, mit dem sie eng verschwistert ist, in eine künstlerische Schulung genommen werden solle. Überaus weitverbreitet ist dagegen die törichte Meinung, die Stimme bedürfe keiner besonderen Schulung, vom Berufe des Sängers und Schauspielers abgesehen; sie sei uns von der Natur gegeben, damit jeder spreche, wie ihm der Schnabel gewachsen sei; eine Stimmbildung sei etwas Unnatürliches, zum mindesten Überflüssiges. Wie gründlich falsch ist doch eine solche Ansicht! Freilich tut die Natur viel, aber weisheitsvoll nicht alles. Kein Mensch hat von ihr alles Gute wie auf einem Haufen empfangen, ohne daß das Übel gleich daneben läge. So ist es auch mit der Stimme und ihren Erzeugnissen, der Sprache und dem Gesange. Auch hier überläßt die Mutter Natur vieles der Liebe und Pflege des Menschen, der jedoch seinerseits das von Natur Gute in seinem Werte erhöhen und veredeln, das Störende und Schlechte aber wegschaffen und überwinden soll. Der Gebrauch eines Tonwerkzeuges muß sorgfältig erlernt werden, ehe man es zu seiner Beherrschung bringt. Unsere Stimme ist nichts anderes als ein solches Tonwerkzeug, nur edler und unendlich viel wichtiger als alle anderen, und darum kann man wohl ein ἄμουσος sein, darf aber kein Sprechstümper sein, wenigstens nicht,

wenn man auf eine allseitige Bildung Anspruch erhebt. Darum ist die Forderung, daß die menschliche Stimme von Kindheit an planmäßig ausgebildet, ja beinahe wie ein anderes Tonwerkzeug erlernt werden sollte, vollberechtigt.

Schon eine Betrachtung der Art und Weise, wie die menschliche Stimme Sprechtöne hervorbringt, macht das klar. Von jeher haben denkende Köpfe ihre Aufmerksamkeit dieser Frage zugewendet, aber erst sehr langsam kam man zu einer genügenden Kenntnis.[1]) Jetzt erkennen wir in dem Nachahmungstriebe den Hebel der Entstehung der Sprache und wissen, wie sich der physiologische Vorgang der kindlichen Nachbildung gehörter Laute vollzieht. Der Reiz wird durch das Gehör dem Gehirn zugeführt. Das Gehör ist also der Sinn, der die Nachahmung gesprochener Laute überhaupt ermöglicht. Vom Gehirn wird der Reiz auf die motorischen Nervenbahnen übertragen, die in die bewegenden Muskeln der Sprachwerkzeuge führen und sie veranlassen sollen, diejenigen Bewegungen zu machen, die einen dem gehörten Laute entsprechenden erzeugen. Dazu bedarf es einer unausgesetzten Übung, denn die Nervenwege, die hier in Betracht kommen, sind noch nicht beschritten gewesen und sollen erst an ihre Arbeit gewöhnt werden.

Schon hier aber, in der Kinderstube, beginnt die mißbräuchliche Verwendung der natürlichen Mittel, die Entstellung der Stimme. Da dem Gehörsinne die wichtige Aufgabe der Vermittlung zwischen dem gehörten Laut und seiner Nachbildung zufällt, so ist es klar, daß ein krankhafter Zustand in den Gehörwerkzeugen die richtige Wiedergabe eines Lautes erschwert. Leider sind solche krankhafte Zustände, die sich aus dem häufigen Mangel einer verständigen Pflege des Gehörsinns ergeben oder sich auch nach manchen Krankheiten des Kindesalters entwickeln, nichts Seltenes. Ferner ist die ungemein große Fülle und Verschiedenartigkeit der sprachlichen Laute und Geräusche, mit einem Worte, die Schwierigkeit der Sprache ein Hemmnis für die richtige Nachahmung. Bestände die Sprache nur aus Vokalen, so hätte der Nachahmungstrieb eine viel leichtere Arbeit. So aber ist die Folge der verwirrenden Menge von Lauten oft die, daß das in der Nachahmung der gehörten Laute begriffene Kind unrichtige Nervenbahnen beschreitet, also seine sprachlichen Werkzeuge falsch benutzt. So kommt das sprechenlernende Kind zu falschem Sprechen. Die Willenskraft, bewußt richtig nachzuahmen, hat es natürlich noch nicht. Vermehrt wird das Übel durch die beklagenswerte Tatsache, daß dem Nachahmungstriebe des Kindes von den Eltern,

1) Vergl. Liskovius: Theorie der Stimme, 1814, und Physiologie der Stimme, 1845.

Dienstboten und Gespielen, kurz von seiner gesamten Umgebung, oft genug gewohnheitsmäßig falsch gebildete Laute als Gegenstand der Nachbildung geboten werden. Daher gewöhnt sich das Kind allmählich daran, die tiefer liegenden, zarteren Werkzeuge der Stimme, Kehlkopf und Stimmbänder, übermäßig anzustrengen, und gelangt zu der falschen gutturalen, zuweilen auch zur nasalen Aussprache. In nicht wenigen Fällen zeigt sich schon früh Neigung zu den schwereren Sprechfehlern des Lispelns, Stammelns und Stotterns.

Das Lispeln (Dyslalia dentalis) entsteht zuweilen dadurch, daß Lücken in den vorderen Zahnreihen eine deutliche Aussprache der Zischlaute verhindern; meist aber ist die Ursache in der fehlerhaften Lage der Zunge zu suchen, die nicht hinter der unteren Zahnreihe, also nicht in ihrer normalen Lage, liegt, sondern durch die Öffnung der beiden Zahnreihen hindurchdringt. — Das Stammeln (Psellismus) ist nach Kußmaul[1]) „ein bald angeborener, bald ein erworbener Fehler, bald ist es nur funktionell durch schlechte Erziehung und mangelhafte Übung hervorgerufen, bald von organischer Natur". Wir haben es hier nicht mit dem organischen Sprachfehler zu tun — dessen Behandlung gehört allein in das ärztliche Gebiet —, sondern reden von dem „funktionellen, durch schlechte Erziehung und mangelhafte Übung hervorgerufenen". Der Stammler kann gewisse Laute, namentlich Konsonanten, nicht oder nicht gut sprechen. Er läßt sie daher entweder weg oder ersetzt sie durch andere oder spricht sie ganz undeutlich, z. B. Hanne für Halle, Niebe für Liebe, Tuchen für Kuchen usw. Mithin unterscheidet er sich scharf von dem Stotterer, der zwar alle Laute bilden, aber nicht mit anderen Lauten zu Silben und Wörtern verbinden kann, da er unter unwillkürlichen Muskelanspannungen leidet und von psychischen Depressionen beeinflußt wird. Die Schuld daran, daß ein Kind zum Stammler wird, ist häufig den Ammen, Kindermädchen und den Müttern selbst zur Last zu legen. Ich meine die alberne Gewohnheit, mit dem Kinde in dessen angeblich „niedlicher Sprache" selbst zu sprechen, die Kose- oder Ammensprache, die für das Kind oft recht gefährlich wird, weil es mit seinem starken Nachahmungstriebe die falsche Lautgebung sich fest aneignet und die Muskeln seiner Stimmwerkzeuge zu ganz falscher Artikulation anleitet.

Das Stottern (Balbuties) endlich ist der häufigste Sprachfehler und scheint nach statistischen Erhebungen mit dem Fortschritte der gesamten geistigen Entwicklung unseres Zeitalters zuzunehmen, eine Erscheinung, die wie die Zunahme der Geisteskrankheiten wohl in ursächlichem Zusammenhange mit der Überreizung des Nervensystems steht. Einige

1) Die Störungen der Sprache. Leipzig 1881.

Zahlenangaben sind bemerkenswert. Im Königreich Preußen stottern 1,12 Prozent aller Schulkinder, von den etwa 8 Millionen Schulkindern im Deutschen Reiche gegen 100000. Für Frankreich finde ich die Angabe von 130000.[1]) Ferner hat man festgestellt, daß viel mehr männliche Wesen stottern als weibliche. Über den Grund dieser Erscheinung bin ich mir nicht klar. Vielleicht ist sie auf die größere Zartheit und Elastizität der weiblichen Sprachwerkzeuge zurückzuführen. Der Sprachfehler des Stotterns hat eine ungemein umfangreiche Literatur entstehen lassen. Ich beschränke mich hier auf einige wenige Begriffsbestimmungen. So sagt z. B. Kußmaul: „Das Stottern ist eine spastische Koordinationsneurose, welche die Aussprache der Silben zu Beginn oder mitten in der bis dahin glücklich geführten Rede durch krampfhafte Kontraktionen an den Verschlußstellen des vokalischen und konsonantischen Artikulationsrohres behindert. Die Artikulation jedes einzelnen Lautes erfolgt richtig. Bei der Verbindung der Konsonanten, namentlich der Explosivlaute mit den nachfolgenden Vokalen, seltener beim Aussprechen von Silben, die mit Vokalen beginnen, wird die Rede aufgehalten, der Anfang der Silbe wiederholt, oder die vorhergehende wird gewöhnlich mehrmals wiederholt, bis das Hindernis überwunden ist und mit der Rede fortgefahren werden kann. Diese spastische Hemmung macht sich nicht zu allen Zeiten bemerklich; der Stotterer hat seine Intervalle, wo er ungehindert spricht." Der Lehrer der pathologischen Anatomie, Prof. Bock[2]) schreibt: „Das Stottern ist darin begründet, daß die einzelnen Sprechwerkzeuge nicht in regelmäßiger Reihenfolge ihre Tätigkeit entfalten, sondern in einer unregelmäßigen Weise. Die Ursache dieses Fehlers liegt wohl hauptsächlich in den Nervenverhältnissen, welche die Sprechwerkzeuge beherrschen. Es erklärt sich hieraus, weshalb Geistesverlegenheit, Schreck oder Furcht zum Stottern führen und ein kräftiger Wille dieses Übel beseitigen kann." Gutzmann[3]) endlich erkennt die Entstehungsursache des Stotterns „in dem Auftreten von unwillkürlichen Muskelbewegungen (Spasmen) innerhalb des Sprechorganismus beim Sprechen. Wir haben also Respirationskrämpfe, Stimmkrämpfe und Artikulationskrämpfe." Das Stottern wird durch anatomische Veränderungen im zentralen Nervensystem stets hervorgerufen; es kann ferner entstehen durch krankhafte Zustände des Gehirns und des verlängerten Markes (Medulla oblongata), durch akute Krankheiten, z. B. Diphtherie, Scharlach, Lungenentzündung, Stickhusten usw., durch angeborene organische Fehler, z. B. Gaumendefekte, Mandelver-

1) Chervin: Statistique du bégaiement en France. Paris 1878.

2) Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. Leipzig 1898.

3) Medizinisch-pädagogische Monatsschrift 1898.

größerungen usw. Affekte und psychische Depressionen, also Verlegenheit, Angst, Furcht, Ärger, Zorn usw. beeinflussen das Stottern ungünstig. Auch die geistige Begabung und das Temperament spielen dabei eine Rolle. Daher kommt es z. B., daß begabte Personen, weil sie sehr schnell denken, aber die Sprechmuskeln nicht so schnell bewegen können, und daß nervös aufgeregte Menschen mit hastigem Wesen (Choleriker) häufiger stottern als ruhige Menschen (Phlegmatiker). Am meisten aber entsteht das Stottern durch Nachahmung und Vernachlässigung in der Erziehung. Manche Kinder haben oft das Bestreben, stark und lebhaft empfundene Eindrücke beim Erzählen möglichst schnell in Worte zu fassen. Da sie aber noch nicht über einen reichen Wortschatz gebieten und sich nicht die nötige Zeit lassen, ihre Gedanken oder Empfindungen überlegt auszudrücken, so stoßen sie oft auf Hindernisse, die sie schnell überwinden möchten. So fangen sie an zu stottern. Schwierige Lautverbindungen, besonders konsonantische, und falsche Atemführung tun das Ihrige. Aus der schlechten Angewöhnung wird ein dauernder Zustand, der oft sehr fest sitzt. Eltern, Vormünder und Lehrer können dieses schwere Übel oft schon in der Wurzel erfolgreich bekämpfen, wenn sie das Kind zur Beobachtung größerer Ruhe und Überlegung beim Sprechen anhalten.

Andere Kinder, bei denen die mißbräuchliche Verwendung der stimmlichen Mittel noch nicht zu den eben behandelten, schweren Sprechfehlern geführt hat, fangen schon frühzeitig an, infolge ihrer falschen Sprechweise an Halsentzündungen und krankhaften Zuständen ähnlicher Art zu leiden. Durch das Schreien und Lärmen wird die Sache noch schlimmer, und die Stimme erleidet zeitweilig, manchmal selbst dauernd Schaden. Jeder hat doch die Erfahrung schon gemacht, daß Kinder im Spieleifer ihre Stimme durch Schreien überanstrengten und vollkommen heiser wurden, wenn auch nur vorübergehend. Aber eine solche Heiserkeit ist eben schon ein Beweis für die Mißhandlung der Stimme, die bei weiterer rücksichtsloser Behandlung dauernd geschädigt werden muß. Darum sollten Eltern und Lehrer mit größter Strenge, nötigenfalls sogar mit Strafen, der Neigung der Kinder zu wüstem Schreien und Kreischen, auch zur überlauten Nachahmung von Tierstimmen, entgegentreten. Kommt das Kind in die sogenannte Spielschule, den Kindergarten, so wird das Übel oft genug noch mehr gefördert, und zwar durch einen unzweckmäßigen Gesang, der der zarten Stimme noch viel mehr schadet, als das verkehrte Sprechen. Denn sehr oft wird das Kind hier genötigt, Töne zu bilden, die es in seiner Stimme noch gar nicht hat, oder die es zum wenigsten noch nicht anzusetzen versteht. Daß die Stimme unter einer so unzweckmäßigen Behandlung leidet, ihre natürliche Frische verliert, heiser, verschleiert, abgenutzt und gequält klingt, ist begreiflich.

Seltenreich[1]) erzählt, er kenne einen Knaben, der eine schöne, klangvolle Stimme gehabt habe und gerade deshalb zum Anführer der kleinen Sänger gemacht worden sei. Infolgedessen klinge seine Stimme nun derart dünn und rauh, daß man sich sofort frage, woher das kommen könne. Man glaube eine Stimme zu hören, die aus einem vollständig erkrankten Halse stamme. Derartige Fälle seien nicht vereinzelt, und man dürfe darüber um so weniger erstaunt sein, als die in den genannten Bewahranstalten gebrauchten Liederbüchlein sicher nicht mit Rücksicht auf den Stimmumfang der Kinder gewählt seien. Die bekümmerten Eltern solcher bedauernswerten Kinder merken wohl das traurige Ergebnis, legen es aber allen möglichen anderen Ursachen zur Last, weil ihr Ohr nicht an lautrichtiges Sprechen und Singen gewöhnt ist. Später kommt das Kind mit einer schon nicht mehr ganz gesunden Stimme in die Schule, muß auch da singen, und die Schädigung der Stimme nimmt zu. Unter den Chorälen z. B., die das sechs- und siebenjährige Kind in den beiden ersten Schuljahren singen muß, sind nur fünf, in denen das hohe C der ersten Oktave nicht überschritten wird. Nun hat das Kind seine eigene individuelle Höhe in der Stimme. Wenn diese Höhe ausreicht, um die höchsten Noten des betreffenden Chorals singen zu können, ist das ein Zufall. Viele Kinder in einer großen Klasse werden diese höchsten Noten nicht erreichen können. Dieser Umstand wird aber leider nicht beachtet, sondern Choräle und Lieder werden ohne jede Rücksicht auf die individuell so verschiedenen Kinderstimmen einstimmig gesungen. Das schadet natürlich der Stimme.

Dazu kommt ein weiterer Übelstand, der in dem kindlichen Ehrgeiz seine Wurzel hat. Kinder von acht bis zwölf Jahren vermögen nicht ohne Schaden für ihre zarte Kehlkopfmuskulatur längere Zeit, und nun gar eine volle Stunde, zu singen. Die meisten Kinder kennen und fühlen die Müdigkeit der Muskeln in den Stimmwerkzeugen noch nicht. Aber selbst wenn das eine oder das andere Kind doch einmal sich seiner stimmlichen Ermüdung bewußt werden sollte, so würde es sich sicherlich scheuen, dem Lehrer davon Mitteilung zu machen. Um daher trotz seiner Muskelmüdigkeit weiter singen zu können, namentlich aber aus Ehrgeiz, um nicht hinter den kräftigeren Sängern zurückzustehen, fängt es an, noch größere Anstrengungen zu machen und zu schreien. Dieses schreiende und kreischende Singen schadet aber der Stimme durch Überanstrengung, da die Höhe der Stimme von der Spannung der Stimmbänder und der Stärke des anblasenden Luftstromes abhängt, der wiederum eine An-

1) Stimme und Sprache. Badische Schulzeitung 1894, Nr. 18 und Badische Presse 1894, S. 170/171.

spannung der Muskeln erfordert. Die Folge ist klar. Nach einer Reihe solcher Anstrengungen im Gesangunterricht wird die Stimme rauh und spröde und oft für alle Zukunft verdorben. Solche bedauernswerte Kinder kommen dann, wie das laryngoskopische Beobachtungsmaterial einer Reihe von Jahren nachweist, mit stetig wiederkehrender Heiserkeit in die Behandlung des Arztes, und ihr Kehlkopf zeigt in vielen Fällen dieselben charakteristischen Veränderungen, die auch der Kehlkopf des erschöpften Sängers aufweist. Sie haben eben trotz ihrer Jugend schon einen sogenannten ausgesungenen Kehlkopf. Sehr bedauerlich ist es ferner, daß beim Eintritt der Geschlechtsreife, der der Zeit und den Lebensjahren nach gar nicht sicher bestimmt werden kann, sondern bald früher, bald später sich einstellt, die Stimme auf der Schule nicht überall und nicht immer in genügender Weise geschont wird. Die Stimmwerkzeuge stehen bekanntlich in einem wunderbaren Zusammenhange mit der Geschlechtsentwicklung. Die Veränderungen der Stimme, und zwar insbesondere der männlichen, sind in jener Zeit sehr mannigfach und auffallend. Der Tonklang wird unangenehm, bald dumpf, bald kreischend, bald heiser oder belegt; die Töne werden unrein und schwankend gebildet; das Atemholen wird schwerfälliger; alles ist mit seltsamer Anstrengung verbunden, namentlich bei den früher doch leicht erreichten, hohen Tönen; die Stimme schnappt über; manche Töne können gar nicht mehr oder doch nur sehr mangelhaft und umständlich gebildet werden. Wenn nun auf den beginnenden Stimmwechsel beim Knaben und auf die jeweilige Menstruation der Mädchen keine oder nur eine nicht ausreichende Rücksicht genommen wird, so sind Schädigungen der Stimme allerschwerster Art die unausbleibliche Folge. — Also sollen die Kinder in der Schule überhaupt nicht singen? O nein; aber man sollte mit der oberflächlichen Ansicht brechen, daß die Kinder, weil ihnen ja die Natur die Stimme auch zum Gesange gegeben habe, singen sollen, wie ihnen der Schnabel gewachsen sei. Über diesen Punkt bemerkt Prof. Engel[1]), einer der verdientesten Lehrer der Stimmbildung, geradezu ein Bahnbrecher auf diesem so schwer vernachlässigten Gebiete der Erziehung: „Allerdings läßt sich die Gabe nicht bestreiten, aber des Menschen Geist und Verstand schufen Kunst und Wissenschaft; diese haben uns gelehrt, wie die Stimmmittel zu verwenden sind, um die Stimme fürs Leben gesund und kräftig zu erhalten, und durch sie sind wir jetzt instand gesetzt zu beweisen, daß das Sprechen und Singen ohne vorhergehende Stimmbildung die Stimme verdirbt. In früheren Jahren, wo Vorschulen und allgemeiner Schul-

---

1) Über die Notwendigkeit der Stimmbildung in den Schulen. Dresdener Anzeiger 1890, Nr. 180.

zwang uns noch fern lagen, da wurde der Kinder Stimmmaterial besser geschont, da war das Wort „Naturgesang“ auch noch am richtigen Platze, heute aber kann bei uns hiervon nicht mehr die Rede sein, denn fast jedes Kind muß vom zartesten Alter bis zur Mutation, ja häufig selbst während dieser Zeit, an Stimmmaterial mehr hergeben, als es in seiner natürlichen Lage besitzt. Die Stimmen werden entstellt und überanstrengt. Deshalb behaupte ich: mit den Schulen sind die Anforderungen an die Kinderstimmen ganz bedeutend gewachsen, alles Natürliche ist ihnen genommen, und wenn die Kinder die Schulen verlassen, so sind ihre Stimmen durch die verkehrte Behandlung erkrankt, und in den seltensten Fällen werden sie den natürlichen Umfang wieder erreichen. Diese Überanstrengung der Stimmen ist sozusagen zur allgemeinen Krankheit der jetzigen Generation geworden, und ihr ist es zuzuschreiben, wenn der Mangel an guten, umfangreichen Stimmen immer fühlbarer wird. Als Krankheit zeigt sie sich uns in den meisten Fällen erst nach Verlauf der Mutation, und wer, wie ich, Gelegenheit hatte, viele Stimmen zu prüfen, wird erstaunen über den wirklich traurigen Zustand derselben. Der Ansicht, nur ganz vereinzelte Personen seien mit besonderem Stimmmaterial begabt, muß ich entschieden entgegentreten; ich habe durch Prüfungen erfahren, daß die allgütige Natur das Material ziemlich gleichmäßig verteilt, jedoch wir selbst an der Erkrankung oder gar dem Verlust der Stimmen durch unbewußt falsches Sprechen und Singen die Schuld tragen.“

Wir haben eine deutsche Schriftsprache seit Luthers Tagen, eine Schriftsprache, die aus der Flut der Mundarten emporgestiegen ist und sich aus allerlei Schwulst und Ausländerei heraus die Beherrschung des reinen deutschen Wortes erarbeitet hat und noch immer weiter erarbeitet, wenn auch die Tagespresse und ihre flüchtigen Erscheinungen oft genug an ihrem Besitzstande rütteln. Aber dieses Hochdeutsch ist ein Schrifthochdeutsch geblieben; ein allgemein gültiges Sprechhochdeutsch haben wir leider immer noch nicht. Und unsere Bühnen? Sind sie nicht die Stätte, wo die Pflege des mündlichen Ausdrucks zu Hause ist? Sollte nicht wenigstens hier die Heimat jenes Sprechhochdeutschen sein? Ganz recht; sie sollte es sein, aber sie ist es nur in vereinzelten Fällen. Und daran trägt ein von überaus vielen Schauspielern mißverständlich aufgefaßter Naturalismus die Schuld. Ihr Studium hat sich von der Schulung der Stimme und Sprache, die doch die Dolmetscher der Bühnendichter sind, zu einem Rollendrill hingewandt, der nimmermehr ein ernstes Studium genannt werden kann. Wie wenige Schauspieler treffen wir, deren Sprache von mundartlichen Färbungen frei ist; wie wenige haben eine richtige Atemführung und einen sicher erfaßten Begriff von rhetorischer Periodisierung! Am besten wird noch von den älteren Schauspielern

gesprochen, die einst sprechen lernten, als man noch mehr Achtung vor der Sprechkunst hatte. Aber auch sie sprechen vielfach noch nicht so, wie sie könnten, wenn sie sich nicht autodidaktisch gebildet hätten, und wenn ihnen früher die physiologischen Grundlagen der Sprechkunst vom wissenschaftlichen Standpunkte aus beigebracht worden wären, d. h. also eine festgegründete Kenntnis von den Verrichtungen des Zwerchfells, der Lungen, des Kehlkopfs usw. Auch bei diesen besseren Sprechern also finden wir Mängel des Tonansatzes, die eine Folge irrtümlicher Sprechtechnik sind, nach der z. B. mit der Arbeit des Zwerchfells nicht immer zugleich die der Lungen verbunden ist, oder manchmal nur die Lungenspitzen tätig sind, nicht aber die ganze Atmungsvorrichtung.

Und noch weniger, wie von den Brettern herab, die die Welt bedeuten, hören wir ein vollendetes Sprechen vom Schulkatheder, von der Kanzel, von der Rednertribüne in Versammlungen und Parlamenten. Hier sind die Fehler der mundartlichen Redefärbung, der mißbräuchlichen Atemführung und falschen Periodisierung der Rede noch viel häufiger, ja geradezu die Regel. Da treffen wir eine nasale Aussprache, derzufolge der Sprechton, weil er vor seiner Bildung in der Mundhöhle durch die Nasengänge gleitet, klein und dünn wird und lächerlich wirkt; dort tritt uns das gutturale r entgegen, ein schnarchender Laut, der den Wohlklang und die Reinheit der Vokale ertötet, weil er sie am Gaumen und in der Rachenhöhle festhält. So werden die hohen und dünnen Kehlkopflaute gebildet, deren fortgesetzte Erzeugung durch den stetigen Reiz, den die im Schlunde schwingenden Schallwellen auf die zarten Schleimhäute des Rachens ausüben, in vielen Fällen auf dem Wege der Austrocknung und Entzündung zu den berüchtigten chronischen Rachenkatarrhen führt. Namentlich die preußische Aussprache läßt das r oft wie ch erscheinen, z. B. Ich werde wachten (= warten); wir sind im Gachten (= Garten); die hachte (= harte) Schale usw. Aber auch das weiche g wird oft zu einem ch, das den Hals müde macht, z. B. Jacht (= Jagd); guten Tach (= Tag) usw. Andere mundartliche Eigenheiten[1]), wie z. B. die der sächsisch-thüringischen Aussprache, bei der man sehr oft die Empfindung hat, als sei der Sprecher mit einem Stockschnupfen behaftet, schädigen die Tonentwicklung durch mangelhafte Atmung und gaumigen Ansatz. Man kennt ferner den quiekenden Ton, der die Folge der gellend hochgeschraubten Aussprache der Ostpreußen ist, die unter anderem auch das e zu a verbreitern, und die nasale Färbung im Munde

1) Vergl. zu den vorstehenden und den folgenden Ausführungen S. Detschy: Erziehung der Sprache, in Velhagens und Klasings Monatsheften, Heft 10, Juni 1902.

der Hannoveraner, die ä statt a sagen. Ich möchte hier nicht mißverstanden werden. Die Mundart ist gewiß das Echte und Ursprüngliche, während die Schriftsprache das Spätere, Entwickelte ist. In der Mundart pocht der Pulsschlag des heimatlichen Fühlens und Denkens; sie ist der ewig kräftige Mutterboden, der durch seine wortbildnerische Fruchtbarkeit die Schriftsprache nährt. Aber die Schriftsprache ist doch nicht, wie Sievers[1]) mit Geringschätzung ausspricht, ein „verkünstelter Jargon der Schule, der Kanzel, des Theaters oder des Salons", sondern das Erzeugnis einer organischen Entwicklung. Deshalb darf sie nicht zur Seite geschoben werden, sondern hat ein Anrecht darauf, von allen Gebildeten richtig gepflegt zu werden. Sie ist ja die Sprache unserer Literatur und ein Mittel der Verständigung für die vielen, mundartlich so weit getrennten Stämme unseres Vaterlandes, also ein hohes, nationales Gut, das mithilft, alle Deutschen zu einer Volkseinheit zusammenzuschließen. Ich könnte die oben angeführten Beispiele von den gesundheitschädigenden Einflüssen gewisser mundartlicher Lautgebung noch erheblich vermehren, halte aber die mitgeteilten für genügend, um erkennen zu lassen, wie richtig leider die Behauptung ist, daß wir, als Volk, zwar ein Schrifthochdeutsch, aber noch kein reines und allgemein gültiges Sprechhochdeutsch besitzen.

Überall klingt uns vielmehr bei berufsmäßigen Sprechern und auch sonst eine Sprache entgegen, die uns die vielgestaltigen Mundarten und ihre die Stimmwerkzeuge beeinflussenden Folgeerscheinungen erkennen läßt. Es ist ein feierlich zurecht gemachtes, steifleinenes Sonntagsdeutsch, aber die ihm umgehängte Löwenhaut ist zu kurz, sie deckt die Blöße nicht. Mit ungeschultem Organ, das leicht ermattet, mit einem Kehlkopf, der infolge falschen Gebrauches mehr oder minder bereits kränkelt, betreten viele unserer berufsmäßigen Sprecher die Bühne, das Katheder, die Kanzel oder die Tribüne und vermögen es nicht, bei dem Fehlen einer gründlichen Sprechtechnik, die Töne lautrichtig anzusetzen und voll und frei ausklingen zu lassen. Die Stimme ist schwach, ungeübt, wird dabei rücksichtslos in kunstwidriger Weise ausgepumpt, und der Redner ist oft gar nicht imstande, hochwichtige und oft geistvoll verknüpfte Dinge verständlich und mit Ausdruck zu Gehör zu bringen. Nach kurzer Bemühung erlahmt er und quält sich und seine Zuhörerschaft hin, natürlich ohne das Maß des Erfolges, den die von ihm vertretene Sache hätte haben können. Denn die Wirkung geht größtenteils in einer Intervallarmut und Eintönigkeit unter, die wie das gleichmäßige Murmeln eines Baches oder Ticken einer Uhr eine Art von unwiderstehlicher Hypnose, einen

1) Sievers: Grundzüge der Phonetik, Leipzig 1893, § 1 S. 3.

Schlafzwang, auf gar viele Zuhörer ausübt. Andere Redner, die selbst den Mangel an Verständlichkeit fühlen, mit dem ihre Aussprache behaftet ist, verfallen, um dieses Übel zu beseitigen, in den für die Kopfnerven ihrer Zuhörer ganz unerträglichen Fehler zu schreien und ihre Sprechtöne immer höher hinaufzutreiben. Und dabei vermag doch selbst das lauteste Schreien nicht im entferntesten die Perceptibilität der Stimme zu erzielen, d. h. das Vermögen, sie über einen weiten Raum hin mit voller Verständlichkeit erschallen zu lassen. Solche Schreihälse unter den Berufsrednern treiben denn auch ihr Handwerk — denn von Kunst ist hier nicht mehr die Rede — nicht lange. Ihre Stimme geht ohne Gnade zugrunde, und sie erinnern dann an die bedauernswerten, typischen Schaubudenausrufer, die ja alle Kandidaten für chronische Kehlkopferkrankungen sind. Aber unser deutsches Volk, könnte man einwenden, hat doch ungeschulte Redner gehabt und hat sie noch, die einen bedeutenden Einfluß auf ihre Zuhörer ausübten und noch ausüben. Ganz gewiß ist das an sich richtig. Die großen Redner des Mittelalters z. B., ein David von Augsburg, ein Berthold von Regensburg, die Prediger der Mystik, auch einzelne Reformatoren, an ihrer Spitze Luther selbst, und in neuerer Zeit die Redner des Frankfurter Parlaments, Gagern, Dahlmann, Radowitz, Blum u. a. m., sowie die Redner der späteren preußischen und deutschen Parlamente, ein Vincke, Bennigsen, Mallinckrodt, Windthorst, vor allem Bismarck — sie alle sind ungeschulte und doch berühmte und höchst erfolgreiche Redner gewesen. Aber sie wirkten eben mehr durch die Volkstümlichkeit ihrer Reden und wurden unterstützt, wenigstens in der großen Mehrzahl, durch eine hohe natürliche Begabung, wie sie nur wenige haben. Wie ganz anders noch würden ihre Reden gezündet und hingerissen haben, wenn sie mit bewußter rhetorischer Kunst gesprochen worden wären!

Aber worin besteht diese rhetorische Kunst, mit der erst die letzten, tiefsten Wirkungen erzielt werden können? Kurz gesagt, darin, daß nicht minder als die stoffliche Seite der Beredsamkeit, d. h. die kunstmäßige Gestaltung des Stoffes, mit der der Redner die Zuhörer belehren, gewinnen und überzeugen will, auch die äußere Seite der Darstellung, die wir Vortrag nennen, durch ihre Wirkung auf Ohr und Auge fesselt und hinreißt. Denn der kunstgerechte Vortrag soll nicht nur den Sinn des stilistischen Erzeugnisses treu und verständlich wiedergeben, sondern auch die Gemütsstimmung, in der es verfaßt ist, auf den Hörer übertragen. So wird selbst eine mittelmäßige Rede, wenn sie gut, d. h. eben kunstmäßig, vorgetragen wird, eine größere Wirkung ausüben, als selbst die beste, wenn sie schlecht gesprochen wird. Die erste Bedingung eines guten Vortrags ist eine auf kunstmäßiger Schulung der Sprechwerkzeuge

beruhende, lautrichtige und deutliche Aussprache und Betonung der Silben und Worte. Dazu kommt ferner die gehörige, das Verständnis erleichternde Beobachtung der durch die Zeichensetzung gegebenen syntaktischen Pausen, die man von den rein rhetorischen wohl zu unterscheiden hat. Die sorgsame Beobachtung dieser Punkte ergibt den grammatischen Vortrag. Die nächste Stufe ist der charakterisierende Vortrag, der bezweckt, nicht nur Sinn und Charakter der verschiedenen Teile und Gliederungen der Rede, sondern auch die vom Sprecher bei der Abfassung der Rede gefühlten Empfindungen in angemessenem Ausdrucke darzustellen. Dazu ist eine Stimme notwendig, die durch Schulung zu Klangreichtum und Kraft gefördert, durch strenge Zucht beherrscht und biegsam gemacht ist und sich den verschiedenartigsten Gemüts- und Seelenstimmungen leicht und gewandt anbequemt, ferner Geläufigkeit der Zunge, richtige Anwendung der verschiedenen Tonlagen und ihrer mancherlei Klangfärbungen, je nach den Stimmungen und Gemütszuständen, die der betreffende Abschnitt der Rede ausdrücken und auch in der Seele der Zuhörer hervorrufen soll. Von hoher Wichtigkeit ist ferner die Atemführung, das Atemholen, das nur bei solchen Stellen der Rede eintreten darf, wo ein Absetzen sinngemäß geboten oder wenigstens erlaubt ist, das aber nie hörbar werden darf. Weitere Erfordernisse sind eine genaue Beobachtung des Redetons, also eine Hervorhebung der wichtigeren Begriffe und Vorstellungen durch stärkere Betonung, gleichsam ein Unterstreichen mit der Stimme, sowie eine sorgfältige Beachtung des dem Inhalt des Redeabschnitts entsprechenden Grades von Geschwindigkeit der Wortfolge, die bei leidenschaftlicher Erregung sich steigern, bei ruhiger Betrachtung aber, auch zum Zwecke des Ausdrucks gedämpfter Gemütsstimmungen, sich mäßigen muß. Dabei ist auch zu bedenken, daß die rednerische Gebärde, zu der auch das Mienenspiel gehört, selbstverständlich nur da, wo sie am Platze ist, und auch da nur sorgfältig beherrscht, ein wirksames Hilfsmittel ist, das gesprochene Wort eindrucksvoller zu machen. Mienen, Bewegungen und Körperhaltung dürfen jedoch niemals etwas Gekünsteltes haben; der Redner soll sich vielmehr ganz von seiner natürlichen Empfindung leiten lassen. Die Überzeugung von der Wahrheit und Bedeutsamkeit dessen, was er sagt, und die warme Teilnahme für die von ihm vertretene Sache oder Person werden ihn schon den richtigen Ton und die passende Gebärde finden lassen. Der gutgeschulte Redner kann mit wohltönender Stimme stundenlang sprechen, ohne daß er selbst ermattet oder den Hörer ermüdet. Er wird vom Sprechen nie heiser, und selbst bei katarrhalischen Reizzuständen des Halses wird er leistungsfähig bleiben, wenigstens ungleich länger als der ungeschulte Redner. Er versteht es, indem er für jeden neuen Satz, jeden neuen

Gedanken, jede neue Empfindung eine neue Klangfärbung findet, das Wort variatio delectat zur Geltung zu bringen. So wird er immer wieder aufs neue anregen und fesseln, und seine mit künstlerischer Sicherheit geleitete und in allen Tonschattierungen beherrschte Stimme wird den Inhalt seiner Rede gleichsam zu einem plastisch wirkenden Gemälde machen, das vor dem geistigen Auge seiner Gemeinde vorüberzieht. Eine gute Rede oder ein guter Vortrag muß in dem Zuhörer die Vorstellung erwecken — ich möchte sie geradezu als Suggestion bezeichnen —, daß er das erlebt, wovon der Redner spricht. Der kunstmäßig gebildete Redner versteht es, die Bedeutung jedes Lesezeichens, ferner das crescendo in der Periodisierung und das ritardando des eingeschobenen Satzes künstlerisch herauszuarbeiten und zu verwerten; er kennt die Bedeutung der Pausen und Einschnitte, die darin besteht, sich selbst und den Zuhörer ausruhen zu lassen, und er weiß auch umgekehrt in leidenschaftlich gesteigertem Zeitmaß mit sich fortzureißen. So ist der geschulte Redner ein Zauberer, der in stetem Wechsel, frisch bis zuletzt, seine Gemeinde nach seinem Willen führt und sie ohne Abspannung seinen Worten bis zuletzt lauschen läßt. Wie ganz anders würden die Reden wirken, gleichviel ob sie religiöse, wissenschaftliche oder politische Stoffe behandeln, wenn die Redner diese Kunst des Vortrags gründlich beherrschten!

Und nun die Kehrseite! Wie unersprießlich und unerquicklich nach der ästhetischen Seite hin das laienhafte Sprechen ist, habe ich schon oben berührt. Gar mancher berufsmäßige Sprecher, sei er nun Geistlicher, Richter, Gelehrter, Lehrer, Schauspieler oder Offizier, fühlt das auch und bemüht sich, noch nachträglich praktisch-phonetische Studien zu betreiben, meist freilich heimlich, ohne es eingestehen zu wollen, weil die große Menge noch immer unbegreiflicherweise solche Studien belächelt oder offen verspottet. Viel ernster und betrübender aber ist die Tatsache, daß die Vernachlässigung der stimmlichen Mittel auch höchst unhygienisch ist, und daß ihre Folgen oft tief in das Berufsleben einschneiden und manche Existenz zerbrechen. Ist das noch nicht bekannt genug, und bedarf es immer noch neuer Opfer, damit endlich das öffentliche Gewissen erwache? Man braucht nur die Spezialärzte für Halsleiden zu fragen und wird vor der Größe der Verwüstung, die der verkehrte Gebrauch der stimmlichen Mittel erzeugt, erschrecken.

Ein großer Teil unserer Schauspieler z. B. ist durch eigene Verschuldung halskrank. Mit Angst gehen sie als „chronische Patienten" der Rachenärzte auf die Bretter, wo sie oft schon nach dem zweiten Akte heiser werden; oft müssen sie in ihrem Berufe pausieren, um sich zu schonen; viele sehen sich genötigt, ganz abzugehen, wenn sie nicht noch rechtzeitig sich entschließen, praktisch-phonetische Studien zu betreiben, die

meist noch helfen, wenigstens das noch vorhandene Stimmmaterial erhalten. Auch die Zahl der kehlkopf- oder rachenkranken Lehrer, die schon nach einer halbstündigen Unterrichtstätigkeit stimmmüde oder heiser sind, ist Legion. Die Pilgerzüge nach dem gepriesenen Mekka-Ems oder anderen Badeorten, oft mit schweren Opfern erkauft, bringen meist nur eine vorübergehende Besserung; in vielen Fällen bleibt selbst diese aus, trotz sorgfältigster Schonung, trotz peinlichster Innehaltung der ärztlichen Vorschriften. Das Ende ist für die bedauernswerten Leidenden ein früher Abschied vom Amt und ein Leben voller Gram und Verbitterung. Die Ärzte können eben ohne eingehendes Verständnis der Stimmbildung diese Halsleiden weder richtig erkennen noch dauernd heilen. Dieses Urteil wird durch die Worte eines Spezialarztes für Halsleiden, des Dr. Schwidop in Karlsruhe, voll bestätigt. Er schreibt[1]: „Wir Ärzte müssen einsehen lernen, daß es sich bei vielfachen Leiden der Stimmwerkzeuge um mehr und anderes handelt, als um Erkrankungen, die lokale Eingriffe und allgemeine Behandlung verlangen, daß es eine Behandlung der Stimmwerkzeuge gibt, die nicht die geübte Hand und das Auge des Arztes erfordert, sondern die nur auf dem Gebiete der Stimmbildung liegt. Wie die chronischen Katarrhe, manche durch sie bedingten tiefer gehenden Veränderungen, wie viele nervöse Beschwerden usw., die in dem mehr oder weniger ausgeprägten Versagen der Stimme ihren Grund haben, durch die Stimmbildung total geheilt werden und dauernd geheilt bleiben, so vermögen wir durch die Stimmbildung auch sämtliche Sprechfehler, die nicht in anatomischen Verhältnissen ihre Ursache haben, das Stammeln, Lispeln, Stottern usw., oft ohne besondere Mühe zu beseitigen." Auch Hennig[2]) sagt über diesen Punkt: „Nur ein Hausarzt, der zugleich auch auf die Pflege der Sprechorgane viel gibt, ist ein richtiger Ratgeber; er wird im geeigneten Falle auch das systematische Anstellen von Sprechübungen als geeignetes Heilmittel anerkennen und empfehlen. Ein im Munde gewohnheitsmäßig an falscher Stelle anschlagender Sprechatemstrom oder Gesangtonstrom kann nicht durch Brennen und Beizen auf die richtige Resonanz hin eingelenkt werden; dies muß vielmehr durch zweckentsprechende Sprech-(Gesang-)Übungen geschehen; diese aber werden die Gesundung herbeiführen. Ein Hals- und Kehlkopfspezialist, der die Anwendung von Sprechübungen grundsätzlich verschmäht, oder dessen Ohr zwischen „gutem und schlechtem" Sprechen kritisch nicht zu entscheiden vermag, entbehrt wichtige Hilfsmittel zur Ausübung seines Berufes." Ähnlich wie mit den Schauspielern und Lehrern steht es nun auch mit den Offizieren und

1) Sprache, Stimme und Stimmbildung. Karlsruhe 1898. S. 37 flg.
2) Lerne gesundheitsmäßig sprechen! Wiesbaden 1899. S. 51.

Unteroffizieren. Ich führe auch hier wieder Schwidops[1]) Bemerkungen an. Er sagt: „Der Unteroffizier und der Offizier werden am Tage ihrer Beförderung ganz plötzlich vor gewaltige Aufgaben gestellt und sind zu Anstrengungen ihrer Stimmmittel gezwungen, auf die sie sich nicht systematisch vorbereiten konnten, in deren Handhabung sie nicht unterrichtet und allmählich ausgebildet wurden, wie der Soldat im Gebrauch seiner Körperkräfte. Unter diesen Umständen geht bei den fortgesetzten Anstrengungen die Stimme ohne Gnade zugrunde, bald früher, bald später. Wer hat es noch nicht gehört, wie die Stimmen der Offiziere, so markig und kräftig sie scheinen, plötzlich vollständig umschlagen, überschnappen! Wie manche Kommandostimme klingt überhaupt rauh, schnarrend und heiser oder gar in der so fürchterlich entstellenden, höchsten Fistel! Und das meist schon vom Kompaniechef aufwärts, einer Charge, in welcher der Offizier erst in das beste Mannesalter eintritt — und dabei diese rauhe, schnarrende, fast bei jedem Kommando überschnappende Stimme, abgesehen von den dadurch verursachten Beschwerden der unvermeidlichen chronischen Katarrhe. Ein jüngerer Leutnant ist mir besonders im Gedächtnis, dessen Stimme nach wenigen Dienstjahren schon so ruiniert war, daß sie selbst bei der leisesten Unterhaltung rauh und heiser klang. Viele werden weniger den Anstrengungen beim Kommandieren, als vielmehr dem Genuß von Bier und Tabak die Schuld am Ruin der Stimme beimessen. Von ärztlicher Seite ist es jedenfalls bis auf den heutigen Tag nur zu oft geschehen und dann unbarmherzig im Halse und Rachen geätzt und gebrannt worden und dabei nur des Guten zuviel geschehen und das Übel nur noch verschlimmert. Aber mit Unrecht! Ganz ohne Folgen bleibt ja wohl der Genuß von Bier und Tabak nicht; so weit verbreitet aber auch die Gewohnheit des Bier- und Tabakgenusses heutzutage in der Welt ist, es gibt doch in jedem Berufe Menschen, die beides nicht kennen, und gerade im Offizierstande eine große Anzahl, vielleicht eben, wie mir in einigen Fällen gesagt wurde, weil sie ihre Stimme nicht durch den chronischen Rachenkatarrh, die scheinbar unvermeidliche Folge jener Genüsse, verderben wollten. Und doch erleiden sie dasselbe Schicksal! Eine Zeitlang geht es; dann kommt das Bedürfnis nach Schonung; es folgen Medikamente, Badereisen usw., bald nach kürzerer, bald nach längerer Zeit, aber unaufhaltsam geht es dem Ruin entgegen. Und wie viele sind es, die beim Übergange vom Hauptmann zum Major oder bald darauf haben den Abschied nehmen oder den Truppendienst verlassen und zum Verwaltungsdienst übergehen müssen, aber nicht, weil sie körperlich verbraucht oder nicht befähigt waren, sondern

---

1) A. a. O. S. 12 flg.

weil ihre Stimme zugrunde gerichtet war! Ein mir näher stehender Stabsoffizier versicherte mir, daß er regelmäßig in jedem Jahr zur Zeit der größten Arbeit im Frühjahr an wochenlanger Heiserkeit usw. leide, lediglich infolge der Anstrengung der Stimme, und diesen Erfahrungssatz werden wir leider nur zu oft bestätigt finden." Bei den Predigern und anderen Personen, die berufsmäßig viel zu sprechen haben, liegt die Sache gerade so traurig. Wenn nun schon beim Sprechen die Stimme oft erkrankt oder gar zugrunde geht, so ist das noch in vermehrtem Maße der Fall beim Singen. Wie bald sind oft die schönsten Stimmen abgesungen! Aber das führt uns hier zu weit, und ich will deshalb nur auf die Schrift eines hervorragenden Arztes[1]) hinweisen, der diesen Gegenstand eingehend behandelt. Ich habe den in unserem Vaterlande auf dem Gebiete der Stimmbildung herrschenden Zustand gewiß nicht zu schwarz geschildert. Dabei habe ich noch gar nicht einmal die allgemein bekannte Tatsache herangezogen, daß auch viele körperliche Leiden die Stimme und Sprache schädigen können. Dahin gehören z. B. der Heuschnupfen, chronische Katarrhe, auch einzelne konstitutionelle Krankheiten. Mehr als diese alle aber schädigt der ständige Mißbrauch die hochwichtigen Sprechwerkzeuge. Es ist wirklich höchst betrübend, daß wir trotz unseres ehrlichen Strebens nach Vervollkommnung auf so vielen Gebieten der Kunst und Wissenschaft gerade die Pflege der Stimme und Sprache völlig vernachlässigen, daß wir heute, wo uns öffentliche Redner aller Berufszweige, Bühnenkünstler, Kanzelredner, die Hüter unserer Rechtspflege usw., so viel Wissenswertes und Belehrendes, so viel Erhebendes und Entscheidendes zu sagen haben, auf dem Gebiete der Stimmbildung es nicht weiter gebracht haben, als unsere Vorfahren in den Zeiten einer viel tiefer stehenden Geistesbildung. Und woran liegt das? — Daran, daß in den weitesten Kreisen unserer gebildeten Bevölkerungsschichten keine Teilnahme für diese im alltäglichen Leben so wichtige Sprechkunst vorhanden ist, daß das Verständnis für sie stumpf ist, und zwar deshalb stumpf ist, weil unser Ohr nicht an lautreines und richtiges Sprechen gewöhnt ist. So seltsam das auch klingt, es ist darum leider nicht minder wahr. Und darum verhallen die Mahnrufe der wenigen, die in der Stimmbildung mit Recht eine nationale Aufgabe und Pflicht erblicken, ohne ein Echo zu wecken.

II. Die Stimmbildung bei den Alten und im heutigen Frankreich.

Nicht immer ging man mit dem Kleinod der menschlichen Rede so achtlos um, wie wir es jetzt noch tun. Die beiden großen Kulturvölker

1) Krause: Die Erkrankungen der Singstimmen, ihre Ursachen und Behandlung. (Nach einem Referat vorgetragen auf dem XII. Internationalen medizinischen Kongreß zu Moskau.) Berlin 1898.

des Altertums hatten von alters her einen hohen Begriff von der Bedeutung der edlen, formvollendeten Rede und Sprache. Vor allem waren es die Griechen, die in der Verfolgung ihres Bildungsideales, alle Fähigkeiten des Menschen, die geistigen wie die leiblichen, in harmonischer Durchbildung zu entwickeln, auch diese edle menschliche Anlage unter die Obhut der sorgsamsten Pflege stellten und in ihrer Entwicklung einen wichtigen Teil der Erziehung sahen. Sie folgten damit nur dem Gebote der Notwendigkeit, da das gesprochene Wort bei den Verhältnissen des altgriechischen Lebens eine viel höhere Bedeutung hatte, als in unserem Zeitalter des Papiers und der Druckerschwärze. Wie sie durch gymnastische Übungen den Muskelbau des Körpers unablässig ausbildeten und ihn zu der edlen Schönheit entwickelten, die ihren bildenden Künstlern allein die Schöpfung ihrer plastischen Idealgestalten ermöglichte, so erzogen sie auch jene leibliche Anlage der Stimme und Sprache in kunstvoller Pflege zu ihrer hohen Aufgabe, die würdige Dolmetscherin der Gedanken und Empfindungen zu sein. Nicht ohne Grund ging im allgemeinen der Unterricht beim Pädotriben und Kitharisten dem beim Grammatisten voran. Nach den Stunden, die der hellenische Jüngling im Gymnasion damit zugebracht hatte, in körperlichen Übungen aller Art sich eine völlige Herrschaft über alle Sehnen und Muskeln seines abgehärteten Körpers zu erringen, lernte er von den Philosophen die Kunst des logischen Denkens, die Dialektik, von den Rhetoren, denen man Summen von staunenswerter Höhe bezahlte, die Kunst des Aufbaues einer Rede und von diesen oder guten Schauspielern in systematischem Unterricht die Beherrschung der stimmlichen Mittel und die Sicherheit in der Atemführung und Zungentechnik. Erst eine solche Schulung vollendete die Erziehung des gebildeten Griechen und machte ihn reif für ein wirkungsvolles Auftreten im öffentlichen Leben. Denn das Volk war ein strenger Richter; es stellte die höchsten Anforderungen an die Form und den Vortrag einer Rede und verfolgte, wie das Beispiel des jugendlichen Demosthenes zur Genüge zeigt, mit unbarmherzigem Spotte den, dessen Organ nicht geschult und dessen Sprache nicht einwandsfrei war. Auf der anderen Seite hatte aber auch der Meister des Wortes einen ungeheuren Einfluß; er konnte die Leidenschaften der Menge entfesseln, aber auch die Flamme der Begeisterung auflodern lassen, daß sie in edler vaterländischer Tat sich äußerte, selbst noch in den Zeiten der fortgeschrittenen politischen Zersetzung, wie das die philippischen Reden des Demosthenes beweisen. — Die Römer waren auch auf dem Gebiete der Stimmbildung die Schüler der Griechen und entwickelten sie weiter, und wir wissen von Quintilian, daß sie hinsichtlich jeder Art von Rede Forschungen angestellt haben, sowohl

über die Stimme selbst, als auch über die Mittel, sie zu heben, zu stärken und geschmeidig zu machen. Die römischen Rhetoren, der jetzt gewöhnlich Cornificius genannte auctor ad Herennium, Cicero, Quintilian und Fortunatian und die griechischen Rhetoren der sophistischen Zeit hielten alle fest an den fünf Teilen der Rede: inventio (εὕρεσις), dispositio (τάξις oder οἰκονομία), elocutio (λέξις), memoria (μνήμη) und actio, später vorwiegend pronuntiatio (ὑπόκρισις) genannt. Hier handelt es sich nur um den Vortrag, die actio. Sie ist verhältnismäßig spät, d. h. seit den Zeiten der Stoiker, von der Technik berücksichtigt worden, und es fehlt an eingehenden Ausführungen[1]) über sie. Sie umfaßte neben dem eigentlichen rednerischen Vortrag auch das Gebiet der Gebärden, die anfänglich, soweit man darunter Bewegungen der Hand und des Körpers zu verstehen hat, beim Vortrage überhaupt nicht üblich gewesen zu sein scheinen. Aber in der Blütezeit der rednerischen Kunst wurden namentlich für die Handbewegungen je nach den Teilen der Rede die genausten Vorschriften und Winke gegeben.[2]) „Quintilians Andeutungen lassen uns erkennen, bis zu welchem Grade die Alten von dem Bewußtsein durchdrungen waren, daß die Beredsamkeit eine Kunst, der Redner ein Künstler, eine gute Rede ein Kunstwerk sei, und zeigen, daß es als solches von uns müsse betrachtet werden. Die Theorie der Beredsamkeit der Alten und die praktische Betätigung derselben ist es denn auch fast allein, welche auch die Gegner der Altertumsstudien noch gelten lassen. Und gar manche, welche in fein ausgearbeiteten Reden und Abhandlungen den Wert der griechischen und römischen Literatur bekämpfen, haben ihre Waffen bewußt oder unbewußt gerade der alten Rhetorik entlehnt und können sie nicht entbehren. Möge daher wenigstens dieser Zweig der alten Geistesbildung die alten Freunde erhalten und neue gewinnen.“[3]) Die hohe Wichtigkeit, die der actio beigelegt wurde, führte sogar zur Erteilung eines eigenen Unterrichts auf diesem Gebiete, der sogenannten φωνασκία. Ein φωνασκός war ein Lehrer, der wie etwa Strakosch, der „Vortragsmeister“ Laubes in Wien, als Stimmmeister eine Mittelstellung zwischen Tonkünstler und Arzt einnahm und

1) Vergl. etwa nur Cornific. III. c. 11 flg.; Quintil. XI, 3 flg.; Cic. Orat. 17, 55: est actio quasi corporis quaedam eloquentia, cum constet e voce atque motu; vocis mutationes totidem quot animorum, qui maxime voce commoventur. Vergl. auch Cic. de orat. III, 56, 213. — Aristot. Rhet. III, 1. Καὶ ἔστιν φύσεως τὸ ὑποκριτικὸν εἶναι καὶ ἀτεχνότερον.

2) Schon Chrysippos teilt die ὑπόκρισις ein in πάθη (τάσεις) τῆς φωνῆς und σχήματα τοῦ σώματος τοῦ τε προσώπου καὶ τῶν χειρῶν. (Plut. de Stoic. rep. 28.)

3) Aus Volkmann: Rhetorik. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaften von Iwan v. Müller. II. Bd., 3. Abteilung. München 1901.)

die Aufgabe hatte, die Stimmwerkzeuge seiner Schüler in der gehörigen Stärke des Tons zu üben und dafür diätetischen Rat und Hilfsmittel zu geben. Überall, hauptsächlich bei dem Vortrage schwerer und Nachdruck erfordernder Stellen, befand sich der φωνασκός dem Redner zur Seite, um nötigenfalls sogleich Ton und Takt anzugeben. Er bediente sich dabei eines besonderen musikalischen Tonwerkzeuges (τονάριον, fistula), um die Klangfärbung anzugeben, ähnlich wie der Souffleur (ὑπερβολεύς, monitor), der die Deklamation des Schauspielers als Musikmeister oder Tonangeber regelte.[1]) Infolge dieser sorgfältigen und eingehenden Schulung der Stimme — es gab auch rhetorische Schulen, an denen vom Staate angestellte Lehrer unterrichteten —, war jeder junge Römer von Bildung in der Lage, öffentlich erfolgreich zu sprechen, ohne daß er seiner Rede durch Mangel an Verständlichkeit, Heiserkeit oder mundartliche Beimischung schadete. Jeder wohlerzogene Römer war eben ein gelernter Sprecher. Die unerzogene Stimme und die ungeschulte Sprache überließ man den niederen Ständen und den meist ungebildeten Sklaven. Auch das weibliche Geschlecht strebte nach formvollendeter Rede. Es ist bekannt, daß Lysikles, einst ein Viehhändler, seine rednerische Ausbildung der Aspasia verdankte, und Horaz nennt seine Lalage nicht nur dulce ridentem, sondern bezeichnenderweise auch dulce loquentem.

Leider blieb es nicht so. In dem Maße, wie mit der politischen Freiheit die Bedeutung der öffentlichen Rede schwand, ließ auch der Eifer für die Pflege und Bildung der Stimme nach. Auch die Kunst der schönen Rede teilte in den rauheren Zeiten das Los der anderen

1) Vergl. Quintil. I, 10, 27: Age, non habebit in primis curam vocis orator? quid tam musices proprium? sed ne haec quidem praesumenda pars est: uno interim contenti simus exemplo C. Gracchi, praecipui suorum temporum oratoris, cui contionanti consistens post eum musicus fistula, quam τονάριον vocant, modos, quibus deberet intendi, monstrabat. haec ei cura inter turbidissimas actiones vel terrenti optimates vel iam timenti fuit. — Quintil. XI, 3, 19: Augentur autem sicut omnia ita vocis quoque bona cura, neglegentia minuuntur. sed cura non eadem oratoribus quae phonascis convenit, tamen multa sunt utriusque communia, firmitas corporis, ne ad spadonum et mulierum et aegrorum exilitatem vox nostra tenuetur, quod ambulatio, unctio, veneris abstinentia, facilis ciborum digestio, id est frugalitas praestat . . . sed ut communiter et phonascis et oratoribus necessaria est exercitatio, qua omnia convalescunt, ita curae non idem genus est. — Suet. Aug. 84: (Octavianus) pronuntiabat dulci et proprio quodam oris sono dabatque assidue phonasco operam. — Suet. Nero 25: Ac post haec tantum afuit a remittendo laxandoque studio, ut conservandae vocis gratia neque milites unquam, nisi absens, aut alio verba pronuntiante appellarit neque quidquam serio iocove egerit, nisi adstante phonasco, qui moneret, parceret arteriis, ac sudarium ad os applicaret.

Künste; sie entartete und verfiel. Unter dem Waffenlärm, von dem die antike Kulturwelt in dem Jahrhundert der großen Wanderungen widerhallte, verstummte auch das letzte, das von ihr übrig war. Auch als viele Jahrhunderte später die ritterliche Dichtung des Mittelalters aufblühte, hatte sie nicht die Begleiterscheinung einer kunstmäßigen Pflege der Stimme und Sprache. Zwar könnte der Ausdruck „Sagen", der häufig von der künstlerischen Tätigkeit der mittelalterlichen Dichter gebraucht wird, zu der Annahme führen, daß er sich auf eine kunstvolle Handhabung der Stimme und Sprache beziehe. Aber diese Annahme ist als irrig abzuweisen. In der formelhaften, jetzt wohl noch gebrauchten, aber nicht mehr verstandenen Wendung „Singen und Sagen" steht das „Sagen" immer im Gegensatze zum „Singen" und bezeichnet nach Vilmar[1]) nichts anderes als Dichten, das ein Lehnwort von dem lateinischen dictare ist und das stille Sinnen und Schreiben des einzelnen, das bewußte, kunstmäßige Erzählen bezeichnet. Ebensowenig wie die mittelalterliche Dichtung hat die humanistische Gelehrtenschule der Renaissance, von der sich doch am ersten eine Wiederbelebung der antiken Stimm- und Sprachpflege hätte erwarten lassen, den Begriff einer praktisch-phonetischen Schulung gekannt. Das Bildungsideal der Renaissance, von dem sich das moderne glücklicherweise sehr unterscheidet, war durchaus einseitig auf das Grammatisch-Stilistische gerichtet, so daß der Gedanken- und Gefühlsinhalt der gelesenen und behandelten antiken Literaturwerke als völlig nebensächlich kaum beachtet ward. So ist also bei uns, bis in die Gegenwart hinein, die kunstmäßige Bildung der Sprechstimme etwas Unbekanntes, jedenfalls Ungeübtes geblieben. Dazu hat auch die sonst so segensreiche Erfindung der Buchdruckerkunst beigetragen. Sie hat uns zu dem stummen Lesen gebracht und dadurch die lebendige und natürliche Vermittlung der Rede von Mund zu Ohr schwer beeinträchtigt. Die Wörter unserer Sprache sind uns zu lieben, vertrauten Bildern geworden, und wir haben uns so sehr an sie gewöhnt, daß das Auge sozusagen dem Ohr seine Funktion abgenommen hat und unsere Einbildungskraft mehr durch das Auge als durch das Ohr befruchtet wird. Unserem Volkscharakter gemäß, der zufolge seiner Richtung auf das Innerliche oft auf Kosten des Inhalts die Form vernachlässigt, haben wir keine Teilnahme für die Kunst formvollendeten Sprechens empfunden, und Scherers Wort[2]): „Die Deutschen schätzen von alters her den Inhalt mehr als die Form, das innere Leben mehr als die Erscheinung. Erscheinung gilt ihnen allzuoft für Schein, und sie wollen nicht

---

1) Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 1894, S. 19.
2) In seiner Rede auf Geibel S. 10.

den Schein, sondern die Wahrheit" — gibt den Grund an, warum dem so ist. Auch Lamartines Ausspruch[1]), die deutsche Sprache sei faltig wie ein Königsmantel, und tief versenke sich darin der Gedanke, gehört hierher.

Anders geartet ist die Veranlagung der romanischen Völker, besonders der Franzosen. Ihr feiner ausgebildeter Formensinn hat sie auch zu sorgfältiger Pflege des sprachlichen Ausdrucks geführt. Dieser Formensinn und das große Geschick für übersichtliche, klare Anordnung treten scharf in ihrer Sprache hervor. Schon Voltaire[2]) weist darauf hin mit den Worten: „Chaque langue a son génie; le génie de notre langue est la clarté et l'élégance", und es ist bekannt, wie lebhaft die Vorliebe der Franzosen für packende Gegensätze, witzige und geistreiche Wendungen und Sinnspitzen, wie groß ihre Sorgfalt in der Anwendung des rednerischen Schmuckes und in der Auswahl des passenden Ausdrucks ist. Darum ist das Wort Ludwigs XVIII. so bezeichnend[3]): „Il faut savoir la grammaire et connaître les synonymes, lorsqu'on veut être Roi de France." Diese sprachtechnische Veranlagung der Franzosen wird nun durch eine sprechtechnische ergänzt, die sie bewußt und unbewußt an der Veredlung der Aussprache und des Vortrags arbeiten läßt, unbewußt, weil sie vermöge ihres stärker entwickelten Nationalgefühls ihre Sprache sehr lieben und stolz auf die Schönheit der Aussprache sind, bewußt, weil sie zur Pflege der Stimme und Sprache nationale und private Einrichtungen getroffen haben. Der Mittelpunkt dieser Bestrebungen ist natürlich Paris. Die Pariser Aussprache gilt als das Muster; sie ist gesetzgeberisch. Ihre Wahrung und Pflege ist Aufgabe der Académie française; im Lexikon werden alle sprachlichen Neubildungen und Wandlungen sorgsam gesammelt. In den besseren Erziehungsanstalten und Schulen finden rhetorische Kurse statt, und im Conservatoire wird der angehende Schauspieler nicht nur für seine Rollen gedrillt, sondern er muß in methodischem Unterricht die richtige und kunstvolle Verwendung seiner stimmlichen Mittel erlernen, die bei uns nur gering bewertet wird, oder ganz dem autodidaktischen Studium überlassen bleibt. Endlich gibt es vom Staate angestellte und besoldete Lehrer de l'art rhétorique, die unentgeltlich allgemeinverständliche Vorlesungen halten, an denen sich jedermann bilden kann. So haben sich die Franzosen seit den Tagen Bossuets und Bourdaloues und besonders seit der großen Revolution, die dem gesprochenen Worte im öffentlichen Leben eine gesteigerte

---

1) Bei Heß: Geist und Wesen der deutschen Sprache, S. 22, und bei Heußner: Unsere Muttersprache, S. 12.

2) Im philosophischen Wörterbuch unter langue.

3) Bei Abel: Sprachwissenschaftliche Abhandlungen, S. 218. Leipzig 1885.

Bedeutung verlieh, am getreusten dem Vorgange der Alten angeschlossen. Aber auch in England und Amerika ist man bemüht, die kunstvolle Rede zu pflegen, dort allerdings vorwiegend für die Zwecke des politischen Lebens.

Wenn andere Völker, besonders unsere westlichen Nachbarn das vermögen, sollte man sich nicht auch endlich in Deutschland darüber klar werden, daß es sich bei der kunstmäßigen Pflege der Stimme und Sprache um ein nationales Heiligtum handelt, daß hier eine nationale Aufgabe noch zu lösen, eine nationale Pflicht noch zu erfüllen ist? Sollte es nicht auch bei uns endlich dahin kommen, daß wir für das Wort der lebendigen gesprochenen Rede sorgen, daß wir die Kluft, die noch heute zwischen „Sprache und Sprechen" liegt, ausfüllen? Die seit etwa sechzig Jahren als Wissenschaft bestehende Phonetik[1]) hat die physikalisch-physiologische Entstehung der Sprachlaute und ihre Klassifizierung nach Ort und Art ihres Entstehens innerhalb des Sprachorganismus festgestellt. Die wertvollen Ergebnisse dieser Wissenschaft haben die Linguisten für die Systeme ihrer vergleichenden Lautlehre verwertet. Nun ist es endlich an der Zeit, daß auch der Ästhetiker unter den Phonetikern zu Worte kommt, für den die Sprachwissenschaft zur Sprechkunst wird, weil er die Phonetik aus den Fesseln der empirischen Anschauung löst und sie nach dem Wohlklange des Sprechens auf physiologischer Grundlage beurteilt. Die dergestalt praktisch gewordene Phonetik sollte auch bei uns nun endlich ihrer theoretischen Schwester zur Seite treten und die künstlerischen Gesetze der edlen Sprache zur Geltung bringen.

III. Das Wesen der Stimmbildung.

Aber worin besteht denn nun diese so oft genannte praktische Phonetik oder Stimmbildung? Zur Beantwortung dieser Frage gehört es, daß zuvor die andere Frage erörtert wird, wie die Stimme und Sprache entsteht. Dieser physiologische Vorgang ist zwar schon oben kurz berührt worden, bedarf aber hier einer eingehenderen Darstellung, weil die Kenntnis der mechanischen Vorgänge bei der Stimmerzeugung zum Verständnis einer vernünftigen Stimmpflege nötig ist. Die Stimmwerkzeuge können ihre Tätigkeit nur entfalten, wenn die Atmungsvorrichtung arbeitet, denn die Luft, die wir zum Zwecke der Befriedigung unseres Atmungsbedürfnisses in den Brustkorb einziehen, wird beim Ausatmen zur Bildung der Stimme verwendet. Das Einatmen geschieht dadurch, daß die Brust erweitert wird, das Ausatmen findet statt, wenn die Brust wieder zu ihrem ursprünglichen Umfang zurücksinkt. Sehr anschaulich ist

1) Literaturnachweise enthält die kleine Schrift von Hennig: Lerne gesundheitsmäßig sprechen! Wiesbaden 1899.

der oft angestellte Vergleich der Leistung unserer Stimmwerkzeuge mit der der Orgelpfeife. Die Brust ist sozusagen der Blasebalg, mittels dessen die Luft durch die Wege der Nase, des Schlundes, des Kehlkopfes und der Luftröhre in die Lungen eingesaugt wird. Wird die Luft wieder ausgestoßen und streicht sie durch den Kehlkopf, so sind wir imstande, durch willkürliche Bewegungen unsere Stimmbänder zum Tönen zu bringen. Die Stimmbänder lassen sich mit den schwingenden Zungen der Orgelpfeifen vergleichen. Die erzeugten Klangwellen durchstreichen oberhalb der Stimmbänder den Schlund und ziehen durch die Mundöffnung hinaus. Während dieses Vorganges machen Zunge und Lippen die zweckentsprechenden Bewegungen, die die Stimme zur Sprache bilden. Schlund, Mund und Nase lassen sich mit dem Ansatzrohr der Orgelpfeife vergleichen und bilden den Resonanzraum für die Stimme. Für diesen Zweck sind diese Höhlungen, wie Helmholtz nachgewiesen hat, mit Eigenklängen ausgestattet, die die aus dem Kehlkopf kommenden Klangmassen verstärken. Ist die Resonanz in diesen Ansatzhöhlen beeinträchtigt, wie z. B. beim Schnupfen infolge des Zuschwellens der Nasengänge, so wird die Stimme eigentümlich matt und dumpf. Wollen wir unsere Stimme ertönen lassen, so muß zunächst das Hirn tätig sein. Es ist das Sprachzentrum. Von hier aus wird der Befehl zur Stimmerzeugung mittels der motorischen Nervenbahnen der Muskulatur der Atmungswerkzeuge mitgeteilt. Ferner erhalten die Muskeln des Kehlkopfes den Befehl, die Stimmbänder zu spannen und so zur Tonerzeugung fähig zu machen. Darauf wird der Befehl an die Muskeln des Schlundes, der Zunge und der Lippen weitergegeben, damit sie die zweckmäßigen Bewegungen machen sollen, durch die die Bildung der Töne und Sprachlaute bewirkt wird. Soll die Stimme rein und tadellos erschallen, so müssen natürlich alle die zu dieser verwickelten Arbeitsleistung in Tätigkeit gesetzten Stimmwerkzeuge und deren Teile gesund sein. Ist eins von ihnen das nicht, so wird die Stimme geschädigt oder gar vernichtet. Die Erhaltung der Stimmwerkzeuge in gesundem Zustande ist nun eben die Folge der Stimmbildung. Nur sie ermöglicht es uns, die falschen Bahnen der Stimmführung zu verlassen und die richtigen zu beschreiten, unser Ohr zu schulen und anderen die als richtig erkannten Wege zu weisen. Sie ist nach Dr. Schwibops Ausführungen[1]) „die praktische Übung der Stimme und Sprache auf Grund der durch physiologische und physikalische Forschung gefundenen Gesetze, die Übung und Betätigung der für die einzelnen Laute nötigen Muskelbewegungen, eine sorgfältige Bildung der Laute, schärfere und bestimmtere Artikulierung und die Übung, mit seinen Mitteln

1) A. a. O. S. 22.

hauszuhalten, das Agens, den Luftstrom, richtig und im rechten Tempo zu leiten, ohne Anstrengung, ohne Ermüdung, ohne also den Stimmwerkzeugen schaden zu können, zugleich mit der besonderen Pflege des natürlichen Wohlklanges der Stimme und der vollständigen Dialektlosigkeit der Sprache, so daß man sich von allem Rechenschaft gibt und nichts unbewußt tut." Da der Unterricht in der Stimmbildung sich aber ausschließlich an das Gehör wendet und im Beispiel des Lehrers und Nachahmung durch den Schüler besteht, wobei ich hier von der mehr unterstützenden Tätigkeit des Auges absehe, ist es sehr schwer, die Methode klar und allgemein verständlich zu schildern.

Zunächst bedarf die Atemführung großer Aufmerksamkeit, denn die meisten Menschen verwenden den zur Erzeugung des Tones nötigen Luftstrom in einer völlig dem Zufall überlassenen und daher ganz unrichtigen Art. Das kann man auch bei den im allgemeinen ja leider ungeschulten Berufsrednern bemerken.[1]) „Kein Wunder, daß", wie Dr. Kafemann[2]) ausführt, „bei der Vernachlässigung derselben (der Atemführung) auch die Redekunst verarmt ist. Man gibt sich dem Wahn hin, daß der gewöhnliche Atmungsvorgang, welcher als ein der Unterhaltung der Lebensprozesse dienender automatisch ist, für die öffentliche Rede genüge. Jedoch muß von vornherein der irrtümlichen Auffassung vorgebeugt werden, als ob es bei dieser speziellen Atmungsform nur darauf ankomme, eine möglichst große Luftmenge in den Lungen aufzuspeichern, um, unterstützt von derselben, mit ungeheurer Vehemenz die Stimmbänder in Bewegung zu setzen, woraus die Gewohnheit zu schreien, anstatt zu reden und die canina eloquentia des Quintilian[3]) resultieren würden. Worauf es hierbei ankommt, ist folgendes. Wenn ein Redner die Ausatmungsphase dem Umfang seiner Perioden nicht sorgfältigst anzupassen gelernt hat, so ist er entweder gezwungen, dieselben, um neuen Atem zu schöpfen, in sinnwidriger Weise zu unterbrechen, oder er verwendet, was die Regel ist, um diesem unschönen Fehler zu entgehen, einen Mehraufwand von Kehlkopfmuskelarbeit, welcher Überanstrengung und quälende Schwächezustände der Stimmbandmuskelchen notwendigerweise nach sich zieht. Hingegen bedingt die in ihrer Totalität als Einatmungs- und Ausatmungsakt souverän beherrschte Atmung eine freie, lockere Haltung des Halses, wodurch eine krampfhafte Spannung der äußeren

1) Garnault: Hygiène et maladies du chanteur et de l'orateur 1896 S. 167 sagt: Et quant aux orateurs, ils n'ont généralement aucun souci de ce qui concerne leur respiration.

2) Die Erkrankungen der Sprechstimme, ihre Ursachen und Behandlung usw., Danzig 1899, S. 18 flg.

3) Quintil. XII, 9, 9: Ea est enim prorsus canina, ut ait Appius, eloquentia.

Halsmuskeln und dadurch ein „Drücken" auf den Kehlkopf vermieden wird; sie bedingt ferner automatisch ein normales Maß der Spannung der Stimmbänder, welches die unkontrollierte Atmung so häufig in unhygienischer Weise zu überschreiten gestattet. Aus diesem Grunde hat der auf sein Wohlergehen und die ästhetische Wirkung zugleich bedachte Redner keine Mühe zu scheuen, die richtige Atemführung zu erlernen, genau wie der Sänger. Die Schwierigkeiten müssen mit Ruhe überwunden und alle nötige Zeit dazu aufgewendet werden." Der Luftstrom soll also ohne jedes Pressen oder stoßweise herausgebrachtes Drücken aus der Lunge durch den Kehlkopf und die Mundöffnung ziehen und auf seinem Wege die Stimmbänder in Schwingung versetzen. So richtig und notwendig es nun auch ist, sobald man nicht spricht, tief zu atmen, so wenig gilt das für das Atmen während des Sprechens. Die für diesen Zweck nötige Luft gewinnt man am besten durch leichtes, ruhiges Atmen, vorzüglich durch die Bewegungen des Zwerchfells. Das erkennt jeder sofort, der seine Hand auf den unteren Teil der Brust flach auflegt, denn er fühlt das ruhige Arbeiten des Zwerchfells und der benachbarten Muskeln. Also man atme beim Sprechen nicht aus voller Brust, sondern vorzugsweise mit Hilfe des Zwerchfells. Natürlich läßt sich für das Zeitmaß der Atemzüge keine bestimmte Vorschrift geben, zumal da das Lebensalter, die körperliche Beschaffenheit und die Gewöhnung große Unterschiede hierin bedingen. Ein Kind atmet im allgemeinen schneller als ein Erwachsener, ein kräftig entwickelter Mensch ruhiger als ein schwächlicher. Das Kind und der Schwache machen etwa 26 Atemzüge in der Minute, der kräftige Erwachsene braucht nur etwa 16 bis 20. Andauernde Übung steigert die Leistung hier wie überall. Der Anfänger gibt eben mehr Kraft aus als zur Erreichung des Zweckes nötig ist.[1]) Nur bei leichter und ruhiger Atemführung wird die Überreizung der zarten Stimmbänder, des Kehlkopfes und der Schleimhäute des Rachens vermieden und werden die so häufigen Sprachfehler (Stottern, Stammeln, Poltern, Lispeln, Näseln) beseitigt. Nicht weniger wichtig als das Ausatmen ist das Einatmen. Man soll sich daran gewöhnen, im allgemeinen allein durch die Nase einzuatmen. Dazu muß die Nase natürlich frei sein. Wer an krankhafter Verengerung der Nasengänge leidet, soll das Übel durch ärztliche Hilfe beseitigen lassen. Ein gewohnheitsmäßiges

1) Lehrreich sind in dieser Beziehung die Wahrnehmungen, die nach Kafemanns Mitteilung (a. a. O. S. 26) Dr. Demeny hinsichtlich des Einflusses gymnastischer Übungen auf die Atmungsleistungen gemacht und in der Zeitschrift La voix 1894 S. 141 unter dem Titel: Mécanisme de la respiration des sujets entraînés niedergelegt hat. Er untersuchte militärische Zöglinge sechs Monate nach ihrer Aufnahme und stellte mittels des Pneumographen fest, daß die Zahl der Respirationsbewegungen sich vermindert, während die Amplitüde sich fast vervierfacht hatte.

Einatmen durch den Mund ist bekanntermaßen aus mehreren Gründen schädlich. Sehr wichtig ist ferner die richtige Verteilung der Luftmenge. Wo sie fehlt, werden die Laute gar nicht oder doch nur unvollkommen gebildet. Man soll daher nie den eingeatmeten Luftvorrat völlig hergeben, so daß man stets noch Luft zur Verfügung hat. Auch soll man jede Gelegenheit benutzen, den Vorrat wieder zu ergänzen. Infolge des Luftmangels entsteht die häßliche Gewohnheit, hastig, gleichsam schnappend, einzuatmen. Fehlerhaft ist auch das zu häufige Einatmen, eine Folge schlechter Angewöhnung, denn es ist dem lautrichtigen Sprechen nicht minder hinderlich. Eine ruhige Atemführung und eine ausgiebige, aber den Luftvorrat nicht gänzlich erschöpfende Verwendung der vorhandenen Luftmenge verhütet das Ziehen und Wiederabreißen der Laute, wirkt günstig auf die Ausdehnung der Lungen und des Brustkastens und dient dazu, Stimmbänder und Kehlkopf zu stärken, anstatt sie zu vernachlässigen und zu peinigen. Diese richtige Atemführung kommt natürlich auch dem lauten Lesen und Sprechen zugute. Sie fördert das Verständnis des Textes. Jede grammatische Pause ist natürlich zugleich eine Atempause. Die Rede besteht aus genau erkennbaren Teilen und Abschnitten. Ein Hilfsmittel, die richtige Gliederung herauszufinden, ist die Zeichensetzung; doch ist die Zusammenfassung des zu einer Toneinheit Gehörigen, genau wie bei der Musik, hauptsächlich Sache des Verstandes, und die Zeichensetzung genügt nicht in jedem Falle zur Einteilung, da sie geschichtlich Schwankungen aufweist und manchmal geradezu zu falscher Gliederung verführt. Aber sie dient doch dazu, gewisse Grundregeln für die Atemführung einzuprägen, z. B. die Regel, daß die Stimme vor einem Punkte, weil mit ihm der Satz sein Ende erreicht, gesenkt werden muß. Sie soll gewissermaßen ausruhen, um gleich mit neugeschöpftem Vorrat an Luft sich wieder zu erheben. Auch der elementare Wink wird durch die Zeichensetzung gegeben, daß die Stimme vor einem Komma, das ja eine viel schwächere Abstufung in der Gliederung darstellt, meist in der Tonlage verbleibt oder sogar noch gehoben wird, um so das Folgende als die notwendige Ergänzung des Gesagten zu kennzeichnen. Eine Folge unbeherrschter Atemführung ist z. B. die oft zu bemerkende, fehlerhafte Angewöhnung, beim Vortrage eines Gedichtes, besonders eines solchen mit langen Versen, ohne Rücksicht auf die grammatische Gliederung das Versende ständig als Pause für die Erneuerung des Atems zu benutzen. Die dadurch erzeugte Eintönigkeit des Vortrags vernichtet geradezu das reizvolle Spiel der Versgliederung.[1]) Besonders eintönig klingt infolge

1) Daß eine der Willkür überlassene Atemführung sich nicht mit künstlerischen Wirkungen verträgt, sagt auch Ruboli: Fisiologia, Igiene e Patologia degli Organi vocali, Milano 1889, S. 307: poichè lasciata in balìa dell' istinto

solcher falschen Atemführung der französische Alexandriner, auf dem daher mit Unrecht ein odium lastet. Wer aber von gebildeten Franzosen richtig gesprochene Alexandriner hört, wird sich wundern, welche Fülle an Abwechslung ein künstlerischer Vortrag dem scheinbar so langweiligen Verse entlockt. Die richtige Beobachtung der Pausen oder Ruhepunkte bei der Atemführung bringt auch den weiteren Vorteil mit sich, daß die zur Erzeugung des Tons nötigen Werkzeuge der Lippen, der Zunge usw. vor dem Aussprechen jeder neuen Wortgruppe mit größerer Sicherheit neu eingestellt werden können, so daß mithin eine genauere und schärfere Aussprache ermöglicht wird. Das Gegenteil davon findet statt bei den Menschen, die ihre Rede in ungegliedertem Flusse dahinströmen lassen. Ihre Aussprache ist immer schlecht, d. h. nicht genau und nicht scharf, weil die Sprechwerkzeuge bei dem hastigen Hinwegeilen über ganze Reihen von Sätzen oder Satzgliedern weder Zeit noch Kraft genug haben, sich richtig einzustellen und dadurch jeden Laut sprachrichtig zu gestalten. Wer dagegen bei richtiger Atemführung die Pausen innehält, kann besser in den Zusammenhang der Gedanken eindringen, erarbeitet sich durch die Gliederung der Redeteile ein richtiges Verständnis und verhilft auch dem Hörer dazu. Weitere sehr anziehende Bemerkungen über die Zusammenfassung der Toneinheiten durch die Beobachtung der Pausen, sowie über die dabei zutage tretenden Unterschiede der französischen und deutschen Sprachweise macht Fritsch[1]) in seiner Karlsruher Programmarbeit.

An dieser Stelle sind noch einige Bemerkungen über den Wert der Atemgymnastik, die übrigens auch schon dem griechischen Arzte Galenos[2]) bekannt war, einzufügen. Wenn sie zweckmäßig betrieben wird, übt sie vorzügliche Wirkungen auf die physische Gesundheit aus und beeinflußt auch das moralische Element in günstiger Weise. Da Singen und Sprechen zum Teil auf derselben, stets aber auf nahe verwandter Tätigkeit beruhen, haben sowohl Sänger als auch Redner den gleichen Vorteil durch geeignete Atmungsübungen[3]). Man soll solche Übungen jedoch

non frenata, ne quidata d'alle arte dà luogo ad inconvenienti incompatibili con qualsialsi buon effetto artistico.

1) Ein Beitrag zur Pflege des mündlichen Ausdrucks. Beilage zum Programm des Großherzogl. Gymnasiums zu Karlsruhe für das Schuljahr 1897/98. S. 12 flg.

2) Die Lehren des griechischen Arztes Galenos über die Leibesübungen. Übersetzt von Dr. Frank. 1868. S. 19 u. 22.

3) Vergl. Bottermund: Über den therapeutischen Wert von Singübungen. Monatsschrift für die gesamte Sprechheilkunde, 1896, 5, 280 flg. Er führt an, „daß die bei Singübungen notwendige Atemökonomie und das gleichmäßige Anblasen der Stimmbänder auch bei der Sprechstimme eine größere Schonung der Leitmuskeln bedingen, welche um so überraschender auf bestehende Erlahmungszustände dieser Muskeln einwirken muß, weil sie ein ganz neues, bisher unbekanntes Moment darstellt".

nur im Verhältnis zum vorhandenen Kräftemaß anstellen; nie darf unangenehme Ermüdung nach ihrer Beendigung eintreten. Die Übungsdauer umfaßt am zweckmäßigsten anfänglich 10 Minuten und steigert sich langsam bis auf eine halbe Stunde. Mehr als dreimal täglich sollte nicht geübt werden, natürlich nicht nach einer reichlichen Mahlzeit oder einer Sportleistung, und nur in reiner Luft und bequemer Kleidung. Kafemann[1]) gibt nach Koflers Atmungskunst[2]) eine Reihe von zweckmäßigen Übungen an.

Von der Atemführung wende ich mich zu der Lage der Zunge, die beim lautrichtigen Sprechen eine sehr wichtige Rolle spielt. Sie muß in ruhiger, gerader Richtung derart liegen, daß ihr vorderer Rand die untere Zahnreihe berührt, ohne sie jedoch zu drücken. Diese Lage muß sie beim Hervorbringen aller Vokale und Diphthongen beibehalten. Auch die Erzeugung einer Gruppe von Konsonanten erfordert dieselbe Zungenhaltung. Andere Konsonanten wieder können lautrichtig nur gebildet werden, wenn die Zunge den eben angegebenen Platz verläßt. Stets aber muß sie wieder in ihre ruhige Lage zurückkehren, da eine zu stark gekrümmte und zusammengezogene Zunge es erstlich bedeutend erschwert, den Luftstrom frei hinausziehen zu lassen, dann aber auch die Bildung reiner, voller Vokale verhindert.

Von großer Wichtigkeit für die Stimmbildung sind ferner die Zähne, besonders die Vorderzähne. Zum Zwecke deutlichen und lautrichtigen Sprechens sind sie schlechterdings nicht zu entbehren. Denn sie dienen dazu, die zur Bildung der Laute verfügbare Luftmenge voll auszunutzen, oder anders ausgedrückt, einen unnötigen und darum zweckwidrigen Verlust der Luftmenge durch die Wandung, die sie vorstellen, zu verhindern und die Bildung gewisser Laute, z. B. der Zischlaute, überhaupt möglich zu machen. Lücken in den vorderen Zahnreihen beeinträchtigen daher die lautrichtige Aussprache auf das schärfste. Hier muß der Zahnarzt vor dem Lehrer der Stimmbildung den Vortritt haben.

Auch die richtige Haltung des Mundes ist sorgfältig zu beachten. Der Mund soll beim Sprechen genügend weit, d. h. weder zu viel noch zu wenig geöffnet sein. Das Sprechen mit zu weit geöffnetem Munde verhindert die lautrichtige Aussprache ebenso wie der entgegengesetzte Fehler, das Sprechen mit ganz oder beinahe geschlossenen Zähnen. Die Lippen sollen nach vorn geschoben werden, so daß sie einen vor der Zahnreihe befindlichen „Schallbecher" bilden, der z. B. zur lautrichtigen

---

1) A. a. O. S. 22—24.

2) The art of breathing as the basis of tone-production. Neuyork 1898. Teil I. Deutsch von Schlaffhorst und Andersen, Berlin.

Erzeugung der Vokale o und u durchaus notwendig ist. Da in diesem Schallbecher beim Sprechen die Luft mitschwingt und die Schallwellen von den inneren Lippenwänden zurückgeworfen werden, wird der Ton verstärkt und klingt rund und voll. Überdies wird durch diese einfache Verstärkung der Stimme der Ton „tragend". Wie wichtig dieser einem Sprachrohre vergleichbare Schallbecher ist, erweist sofort die entgegengesetzte, fehlerhafte Mundstellung, bei der die Lippen in die Breite gezogen werden. In diesem Falle verliert nämlich der Klang sofort seine Abrundung und Kraftfülle, und außerdem geht viel kostbare Luft und der sogleich zu erörternde „Ansatz" verloren.

Die begriffliche Bestimmung dieses Ansatzes ist außerordentlich schwer, weil ja das Wesen der Stimmbildung, als einer praktischen Schulung, nicht sowohl mit dem Verstande, als mit dem Gehör des Lernenden erfaßt wird. Jede andere, noch so gepriesene Methode einer sogenannten Stimmbildung, die auf diesen, den natürlichen Gang der Spracherlernung nachahmenden Weg verzichtet, ist eben darum unvollkommen und erreicht nie ihr Ziel. Dr. Schwidop[1]) sagt über den Ansatz folgendes: „Da wir bei der Stimmbildung alles bewußt tun und alles zu dem Zwecke, die Stimmwerkzeuge möglichst vorteilhaft auszunutzen, so müssen wir auch eine ganz bestimmte Richtung für den Luftstrom haben, damit er beim Passieren der Mundhöhle durch Reibung und Brechung an ihren Wandungen möglichst wenig an Kraft einbüßt. Der Punkt, nach dem zu wir den Luftstrom lenken, heißt der Ansatzpunkt und ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Punkt, ein mathematischer, also unsichtbarer Punkt, den man niemandem zeigen kann. Man stelle sich vor, daß alle zu sprechenden Laute auf der Zunge ruhten und vom Luftstrom gegen die Zahnreihe des Oberkiefers geschleudert werden sollten ... Unser Wille lenkt den Luftstrom stets und ständig zum Ansatzpunkte hin; die Möglichkeit dazu bietet die Funktion des Gehirns, der von hier ausgehenden Nervenbahnen und der von ihnen versorgten Muskeln. Halten wir den Ansatzpunkt nicht fest, so entsteht das Flackern der Stimme; wir empfinden stechenden Schmerz im Halse, und allmählich geht uns der Ansatz verloren. Wohl gibt es Individuen, die den rechten Ansatz allein gefunden haben können, denen er sozusagen angeboren ist, meisthin aber geht er ihnen, weil das Bewußtsein und damit der Wille, ihn zu halten, fehlt, verloren." Diesen Worten möchte ich nur noch hinzufügen, daß man sich die Ansatzstelle möglichst weit vorn, möglichst in der Nähe der Mundöffnung, nahe der Zungenspitze denken möge. Dabei ist die noch immer weit verbreitete Meinung abzuweisen, daß diese Ansatzstelle nur für die Bildung gewisser Laute, nicht

1) A. a. O. S. 24.

aber aller, geeignet sei, daß es mithin verschiedene Ansatzstellen gebe. Tatsächlich gibt es nur die eine, und die Regel, daß man alle Laute möglichst weit vorn, möglichst nahe der Mundöffnung, stets an derselben Stelle, anzusetzen hat, erleidet durchaus keine Ausnahme. Wir erreichen den richtigen Ansatz nicht mühelos. Erst die unablässig wirkende Willenskraft und die fortgesetzte Übung machen ihn zu unserem sicheren Eigentum. Aber wir haben einen Mahner, der es uns anzeigt, wenn wir den Ansatz verlieren und in den alten Fehler der falschen Sprechweise zurückfallen; das ist die in stechendem Schmerz der Rachenschleimhaut sich augenblicklich äußernde Gegenwirkung der beleidigten Stimmwerkzeuge. Wer sich der Mühe unterzogen hat, seine Stimme systematisch zu bilden, der weiß, daß es eine ernste Arbeit ist, alle die Vorschriften über die Atemführung, die Stellung der Zunge, der Lippen, des Mundes und über den Ansatz gleichzeitig in dem einen Augenblick zu beachten, in dem der Laut gebildet werden soll. Sind aber einmal die in Betracht kommenden Nervenbahnen durch den straff beherrschten Willen — und das ist allerdings die condicio sine qua non — richtig eingeübt, so merkt man mit Freude und Genugtuung die wohltätigen Folgen seines nunmehr kunstmäßig geschulten Sprechens.

Und in der Tat, die Stimmbildung schafft nicht hoch genug zu bewertende Vorteile. Zunächst auf dem gesundheitlichen Gebiete. In tätiger Willenskraft werden die Stimme und die dafür gegebenen natürlichen Mittel richtig verwendet und streng beherrscht. Daher verschwindet die infolge ihrer falschen Verwendung gewohnheitsmäßig gebildete, gesundheitsschädliche Lautgebung. Der nasale und gutturale Ton, das „Sprechen in sich hinein, anstatt aus sich heraus" hört auf. Etwa in der Anlage vorhandene Sprachgebrechen werden im Keime erstickt, bereits in die Erscheinung getretene geheilt. Die zarten Schleimhäute des Gaumensegels und des Rachens, Kehlkopf und Stimmbänder werden fast gar nicht gereizt; sie trocknen nicht so schnell aus, werden daher nicht so leicht empfindlich und sind zu stundenlanger, müheloser Arbeit befähigt, ohne zu versagen. Wie unendlich wertvoll ist das für alle, die beruflich viel zu sprechen haben, wie wichtig insbesondere für den Lehrer, der es vor allem nötig hat, sein kostbares Gut, das Werkzeug der Stimme, sich bis ins Alter hinein kräftig und leistungsfähig zu erhalten! Auf die Erfahrungen, die ich am eigenen Leibe mit der Stimmbildung gemacht habe, will ich hier nicht näher eingehen.[1]) Sie stimmen übrigens überein

---

1) Ich habe sie eingehend besprochen in meinem Aufsatz: Zur Hygiene der Stimme, Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 10. Jahrgang, 7. Heft, S. 486 flg.

mit denen, die der mehrfach schon genannte Arzt für Hals- und Rachenkrankheiten, Dr. Schwidop (Karlsruhe) an sich selbst gemacht hat. Er sagt[1]): „Ein chronischer Rachenkatarrh war mein steter, aber nicht gerade liebgewonnener Begleiter; geringe Schwankungen — je nach der Höhe der Leistungen in Bier und Tabak — ließen auch mich, wie viele Ärzte, die alleinige Ursache des Leidens in diesen beiden Faktoren sehen. Ein lauter Ruf, ähnlich einem Kommando, verursachte sofort ein Überschnappen der Stimme, augenblicklichen Schmerz im Halse und Räuspern; selbst Sprechen oder Lesen brachte nach wenigen Minuten, längstens einer Viertelstunde dieselben Beschwerden. Das alles änderte sich schon nach wenigen Wochen des Unterrichts in der praktisch-phonetischen Lautschulung derartig, daß ich von einem Rachenkatarrh trotz des unverminderten Genusses jener beiden mit Unrecht so angeschwärzten Freunde, des Tabaks und des Bieres, nicht das Geringste verspürte, und das nicht vorübergehend, sondern bleibend. Zudem hat sich meine Stimme ganz anders gestaltet; sie ist klangvoller, die Sprache deutlicher und leichter verständlich. Dieselben Erfahrungen, die besonders betreffs des chronischen Rachenkatarrhs sofort auffallen, werden von jedem gemacht. Mehrere Kollegen haben erst durch die Stimmbildung Heilung des Leidens gefunden, das bis dahin jeder kunstgerechten, energisch durchgeführten Behandlung trotzte." Auch viele Volksschullehrer sind durch die Stimmbildung geheilt und ihrem Amte erhalten worden. Von den vielen Schilderungen, die die dankbaren Geheilten im Druck veröffentlicht haben, will ich nur eine hier mitteilen.[2]) Der Schreiber ist ein Schüler Prof. Engels. Er berichtet zunächst, er habe in seiner Kindheit mit hellem, kraftvollem Sopran bis zum 15. Jahre gesungen, bald jedoch unter den Folgen des unzweckmäßigen Rachen- und Kehlsprechens und zu lauter Tongebung gelitten. Die periodische Heiserkeit sei durch zahlreiche Mittel nicht zu heben gewesen, da ihre Ursache nicht beseitigt wurde. Besonders schädlich sei der Mangel an Schonung der Stimme zur Zeit des Stimmwechsels gewesen. Infolgedessen sei seine Stimme schwach, klanglos oder kreischend geworden; auch habe er dauernd unter Heiserkeit gelitten. Mit einer solchen abgewirtschafteten Stimme habe er seine Lehrtätigkeit begonnen. Er habe einigemal den Unterricht aussetzen müssen, aber keine Besserung zu verzeichnen gehabt. In diesem Zustande sei er auf Veranlassung des Großherzogl. Badischen Oberschulrats ein Schüler Prof. Engels geworden. Nach einem vierwöchigen Lehrgang bereits habe er sich als geheilt betrachten können.

1) Kommandieren und militärisches Sprechen. Militär-Wochenblatt 1894, Nr. 67, S. 1789/90.

2) Badische Schulzeitung 1895, Nr. 48, S. 545 flg.

Seitdem übe er seine anstrengende Tätigkeit aus, ohne sich am Schlusse der Schulstunden ermattet und abgespannt zu fühlen —, und empfinde die große Wohltat der richtigen Sprechweise. Weitere günstige Erfahrungen sind mitgeteilt in den von Prof. Engel veröffentlichten Berichten.[1])

Die Stimmbildung ist ferner auch vom finanziellen Standpunkt vorteilhaft, weil der Staat sich dadurch die Kräfte seiner Beamten und Lehrer länger erhalten kann.

Nicht minder groß sind die Vorteile einer kunstmäßig geschulten Stimme und Sprache in ästhetischer Hinsicht. Jederzeit seine Gedanken lautrichtig, deutlich und wohlklingend ausdrücken zu können, das muß Freude machen. Die systematisch geschulte Stimme gestaltet die Vokale, von deren Reinheit die Schönheit der Sprache abhängt, rund, voll, wohlklingend; sie formt die Konsonanten, deren Lautrichtigkeit die Deutlichkeit der Sprache bedingt, scharf und bestimmt. Dadurch gewinnen Lesen, Vortrag und Gesang ungemein, und es ist auch viel leichter, die den verschiedenen seelischen Bedeutungen der sprachlichen Gebilde innewohnenden Klangfärbungen zu erreichen. So lehrt die Stimmbildung alle möglichen Arten des Vortrags und zeigt uns, um es kurz zu sagen, die ganze reiche Schönheit unserer Muttersprache.

Endlich hat die Stimmbildung auch noch einen hohen erzieherischen Wert, den Lorenz[2]) eingehend darlegt. Er schreibt: „Sie lehrt, dem Gedanken eine in jeder Beziehung gleichwertige plastische Form durch das gesprochene Wort zu geben. Die geforderte Gleichzeitigkeit von Denken und Sprechen bedingt ein strammes Konzentrieren auf einen Punkt, und hat also zur Folge eine absolute Klarheit der Anschauung, und damit ist eine Bereicherung der Phantasie eng verknüpft. Die stete Kriegsbereitschaft des Gehirns verhilft somit zur klaren Formulierung der Gedanken; sie entwickelt den Stil. Jemand, der seine Eindrücke von der Umgebung, dem Leben, der sinnlichen und geistigen Welt durch das Medium des Denkens — das wiederum durch eine energische Zucht der Rede gestärkt ist, — deutlich sichten kann, ist zweifellos mehr geeignet, im Lebenskampf zu siegen, als der Ärmste, dessen intellektuelle Betätigung verkümmert auftritt. Der praktische Nutzen für den einzelnen ist danach leicht weiter zu verfolgen."

Alle die vorstehenden Ausführungen hatten den Zweck, das Wesen der Stimmbildung begrifflich zu umschreiben, soweit das eben bei ihrer Eigenart möglich ist. Nun aber erhebt sich die Frage nach ihrer

---

1) Berichte von Lehrern über die Engelsche Methode der Stimmbildung oder die praktisch-phonetische Lautschulung. Karlsruhe 1898.

2) Lerne reden! Ein Mahnwort an alle Deutschen. Halle 1898. S. 9.

Methodologie. Wie geht sie zur Erreichung ihres Zieles zu Werke? — Ich stelle im folgenden Abschnitt Prof. Engels Lehrgang dar, den ich in zwei sechswöchigen Kursen durchgemacht und seitdem in eigener Lehrtätigkeit angewendet habe. Die Vorbedingung ist, daß der Schüler eine allgemeine Kenntnis von den Werkzeugen der Stimme und ihrer Verrichtungen mitbringt, wie sie jedes Konversationslexikon vermittelt. Der Unterricht beginnt mit der Erzeugung der Vokale. Das Ziel ist, den reinen Vokalcharakter herauszuarbeiten und alle störenden und nicht dazu gehörigen Nebengeräusche zu beseitigen. Das ist natürlich eine durchaus akustische Sache, die man niemals etwa schriftlich lehren und theoretisch lernen kann. Wie der Sänger den Sänger, so bildet der Sprecher den Sprecher aus. Der erste Vokal, der eingeübt wird, ist das a. Der Lehrer spricht mit richtiger Atemführung, Zungen- und Mundstellung, in mittlerer Tonlage, langsam und ruhig, aber doch kräftig vor: ha. Das vorgesetzte h ist ein Hilfsmittel, um die Stimmritze schon vor Beginn des Stimmeinsatzes zu öffnen und den weichen, d. h. ohne Anstrengung erreichten Ansatz zu ermöglichen. Der Klang des ha muß etwas gezogen werden. Der Schüler, dessen Gehörsinn durch die den Mund des Lehrers beobachtende Tätigkeit des Auges unterstützt wird, versucht die Mundstellung nachzuahmen und spricht ha nach, natürlich noch mit falscher Stimmführung. Aber das ist ja begreiflich, und bald kommt es anders. Beim Sprechen legt er eine Hand oder beide Hände flach und leicht auf die Brust und bemerkt dabei, oder er wird darauf aufmerksam gemacht, daß er anfangs kräftig einatmete, wobei sich die Brust hob, und daß er beim Sprechen die Brust senkte. Mehrere Versuche in raschem oder langsamem Ein- und Ausatmen, gleichviel ob mit oder ohne Stimmlaut, bahnen den Begriff der Atemführung an. Der Schüler spricht nun mehrfach sein ha, wobei ihn der Lehrer auf seine Fehler aufmerksam macht (zu leise sprechen, zu wenig geöffneter Mund usw.). Fortgesetztes Probieren hat den Erfolg, daß diese Mängel verschwinden. Noch aber ist der Ton unrein, d. h. nasal oder guttural. Um nun das Gehör des Schülers an den richtigen Klang zu gewöhnen, spricht der Lehrer in dem fehlerhaften Ansatz des Schülers, am besten sogar mit einiger Übertreibung, dann gleich mit dem kunstgerechten Ansatz. Das geschieht so oft, als es notwendig ist, um den Schüler erkennen zu lassen, daß ein Unterschied besteht, — und worin er besteht. Der Schüler merkt bald, daß ein gutturaler Ton ein kitzelndes, zum Husten reizendes Gefühl im Rachen hervorruft, daß der nasale Ton einen ganz charakteristischen Klang hat, und daß seine Bildung von einem eigenartigen Gefühl begleitet ist. So werden immer feinere Klangunterschiede festgestellt, — und das Ohr, von dessen Leistungsfähigkeit das Gelingen der

ganzen Arbeit abhängt, und das beobachtende Auge werden immer mehr geschult. Es gilt ja vor allem erst, das Gehör des Schülers nach und nach zu dem feinen Unterscheidungsvermögen heranzubilden, vermittels dessen es allein befähigt wird, alle Töne in ihrem charakteristischen Wesen zu erfassen. Allmählich lernt der Schüler an der Stimme des Lehrers den besonderen Klang des mit richtigem Ansatz gebildeten ha auffassen, erkennt das Vorbild als schön und richtig und strebt seiner Erreichung zu. Die in jedem Augenblicke tätige, bewußte ästhetische Urteilskraft und das erhöhte akustische Wahrnehmungsvermögen lassen ihn allmählich die physiologisch allein richtige Lautbildung finden und einüben, nachdem ihn der Lehrer durch den Hinweis auf die Ansatzstelle, die nötigenfalls sogar mit einem Stäbchen auf der Zunge gezeigt werden kann, dabei stets unterstützt hat. Der ganze Vorgang spielt sich übrigens viel schneller ab, als er nach der vorstehenden langatmigen Ausführung, die aber für das Verständnis der Methode nötig war, den Anschein hat. In derselben Weise werden nun auch die anderen Vokale, Umlaute und Diphthonge (he, hi, ho usw.) eingeübt und die mechanischen Bewegungsvorgänge besprochen. Sofort aber werden dann die sogenannten Klangreihen (ha—e—i—o—u; hä—ö—ü; heu—ai—au) gebildet, die im strengsten legato zu sprechen sind, um die Resonanz des Ansatzrohres auszunutzen und die richtige Atemführung einzuüben. Das geschieht stets mit kräftiger, aber nicht etwa schreiender Entfaltung der Stimme, da nur auf diese Weise die noch nicht disziplinierte Stimme zu dem richtigen Ansatz im vorderen Teile der Mundhöhle gebracht werden kann. Zur Überwachung der Zungen- und Mundstellung bedient sich der Schüler jetzt und auch noch später zweckmäßig eines Handspiegels. Je häufiger die Klangreihen gesprochen werden, desto weniger hörbar wird der den Beginn jeder Vokalreihe einleitende Anhauch werden. Ganz verschwinden soll er jedoch nicht, da er zur Gewinnung des weichen und mühelosen Ansatzes notwendig ist. Während aller dieser Übungen muß aber der Lehrer fortgesetzt auf die richtige Haltung der Zunge achten, sowie darauf, daß der Schall durch eine genügende Öffnung der Zahnreihen und eine geeignete Stellung der Lippen eine freie und weite Ausgangspforte erhält. „Durch das solchergestalt möglichst günstig ausgenutzte Ansatzrohr und die dadurch ermöglichte Mitwirkung der Resonanz in demselben wird der Kehlkopf wesentlich entlastet, d. h. die Aktion der Stimmbänder wird erleichtert, die Spannung des anblasenden Luftstromes ist eine geringere, weil der durch das Mittönen des Ansatzrohres verstärkte Kehlkopfton an sich schon voller und kräftiger wirkt und eine geringere Kraftleistung erfordert. Diese Leistung begreift nun auch die Atmung und ihre kunstgerechte Verwendung in sich, und eine richtige Aus-

bildung der Resonanz ergibt den zweckmäßigen Gebrauch der Atmung fast von selbst."[1])

Nach den Vokalen usw. kommen nun die Konsonanten an die Reihe. Wie der Unterricht in der Erzeugung der Vokale die Herausarbeitung des absolut rein Vokalischen erstrebte, so ist hier das Ziel, das charakteristische Geräusch jedes einzelnen Konsonanten sicher zu erarbeiten, aber es soll auch die Fähigkeit entwickelt werden, aus jeder der verschiedenartigen Stellungen der Stimmwerkzeuge sofort in irgend eine andere überzugehen. Drittens soll die reine Aussprache der Vokale in Verbindung mit den Konsonanten geübt werden, und zwar in den drei möglichen Verbindungen, d. h. also, wenn der Vokal vor, zwischen oder hinter die Konsonanten tritt. Da entsteht die Frage, in welcher Reihenfolge der Sprechlehrer die Konsonanten einüben soll. Die Einübung der nach dem Grundsatz der physiologischen Verwandtschaft zusammengestellten Konsonantengruppen, also der Labialen, Dentalen usw., erscheint für den Zweck der praktisch-phonetischen Schulung nicht geeignet. Der Grund dafür ist in der Tatsache zu suchen, daß nicht alle zu einer physiologischen Gruppe gehörenden Konsonanten mit gleichem Kraftaufwand oder gleicher Leichtigkeit ausgesprochen werden, obwohl man das auf Grund ihrer physiologischen Verwandtschaft vermuten möchte. Die Stimmbildung muß sich also für ihre Zwecke eine besondere Einteilung der Konsonanten schaffen und zwar nach Maßgabe der geringeren oder größeren Schwierigkeit der Aussprache. Und dafür ist die Lage der Zunge entscheidend. Es ist nämlich ohne weiteres klar, daß die Konsonanten, zu deren Erzeugung die Zunge ihre normale Ruhelage nicht zu verlassen braucht, leichter zu bilden sind, als die, zu deren Hervorbringung die Zunge ihre Stellung verändern muß. Daher ist die Einteilung der Konsonanten in solche mit Zungenruhe und solche mit Zungenbewegung, wie sie Prof. Engel aufgestellt hat, die für die Stimmbildung allein praktische. Das c und das v scheiden dabei ganz aus, da sie nur Schriftzeichen für dieselben Geräusche sind, die k, bezw. z, und f bezeichnen; qu, x, z sind konsonantische Verbindungen und gehören daher erst einer späteren Stufe der Behandlung an. Die Konsonanten für sich allein werden nur dann eingeübt, wenn ihre Aussprache dem Schüler Schwierigkeiten macht, z. B. infolge mundartlicher Gestaltung oder nachlässiger Gewohnheit. Hierbei muß ich gleich erwähnen, daß das r das Schmerzenskind der Stimmbildung ist. Wir unterscheiden genau das Zungen-r und das Gaumen-r. Das letztere ist eigentlich gar kein r, bedeutet aber für die Schleimhäute des Rachens geradezu eine Gefahr, wie auch das ihm

1) Dr. Schwibop: Sprache, Stimme und Stimmbildung. S. 23.

verwandte gutturale ch, das man daher an den harten Gaumen verlegen und in jedem Falle nur schwach ansetzen sollte. Das einzig richtige r ist nicht dieses gutturale, dieser französische Eindringling, der als Modesache bei uns Eingang gefunden hat, sondern das Zungen-r. Wo eine größere Entfernung beim Sprechen zu überwinden ist, z. B. auf der Bühne, Rednertribüne oder dem Exerzierplatz, ist es überhaupt das einzig brauchbare. Nicht jedem aber gelingt es, ein Zungen-r richtig zu bilden. Übrigens hat dieser Konsonant eine ganze Literatur hervorgerufen.[1]) Im allgemeinen werden die Konsonanten stets in Verbindung mit den Vokalen gesprochen und zwar in den Reihen, also z. B.: ba—be—bi—bo—bu; bä—bö—bü; beu—bai—bau oder pa—pe—pi usw., natürlich stets im legato. Der Lehrer hat dabei neben der hier wie überall zu fordernden Überwachung der Atemführung, Zungen- und Mundstellung darauf zu achten, daß der Konsonant scharf in seiner Eigenart erscheint und daß die Vokale in voller Reinheit ertönen. Auch muß er den Schüler dazu anleiten, die Verschiedenartigkeit des Konsonanten und des Vokals bezüglich der zeitlichen Dauer und der potentiellen Bedeutung zu erfassen. Er soll also den Schüler zum Bewußtsein bringen, daß die Erzeugung des Konsonanten nicht mehr Zeit beanspruchen darf, als zur Erzielung völliger Schärfe und Deutlichkeit ausreicht, und anderseits nicht mehr Kraft, als er, abgesehen von besonderen Fällen, z. B. bei der Klangmalerei, seinem Werte nach verlangt. Grundsatz ist, daß der Vokal nach Zeitdauer und Kraftaufwand im allgemeinen den Vorrang hat. Bei der Einübung sind die im hochdeutschen Sprachschatze nicht vorhandenen Verbindungen von Konsonanten und Vokalen natürlich nicht erst zu bilden.

Hat der Schüler eine genügende Sicherheit in der Bildung der einfachen Konsonanten erreicht, geht er über zur Einübung von konsonantischen Verbindungen, also qu, x, z, und Konsonantenhäufungen, z. B. bl, pl, pfr, gr, schl, schr, schw usw. Auch hier geschieht die Einübung stets in Reihen, z. B.: kla—kle—kli—klo usw.

Mit der Erarbeitung der Vokale, Umlaute, Diphthongen, einfachen Konsonanten, konsonantischen Verbindungen und Anhäufungen sind die grundlegenden Übungen abgeschlossen. Aber sie dürfen darum nicht etwa als abgetan betrachtet werden, sondern bedürfen häufiger Wiederholung, damit die richtige Stimmführung nicht wieder verloren geht, sondern zu einer schließlich mechanisch geübten Sprechfertigkeit wird. Nun wird der Unterricht im Anschluß an die Kinderfibel mit der Bildung von einzelnen

1) Viel Klares und Feines findet man z. B. bei Palleske: Die Kunst des Vortrages, Stuttgart 1892, und dem rühmlichst bekannten französischen Stimmbildner Legouvé: L'art de la lecture und La lecture en action. Paris.

Wörtern fortgesetzt. Dann erscheinen Zusammenstellungen von Wörtern zu ganz kurzen, einfachen Sätzchen. Auf dieser Stufe tritt als etwas Neues die Einübung des Wort- und Satztons hinzu. Später folgen kleine Lesestücke in gebundener und ungebundener Rede. Einzelne Gedichte werden gelernt, um die erworbene Sprechfertigkeit zu stützen und noch mehr zu sichern. Schließlich folgt die Lektüre klassischer Prosawerke und Dichtungen, deren ganze sprachliche Schönheit dem Lernenden jetzt erst zu vollem Bewußtsein kommt. Damit ist die bewußtrichtige Verwendung der Stimme zum Sprechen erlernt und der Lehrgang nunmehr beendet. Die Dauer eines Lehrganges ist in der Regel auf sechs Wochen zu bemessen; in einigen Fällen haben sich schon vier Wochen als ausreichend erwiesen. Der Unterricht soll womöglich täglich erfolgen, wenigstens in der ersten Hälfte des Lehrganges, und je eine Stunde währen, weil das Ohr an seine Aufgabe erst gewöhnt werden muß und tagelange Pausen die Erhaltung des Erlernten und damit den Fortschritt beeinträchtigen würden. Aus demselben Grunde soll der Schüler auch täglich, vor oder nach der Lehrstunde, für sich allein tüchtig üben.

Der aus dem Unterricht entlassene Schüler hat nun die hochwichtige Aufgabe, die erlernte kunstmäßige Bildung seiner Stimme und Sprache sich zu erhalten. Auch hier gilt das Wort: „Erwirb es, um es zu besitzen!“ in vollem Umfange. Nur eine gleichmäßige Fortwirkung der Willenstätigkeit kann die erreichte Fähigkeit sichern und zum festen Besitz machen, denn Vernachlässigung führt unausbleiblich zum Verluste des Ansatzes und damit wieder zu falschem Gebrauche der stimmlichen Mittel. Eine stetig noch immer weiter wirkende Überwachung durch den Willen ist um so notwendiger, als ja die Muskeln der Stimmwerkzeuge erst seit kurzer Zeit für die lautrichtige Gestaltung der Sprache eingestellt sind und ihre Arbeit noch als ungewohnt empfunden wird. Wie bei jeder noch nicht zur Gewohnheit gewordenen Muskelanspannung wird auch hier, bei der neuen Sprechweise, zunächst noch geraume Zeit hindurch viel Kraft unnütz ausgegeben. Darum hört man der Lautgebung eines Anfängers immer eine gewisse Anstrengung an, und man empfindet sie als gezwungen. Dazu kommt die noch nicht genug beherrschte und darum als unnatürlich auffallende Bewegung der Lippen- und Mundstellung. An Spöttern wird es also nicht fehlen. Aber niemand sollte sich dadurch irre machen lassen. Der Anfänger sollte sich mit dem Gedanken trösten, daß die Spötter eben das Wesen der Sache nicht kennen, und daß erst fortgesetzte und unbeirrte Übung ihn zum Ziele führt.

Es erscheint hier nicht überflüssig, auch darauf hinzuweisen, daß man sich neben der Bemühung, stets die erlernte lautrichtige Sprech-

führung festzuhalten, auch die hygienische Pflege der Stimme recht angelegen sein lassen sollte. Das will besagen: man soll sich bestreben, den zahllosen Gefahren, die die Stimme bedrohen oder doch ungünstig beeinflussen, nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. Darauf zielen die folgenden Ausführungen ab, bei denen ich mich Dr. Körners[1]) Darstellung anschließe. Zur Bildung der Sprech- und Singstimme bedürfen wir eine große Luftmenge, die wir durch ausgiebige Bewegungen des Brustkastens und Zwerchfells herbeischaffen. Aber wir können nur dann genügend tief atmen, wenn wir nicht durch beengende Kleidungsstücke behindert sind. Schon aus diesem Grunde ist z. B. das enge Schnüren des weiblichen Geschlechts als gesundheitsschädlich strengstens zu verurteilen. Übrigens bricht sich die Erkenntnis, daß eine sogenannte Wespentaille häßlich ist und entstellt, erfreulicherweise immer mehr Bahn. Aber auch die Beschaffenheit der eingeatmeten Luft ist für die Erhaltung einer klaren Stimme überaus wichtig. Beim normalen Einatmen durch die Nasengänge wird die Luft so verändert, daß sie den Stimmwerkzeugen keinen Schaden bringt. Sie wird nämlich von den reizenden Staubbeimengungen, die sie mitführt, gereinigt, indem die Staubpartikelchen an den Wänden der Nasengänge zurückgehalten und mit dem Nasenschleim auf natürlichem Wege entfernt werden. Wer hätte nicht schon an seinem Taschentuche bemerkt, daß er eine mit Kohlenstaub geschwängerte Luft eingeatmet hat! Ferner wird die trockene Luft beim Durchstreichen durch die Nase infolge der Absonderungen aus der Schleimhaut mit Feuchtigkeit gesättigt, so daß der Kehlkopf nicht in nachteiliger Weise austrocknen kann. Schließlich wird die kalte Luft durch die Nasenatmung genügend vorgewärmt, damit Kehlkopf und Lunge nicht durch Kälteeinwirkung geschädigt werden. Diese Reinigung, Durchfeuchtung und Erwärmung der Atemluft kann nur auf dem langen und komplizierten Wege der Nasenatmung stattfinden; auf dem kürzeren Wege der Mundatmung ist sie unmöglich. Die Mundatmung ist auf die Dauer stets unfreiwillig und wird immer durch einen Verschluß oder eine Verengerung der Nasengänge verursacht. Diese Hemmnisse entstehen durch die Anschwellungen der Schleimhaut beim Schnupfen, durch Polypenbildungen und durch die Wucherung der unmittelbar hinter der Nase gelagerten Rachenmandel. Bei dauernder Mundatmung führen wir eine nicht staubfreie, ungenügend durchfeuchtete und im Winter nicht ausreichend erwärmte Luft ein. Die Folge ist eine Schädigung des Kehlkopfes und der Lungen. Sind die Nasengänge verstopft, so müssen sie

---

1) Die Hygiene der Stimme. Ein populär-medizinischer Vortrag. Wiesbaden 1899.

freigemacht werden, unter Umständen durch einen ärztlichen Eingriff. Noch eine andere, üble Folge der Mundatmung bei verstopfter Nase ist der unschöne, nasale Klang der Stimme, der dadurch entsteht, daß ein wichtiger Resonanzraum ausgeschaltet wird. Auch schädigt die Mundatmung, besonders zur Zeit des Körperwachstums, die Ausbildung des Brustkastens. Er bleibt in seiner Entwicklung zurück und genügt seiner Aufgabe nicht, als Blasebalg für die Erzeugung der Stimme tätig zu sein. Infolgedessen vermag die Stimme nicht lange genug den Ton zu halten; sie wird schwach und leicht müde.

Aber nicht jede Luft ist auch bei normaler Nasenatmung gut und gesund. Wer beständig zu warme Luft einatmet, verzärtelt seine Atmungs- und Stimmwerkzeuge. Darum ist Abhärtung durch häufigen Wechsel der Temperatur nötig. Aus diesem Grunde ist es auch für die Gesundheit der Stimme nicht zuträglich, in Häusern zu wohnen, in denen auch das Treppenhaus und die Flure gleichmäßig — und recht oft mit trockener Luft — durchwärmt sind; auch ist aus demselben Grunde das Schlafen in warmen Zimmern unhygienisch. Besonders nachteilig ist den Stimmwerkzeugen die Luftheizung, weil sie trockene Luft erzeugt. Man sollte dann wenigstens durch Verdampfung von Wasser die mangelnde Feuchtigkeit ersetzen. — Die schlimmste Luftverderbnis wird durch Staubmengen herbeigeführt. Selbst in einer normal funktionierenden Nase bleibt nämlich nicht der ganze eingeatmete Staub zurück; ein Teil davon dringt vielmehr noch in den Kehlkopf und die Lungen. Kohlenstaub setzt sich mit seinen festen Partikelchen in der Lunge fest, ebenso der Staub, der bei der Bearbeitung von Steinen entsteht. Daher sind die Lungen von Kohlenarbeitern schwarz, und in den Geweben der Steinhauerlungen finden sich nicht unbeträchtliche Mengen von Steinstaub. Hier wirken nun zwar besonders ungünstige Verhältnisse, aber auch im gewöhnlichen Leben wird viel Staub eingeatmet. Wie groß ist z. B. die Staubmenge in unseren Wohnungen! Das kann jeder bemerken, wenn durch eine Ritze oder ein Loch im Fensterladen ein Sonnenstrahl in das dämmrige Zimmer bringt. Es zeigen sich dann zahllose, grell beleuchtete, sonst unsichtbare Staubmengen, die meist Wollenstäubchen sind und von Teppichen und Vorhängen stammen. Man sollte eigentlich solche Stauberzeuger bei uns ebensowenig dulden wie in den Tropen. Auch die Heizung erzeugt viel Staub, nur die Wasser- und Dampfheizung natürlich nicht. Jede Hausfrau kennt die dicken, schwarzen Staubwolken, die beim Einschütten der Kohlen in die Dauerbrandöfen aufwirbeln, und ärgert sich darüber, weil sie sich als Schmutzbelag überall im Zimmer niederlassen. Am wenigsten schädlich sind in dieser Hinsicht die guten, altmodischen, sogenannten Berliner Öfen. Kohlenstaub erzeugt ferner auch die Beleuchtung, namentlich die

durch offene Gasflammen und Kerzen. Gasglühlicht und elektrisches Licht sind daher vorzuziehen. Am schlimmsten ist das sogenannte Rußen der Flammen, weil dadurch nicht nur unverbrannte Kohlenteilchen der Luft beigemischt werden, sondern auch für die Atmung schädliche, gasförmige Verbrennungsprodukte entstehen. Aus dem letzteren Grunde ist auch die vielgeübte Brennarbeit auf Holz oder Leder für die Atmungs- und Stimmwerkzeuge überaus nachteilig. Die Beschäftigung in staubigen Räumen ist ganz besonders schädlich für Leute mit Mundatmung. Auch das Turnen im Saale ist bedenklich. Wieviel Staub wird da durch das Springen auf die Matratzen aufgewirbelt! Ferner schlucken wir auch im Freien eine Menge Staub, besonders in Industrieorten, wo dichte Mengen von Ruß- und Staubteilchen die Luft verderben. Höchst belästigend ist auch der Straßenstaub, der bei trockenem Wetter in Bewegung kommt. Seine Beseitigung ist daher eins der schwersten Probleme für die Behörden der Städte. Die bisher erzielten Leistungen sind ungenügend und verursachen doch schon einen Geldaufwand von erstaunlicher Höhe. Gewaltige Staubmengen atmen wir auch auf einer Bahnfahrt ein. Zu dem Staube im Abteil gesellt sich der Staub von außen, den der Rauch der Maschine und der durch das Rollen des Zuges erschütterte Unterbau liefert. Wer in der dritten Klasse fährt, ist insofern besser daran, als er nicht den Staub der Polsterkissen und Fußmatten zu schlucken braucht. Man sollte sich ferner auf der Bahnfahrt nicht oder nur möglichst wenig mit den Reisegefährten unterhalten; dann dringt wenigstens der Staub nicht oder doch nur in geringer Menge durch den Mund ein. Durch das Rasseln des Zuges aber wird man auch genötigt, seine Stimme stark anzustrengen, und die eingeatmeten Staubteilchen werden dann gewaltsam zwischen den Stimmbändern zerrieben. Gar mancher Reisende verläßt, nach einer solchen Unterhaltung während der Fahrt, den Zug mit einer besonderen Heiserkeit, die man als Eisenbahnkatarrh bezeichnet. In die vorderen Wagen dringt der Rauch weniger ein, da sich die Rauchsäule der Lokomotive erst auf die hinteren Wagen zu senken pflegt; die ersteren sind darum vorzuziehen. Eine Vorschrift im Eisenbahnverkehr verlangt, daß auf den Wunsch auch nur eines Reisenden die Fenster auf der Windseite geschlossen werden sollen. Das ist aber durchaus falsch und zweckwidrig. Staub und Rauch dringen nämlich niemals von der Windseite her in den Wagen, sondern begleiten ihn auf der vor dem Winde geschützten Seite. Man sollte also gerade die Fenster der windgeschützten Seite schließen. Der Wind ist nicht schädlich. Da aber die meisten Leute den heilsamen Wind nicht von dem schädlichen Zuge zu unterscheiden wissen, so begehen sie hygienische Mißgriffe, die gerade der Stimme oft schaden. Zug ist Wind, der durch kleine Ritzen und

Löcher in den Raum eindringt. Er trifft nur einen kleinen Teil unserer Körperfläche; der Wind aber trifft eine ganze Körperseite gleichzeitig. Nun ziehen sich die Blutgefäße der Haut zusammen, wenn sie von einem Kältereiz getroffen wird. Dadurch schützt sich die Haut vor allzugroßer Abgabe der Eigenwärme. Diese Gegenwirkung der Haut tritt aber nur dann ein, wenn eine große Körperfläche von dem Kältereiz getroffen wird. Deshalb ist der Wind nicht nur nicht schädlich, sondern sogar heilsam, weil er ein abhärtender und anregender Hautreiz ist. Der Zug aber trifft nur kleine Hautbezirke und führt nicht die allgemeine Gegenwirkung der Haut gegen die Kältereize herbei. Daher kommt oft das zustande, was wir gewöhnlich Erkältung nennen. In der Regel ist Katarrh die Folge. Freilich gibt es auch schädliche Winde, z. B. solche, die viel Staub mit sich führen, oder solche, die zu wenig Feuchtigkeit enthalten. Staub einzuatmen läßt sich natürlich nicht vermeiden, aber man sollte zum Vorteil der Stimmwerkzeuge möglichst auf Verminderung des Staubes bedacht sein. Darin läßt sich, wie gesagt, viel tun.

Doch nicht nur Reize, die mit der Luft in den Kehlkopf eindringen, schädigen dieses zarte Werkzeug, sondern auch solche, die seine nächste Nachbarschaft treffen, können es krank machen. Solche Reize entstehen durch zu heiß genossene Speisen und Getränke. Infolge der Abhetzung, die das Erwerbsleben der Gegenwart im Gefolge hat, gönnen sich viele Leute nicht die nötige Zeit zu ihren Mahlzeiten und schlingen heiße Nahrung und Getränke in unglaublich kurzer Zeit hinunter. Die Folge davon ist intensive Rötung und erhöhte Reizbarkeit von Schlund und Kehlkopf. Ferner können faulende Zahntrümmer Krankheiten der Stimmwerkzeuge veranlassen. Hier nutzt der Zahnarzt mehr als der beste Sprechlehrer. Mäßiger Gebrauch von Tabak und Alkohol schädigt eine gute Stimme fast gar nicht; wer aber stimmkrank ist, soll beides streng meiden, auch den Aufenthalt in einem Rauchzimmer.

Auch durch Umhüllung des Halses wird viel an der Stimme gesündigt. Noch immer sind viele Leute gar ängstlich darauf bedacht, in der kalten Jahreszeit den Hals mit Tüchern, Boas usw. zu verwahren. Das ist verkehrt, weil der Hals dadurch verzärtelt wird und Erkältungen viel leichter entstehen. Aus demselben Grunde ist es für die Stimme auch schädlich, zu hohe oder zu enge Kragen zu tragen. Das gilt auch in bezug auf den steifen Kragen unserer Uniformen. Man sollte darin nicht der Mode und Überlieferung folgen, sondern lieber von unseren Blaujacken auf See lernen. Sie tragen den Hals und zum Teil auch die Brust selbst im Winter völlig nackt und trotzen allen Unbilden der Witterung. Wer zu Katarrhen neigt, kann sich nur durch eine vernünftige, allgemeine Abhärtung helfen; für die besondere Kräftigung des Halses ist

Gurgeln mit kaltem Wasser empfehlenswert. Eine die Stimme schädigende Gewohnheit vieler Menschen ist es ferner, beim Vorlesen den Kopf auf das Buch hinunterzubeugen. Dadurch wird nicht nur das Blut zum Kopfe gedrängt, sondern auch der Kehlkopf gedrückt, und die Stimme versagt schon nach kurzer Zeit. Auch während des Stimmwechsels oder zur Zeit einer körperlichen Verstimmung oder mit gefülltem Magen oder in Räumen, die dick mit Tabaksrauch geschwängert sind, zu singen oder laut zu sprechen, ist der Stimme unzuträglich. Man sollte nie bei belegter Stimme oder gar bei Heiserkeit singen oder lange und laut sprechen. Auch die Gewohnheit, beim geringsten Kitzel im Halse gleich sich krampfhaft zu räuspern oder gar zu husten, ist verwerflich. Denn der Kehlkopf wird dadurch gewaltsam gereizt. Man sollte nur husten, um den verstopfenden Schleim auszuwerfen, sonst nicht. Förderlich für die Werkzeuge der Stimme sind Spaziergänge, nicht zu weit ausgedehnte[1]), und maßvoll betriebene gymnastische Übungen, aber nur solche, die in staubfreier Luft vorgenommen werden können, also Rudern, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Netzballspielen u. dergl. m. Das Radeln sollten Leute mit empfindlichen Stimmwerkzeugen oder mit Mundatmung ganz vermeiden, weil es zu sehr an den Staub der Landstraßen bannt. Vortrefflich für die Ausbildung und Stärkung der Atmungs- und Stimmwerkzeuge ist das Rudern, weil es Brust- und Zwerchfellmuskeln kräftig ausbildet, die Lungen in ausgiebige Bewegung versetzt und damit die Grundlage für eine starke und ausbauernde Stimme abgibt. Auch der vernunftgemäß betriebene Gesang[2]) ist eine ausgezeichnete Lungengymnastik, die besonders geeignet ist, den noch wachsenden Brustkasten engbrüstiger junger Leute zu weiten, in deren Lungen sich bekanntlich besonders leicht der Würgengel der Menschheit, der Tuberkelbazillus, ansiedelt. Wenn also eine auf die vorstehenden Ausführungen und Winke Dr. Körners gegründete Hygiene der Stimme sich mit der strengsten Selbstzucht im Gebrauche der durch die praktische Phonetik geschulten Stimme und Sprache verbindet, dann bleibt das edle Werkzeug der Stimme gesund und zu ästhetisch schöner Leistung stets befähigt bis ins hohe Alter.

---

1) Kafemann (a. a. O. S. 27) führt eine hierher gehörige psychophysische Untersuchung Kräpelins (Die Hygiene der Arbeit. Jena 1896. S. 26) an, derzufolge ein zweistündiger Spaziergang die geistige Leistungsfähigkeit in demselben Maße herabsetze, wie einstündiges Addieren. „Wenn das Höchste geleistet werden soll, lassen sich ernste Lektüre, anstrengendere künstlerische Genüsse, weitere Wanderungen nur an den Schluß der Arbeiten oder an solche Tage verlegen, an denen wir keine sonstigen Pflichten zu erfüllen haben."

2) Vergl. Barth: Über die gesundheitliche Bedeutung des Singens. Archiv für Laryngologie und Rhinologie VI, I, 97. S. 67.

Ich wende mich nun zu der Frage, wie die Segnungen und Vorteile der Stimmbildung unserem Volke zugeführt werden können. Da gibt es nur einen gangbaren Weg, auf dem man dieses Ziel erreichen kann, den durch die Schule. Der Einwand, daß die Schule, ohnehin schon stark belastet durch die mannigfachen Anforderungen der Gegenwart, nicht auch noch mit dieser Aufgabe beschwert werden könne und dürfe, ist aus verschiedenen Gründen hinfällig, vor allem schon aus dem Grunde, weil sie zur Erziehung der Stimme und Sprache schlechthin verpflichtet ist. Alle schulpflichtigen Kinder, wie verschieden sie auch in dem praktischen Gebrauche ihrer Stimmmittel sein mögen, haben ein unbestreitbares Recht auf eine den physiologischen Gesetzen entsprechende, elementare Ausbildung ihrer Sprech- und Singstimme und deren gesundheitliche und ästhetische Pflege innerhalb des Schullebens.

Bisher ist der Lehrer allein darauf angewiesen, die aus der frühsten Jugendzeit der Kinder in die Schule mitgebrachte falsche Aussprache nach Kräften in unablässiger Einzelarbeit zu verbessern. Aber diese Bemühungen sind doch nur Flickwerk, noch dazu ein recht klägliches und gar nicht dauerhaftes Flickwerk, weil sie dem Grunde des Übels nicht zu Leibe gehen. Daher erwächst der Schule die nicht abzuweisende Verpflichtung, die mitgebrachten Sprechfehler der Kinder in methodischer Stimmbildung zu beseitigen. Die Kinder sollen und müssen künftighin in der Schule ihre Stimmwerkzeuge mit Bewußtsein richtig gebrauchen lernen. Diese Forderung hat 1892 in England die laryngologische Abteilung der britischen medizinischen Gesellschaft in einstimmig gefaßtem Beschlusse erhoben. Er lautet: „In Erwägung des verderblichen Einflusses, welchen ein falscher Gebrauch der Stimmorgane auf die Stimme hat, in Erwägung ferner des Zustandes der Vernachlässigung, in welchem sich gegenwärtig die methodische Erziehung der Stimme befindet, wird dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß die Organe des öffentlichen Unterrichts künftighin die Erziehung der Stimme als einen besonderen Zweig des Unterrichts betrachten mögen, besonders in denjenigen Schulen, welche zu Berufen vorbereiten, die Sprechen in der Öffentlichkeit erfordern, und daß ferner elementare Kenntnisse der Physiologie des Stimmorganes in den Schulen von kompetenten Lehrern übermittelt werden mögen."[1]) Auch bei uns in Deutschland mehren sich die Stimmen derer, die die Unterweisung der Schuljugend in der praktischen Phonetik verlangen. So sagt

1) Mitgeteilt von Dr. Kafemann a. a. O. S. 8, der dazu die Bemerkung macht: „Ob die englischen Behörden diesem ärztlichen Verlangen Folge geleistet haben, ist mir nicht bekannt. Dringend zu wünschen wäre es freilich, daß auch bei uns das hohe Unterrichtsministerium dieser Frage eine größere Aufmerksamkeit zuwenden möchte."

v. Sallwürck in einem Aufsatze über „Kunstpflege in der Schule“[1]): „Die Kunstfertigkeit läßt für Rede und Gesang in unseren Schulen noch manches zu wünschen übrig. Unsere deutsche Sprache verdient es wohl, daß ihr endlich auch von der technischen Seite eine größere Aufmerksamkeit zuteil würde ... Dennoch bringt die Schule heutzutage nur das zustande, daß die Schüler statt ihres natürlichen Dialektes einen künstlichen erlernen, dem die Nachlässigkeiten und Besonderheiten der dialektischen Lautung, die sie aus dem Vaterhause mitbringen, doch noch anhängen. Es handelt sich aber in erster Linie um eine sorgfältigere Bildung der Laute, eine schärfere und bestimmtere Artikulierung und eine auf die physiologischen Verhältnisse des Organs sich gründende Behandlung der Stimme; was bei solcher Schulung des Lautes an dialektischen Anklängen überhaupt noch bleiben könnte, würde die deutsche Rede unserer Schüler nicht verunstalten.“ Auch Fritsch[2]) hat die technische Pflege der Sprache mit im Auge, wenn er schreibt: „Als Ziel des zeitgemäßen Sprachunterrichts stellt sich dar ein lebhaftes Gefühl für die Eigenart und die Ausdrucksmittel einer Sprache, Achtung vor eigenem und fremdem Volkstum, Einblick in das Werden der Sprachen, eine gewisse Vorbereitung der Redefertigkeit, die in unserer Zeit der breitesten Öffentlichkeit unumgänglich ist, also eine Mitgabe für das ganze Leben, und nicht zuletzt eine gewisse künstlerische Bildung in der Behandlung der Sprache, die zugleich wappnet gegen die Verwilderung unserer Muttersprache, wie sie besonders in den flüchtigen Erzeugnissen des Tages mehr und mehr einreißt. Da hat nun die Schule die heilige Pflicht, zu bewachen und zu bewahren, was wir von den Vätern als Vermächtnis überkommen haben. Ein Hauptmittel dazu ist die Pflege der mündlichen Rede im Gegensatz zu dem stummen, toten Lesen, das der Bequemlichkeit gerade der Jugend nur allzu willkommen ist.“ In ähnlichem Sinne äußert sich auch Hey[3]), wenn er schreibt: „Eine wirkliche Verbesserung der Aussprache, ein gemeinsames, ersprießliches Hinwirken auf eine zu erzielende edlere, geordnete, unserer heutigen Sprachentwicklung angemessene Ausdrucksweise in allen Gauen unseres Vaterlandes kann aber nur durch die Schule bewirkt werden. Hier sind die Hebel mit Erfolg anzusetzen. Die Führer und Erzieher der Jugend, sie selbst müssen zuerst für eine pietätvolle Sprachbehandlung gewonnen und erzogen werden. Schule und Kirche müssen die Organe sein, die dem jugendlichen, leicht empfänglichen Ohre die ersten Eindrücke einer edlen, ausdrucksvollen

1) Daheim 1898, Nr. 4, S. 56.
2) A. a. O. S. 4.
3) Deutscher Gesangsunterricht, Teil I. Mainz 1882.

Sprache vermitteln.“ Und auch Stockhausen[1]) stellt dieselbe Forderung auf in der Bemerkung: „Was die Schulen und Gymnasien, von den untersten Klassen an, versäumen, müssen die Gesanglehrer dem Schüler zuerst beibringen: die Ausbildung der Sprechwerkzeuge und die Bildung des Gehörs durch das Studium der Sprachelemente usw.“ — Von manchen Seiten überschätzt man bedeutend die Schwierigkeiten, die das Kind auf der ersten Elementarstufe bei der Erlernung der lautrichtigen Stimmbildung hat. Es begreift vielmehr das, was ihm der Lehrer vormacht, leicht und kann es viel leichter als in späteren Jahren oder gar als Erwachsener nachmachen, denn sein Gehörsinn ist schärfer, sein Nachahmungstrieb reger, die Bildungsfähigkeit seiner Stimme größer, und das gesprochene Wort des Lehrers ist ihm in ganz hervorragendem Maße ein Beispiel der Nacheiferung. Wenn die Schule sich dieser rückständigen Kulturarbeit unterzieht, wird sie das spätere Leben der in ihre Obhut gestellten Jugend nach der gesundheitlichen, ästhetischen und moralischen Seite hin in günstigster Weise beeinflussen, denn nach allen diesen Richtungen hin unterstützt eine vernunftgemäße Pflege von Stimme und Sprache die Pädagogik des Lehrers und Erziehers.

Schon hat man hier und da praktische Versuche gemacht, der Bildung der jugendlichen Stimmen in der Schule zu ihrem Rechte zu verhelfen; aber obwohl sie höchst erfolgreich waren, sind sie doch vereinzelt geblieben, und man hat die Schlußfolgerung einer systematischen Einführung in den Rahmen des Schulunterrichts bis jetzt noch nicht gezogen. Mit Genehmigung des Großherzogl. Badischen Oberschulrats unterrichtete Prof. Engel 1888/89 eine Volksschulklasse sechzehn Monate lang ohne Überstunden und hatte vorzügliche Ergebnisse, eine Tatsache, die auch die Schulbehörde anerkannt hat.[2]) Ferner wurde auf Veranlassung derselben Behörde 1895 und noch später eine größere Zahl seminaristisch und akademisch gebildeter Lehrer von Prof. Engel ausgebildet. Auch einige Volksschulklassen wurden nach der Methode Prof. Engels unterrichtet. Aber diese Kurse haben, wie es scheint, aus Mangel an verfügbaren Geldmitteln aufgehört. Dann ließ das Königliche Kommando des Kadettenkorps mehrere Oberlehrer in Karlsruhe und Berlin, wo Prof. Engel (jetzt in Dresden) vorübergehend wohnte, in der Stimmbildung unterrichten. Die Gründe, aus denen diese Kurse eingestellt wurden, entziehen sich meiner Kenntnis. Nicht wenige Schüler Prof.

1) Gesangsmethode. Leipzig 1884.

2) Das Nähere darüber findet sich in der kleinen Schrift Engels: „Über den Stimmumfang sechsjähriger Kinder und den Schulgesang.“ Ein Bericht an den Großherzogl. Badischen Oberschulrat. Hamburg 1889.

Engels haben Gelegenheit gehabt, die erworbene Fähigkeit später als Lehrer verwerten zu können. Ich selbst habe mehrfach Stotterer in Behandlung gehabt. Von allen Lernenden und Lehrenden wurde der Erfolg der Methode Engels als überraschend hervorgehoben.[1]) Besonders bemerkenswert sind die auf der Präparandenanstalt in Tauberbischofsheim gemachten Erfahrungen. Dort hat der Musiklehrer Zureich eine Klasse im Gesangunterricht nach Engels Methode ausgebildet, während der deutsche Unterricht, also auch das Lesen, in anderen Händen lag. So ungünstig diese Teilung auch war, konnte dennoch ein ganz vorzügliches Ergebnis erzielt werden. Der Referent im Großherzogl. Badischen Oberschulrat für das Musikbildungswesen, Geheimer Hofrat Dr. v. Sallwürck, erkannte den Erfolg in einem Berichte an, in dem es heißt: „Besonders erfreulich sind die Erfolge des Musiklehrers im Gesangunterricht, welchen derselbe nach der in zweckmäßiger Art modifizierten Methode des Herrn Prof. Engel erteilt. Wir legen darauf einen besonderen Wert, weil diese Methode es ermöglicht, die in den Präparandenschulen in großer Anzahl sich findenden, in der Mutation begriffenen Stimmen zu schonen und die schon mutierten zu kräftigen und vor der falschen Behandlung, die in diesen Jahren sie bleibend schädigen kann, zu behüten. Den Wert der methodischen Stimmbildung bewies der Vortrag der mehrstimmigen Lieder, der wohllautender, kräftiger und sicherer war, als das sonst in diesen Schulen der Fall zu sein pflegt."[2]) Der Hauptlehrer Scharff[3]) in Flensburg teilt über seine Erfahrungen folgendes mit: „Das Erlernte wandte ich sofort nach meiner Rückkehr (vom Engelschen Kursus) in der Schule an, nicht nur in meiner eigenen Klasse, sondern auch in der nächstunteren, reichlich siebzig sieben- bis achtjährige Schüler zählenden Klasse, in der ich wöchentlich zwei Stunden zu unterrichten hatte. Die Schüler lernten mit Eifer, die jüngeren schneller als die älteren. Ich habe einem Zweifler gezeigt, und zwar in seiner eigenen Klasse, daß auch die Sechsjährigen, die Fibelschützen, den richtigen Stimmansatz lernen können. Was den Zeitverbrauch anlangt, so ist zu sagen, daß sonst durch die Undeutlichkeit der Aussprache, welcher der Lehrer beständig durch Aufforderung zum lauten und deutlichen Sprechen zu wehren sich abmüht, ein nicht unbeträchtlicher Teil der Unterrichtsstunde verloren geht. Diesem Übelstand wird durch sorgsame Stimmbildung abgeholfen. Wenn auch der Unterricht in der ersten Zeit eine Einbuße erleidet, es wird dieser Verlust mit Leichtigkeit ausgeglichen,

---

1) Vergl. die „Berichte von Lehrern über die Engelsche Methode der Stimmbildung oder der praktisch-phonetischen Lautschulung". Karlsruhe 1898.

2) Ebenda S. 12flg. 3) Ebenda S. 3flg.

sowie des Kindes Stimme gebildet worden ist. Als ich im Schuljahr 1894/95 die genannte sehr starke Klasse Sieben- bis Achtjähriger unterrichtete, bin ich im Klassenpensum nicht zurückgeblieben, und in diesem Jahre 1896/97 darf ich von meiner Oberklasse behaupten, daß sie im Leseunterricht weiter ist, als in einem der vorhergehenden Jahre. Noch erfreulicher ist der folgende Fall: Ostern d. J. wurde ein stotternder Knabe in meine Klasse versetzt. Auf meinen Wunsch prüften ihn einige Kollegen; er vermochte keine Antwort zu geben, auch nicht auswendig Gelerntes herzusagen. Mitte Juni wurde der Knabe von der Schulinspektion zu einer längeren Reise beurlaubt. Ich bat nun die Kollegen, ihn wieder zu prüfen. Ich tat das, weil die Prüfung eines Stotterers durch den bisherigen Lehrer keinen Ausweis für die völlige Befreiung von dem Übel gibt. Die Kollegen also prüften, und sie waren erstaunt, daß der Knabe, der mit den übrigen Schülern denselben Stimmbildungsunterricht genossen, also keinen besonderen Unterricht gehabt hatte, jetzt — zweieinhalb Monate, nachdem sie ihn völlig rat- und hilflos ihren Fragen gegenüber gesehen hatten — ohne sich zu besinnen oder anzustoßen, die geforderten Antworten gab." — Prof. Fritsch, den ich oben mehrfach genannt habe, prüfte in einer untersten Volksschulklasse, in der die Methode Engels geübt wurde, die orthographischen Niederschriften der Schüler und sah zu seinem Erstaunen, „daß auch schwierige Dinge, wie die Unterscheidung der s-Laute, ausnahmslos richtig getroffen wurden, ein Resultat, das manchen Schüler unserer Mittelklassen (auf höheren Lehranstalten) beschämen könnte. Und das waren meist Kinder aus Bevölkerungsschichten, in denen Tag für Tag nur die nachlässigste Lautgebung zu finden ist."[1]) Ich könnte noch eine Menge anderer, nicht minder günstige Urteile über die mit der Stimmbildung im Einzelunterricht wie im Klassenunterricht gemachten Erfahrungen anführen, begnüge mich aber mit den mitgeteilten Stichproben, aus denen mit Gewißheit der unendliche Wert des stimmbildenden Unterrichts hervorgeht.

Um nun die Erziehung der Sprech- und Singstimme in den Lehrplan niederer und höherer Schulen einführen zu können, müssen erst die Lehrer selbst in den weitesten Kreisen für die Wichtigkeit der Stimmbildung erwärmt und darin ausgebildet werden, damit sie andere ausbilden können. Das ist zunächst das wichtigste Erfordernis. Solange nur einzelne bestrebt sind, in ihrem Unterricht die Schülerstimmen zu bilden, wird nichts Dauerndes und Allgemeines gewonnen. Denn es ist klar, daß das von einem Lehrer in seinen Fachstunden und in seiner Klasse mühsam Aufgebaute rettungslos wieder einstürzen muß, wenn

---

1) A. a. O. S. 8.

nicht in den anderen Fächern mit- und in den nächsten Klassen weitergebaut wird. Alle Lehrer einer Anstalt müssen also von der untersten Stufe bis zur obersten Hand in Hand gehen, damit die Schüler immer und überall in der Schule an ihren Lehrern die Muster der kunstgerechten Sprechweise finden. Bisher ist für die Ausbildung der Lehrer auf diesem Gebiete bei uns nichts geschehen, auch nicht für die Gesanglehrer, die doch vor allen anderen dazu berufen sind, die Stimmen zunächst zu kunstgerechtem Sprechen, dann zum Singen heranzubilden. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, ist nur ein ganz kleiner Bruchteil der Gesanglehrer für diese Aufgabe befähigt. Die große Mehrzahl ist dazu bis jetzt noch völlig ungeeignet. Man wird diese Behauptung nicht als zu kühn bezeichnen können, wenn man sich davon überzeugt, wie berechtigt leider die Klagen der Ärzte über die physiologische Unwissenheit der meisten Gesanglehrer sind. Prof. Dr. med. Krause[1]) sagt z. B.: „Wenn ich aus meinen ärztlichen und anderen persönlichen Erfahrungen über Gesangunterricht einen Schluß ziehen darf, so ruht dieser zum großen Teil in den Händen von Praktikern, welche sich meistens als für ihren verantwortlichen Beruf nicht genügend vorbereitet erweisen. Von theoretischen Kenntnissen, Anatomie, Physiologie, Theorie der Tonbildung finden sich bei solchen Lehrern fast gar keine, oft sehr falsche, noch öfter sehr wunderliche, fast mystische Vorstellungen. So behauptet der eine, um unbewußt dem Schüler das Wesen der Resonanz zu erklären, die Stimme käme aus dem Hinterkopfe, der andere, welchem wohl ein verlängertes Ansatzrohr als wichtig vorschwebt, sie käme aus der Stirn, der dritte, sie käme aus der Nase, und was der bizarren Vorstellungen noch mehr sind . . . Ein anderer Lehrer, welcher mehr Gewicht auf Atmung legt und diese immer im Munde führt, läßt seine Schüler die absonderlichsten Verrenkungen des Brustkorbes und der Hüften ausführen, wie er sagt, um die Atemführung leicht und locker zu machen. Ein Fanatiker läßt die Tonstudien unausgesetzt auf ü machen, wieder ein anderer ruht nicht eher, als bis er die ihm notwendig erscheinende Entspannung der Stimmbänder bei der „voix mixte“ bis zu einem in Säuseln ausklingenden pianissimo herabgedämpft hat und der Jahre hindurch stumpfsinnig gemachte Zögling vor jedem forte gegebenen Tone bis in die Fußspitzen zusammenschrickt. Besonders der weibliche Teil der Schüler ist es, der, schon von vornherein mit zarteren und weniger widerstandsfähigen Geweben und Organen ausgestattet, den schlimmen Folgen der falschen Behandlung, der Übermüdung und Überanstrengung der Stimme, am leichtesten verfällt. Gewöhnlich wird der unwissende

1) A. a. O.

und unerfahrene Lehrer durch die falsche Beurteilung der Stimmlage dazu verleitet, einen Mezzosopran zum Sopran, den Bariton zum Tenor ausbilden zu wollen, selten umgekehrt, oder es sind ganz übertriebene Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des jungen Organs, welche es frühzeitig ermüden und krank machen, wie unausgesetzte, viele Stunden des Tages dauernde Übungen, die von den jungen Sängern ohne Aufsicht vorgenommen werden. Zeigt sich dann die Stimme matt, glanzlos, in der Mittellage und im piano versagend, so wird nicht etwa Schonung und Befragung des Arztes angeraten, sondern anempfohlen, sich „durchzusingen". Auch Dr. Schwibop[1]) berichtet von einer persönlichen Erfahrung. Wegen eines geringfügigen Ohrenleidens fragte ihn nämlich ein Konzertsänger und Lehrer am Konservatorium um Rat. „Bei der Hörprüfung vermittels der Stimmgabeln konnte der betreffende Herr keinen Ton richtig bestimmen und verstieg sich, gleichsam als müsse er die Unfähigkeit, die Töne zu bestimmen, vor mir entschuldigen, zu der Äußerung: „Ich kann sonst sehr gut hören und von jedem gesungenen Ton sofort sagen, ob er aus der Brust, aus dem Kopfe oder aus der Fistel kommt." Der letzte Ausdruck richtet sich von selbst und ist nur ein erneuter Beweis für die oben angeführten Worte Krauses. Mit den beiden anderen Tonquellen, der Brust und dem Kopf, war dem Herrn das Mißgeschick passiert, daß er Ursache und Wirkung verwechselt hatte. Wir unterscheiden zwei Register, das Brust- und Kopfregister, bezeichnen damit aber nicht die Quelle der Töne, sondern nur ihre wesentlichste Resonanzstelle." Ein anderer Gesanglehrer stellte nach Hennigs[2]) Mitteilung an einen hervorragenden Spezialarzt das Ansinnen, er möge den Kehlkopf eines Schülers erweitern, da dieser den Ton zu sehr quetsche. Sapienti sat!

Aber auch die Menge der anderen Lehrer an höheren und niederen Schulen besitzt noch keine ausreichenden Kenntnisse auf dem Gebiet der praktisch-ästhetischen Phonetik. Auf der Universität findet der Student, neben den Vorlesungen über seine Fächer, auch Gelegenheit, wissenschaftlich-phonetische Studien zu betreiben, d. h. in die Wissenschaft der Sprachentwicklung einzudringen. Der Kandidat des höheren Lehramts in Preußen muß sich, wenn er sich in der Staatsprüfung die Lehrbefähigung in den neueren Sprachen erwerben will, nach den ministeriellen Verordnungen[3]) über „Die Kenntnis der Elemente der Phonetik" ausweisen können. Von dem Nachweise ähnlicher Kenntnisse in der Phonetik der deutschen Sprache, also von der Forderung, daß der künftige Lehrer

1) A. a. O. S. 17 u. 18. 2) A. a. O. S. 14.

3) Prüfungsordnung für das Lehramt an höheren Schulen vom 12. September 1898 § 17a und § 18a. Berlin 1901.

des Deutschen seine Muttersprache in ästhetischem Sinne tadellos beherrschen müsse, wird nichts gesagt. Und doch ist kein Lehrer ohne weiteres vorbildlich auf diesem Gebiete. In dem schon oben angeführten Aufsatze über „Kunstpflege in der Schule" sagt v. Sallwürck[1]): „In Frankreich lehren die Pariser Theater, wie zu sprechen sei. Unsere Bühnen werden noch lange nicht befähigt sein, dafür ein Muster aufzustellen. Dagegen besitzen die höheren Schulen treffliche Hilfsmittel zur Ausbildung einer mustergültigen deutschen Rede. Lautgeschichte und Dialektforschung werden von unseren jungen Lehrern mit anerkennenswertem Eifer gepflegt, und über die Natur der Sprachlaute und die Tätigkeit der lautbildenden Organe wissen junge Philologen heutzutage Gründlicheres und Genaueres, als die Grimm, Diez und Bopp noch vor einigen Jahrzehnten gewußt haben." Aber dazu muß doch bemerkt werden, erstlich, daß sich diese phonetischen Studien unserer Philologen fast nur auf die beiden neueren Fremdsprachen erstrecken und daher nur diesen zugute kommen, zweitens, daß ein Wissen noch kein Können einschließt, weil Theorie und Praxis gar sehr verschiedene Dinge sind. Wenn in der neuen Prüfungsordnung für das Lehramt an höheren Schulen die Phonetik als Prüfungsgegenstand genannt ist, so handelt es sich eben doch nur um den Nachweis von Kenntnissen in der linguistischen Phonetik, nicht um den Nachweis der Fähigkeit auf dem Gebiete der ästhetischen Phonetik. Die Übertragung von Kenntnissen linguistischer Art auf die Schüler muß aber der Natur der Sache nach unfruchtbar bleiben. Nur in den seltensten Fällen wird der Kandidat durch seine Beschäftigung mit der linguistischen Phonetik auf die praktisch-ästhetische geführt. Selbst wenn er seinen Helmholtz[2]) und andere Schriften über die Physiologie der Stimme gründlich studiert hat, wird er doch bald in der Praxis des Schullebens die Erfahrung machen, daß ein ungelöster Rest übrig bleibt, daß, wie Fritsch[3]) sehr richtig sagt, „alle Theorie grau ist und die besten Kenntnisse in der Phonetik in der Luft schweben, solange nicht eine praktische Übung und Beobachtung der Spracherzeugung dazu kommt. Etwas wirklich Neues, Wertvolles kann nur dann entstehen, wenn wir — wie in der Philosophie — immer wieder auf die Elemente zurückgehen". Hier gilt eben der alte Spruch: verba docent, exempla trahunt. Vormachen — darauf kommt's an! — Noch schlimmer als der Akademiker ist der seminaristisch gebildete Lehrer daran. Wenn er nämlich aus dem Seminar ausscheidet, bringt er in der Regel keinerlei Kenntnisse auf dem Gebiete der Sprachphysiologie in die Praxis mit, weil er keinen lautgeschichtlichen Unterricht erhalten hat.

---

1) A. a. O. S. 56. 2) Klanganalyse 1858. 3) A. a. O. S. 6.

Aus den vorstehenden Ausführungen ergibt sich also mit zwingender Notwendigkeit die Forderung: wenn in unserem Volke das Verständnis für den unendlichen Wert der rein und richtig gesprochenen Muttersprache geweckt und weiter entwickelt werden soll, so fange man mit der praktisch-ästhetischen Phonetik überall von unten an und mache zunächst die Präparandenanstalten und Volksschullehrerseminare zu Pflanzstätten der Stimmbildung. Vor allen Dingen muß, wie ich schon oben bemerkte, für einen ausreichenden Stamm von stimmlich ausgebildeten Lehrern gesorgt werden. Diese Lehrer müssen dann in den genannten Lehrerbildungsanstalten Lehrer und Schüler im Gebrauche der Stimme für Sprache und Gesang, auch in der Sprachheilpädagogik, methodisch schulen. Sind die Schüler darin tüchtig durchgebildet, so werden sie auch später als Lehrer imstande sein, die Bildung der Schülerstimmen zu leiten und dauernd zu überwachen. Es ist selbstverständlich, daß dem Stimmbildungsunterricht besondere Stunden zugewiesen werden müssen; aber man braucht nicht zu befürchten, daß der Unterricht in der Muttersprache dadurch zu kurz kommt. Er verliert nur scheinbar, denn die durch die Stimmbildung erzielten Früchte kommen ihm später reichlich wieder zugute. Aber keine unnötige Systematik! Die Zahl der Lehrgegenstände soll nicht durch eine neue Art von systematischer Rhetorik vermehrt werden. Die möge für die Fachschulen junger Schauspieler und Sänger verbleiben! Im Schulunterricht soll nicht Abrichtung, sondern Erziehung zur richtigen Behandlung der Stimme und Sprache das Ziel sein. Und das nicht nur in den deutschen Stunden. Jeder Lehrer soll sich in jeder Stunde bemühen, seine Schüler zu diesem Ziele zu fördern. Dabei muß er Fühlung suchen mit ihren geistigen Vorstellungen und geschickt seinen Unterricht ihrem Fassungsvermögen anpassen. Das ist hier ebensogut Erfordernis wie bei jedem Unterricht. Das eigene Urteil und Gefühl des Schülers zu wecken durch die Erziehung des Ohres und gleichzeitig der Stimme, das soll bei dieser „lebendigen Grammatik" die hauptsächliche Sorge des Lehrers sein.

Man hat für den Stimmbildungsunterricht an den „Lektor" gedacht. Aber das wäre eine ganz verfehlte Sache. Nur mit dem Anhören der mustergültigen Sprache ist es nicht getan. Hier gilt es, die Fehler der einzelnen Schüler individuell zu bekämpfen. Da muß die mangelhafte Atmung beseitigt werden, die die Gesundheit, insbesondere des Kehlkopfes, schädigt. Die gereinigten, erfrischten Lungen sollen das Blut in rascherem Umlaufe treiben. Das geht nicht ohne zweckmäßige Atemführung. Dann ist der Ansatz zu lehren und mit ihm zugleich die richtige Bildung der Vokale als Tonträger und der Konsonanten als Tonführer. Dabei zeigt sich ein weites Feld beobachtender und indivi-

dualisierender Tätigkeit. S. Detschy sagt über diesen Gegenstand: „Da ist nasaler Ton, schnupfiges m und n, dort Rachen-r, hier Lispeln zu bekämpfen, da ein gebrochener Tonansatz, ein zitterndes, schwaches Stimmband zur Festigkeit zu erziehen, hier eine Fistelstimme in klingenden Brustlaut zu verwandeln, eine schwere Zunge gelenkig zu machen, ein überstürztes, undeutliches Sprechen zu klarer Sprache zu erziehen. Kann da ein „Lektor" helfen durch bloßes Vorlesen? Muß hier nicht ein Meister seines Faches — halb Arzt, halb Künstler — ein Lehrerkünstler seines schwierigen Amtes gewissenhaft walten, wenn die Hörer Nutzen haben sollen davon für sich und andere? Welch eine Summe von Geduld, Gewissenhaftigkeit, feinem Gehör, künstlerischem und physiologischem Verständnis und wieviel Menschenkenntnis und hervorragendes pädagogisches Talent muß der Lehrer der Stimmerziehung und Rhetorik besitzen, will er mit Erfolg unterrichten! Kann das ein „Lektor"? Und wenn er der vollendetste Vortragskünstler wäre, kann sein Beispiel allein durch Anhören lehren, wie diese Kunst stufenweise, mit eiserner Selbstzucht und Energie zu erwerben ist? Dann müßte ja das Anhören eines Liedes, einer Opernarie genügen, um Sänger zu werden, und alle Lehrer der Gesangskunst wären entbehrlich! Hier wie dort handelt es sich erst um die Erlernung der Atem- und Tonbildung, der Phrasierung, der Bekämpfung von Fehlern, natürlichen und angewöhnten. Nur wird die Gesangskunst, durch Noten und Instrumente unterstützt, leichter verstanden und darum leichter zu lehren sein, während die Redekunst nur den selbsterzogenen Ton, das selbstgebaute Wort als Lehrmittel, nur ihre eigene Stimme und das Gehör des Lernenden als Lehrgeräte besitzt. Darum kann Singenlernen nie die Technik der Rede fördern, ein Gesanglehrer (als solcher) nie eine Sprechstimme bilden. Beide Arten des Unterrichts sind verschieden. Wohl aber kann eine wohlgeschulte, tadellose Aussprache den Sänger in der Tonentfaltung bei der Aussprache von Lieder- und Operntexten wesentlichen Nutzen bringen, wie das oft der Fall ist bei Sängern, die durch undeutliches Artikulieren an Gaumenansatz litten und nach vollendeter Sprachtechnik über tadellosen klaren Ton verfügten." Also der Lektor kann die Aufgabe der Stimmbildung nicht lösen. Das kann nur der Sprachlehrer, der Mann des Könnens, der praktischen Erfahrung, denn auf das Vorsprechen und die Erziehung zum lautrichtigen Nachsprechen kommt es an. Sprachphysiologisch-akustische und linguistische Kenntnisse muß er natürlich in dem Umfange besitzen, daß sie ihn befähigen, die Ursachen zu erkennen, auf denen die Fehler seiner Schüler beruhen. Er muß jederzeit vorbildlich wirken können, ohne deshalb ein Redner ersten Ranges oder mit ganz hervorragenden stimmlichen Mitteln ausgestattet sein zu müssen.

So denke ich mir die Art und Weise, wie die Stimmbildung in den Dienst der Volksschule gestellt werden kann. Der akademisch gebildete Lehrer muß Gelegenheit finden, auf der Universität praktisch-phonetische Studien zu treiben. Dort wären also Stimmbildungskurse zu eröffnen, vielleicht unter der Leitung geeigneter, als Stimmbildungslehrer ausgebildeter Universitätsmusikdirektoren oder Spezialärzte für Sprachheilkunde. Daß gegenwärtig viele dieser Herren sofort in der Lage wären, der schwierigen Aufgabe zu genügen, ist nach den Erfahrungen nicht anzunehmen. Aber dafür läßt sich Rat schaffen. An diesen Kursen hätten sich pflichtmäßig nicht nur die Studenten zu beteiligen, die die Anstellung im höheren Schuldienst erstreben, sondern alle, die in ihrem späteren Leben von Berufs wegen viel sprechen müssen, also die künftigen Prediger, Anwälte usw. „Wir Modernen sind wahrlich bescheiden geworden", sagt Kafemann[1]), „und verlangen nicht mit Plato vom Redner, daß er die Subtilität der Dialektiker, die Kenntnisse der Philosophen, die Diktion der Poeten, die Stimme und die Gesten der größten Schauspieler besitze. Wohl aber müssen wir verlangen, daß jeder, der öffentlich seine Stimme zu erheben den Mut hat, nicht seiner Stimme sich bediene, wie die Tiere sich ihrer angeborenen Waffen und ihrer Fähigkeiten bedienen, die im Umkreise ihres sogenannten Instinktes liegen. Es ist gewiß nicht schwierig zu sprechen, wie einem der Schnabel gewachsen ist und den Schwierigkeiten der Aufgabe aus dem Wege zu gehen; wohl aber ist es eine Anmaßung, ein Amt, das rednerisches Können verlangt, verwalten zu wollen, wenn man den höchsten Anforderungen desselben infolge mangelhafter Ausbildung nicht gewachsen ist. Die Einsicht in die Unzulänglichkeit des Könnens führt zur Forcierung und damit zum Bankerott der Stimme. Die Hygiene der Sprechstimme ist also im wesentlichen nichts weiter als angewandte Physiologie der Sprechstimme." Der Einwand, man belaste die Kandidaten, die ohnehin schon eine große Arbeitslast zu bewältigen hätten, mit einer neuen, unerträglichen Bürde, ist von vornherein hinfällig. Hier handelt es sich doch um ein ganz hervorragend wichtiges berufliches Erfordernis, dem jeder spätere Berufsredner entsprechen muß, um sich für sein Amt auf die Dauer fähig zu erhalten. Darum sollten die Kandidaten in der Staatsprüfung auch den Nachweis führen müssen, daß sie einen gewissen Grad künstlerischer Fertigkeit im Gebrauche ihrer Stimme und Sprache erreicht haben. Freilich hängt das Maß des in dieser Hinsicht Erreichbaren im letzten Grunde von der mitgebrachten Begabung ab; aber die Natur hat doch nur äußerst wenige so stiefmütterlich behandelt, daß sie

1) A. a. O. S. 5.

nicht ein bescheidenes Maß lautrichtigen Sprechens unter der Voraussetzung ernsten Strebens erreichen könnten. Wenn diese Vorschläge in die Praxis des Lebens übergeführt und Tatsachen würden, dann wäre es mit der Mißhandlung unserer Muttersprache auf Kanzeln und Kathedern, in Gerichtssälen und Parlamenten, im Theater und in den Salons endgültig vorbei, und die Stimmen unzähliger Männer und Frauen, die jetzt vorzeitig in ihrem Berufe untüchtig werden, würden für die Zeit ihres Lebens gesund und leistungsfähig bleiben. Schließlich müßte der kunstmäßigen Ausbildung der Stimme und Sprache auch in Theaterschulen und Konservatorien eine weit sorgfältigere Pflege zuteil werden, als das in der Gegenwart geschieht, damit die Bühnenkünstler befähigt würden, in höherem Maße den Anforderungen an eine von den Gesetzen edler Kunst beherrschte Sprache zu genügen, und damit die Gesanglehrer in der Praxis ihres Berufes auf dem propädeutischen Gebiete der Sangeskunst, d. h. eben der Sprechkunst, mit besserem Erfolge arbeiten könnten.

Erziehung zum Sprechen! Hier breitet sich ein unendlich fruchtbares Neuland aus, das noch der Erschließung durch berufene und begeisterte Kulturträger harrt. Hier den edlen Samen in die gelockerte Scholle zu streuen, ist eine nationale Tat, der millionenfältige Frucht entkeimt. Und darum möchte ich meinen Volksgenossen Schillers Mahnung, freilich in einem anderen Sinne, zurufen:

> Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
> Bewahret sie!

Würde + Infinitiv als Indikativ Futuri praeteriti gebraucht.

Von E. Herdin in Upsala.

Wenn man die modernen deutschen Grammatiken[1]) über die Bedeutung der Verbalform würde + Infinitiv befragt, erhält man folgenden Aufschluß:

---

1) O. Erdmann, Grundzüge der deutschen Syntax, 1. Abteilung, Stuttgart 1886, § 170a S. 127, § 172 B. 2b S. 183. — Engelien, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache, 4. verb. Aufl., Berlin C. 1892, § 185 S. 474, § 185 S. 475 flg., § 136 S. 478. — Aug. Heyse, Deutsche Grammatik, 25. Aufl., vollständig umgearbeitet von Dr. Otto Lyon, Hannover und Leipzig 1893, S. 326, 327, 338 flg., 340 flg., S. 339 Anmerk. 2. — Blatz, Neuhochdeutsche

Die Form hat eine zweifache Bedeutung.

1. Sie wird als Konditionalis verwendet und entspricht dann dem Konjunktiv Präteriti: Ich würde ihn gern wiedersehen (= ich sähe ihn gern wieder). Ich würde ihn gern wiedergesehen haben (= ich hätte ihn gern wiedergesehen).
2. Sie repräsentiert die konjunktivische Präteritalform, die mit der Präsensform werde + Infinitiv wechselt.

Dr. David Müller, Geschichte des deutschen Volkes, 13. Aufl., Berlin 1890, S. 464: Napoleon hatte gehofft, in Deutschland würde sich ein langer Bürgerkrieg entzünden, oder auch Preußen werde besiegt werden.

Gottfried Keller, Das Sinngedicht, Berlin, Verlag von Wilhelm Herz, 17. Aufl. 1897, S. 321: Mein Vater war in Italien und schrieb mir, er werde mich im Herbst abholen; und da er gute Berichte über mich erhalten, werde er mich zur Belohnung mit nach dem klassischen Lande nehmen, wohin er für den Winter und Frühling zurückzukehren gedenke. Dort würden mir die letzten etwaigen Klostergedanken sicherlich vergehen.

Irgend eine andere Bedeutung von würde + Infinitiv kennen die Grammatiker nicht.[1]) Und doch findet sich noch eine Verwendung, wo wenigstens, trotzdem würde + Infinitiv auch hier futurische Bedeutung hat und bevorstehende Tätigkeiten bezeichnet, keine Vertauschung mit werde + Infinitiv möglich ist, d. h. vorkommt, von welcher Tatsache wir uns durch einen Blick auf die in Betracht kommenden Belege leicht überzeugen können (s. unten S. 200—208, besonders das Beispiel Wildenbruch S. 174 flg., unten S. 204 flg.).

Betrachten wir ein paar Beispiele.

Wildenbruch, Schwester-Seele, 9. Aufl., Stuttgart 1896, schreibt S. 235 flg.: Das Haus Röhring wird zugeschlossen — das Haus Röhring geht davon — es war wie ein Sausen in seinen (Schottenbauers) Ohren, aus dem diese Worte immer wieder auf ihn eindrangen.

Hatte er denn etwas verbrochen? Hatte er sich vielleicht so ungeschickt benommen, daß auch Papa Röhring böse auf ihn geworden war?

Freilich — wenn man am hellen, lichten Nachmittag in den Blumenladen läuft, ein Bouquet kauft, groß wie ein Wagenrad, und damit vor aller Augen und mit einem Gesicht, wie ein glücklicher Bräutigam,

---

Grammatik, 8. Aufl., 2. Band, Karlsruhe 1896, S. 497 flg., § 152 S. 583 flg., § 199 S. 795 flg. — Wilmanns, Deutsche Schulgrammatik, 1. Teil, Berlin 1899, § 75 S. 18.

1) Das erklärt sich wohl daraus, daß die Erörterung anderer Bedeutungen wohl kaum der Grammatik, sondern der Stilistik angehört. D. L. d. Bl.

zum Hause Röhring stürmt — Gott, Gott, Gott, wo hatte er denn Sinne und Gedanken gehabt! Morgen früh würde es natürlich in aller Munde sein, daß er Freda Röhring die Blumen gebracht, daß er ihr seine Liebe gestanden, ihr womöglich einen Antrag gemacht hatte.

Ebenda S. 210: ... am nächsten Tage war die Geschichte in der Stadt herum.

Es war alles ganz übertrieben gewesen, es war alles gar nicht wahr.

Das Stück hatte in Meiningen nur einen ganz mäßigen Erfolg gehabt, darum war es einmal gespielt worden und dann nicht wieder; die Meininger würden nicht mit dem Stück reisen — das Stück war eigentlich durchgefallen. In dieser freundlichen Steigerung wurde der Vorgang in der Stadt besprochen.

Wie wir sehen, machen die Sätze mit würde + Infinitiv einen Teil von einer Mitteilung der Gedanken, bezw. Äußerungen eines anderen aus. Solche Mitteilungen können in dreifacher Weise gegeben werden: als direkte Rede, als indirekte Rede und in berichtender Form. Es ist Prof. O. Behaghels Verdienst, auf diese letzte Form schon 1877 in seiner Schrift „Über die Entstehung der abhängigen Rede und die Ausbildung der Zeitfolge im Altdeutschen" aufmerksam gemacht zu haben. In seinem Buche „Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen", Paderborn 1899, S. 167, beschreibt er sie folgendermaßen: „... gibt es noch eine ganz andere Art, von dem, was ein anderer gesagt hat, Mitteilungen zu machen; sie besteht darin, daß man nicht die Rede selber wiederholt, sondern in selbständigem Bericht die Tatsachen wiedergibt, die der andere zum Gegenstand seiner Äußerungen gemacht hat. Es sieht aus, als ob der Erzähler, der Bote selber die Wahrnehmungen gemacht hätte, die er tatsächlich von einem anderen überkommen hat."

In dem Schauspiel „Heimat", 22. Aufl., Stuttgart 1898, S. 43, läßt Sudermann Therese sagen: Also wie ich wieder raufkomme, hält mich der Portier an und erzählt, daß gestern abend um die Schlummerstunde eine Equipage vor der Tür gehalten hat ... da ist eine Dame drin gewesen. Die ist aber nicht ausgestiegen, sondern hat immerzu nach den Fenstern von unsere Wohnung raufgesehen, wo eben Licht angesteckt gewesen ist. Und als er gegangen ist, fragen, was sie eigentlich will, da hat sie dem Kutscher was gesagt, und der ist rasch zugefahren!

Man fühlt hier, wie Therese mit den Worten da ist eine Dame dringewesen usw. den Vorgang, den sie nur durch den Portier kennt, von eigenem Standpunkte aus selbständig zu erzählen anfängt. Der Bericht ist also formell und sprachlich gewöhnliche Erzählung. Wie Therese erzählt: wie ich wieder raufkomme, hält mich der Portier

an; ebenso sagte sie auch: da ist eine Dame bringewesen usw. Sprachlich stehen diese Sätze auf einer Linie. Tatsächlich aber gibt sie durch ihre Worte: da ist eine Dame bringewesen usw. ebensogut die Erzählung des Portiers wieder, wie durch den Daß-Satz: daß gestern abend eine Equipage vor der Tür gehalten hat.[1])

In derselben Weise:

Hauptmann, Kollege Crampton, 4. Aufl., Berlin 1896, S. 44: Max: Ich täusche mich nicht. Ich kann mich nicht täuschen. Horch doch mal zu, was Fräulein Trudchen (Tochter des Prof. Crampton und seiner Frau) erzählt. Sein (Prof. Cramptons) größtes Unglück war seine Frau. Eine herzlose, aufgeblasene, leere Person. Dumm und adelsstolz obendrein ... Adolf: Das erzählt Fräulein Trudchen? Max: Das erzählt sie nicht gerade, aber man spürt's doch heraus.

Ebers, Uarda, 2. Band, Stuttgart und Leipzig 1898, S. 217 (die Noten): Plutarch erzählt, daß die Oxyrynchiten, die den Oxyrynchosfisch verehrten, mit den ihnen benachbarten Kynopoliten, die den Hund heilig hielten, wegen dieser Tiere einen Krieg anfingen. Der Streit begann, indem die Kynopoliten Oxyrynchosfische aßen, die Oxyrynchiten aber aus Rache Hunde fingen, sie schlachteten und als Opfermahl verzehrten. Eine ähnliche Geschichte erzählt Juvenal in der XV. Satire.

Ein Beispiel von einer Wiedergabe von Gedanken (dies Wort in seinem weitesten Sinne gebraucht = Tätigkeit des Geistes) in der berichtenden Form liefert Wildenbruch, Schwester-Seele, S. 304: Dieser Gedanke ging mit ihr zu Bett, und als sie schlief, hatte sie einen Traum sonderbarer Art:

Sie befand sich in einem rabenschwarzen, finsteren Gelaß, zu dem sie auf einer langen Treppe hinuntergestiegen war; plötzlich ging ein grelles Licht auf, nun blickte sie umher und sah, daß sie in einem Keller stand, und ringsherum lagen und standen Gegenstände, die sie

---

1) Wie notwendig es ist, bei jeder Darstellung der verschiedenen Arten, die Äußerungen, bez. Gedanken eines anderen mitzuteilen, die berichtende Form als selbständige Erscheinung gebührend zu würdigen, zeigt z. B. Blatz, Neuhochdeutsche Grammatik, § 224, Anm. 4, S. 1018. Er sieht keinen Unterschied zwischen Sätzen, in denen selbständiger Bericht vorliegt, und einem Satze wie dem folgenden: „Wenn Hamlet sagt, er liebt dich, geziemt es deiner Klugheit, ihm soweit zu glauben", wo er liebt dich dem verbum dicendi „sagt" asyndetisch untergeordnet ist. — Verwirrend ist es auch, wenn Wunderlich, Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung, Weimar und Berlin 1894, S. 253, Theresens oben angeführte Wiedergabe von der Erzählung des Portiers: da ist eine Dame bringewesen usw. direkte Rede nennt. Direkt wiedergegeben würde die Erzählung natürlich nicht Und als er gegangen ist lauten, sondern als ich gegangen bin oder als ich ging.

nie gesehen hatte usw. (Vergl. damit oratio obliqua: sie träumte, sie befinde sich in einem Gelaß.)

Bericht ist also eine Ausdrucksweise der Parataxe; er ist selbständig und nicht dem gegebenen oder gedachten verbum dicendi bez. sentiendi untergeordnet, wie es mit der aus dem Bericht geschichtlich hervorgegangenen indirekten Rede der Fall ist. —

Kehren wir nun zu unseren oben S. 192 flg. angeführten Beispielen Wildenbruch S. 235 flg. und ebenda S. 210 zurück. Wie sind da die Sätze, welche die Gedanken Schottenbauers, bezw. den Stadtklatsch wiedergeben, zu beurteilen?

Sind sie als berichtende Form zu fassen oder als oratio obliqua, oder sind vielleicht die Sätze mit würde + Infinitiv als oratio obliqua, die übrigen als Bericht zu fassen?

Damit diese letzte Alternative möglich sei, ist es natürlich erforderlich, daß bei den besprochenen Darstellungen das Gefühl sich verschiebt, sobald man zu den Sätzen mit würde + Infinitiv kommt, um dann wieder eine Zurückverschiebung zu erfahren, wenn die Sätze mit den deutlich indikativischen Formen wieder folgen.

Mir scheint dies unmöglich der Fall sein zu können. In dem unten S. 203 vollständiger mitgeteilten Beispiel Wildenbruch S. 77 flg.: Er blieb mitten im Zimmer stehen und breitete die Arme aus. So würde es kommen, so mußte es kommen — ist es besonders fühlbar, daß der Unterschied in den Bedeutungen von so würde es kommen und so mußte es kommen kein anderer ist als der, welcher durch den Bedeutungsunterschied zwischen werden + Infinitiv und müssen + Infinitiv bedingt wird.

Und wie sollte man den Satz: Morgen würde es natürlich in aller Mund sein als oratio obliqua fassen können, die ihm untergeordneten, ihn ergänzenden und für sein Verständnis notwendigen Sätze: daß er Freda Röhring die Blumen gebracht, daß er ihr seine Liebe gestanden, ihr womöglich einen Antrag gemacht hatte — dagegen als nicht zu der oratio obliqua, sondern zum Bericht gehörig?

Vergl. unten S. 201: es würden verfängliche Worte fallen, Anspielungen gemacht werden, die man nicht mißverstehen konnte; S. 201: und würde ihrem Vater Dank wissen, daß er sie errettet hatte; S. 203: dann würde er nicht mehr vor ihr stehen, wie er jetzt vor ihr stand; S. 204: er würde es prachtvoll sprechen, ein bißchen anders, als der gute Schottenbauer es ihm neulich heruntergeleiert hatte; S. 204: der würde bleiben, wo er war; S. 204: aber einmal würde die Zeit doch kommen, wo er nicht mehr da war; S. 205: Der schlanke Nacken ..., nun würde

er sich beugen müssen, wenn sie über die Straße ging und das Gezischel um sich her vernahm; Tränen würde sie weinen, wütende Tränen bitterer Scham, wenn sie von der Straße nach Hause zurückkam; S. 205: dann würde es ja von selbst dahin kommen, daß er die „Episode Schottenbauer" vergaß. Wenn sie von der Reise zurückkamen, würde Schottenbauer vermutlich nicht mehr hier sein; S. 206: er würde niemand haben, mit dem er sich unterhalten konnte.

Wo bliebe bei einer solchen Auffassung der logische Unterschied zwischen oratio obliqua und der berichtenden Form? Nein, wir müssen in den Sätzen mit würde + Infinitiv und in den übrigen Sätzen dieselbe Ausdrucksweise sehen, entweder einen Bericht oder eine oratio obliqua.

Voranzustellen ist dabei, daß man würde + Infinitiv nicht von vornherein als einen Konjunktiv ansehen darf, der als solcher in der vorliegenden Bedeutung die berichtende Form in ihrer Eigenschaft als unabhängige Sprachform ausschlösse. Nur sofern und solange eine Sprache in einiger Ausdehnung sich verschiedener Verbalformen bedient, um gewisse verschiedene modale Bedeutungen auseinanderzuhalten, kann man selbstverständlich überhaupt davon sprechen, daß eine gewisse auftretende Verbalform im Indikativ, eine andere im Konjunktiv steht. Wenn man die Form lebte in gewissen Fällen als einen Indikativ, in anderen als einen Konjunktiv fühlt, ist es nur deswegen, weil man sich an andere analog auftretende Verbalformen stützt, die den Modus deutlich erkennen lassen.

Nun ist die Form würde allerdings ein deutlicher Konjunktiv im Verhältnis zu wurde, ebenso das Präteritum Passivi z. B. würde gelobt im Verhältnis zu wurde gelobt, aber würde + Infinitiv, das eine reine Flexionsform ist und für das moderne Sprachgefühl sich aus den selbständigen Bedeutungen von werden und dem Infinitiv nicht erklärt, steht keine entsprechende indikativische Form wurde + Infinitiv zur Seite.[1]) Würde dünken z. B. steht, theoretisch ge-

---

1) In den norddeutschen Mundarten, wo die Form ward + Infinitiv noch vorkommt, hat sie noch immer ihre alte, nicht futurische Bedeutung: ward sehen = ward sehend, bekam zu sehen, wurde gewahr. Die Bedeutung eines Futurum Präteriti, die Vernaleken und nach seinem Vorbild Lidforß der älteren neudeutschen Form ward + Infinitiv aus Systemliebe geben, hat sie nie gehabt. Siehe Vernaleken, Deutsche Syntax, S. 30 flg.:

1. Die Ankündigung in praesenti: hortaturus sum — ich werde oder will ermahnen,
2. die Ankündigung in praeterito: hortaturus eram — ich ward oder wollte ermahnen.

Lidforß läßt sich sogar verleiten, eine nirgends anzutreffende Form ward gelesen haben als Pendant zu wird gelesen haben künstlich zu schaffen. Siehe

nommen, auf demselben Standpunkte wie das auch von Hause aus konjunktivische beuchte, das teils als Indikativ, teils als Konjunktiv dient und für das Sprachgefühl nur durch Analogie als jenes oder dieses aufgefaßt wird. Die äußere Form würde + Infinitiv an und für sich bildet also kein Hindernis für die Auffassung der betreffenden (oben S. 192 flg. angeführten) Darstellungen als Bericht. Aber diese Darstellungen stehen nicht mit den oben S. 193 flg. mitgeteilten Belegen für die berichtende Form auf einer Linie. Man fühlt sie nicht als vom Verfasser selbständig ausgesprochen, sondern als von ihm einem anderen untergeschoben, d. h. als oratio obliqua, ebensogut wie das der Fall ist mit dem gesperrt gedruckten Satze in folgendem Beispiel. Tovote, Im Liebesrausch, 9. Aufl., Berlin 1894, S. 275: Sie kam auf den Gedanken, er habe den Arzt gebeten, zu sagen, daß es gefährlich für sie sei; es sei gar nicht wahr. Vergl. unten S. 200 dasselbe Beispiel.

Würde + Infinitiv kann in der Tat in einer gewöhnlichen selbständigen Erzählung — und der Bericht ist, wie oben gezeigt, sprachlich nichts anderes — nie auf ein im Verhältnis zur Vergangenheit bevorstehendes Ereignis hinweisen.

Anzengruber schreibt im Sternsteinhof, 3. Aufl., Leipzig 1896, S. 69: Die Dirne ging mit bloßem Kopfe, sie wird also den Holzschnitzer nur eine Strecke und nicht allzuweit begleiten. — Anzengruber vergegenwärtigt hier die Vergangenheit, und so kann er ein in dieser Vergangenheit bevorstehendes Ereignis durch das Futurum präsentis ausdrücken.[1]) Ohne „das temporale Wesen der Rede zu verschieben" kann er sich nicht des Hilfsverbs werden bedienen und zugleich den Satz als eine von ihm, dem Verfasser, selbst aus gemachte Aussage darstellen. Er müßte dann sie wollte, sollte begleiten u. dergl. sagen. Zu sagen: Die Dirne ging mit bloßem Kopfe, sie würde also den Holzschnitzer nur eine Strecke und nicht allzuweit begleiten — das hieße irgend einem oder einigen der beteiligten Personen das Bevorstehende als Gedanke, als Schlußfolgerung unterschieben. In dieser Weise wird denn würde + Infinitiv ein Kriterium der indirekten Rede.

Lidforß, Beiträge zur Kenntnis von dem Gebrauch des Konjunktivs im Deutschen, S. 7 flg. Upsala Universitets årsskrift 1862.

1) Wenn die deutschen Grammatiker darüber sprechen, wie man bei lebendiger Anschauung einen vergangenen Vorgang als gegenwärtig schildert, dann zeigen sie, wie das Präsens das Imperfektum vertritt, das Perfektum das Plusquamperfektum, versäumen aber darauf aufmerksam zu machen, daß dabei auch das Futurum präsentis, bezw. das Futurum exactum für ein in der Vergangenheit bevorstehendes Ereignis, bez. ein Ereignis, das vor einen im Verhältnis zur Vergangenheit zukünftigen Zeitpunkt fällt, zur Verwendung kommen kann.

Und noch ein Kriterium haben wir dafür, daß solche Darstellungen wie die fraglichen (oben S. 192 flg. angeführten) als oratio obliqua zu betrachten sind, nämlich die Konjunktive des Imperfekts, die in ihnen da auftreten, wo sie schon in der direkten Rede ständen. Das Imperfekt hat ja im Konjunktiv in selbständigen Sätzen seit langem seine Vergangenheitsbedeutung eingebüßt und sie nur in der indirekten Rede bewahrt.

Vergl. Julius Stinde, Der Liedermacher, Berlin 1892, S. 74 flg.: Da ward sie (Ilowa) wehrlos und blieb bis zur Stunde in seiner (Monnas) Macht.

Die Mutter war's zufrieden. Es sollte bald Hochzeit gemacht werden; ihr bedeutete Verheiratung so viel wie Versorgung. Herr Szmitt (der Vater) wollte dagegen vorläufig von einer Ehe nichts wissen. Er war der praktische Mann. Monna hatte noch selbst um Unterhalt und Stellung zu ringen, und wenn's nicht glückte, läge ihm der Schwiegersohn zur Last. Außerdem konnte der Hausstand Ilowa nicht missen. Ging sie, ward eine Magd notwendig. Die Magd begehrte Lohn und Kost, Geschenke, wenigstens einen Weihnachten. Und er, Stefan Szmitt, müßte sich am Ende gar einschränken. Das war unmöglich.

Ebenda S. 100: Monna warf ihm (Sophus) einen bösen Blick zu, den er sogleich hinter stark zur Schau getragenem Lächeln verbarg.

„Wie Sie meinen, lieber Freund. — Für so selbstsüchtig hätte ich Sie nicht gehalten."

Der Vorwurf traf Sophus hart. Monna hielt ihn für engherzig und zweifelte an seiner Aufopferungsfähigkeit. Wenn Monna wüßte, welche Überwindung es ihn gekostet hatte, die Lieder fortzugeben, ob er ihn dann auch der Selbstsucht bezichtigt hätte? Und war Monna nicht doch im Rechte? War es etwa nicht selbstsüchtig usw.?

Ebenda S. 102: Nur eins gewahrte er, ein Entsetzliches: Auf dem Flügel lag ein Kamm, kein neuer, sondern ein großer, beim Gebrauch um einige Zinken gebrachter, alter. Sophus trank den in großen Tassen gereichten, in der Küche mit Zucker und Milch angesetzten Kaffee, aber er vermochte von dem dazu geschnittenen Napfkuchen nicht zu essen, denn ein Gedankenzwang brachte das Gebäck mit dem Kamm in Verbindung. Und fürchterlich war ihm der Kamm. Wenn nur niemand bemerkte, daß er ihn gesehen hatte, er müßte sich in die Erde schämen.

Ebenda S. 220, Das Beispiel ist unten S. 207 angeführt.

Spielhagen, Noblesse oblige, 7. Aufl., Leipzig 1897, S. 187: Zwar die patriotische Sache hatte an ihm nur einen jener Gefolgsleute, die nicht einen Schritt weiter mitgehen, als es, wie gerade jetzt, Vorteil verheißende Umstände zu fordern scheinen, und entschlossen sind, abzufallen in dem Augenblick, in welchem das Glück sich wendet. Franzö-

fische Präfektenmißwirtschaft oder einheimischer Senatsschlendrian — was war daran gelegen, wenn ihm die eine oder die andere Regierungsform ein blühendes Geschäft garantierte? Im anderen Falle mochte beide der Kuckuck holen; und gar der wäre doch ein Narr, der für den geographischen Begriff, den man Deutschland nannte, die Haut zu Markte tragen wollte usw.

Ich halte es also für entschieden, daß die fraglichen Darstellungen in den oben S. 192 flg. angeführten Beispielen aus Wildenbruch als oratio obliqua zu fassen sind. Wie wir sehen, werden da (wenn wir vorläufig von der Form würde + Infinitiv absehen) nur deutlich indikativische Formen gebraucht. Die Ereignisse, die in der direkten Rede von dem Standpunkte der Gegenwart aus gemessen werden, sind da in den indirekten Reden in die Vergangenheit zurückverlegt. Das Präsens der direkten Rede wird (sofern es nicht als allgemeingültige Aussage jedes bestimmten Zeitverhältnisses enthoben ist: wenn man in den Blumenladen läuft, ein Bouquet kauft, und damit zum Hause Nöhring stürmt) mit dieser Vergangenheit gleichzeitige Handlung (direkte Rede: es ist alles gar nicht wahr; indirekte Rede: es war alles gar nicht wahr), und das Perfektum oder Imperfektum der direkten Rede wird in dieser Vergangenheit vollendete Handlung (z. B. direkte Rede: habe ich denn etwas verbrochen? — Habe ich mich so ungeschickt benommen [oder: benahm ich mich], daß Papa Nöhring böse auf mich geworden ist [oder: wurde]? — wo habe ich denn Sinne und Gedanken gehabt [oder: wo hatte ich]? — Es ist alles ganz übertrieben gewesen [oder: es war übertrieben] usw.; indirekte Rede: Hatte er denn etwas verbrochen? — Hatte er sich so ungeschickt benommen, daß Papa Nöhring böse auf ihn geworden war? — wo hatte er denn Sinne und Gedanken gehabt? — Es war alles ganz übertrieben gewesen).

In derselben Weise geht in der indirekten Rede das Futurum präsentis der direkten Rede in eine im Verhältnis zur Vergangenheit bevorstehende Handlung über (direkte Rede: Morgen wird es natürlich in aller Munde sein — die Meininger werden nicht mit dem Stück reisen; indirekte Rede: Morgen würde es natürlich in aller Munde sein — die Meininger würden nicht mit dem Stück reisen), es wird ein Futurum Präteriti, das in Analogie mit den übrigen Tempora (würde + Infinitiv kann, wie oben gezeigt, nur durch Analogie als Indikativ oder Konjunktiv gefühlt werden) als Indikativ betrachtet werden muß.

Wenn man die betreffenden Gedanken, bez. Äußerungen über vergangene Geschehnisse als in der Gegenwart gedacht, bezw. geäußert, darstellt, erhält man statt würde + Infinitiv wird + Infinitiv.

Vergl. Rosegger, Durchl, Stuttgart 1897, S. 67: Und wie der Friedl nun so mit sich allein war, da versank er in ein Träumen, wie sonst noch nie. — Aus der Hosentasche zog er eine kleine goldene Uhr und schaute sie an und hob schon die Hand, um sie ins Gestein zu schleudern, tat's aber nicht. — Ob nicht die Rosel so was möchte? Ei natürlich, die soll sich's nur selber kaufen. Er wird überhaupt nicht mehr viel reden mit dem Geiß-Mädl, er hat ganz andere Aussichten, wenn er will. Manchmal einen Gefallen, wenn's drauf ankommt, kann man einer ja wohl erweisen. Aber ungut wird ihm schier, wenn er an diese — diese Stadtleute denkt. Es ist halt doch wahr, was man von ihnen sagt. — So dachte er und schüttelte den Kopf.

Weitere Beispiele.

1. Wenn ein Verfasser, wie in dem oben S. 192 flg. angeführten Beispiel Wildenbruch S. 235 flg. das Nachsinnen, das Träumen einer Person, die Gedanken, die ihr durch den Kopf schießen, als eine indirekte Rede wiedergibt, die ihrer äußeren Stellung nach selbständig dasteht und einem nur vorauszusetzenden, nicht im Texte gegebenen Hauptsatz mit seinem verbum sentiendi untergeordnet ist (ich nehme also indirekte Reden, wie die folgenden, aus: Das Volk verehrte ihn wie eine heilige Person, die alles vermöge. — Er dachte, es sei so und so. — Es sei so und so, dachte er. -- Spielhagen, Noblesse oblige, S. 261: Und schließlich kam sie zu der Erkenntnis: nicht dies und nicht jenes . . . sei es, um was es sich handelte. — Tovote, Im Liebesrausch, 9. Aufl., Berlin 1894, S. 275: Sie kam auf den Gedanken, er habe den Arzt gebeten, zu sagen, daß es gefährlich für sie sei; es sei gar nicht wahr!), so steht die Rede regelmäßig im Indikativ. Würde + Infinitiv zur Bezeichnung im Verhältnis zur Vergangenheit bevorstehender Ereignisse ist daher in dieser Stellung stets Indikativ.
2. Aber auch indirekte Reden, die Äußerungen wiedergeben, wie in dem oben S. 193 angeführten Beispiel Wildenbruch S. 210, werden unter entsprechenden Umständen von gewissen Schriftstellern, wie Wildenbruch und Tovote, mit Vorliebe in den Indikativ gestellt. Ob bei diesen Verfassern würde + Infinitiv in dieser Verwendung als Indikativ oder Konjunktiv zu betrachten ist, ist daher nur möglich zu entscheiden, wenn wir uns auf andere analog auftretende Verbalformen stützen können, die den Modus deutlich erkennen lassen.

1. oratio obliqua, Gedanken wiedergebend.

Spielhagen, Noblesse oblige, 7. Aufl., Leipzig 1897. Friedrich Spielhagens sämtliche Romane, 19. Band: S. 17: (Warburg war im

Begriff, seine Tochter einen eben angekommenen Brief lesen zu lassen, wird aber davon durch das unerwartete Auftreten Billows und Sandströms abgehalten). Da ging die Haustürschelle. Eine Stimme auf dem Flur, die nach den Damen fragte: Billows Stimme; und eine zweite: wohl die des jungen Sandström. Schade! Die schöne Gelegenheit war verpaßt. — Schade! — Vielleicht auch nicht. Vielleicht hätte der lamentable Brief doch nur Unheil angerichtet. Man würde sehen. Also morgen — oder übermorgen — der Brief konnte morgen oder übermorgen oder in acht Tagen so gut eingetroffen sein wie heute. Vorläufig — —

Und Warburg schloß ein Geheimfach seines Pultes auf, legte den Brief zu dem kleinen Paket . . .

S. 27: (Minna denkt) Warum sprach (oratio recta: spricht) er nicht? Einmal würde er es doch. Da war es gleich, ob heut oder morgen. Und besser heute als morgen.

S. 133: Sie (Minna) ließ die verstörten Blicke durch den Saal schweifen, in welchem bereits längst die Lichter und Lampen entzündet waren . . . Man würde sich nun um den Tisch in der Ecke da setzen; es würde getrunken, getoastet werden auf das Wohl der jungen Brautleute . . .; auf den, dessen hochherziger Güte Georg die Heimkehr, die Brautleute dies fröhliche Beisammensein verdankten. Die Köpfe würden sich erhitzen; es würden verfängliche Worte fallen, Anspielungen gemacht werden, die man nicht mißverstehen konnte — der Ärmsten (Minna) war, als ob die Mauern schwankten . . .

S. 188 (Warburg hat seiner Tochter Minna die Briefe vorenthalten, die an sie von ihrem Geliebten, dem Franzosen Hippolyte, eingetroffen waren. Er fürchtet nämlich, das Lesen dieser Briefe könnte ihrer geplanten Verheiratung mit Billow hinderlich sein. Inzwischen hat während Warburgs Abwesenheit ein französischer Offizier bei ihm Haussuchung gehalten. Als Warburg zurückkommt, vermißt er die Briefe. Im Anfang darüber erschrocken, beruhigt er sich bald, denn er denkt): Und der Franzose hatte das Paket, als sich herausstellte, daß es nur Liebesbriefe anstatt der erhofften Banknoten enthielt, zweifelsohne wütend ins Feuer geworfen. Und förderte sie wirklich ein unglücklichster Zufall später doch zutage, nun, dann war Minna längst Frau Billow und würde ihrem alten, guten Vater Dank wissen, daß er sie damals aus der Gefahr, für den französischen Sperling auf dem Dache die Hamburger Taube in der Hand wegzugeben, so klüglich errettet hatte. Schade, schade, daß der Billow sich hatte bestimmen lassen, die Hochzeit so lange hinauszuschieben! Aber die paar Wochen bis zum ersten April würden ja auch noch hingehen. So lange würde es freilich dauern.

S. 283 flg.: (Minna in Verzweiflung über ihre Lage.) Wer jetzt ein Mann wäre! Gerthes: er hatte Weib und Kinder in die Verbannung geschickt, — bettelarm, hilflos ohne das Mitleid der Frau, er selbst fuhr in die Nacht hinein, dem Tode von Henkershand zu entrinnen, aber er würde für den rastlosen Geist ein neues, vielleicht größeres, reicheres Feld der Betätigung finden. . . . Aber sie! O, des Ruhmes, eines landesverräterischen Feiglings Weib zu sein!

Tovote, Im Liebesrausch, Berlin 1894, 9. Aufl., S. 49: Der Gedanke erfüllte sie mit einer tödlichen Angst.

Alles andere — nur nicht seine Verachtung! Er hatte sie im Rausch des Augenblicks gewonnen, er würde sie eine Zeitlang behalten, um sie dann wieder von sich zu stoßen, wenn er ihrer überdrüssig war.

S. 77: Er hatte sie wiedergefunden. Er verlangte nichts, er war wunschlos. Sie würde bei ihm sein, stets in seiner Nähe. Das war ihm genug.

S. 112: Er sah, wie sie sich einem der jungen Mädchen an den Arm hing und wie sie dann verschwanden. Sie würde ihm schon nicht entgehen. Auf der Insel konnte man sich nicht verstecken.

Er pfiff vor sich hin.

S. 117: So vergingen ihr die Stunden der Abwesenheit Herberts in Not und Sorge. — An diesem Nachmittage würde er endlich heimkehren. Wie sie sich freute. Wie glücklich sie schon jetzt war!

S. 159: (Herbert ist zu seiner Mutter gegangen, um sie zu bitten, Lucie, seine Geliebte, zu sich zu nehmen. Lucie sitzt allein, von düsteren Ahnungen erfüllt.) Den (Herbert) schützten die Arme der Mutter vor ihr, der Ausgestoßenen. Was sollte sie beginnen, verjagt von der Mutter, verlassen von dem Geliebten?

Vielleicht ließ jene ihn nicht mehr fort. — Er durfte ihr nicht einmal den Abschiedskuß geben. Sie würde ihn nie wiedersehen . . . nie wieder.

S. 271 flg.: (Der Verfasser schildert die Freude eines Ehepaars, das ein Kind erwartet.) Jetzt hatten sie den Gipfel ihres Glückes erreicht. Herberts sehnlichster Wunsch erfüllte sich. Und eine lachende, rosige Zukunft tat sich vor ihnen auf. Was konnte ihnen jetzt noch fehlen! Das Haus in der Tiergartenstraße würde nun nicht mehr verödet stehen. Ein Kind kam in das Haus. Lachen und Jubel sollten ihren Einzug halten.

S. 284: Ein Wagen kam durch den Regen gefahren. Er hörte, wie der Wagen in das Portal einfuhr. Jetzt würde sie kommen.

S. 321: Herbert sah sie wieder in ihrer jugendlichen Schönheit und Anmut, so wie er sie einst leidenschaftlich geliebt hatte. — Die Zeiten würden jetzt wiederkehren.

Wildenbruch, Schwester-Seele, 9. Aufl., Stuttgart 1896, S. 9: (Nöhring hofft, eine Tochter zu bekommen) . . . und durch die Gänge der Burg sah er eine Jungfrau dahinwandeln, schlank wie die Lilie . . . — und das würde sein Kind sein, seine Freda, seine!

S. 76 flg.: In Gedanken lächelnd, nickte er (Schottenbauer) vor sich hin, nach der Stelle hin, wo neulich Percival Nöhring gesessen hatte. Es war ihm, als sähe er die hübschen, freundlichen Augen, und das Herz wurde ihm warm, weil er ihm einen Gefallen hatte erweisen können; er war ihm ja so gut — war's denn nicht ein Stück von ihr, war's nicht ihr Bruder?

Ob er der Schwester gesagt haben mochte, daß er ihm den Prolog gemacht hatte? Vielleicht — vielleicht auch nicht —, es war ihm gleichgültig. Mochte Freda es wissen oder nicht. Jedenfalls würde Percival ihn heut abend sprechen, und während er hier saß, gerade in diesem Augenblick vielleicht, lauschte sie da drüben den Versen, die er gedichtet hatte . . .

S. 77 flg.: Er ging in seiner Wohnung auf und ab, von einem Ende derselben bis zum anderen, so daß die Schlafrockfetzen hinter ihm herflogen.

Das, was Freda Nöhring heute von ihm kennen lernte, das Gedicht, war ja nur ein Tropfen von der Flut, die ihn erfüllte, nur ein einzelner Accord von der großen Melodie, die sein Inneres durchwogte. Einst würde sie das ganze Meer an ihre Füße spülen sehen, die ganze gewaltige Melodie vernehmen; dann würde er nicht mehr vor ihr stehen, wie er jetzt vor ihr stand, als der kleine, unscheinbare Kerl, als der Knirps, sondern als einer, vor dem sie sich beugen mußte, die stolze Freda, weil alle sich vor ihm beugten, als der Dichter.

So würde es kommen, und sie würde sich beugen; der flammende Blick der stolzen Augen würde übergehen in staunendes Fragen, das staunende Fragen in süßes Bangen, und alsdann würde eine neue, eine andere, eine schönere Flamme aus den herrlichen Augen aufschlagen, und das würde die Liebe sein! die Liebe — die Liebe! Er blieb mitten im Zimmer stehen und breitete die Arme aus.

So würde es kommen, so mußte es kommen!

S. 80: (Der Verfasser schildert, wie Percival seiner Schwester Freda ein von Schottenbauer verfaßtes Gedicht, das Percival aber vor ihr als das seinige bezeichnet, vorlesen will) — als sie (Freda) seinen (Percivals) fragenden Blick gewahrte, nickte sie ihm mit einem halben Lächeln zu: „Nur los!"

Nur los also! Jetzt war ja auch nichts mehr an der Sache zu ändern. Einen Dienst konnte er dem Verfasser des Gedichts immerhin erweisen, und den wollte er ihm tun, er würde es prachtvoll sprechen, ein bißchen anders, als der gute Schottenbauer es ihm neulich heruntergeleiert hatte.

S. 97: Percival griff zum Hute; nun konnte er gehen — und doch hatte er ein Gefühl, als könnte er so nicht gehen.

Wenn er ihm jetzt Adieu sagte und die Tür hinter sich schloß, dann war alles wieder, wie es gewesen war, das heißt, alles war aus. Auf der Straße würden sie sich grüßen, wenn sie sich begegneten, und weiter nichts. Denn der da drüben, der schüchterne Junge, würde von selbst nicht kommen, der würde bleiben, wo er war.

S. 115: . . . und obschon er es nicht laut werden ließ — denn im Grunde bewunderte er seine Tochter —, machte er sich Sorgen um sie. Wie wollte sie denn durch das Leben kommen, wenn sie bei so geringfügigem Anlaß alle Register der Leidenschaft spielen ließ?

Noch war er ja da — aber einmal würde die Zeit doch kommen, wo er nicht mehr da war. Was dann?

S. 171: Noch bevor er (Percival) auf die Regierung, an seine Akten ging, wollte er hinüberlaufen zu Wallnows, um seiner Braut (Fräulein Wallnow) guten Morgen zu sagen. Er hatte Freda mit dem Vater sitzen lassen. So würde das nun weitergehen; immer öfter würde sie (Freda) für sich sitzen bleiben, immer länger, stiller und verlassener — da bekommt der Mensch Zeit, über sich nachzudenken.

Kein Wort hatte sie (Freda) gesagt, als sie Percival aufspringen und hinauseilen sah; nur hinter ihm drein hatte sie gelächelt, bitter und verächtlich.

S. 174: Wieder sprang sie auf und verließ ihren Platz. Sie wollte an ihn nicht denken! Er war für sie nicht da!

An irgend etwas denken muß der Mensch aber doch. Also, an was denn nur?

An die Besorgung des Hauses? Das Haus war ihr so gleichgültig heute.

Oder an Percival vielleicht und seine Therese? Gott — Gott — Gott. —

Also wollte sie einen Gang durch den Garten machen. Vielleicht würde das ihr zur Ruhe verhelfen.

S. 174flg.: Jetzt wandte sie sich zur Tür, um dem Vater die Depesche zu bringen; an der Tür blieb sie stehen und las noch einmal. Das Telegramm war so allgemein gehalten — es war offenbar an das ganze Haus Nöhring gerichtet. Von den tausend Grüßen würde

einer doch auch wohl für sie bestimmt sein — ihr Mund verzog sich spöttisch (oratio recta: wird einer doch auch wohl für mich bestimmt sein = „präsumptives Futurum").[1])

S. 236 (Fortsetzung des oben S. 192 flg. mitgeteilten Beispieles): Und das hatte er ihr angetan! Ihr, der er die Hände unter die Füße hätte breiten mögen! Der schlanke Nacken, dessen stolze Haltung ihn so entzückte, nun würde er sich beugen müssen, wenn sie über die Straße ging und das Gezischel um sich her vernahm; Tränen würde sie weinen, wütende Tränen bitterer Scham, wenn sie von der Straße nach Hause zurückkam!

S. 241: Daß der Vater darunter litt, dessen war sie sich bewußt, und es tat ihr leid, aufrichtig und von Herzen. Aber sie tröstete sich; das würde vorübergehen.

S. 242 flg.: Das Märchen fiel ihr ein, das der Vater ihr von der Amazone erzählt hatte, und sie mußte herzlich lachen. Der gute Papa — auf sie traf es nicht zu, nein ... sie war stark wieder, stark und fest.

Darum würde es ihr gelingen, den allzu guten und weichen Papa fest zu machen ...

Nun hatte sie die Zügel in den Händen, und nun würde sie die Sachen lenken zum guten und richtigen Ziele; ja, ja.

Wenn sie ihn erst draußen hatte, den Papa, in fremden Ländern, unter fremden Menschen, dann würde es ja von selbst dahin kommen, daß er die „Episode Schottenbauer" vergaß.

... Wenn sie von der Reise zurückkamen, würde Schottenbauer vermutlich nicht mehr hier sein, das hatte er ja selbst angedeutet.

Blieb also nur noch die Frage: Ob er, bevor sie abreisten, noch einmal zu ihnen kommen und Abschied nehmen würde? Oder ob er vielleicht an den Papa schreiben würde? Das hätte sie nicht verhindern können. Aber sie glaubte es nicht. Nach den Erlebnissen von heute würde er keins von beiden tun, weder herankommen noch schreiben; er würde verschwinden, sich unsichtbar machen, fest sein. Es war ja im Grunde solch ein bescheidener, schüchterner Mensch ...

S. 257: Jedes Jahr geschah es alsdann, wenn Papa Nöhring zum Frühstück herunterkam, daß Freda ihm ganz erregt entgegenflog: „Papa, Papa! die Nachtigall ist gekommen!"

---

1) Vergl. hiermit, was Behaghel, Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz, Paderborn 1899, S. 68, sagt: „Wieder anders liegen die Dinge bei werden. Da wo ihm jeder Hinweis auf die Zukunft fehlt, wo es bloß zum Ausdruck der Vermutung dient, steht nach meinem Empfinden regelmäßig der Conjunctiv Präsentis; z. B. Heyse, Weinhüter von Meran, 256: sie behauptete, er werde droben sitzen (= er sitze wohl)."

... Dieses Jahr würde sie nun auch kommen, die Nachtigall, der Tag rückte heran — und niemand würde da sein, sie zu empfangen.

Vom Fensterbrette, auf dem sie mit beiden Armen aufgestützt lag, rückte Freda empor.

Was sollte denn das alles heißen?

Nichtsnutzige Sentimentalität, die ihr im Blute steckte!

S. 264: (Röhring ist nach Italien gekommen, fühlt sich aber einsam und unbehaglich.) Er würde niemand haben, mit dem er sich unterhalten konnte; außerdem war es für Deutsche hier zu heiß; und gerade in die Hitze reiste er hinein.

S. 265: ... im Vergleiche zu diesen Französinnen und Italienerinnen erschienen ihre schönen Gewänder ihr wie Plunder.

Wie ein Haubenstock würde sie unter ihnen sitzen, wie eine komische Figur.

S. 284: Den ganzen Rest des Tages über war Freda in heiterster Stimmung. Das Blut ging wieder rascher durch ihre Adern.

Endlich einmal etwas Neues! Endlich einmal hinaus! Und der Löwe des Hotels würde ihr Reisemarschall sein!

Stinde, Der Liedermacher, Berlin 1893, S. 62: Sophus schloß die Abschriften in einen großen Umschlag und schrieb Monnas Namen und Wohnung darauf.

Zeitig würde er sie haben.

Daß er Wort gehalten, beruhigte Sophus, daß er dem großen Künstler nichts Besseres bieten konnte, drückte ihn schwer.

S. 163: (Es war die Nacht nach seinem Konzert.) Monna schlief schlecht. Die Vorarbeit hatte ihn reizbar gemacht, die Erwartung des Erfolges seine Nerven erregt. — Wie die körperliche Erschlaffung zunimmt, erlischt das geistige Feuer: der Rausch aus Selbstvertrauen und Hoffnung auf Erfolg. Kühler Zweifel und Verzagtheit schauern wie Frost durch die zermarterte Seele. War das wirklich Erfolg? War der Beifall gemacht oder echt? War es nur Beifall der Freunde, der Familien, die Eintrittskarten dutzendweise nehmen, um damit für das Spiel in ihren Gesellschaften zu quittieren? — Was würde die Kritik sagen? Würden sich Schüler melden? — Was sagten seine Konkurrenten, was die Klavierspieler von Fach? — Es waren viele von ihnen im Konzert gewesen. — Hatte nicht jemand gezischt? — Möglich. — Neid. —

S. 205: Zum Erstaunen aller hatte Monna sich an den Flügel gesetzt. Mit kräftigen Griffen packte er die Tasten zu herausfordernden Accorden. — Der Saal füllte sich mit Neugierigen, von der seltsamen Musik herbeigelockt. Wollte Monna prüfen, wer stärker sei, er oder

der Blüthner? Was würde sich aus diesem Tongetobe entwickeln? Selbst die im Tanzen Aufgehaltenen vergaßen die Vergnügensschädigung und traten näher, um zu lauschen und zu sehen.

S. 212: Er fühlte traumhaft, wie es ungesehen ihn suchte, das Glück, dem sein Herz entgegenschlug, für das die sonst so freigebige Hoffnung noch keinen Namen hatte.

Und wenn das Glück ihn gefunden, würde es weilen? Monnas herbe Klage über die Unbeständigkeit des Glückes hörte er wieder und ward traurig.

S. 220: (In diesem Beispiel mag es zweifelhaft sein, ob Indikativ Futuri praeteriti oder die dem Konjunktiv des Imperfekts entsprechende Form des Konditionals vorliegt. Vergl. oben S. 198.) Gegen Giselas (seiner Tochter) Kunstbestrebungen war er machtlos, und da er nicht an Wunder glaubte, ersah er keinen Einhalt, sondern schmeckte bereits im voraus den Ekel, der dem öffentlichen Auftreten folgen mußte. — — Ihn verdroß es, in schwacher Stunde eingewilligt zu haben, und doch . . . der Frau und der Tochter mußte er sich fügen . . . Wie dem Übel vorbeugen? Würde es möglich sein, das gedruckte Urteil zu Giselas gunsten zu beeinflussen? — Schwerlich. Warum verlobte sie sich nicht? Ihm wäre gleich, wen sie nähme, ließe sie des Bräutigams halber die Singschrulle.

Wie weit war der junge Dichtersmann gediehen? Hatte sie Neigung zu ihm gefaßt?

2. oratio obliqua, Äußerungen wiedergebend.

In folgenden zwei Beispielen mögen die Formen würde + Infinitiv Indikative sein. Siehe oben S. 200, 2.

Wildenbruch, Schwester-Seele, S. 253: Im Wagensitze vorgebeugt, hielt sie (Freda) seine (Percivals) Hand in ihren Händen und blickte ihm in die Augen.

„Also, nicht wahr, Junge, du schreibst gleich? Sobald du nach Berlin gekommen bist?"

Er würde gleich schreiben, ja, ja.

„Poste restante Bordighera? Damit wir den Brief womöglich schon vorfinden, wenn wir ankommen?"

„Postlagernd Bordighera, ja, ja."

„Und dann alle Wochen zweimal? Nicht?"

Na — ob es nun gerade so oft sein würde, das wußte er selbst noch nicht, aber sie würden schon Nachricht von ihm bekommen, über ihn selbst und über alles, was sie interessierte.

S. 303: „Meinetwegen", sagte er leise, „also wollen wir nach deinem geliebten Monaco fahren."

Freda blickte auf. Ob sie ahnte, was in der Seele des alten Mannes vorgegangen war?

Sie legte den Arm um ihn.

„Tust du's aber auch wirklich gern, Papachen?"

Ja, ja — er tat es gern. Warum sollten sie denn schließlich nicht? Monaco war ja gewiß sehr schön. Er hatte ja Abbildungen davon gesehen.

„Nun geh nur zu Bett und schlaf, schlaf gut."

„Wirst du auch schlafen, Papachen?"

Ja, ja — er würde schon schlafen. — „Geh nur. — Gute Nacht."

Der Dichter des Lichtenstein.

Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr des Geburtstages von Wilhelm Hauff.

(29. November 1902.)

Von **Hans Hofmann** [1]) in Solingen.

Zu der Zeit, da kaum noch eine Aster im verödeten Garten blüht, im trübsten Monat des Jahres, ist der Dichter geboren, den man fast mit besserem Recht noch als Heine einen Liebling der Grazien nennen könnte, dessen Wesen uns gleichbedeutend scheint mit Anmut und Sonnenschein und Lebensfreude, dessen Dichtung uns wie das Farbenspiel des Regenbogens entzückt, das, ach nur zu geschwind, der Tod vernichtete. Es ist erquickend in dieser Zeit des Kunstzweifels und Kunststreites, das Gedächtnis eines Künstlers zu erneuen, der sieges- und selbstbewußt, mit der nachtwandlerischen Sicherheit einer genialen Natur hinabstieg in die literarische Arena, der davidkühn einen Modegötzen der Zeit anfiel und, ohne rechts und links zu sehen, dem Gipfel seines Ruhmes zuschritt. Etwas von der Kunstfreudigkeit und Kunstsicherheit eines Renaissancemenschen lebt in dem Manne, der vor nun 100 Jahren ins Leben trat, in Wilhelm Hauff, der, so oft man ihn mit der schnellfertigen Rubrizierung als Jugendschriftsteller abzutun ver-

1) Zu dem Gedenktag ist erschienen: „Wilhelm Hauff. Eine nach neuen Quellen bearbeitete Darstellung seines Werdeganges. Mit einer Sammlung seiner Briefe und einer Auswahl aus dem unveröffentlichten Nachlaß des Dichters" von Hans Hofmann. Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg.

suchte, doch immer wieder mit seinen liebenswürdig-altmodischen Novellen, den klassischen Ratskellerphantasien und seinem nie veraltenden Lichtenstein sich uns ins Herz stiehlt.

Zwar als literarischen Charakter kann man ihn, den Typus des aus jeder Stilgattung sich etwas aneignenden Eklektikers, der lange nach einer eigenen Weise tastet und außerhalb der literarischen Parteien als freier Jünger seiner Kunst sich tummelt, mit dem besten Willen nicht auf den Piedestal erheben; aber um so mehr kann man ihn um der sittlichen Reinheit seines Werkes willen und vom rein menschlichen Standpunkt aus preisen. Und wenn er erst ganz zuletzt zu einem festen künstlerischen Programm sich durchzufinden scheint, nachdem er, wie wir sehen werden, zum erstenmal an sich selbst irre geworden, des damaligen Kunstpapstes Tieck Rat sich erbeten, so hat ihn doch schon bei allen seinen Hervorbringungen, auch wo er noch von einem Vorbild zum anderen sich wendet, ein fester Pol geleitet: der ihm eingeborene künstlerische Geschmack, ein Erbteil vor allem der Mutter, und die von den Mittelhochdeutschen Dichtern so hoch gepriesene künstlerische Mäßigung, die ihn, wenn er gleich in diese und jene literarische Schablone zeitweilig sich verlor, vor unkünstlerischen Extravaganzen immer glücklich behütete.

Werden wir also freilich, was seine literarische Physiognomie anlangt, einem seiner neuesten Beurteiler, Richard M. Meyer in seiner „Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts" nicht unrecht geben können, wenn er literarisches Rückgrat und Festhalten an einem bestimmten künstlerischen Programm bei ihm vermißt, so müssen wir doch gestehen, daß diese Leichtigkeit, sich in alle möglichen Stilgattungen zu finden, diese proteusartige Natur unserem Hauff wieder zugute gekommen ist für das Populärwerden seiner Kunst, indem sie ein für allemal ihn bewahrte vor allem Doktrinarismus und literarischen Kliquenwesen. Wieviel Tausenden unserer Jünglinge und Töchter hat er den ersten Strahl der Schönheit ins empfängliche Gemüt gesendet und sie für das Gute gewonnen, hat ihnen Liebe und Freundschaft im höchsten ethischen Glanze gezeigt, sie ahnen lassen ein Reich reiner Harmonie; er, der so gut mit den Jungen jung sein konnte, und der wegen seiner idealistischen Grundrichtung, die ihn aber doch nie ins Phrasenhafte verfallen läßt, zum Erzieher und Führer gewisser Altersstufen vor anderen berufen erscheint, der, wie sein Neffe Julius Klaiber von ihm sagt, „die jungen Herzen beiderlei Geschlechts auf jener reizendsten Schwelle des Lebens empfängt, um sie vertraulich in das ideale Reich zu geleiten, in dessen weiten Bezirken voll süßer Unbestimmtheit diesem Alter am wohlsten ist"; und richtig ist auch ein Hauptgebiet seiner Wirksamkeit be-

zeichnet, wenn Klaiber sagt, daß er der Jugend die richtige Nahrung bietet, ehe sie für den erhabenen Idealismus Schillers reif geworden.

Ungerecht war es daher, um an diese Worte eines Hauff so Nahestehenden anzuknüpfen und das gleich hier zu sagen, wenn man an ein Werk wie den Lichtenstein den Maßstab strenger Kritik anlegen und es in erster Linie vom Gesichtspunkt der künstlerischen Technik und epischen Ökonomie aus beurteilen wollte. Denn es wird dem Dichter damit ein Ziel aufgedrängt, das er sich gar nicht gesteckt hat, da er vielmehr etwas von der Zwanglosigkeit und Breitheit mittelalterlichen Chronikenstils als gutes Recht für seine Erzählweise in Anspruch nehmen darf. In der Tat hat Hauff sein Publikum besser gekannt, und keiner wird, wenn er nur im richtigen Alter an den Roman herantritt und Sinn für Einfach-Schönes und Harmlos-Heiteres hat, das Buch vor der letzten Seite aus der Hand legen. Immer von neuem straft der Erfolg dieses Werkes argusäugige Kritiker Lügen, die gern jedem Schmetterling seinen Flügelstaub abstreifen, ehe sie ihn rubrizieren und klassifizieren. Und heißt es von einem kaum der Universität entwachsenen, fabulierfrohen Jüngling von 23 Jahren nicht zu viel verlangen, wenn man ihm strengste Einhaltung technischer Gesetze zur Pflicht macht, anstatt ihn seine Flöte blasen zu lassen, wie er es kann und versteht?

Nein, das wunderbare Phänomen dieses wie ein Meteor am literarischen Himmel auffsteigenden Talentes wollen wir uns durch keine kritische Deutelei und Tüftelei verkümmern lassen. Da hätte er „das kulturhistorische Detail mehr berücksichtigen", „die geistigen Strömungen jenes von gewaltigen Ideen erfüllten und erschütterten Jahrhunderts deutlicher aufzeigen" und was nicht alles mehr noch tun sollen. Aber wer versetzt uns denn so unmittelbar in jene Frühzeit der Reformation, wie er, wenn er an jenem nebligen Frühlingsmorgen uns mit den wartenden Bürgerhaufen auf den Einzug des Bundesheeres in Ulm harren und dann in echt epischer Entwicklung alle die Prachtgestalten jenes kraftstrotzenden Jahrhunderts an uns vorüberziehen läßt? Ist das nicht ein glücklicher künstlerischer Griff wie nur einer, dem Wesen der Dinge abgelauscht, und wenn der in der Fülle der Gesichte schwelgende Jüngling die Schlagworte vom „retardierenden Moment" und von der „Schilderung in Handlungen" auch gar nicht gekannt haben sollte, so hat ihn hier sein künstlerischer Instinkt auch ohne sie richtiger geleitet, als tausend andere. Wer sieht denn so tief hinab in den Schacht der Zeiten, wer schürft so glücklich das edle Gold echter Poesie, wer hat denn eine so innige Fühlung mit dem Empfinden des Volkes, daß dieses in des Dichters Gebilden staunend sich selbst erkennt, und daß seine besten Lieder schon jetzt den Adelsbrief namenloser Volksdichtung erlangt haben?

Also über das gute Recht der schwäbischen Volksgemeinde, die Male auf des Lichtensteins ragender Höhe und jener alpüberschauenden Hochwarte ob des Dichters Vaterstadt, dem Hasenberg bei Stuttgart, heute neu zu kränzen, wird kaum zu streiten sein, und wenn die ernsteren norddeutschen Schwestern freudig sich mit herandrängen, den Dichter zu ehren, ja wenn sein Ruhm in allen deutschen Landen eher noch im Steigen zu sein scheint, so ist es uns eine Bestätigung von der werbenden Macht des Einfach-Schönen, von dem nie veraltenden Jugendreiz, der quellenden Schöpferkraft der Hauffschen Muse.

Ein Sohn seiner Zeit war auch er, ein Produkt natürlicher Umstände bis auf jenes undefinierbare Etwas, das die künstlerische Persönlichkeit ausmacht. Wir wollen im folgenden auch nicht versuchen, die Elemente „aus dem Komplex zu trennen", nur etwas zum tieferen Verständnis von Hauffs Entwicklungsgang und der Beziehungen zwischen seiner Kunst und seinem Leben beitragen. Mit knapp 25 Jahren ist der Dichter einer in wenigen Wochen verlaufenden Krankheit erlegen. Dieses Vierteljahrhundert seines Erdenwallens ist zwar reich an Arbeit und intensiver innerer Fortbildung, arm aber an künstlerischen Krisen und epochemachenden Erlebnissen gewesen.

Verfolgen wir nun den Dichter, der uns so lang entschwunden dünkt und der doch, ein Hundertjähriger, noch unter uns wandeln könnte, noch einmal auf seiner kurzen irdischen Laufbahn. Aus Vorderösterreich waren seine Vorfahren um des Glaubens willen dereinst ausgewandert und hatten in dem gastfreien Württemberg eine neue Heimat gefunden. Ein Juristengeschlecht war es, aus dem der an Phantasie so Überreiche väterlicher- und mütterlicherseits entstammte, und es scheint wahr, was man gesagt hat, daß die Juristerei doch keine gar so trockene und austrocknende Wissenschaft sein kann, wenn man das Beispiel eines Goethe, Bürger, Immermann und Scheffel heranzieht, die neben der strengen Justitia auch dem Gott mit der Leier dienten. Wohl hätte auch unseren Wilhelm vielleicht das Dilemma zwischen Aktennot und freier Betätigung seines dichterischen Triebes erwartet, da ersparte ihm das Schicksal jede Qual einer Berufswahl: der frühe Tod des von Herzog Friedrich wegen angeblicher hochverräterischer Umtriebe unverdienterweise auf dem Asperg (der ultima ratio damaliger württembergischer Regierungskunst) eingekerkerten und dadurch früh gebrochenen Vaters (1809) ließ es der mit vier Kindern zurückbleibenden Witwe höchst wünschenswert erscheinen, für ihren Jüngeren wenigstens die Freistatt des theologischen Stifts zu Tübingen in Anspruch zu nehmen — den älteren Hermann hatte ihr Vater, der Großvater Elsässer, auf sich genommen —, was um so näher lag, als sie sich nach jenem Schlage von Stuttgart weg mit ihren un-

mündigen Kindern unter den Schutz eben jenes Großvaters, des angesehenen Vorsitzenden eines Kreisgerichtshofs in der Universitätsstadt, begeben hatte. Damit war nun schon ein wesentliches Moment äußerer Einwirkung für den werdenden Dichter gegeben: die akademische Luft, die ihn in der Musenstadt am Neckar von jung auf umwehte, sollte die Sphäre werden, in der sein Talent sich zuerst entfaltete. Wollten wir nun, wieder mit einem Schillerschen Wort, von unserem Helden neidend und staunend sagen:

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer! —

so wäre das doch gar nicht zutreffend. Wohl hatte ihm, dem Sonntagskind, eine Fee in die Wiege gelächelt, wohl hatte ihm die landschaftliche Pracht seiner Vaterstadt Stuttgart tief ins Herz geschienen, wenn er auch noch halb unbewußt die Schönheiten des Tales empfunden haben mag, wo die Straßen ringsum in die Weinberge münden und fröhliche Lust im Herbst die Lüfte füllt, und sein Kindheitshimmel war, wie er selbst in den „Phantasien" sagt, reich behängt mit Bilderbüchern, Christbäumen, Mutterliebe, Blumen und Vögeln, — aber kaum in der Universitätsstadt angekommen, ward er in die feste Zucht der altwürttembergischen Lateinschule genommen, und so wenig ihm diese auch behagte, und so sehr sich die verfolgte Phantasie auch gegen solch unzarte Berührung sträubte, so entließ ihn der durch hundertjährige Tradition geheiligte Kloster- und Stiftszwang nicht eher, als bis er an die Schwelle seines öffentlichen Wirkens gelangt war. Da war es ein Glück, daß sich die alteingeborene österreichische Leichtigkeit mit Erfolg der Enge und Schwüle kleiner Verhältnisse erwehrte, daß der muntere Knabe, wo es immer anging, den Pedanten ein Schnippchen schlug und lieber die Vögel singen hörte und die Fische den Fluß hinabgleiten sah, als daß er sich widerstandslos den Quälgeistern der „Knaben mit harten Köpfen" (zu denen er sich bescheiden rechnet) beugte. Eine merkwürdige Fabulierkunst, die sich zunächst als ausgesprochenes Talent zum „Flunkern" offenbarte, fiel den Angehörigen schon sehr früh auf. Als phantasievoller Leiter ihrer Spiele, in denen Napoleon und die Kosaken die Hauptrolle spielten, bei den Kameraden beliebt, früh schon die ersten blöden Jugendeseleien mit des Nachbarn Töchterlein durchkostend, fand sich der dunkellockige, blauäugige Knabe mit den Anforderungen der Schule ab, so gut es ging; und als das Landexamen mit Ach und Krach bestanden war und ihn (1817) die stets geschlossenen Mauern des Klosters Blaubeuren bei Ulm aufnahmen, mochte er wohl manchmal sehnsüchtig durch die Gitter seines Käfigs in die herrlichen Sonnenaufgänge im Blautal hinausblicken und sich klagend mit einem Färbergaul vergleichen, der sich

ewig im Kreise drehen muß. — So viel wie möglich suchte er auch da sich das Recht der Jugendlust zu wahren, und rührend ist es zu lesen, wie er gegen tausend Beargwöhnungen und Verrätereien sich den Genuß der geliebten im Kloster streng verbotenen Pfeife erkämpft. Auch noch im Stift zu Tübingen (1820—1824), wohin er dank besonderer Anstrengungen — „muß schanzen wie ein Vieh", schreibt er, schon früh einen burschikosen Ton anschlagend, von Blaubeuren aus — ein Jahr früher als die anderen aufgenommen wird, erwehrt er sich mit Glück der Gefahr, jenen „Stiftsgeruch" oder, wie es schwäbisch heißt, jenes Stiftsg'schmäckle an sich zu bekommen, von dem so viele Großen des an Größen so reichen Ländchens nicht frei sein sollen. Und wunderbar: was ihm zum Verhängnis hätte werden können, es schlägt ihm zum Segen aus; wie bei Schiller die klösterliche Haft früh durch die Macht des Widerspruchs das schlummernde Genie weckt, so entwickelt sie bei Hauff eine glückliche Satire, die strenge klassische Erziehung gibt dem zwar rasch auffassenden, aber von Natur wenig nachhaltigen Knaben und Jüngling eine feste Grundlage und gediegene Bildung mit auf den Weg, und je seltener er an Sonn- und Feiertagen die Welt da draußen zu sehen bekommt, um so fester prägen sich alle geschauten Situationen und Typen des vielgestaltigen Lebens den munteren Sinnen ein. So ist man denn erstaunt, den literarischen Anfänger über eine Summe von Erfahrung verfügen zu sehen, die man ihm nach dieser Vergangenheit nicht zugetraut hätte. Ganz im Gegensatz zu der theologisch-pedantischen Erziehung springt er als ein eleganter, viel auf sein Äußeres haltender, fast den Typus des französischen Abbé darstellender Magister aus der Schale der Lehrjahre hervor, in vieler Beziehung schon ein gereifter, tiefblickender Mensch. Und keine der herrschenden literarischen Richtungen hat ihn zu knechten vermocht, als er die ersten tastenden Versuche mit der Feder unternimmt: obwohl er gleich seinem Altersgenossen Heinrich Heine von der Romantik ausgeht, wie ein frühes Gedicht „Hoffe" beweist, das patriotischen Pessimismus in jeder Zeile atmet (1822), so wirft er doch schnell auch diese Schale ab, um bald ganz er selbst zu sein. Denn die Waterloofeste der Burschenschaft auf dem Wörth, wo er als Festdichter schon vor einer halben Öffentlichkeit auftritt, und der ganze frohe Verkehr mit einem Kreis engverbundener Studiengenossen, denen er fast allen, mehr oder weniger verhüllt, in seinen Werken Denkmale gesetzt hat (v. Röder, Moritz Pfaff, den er als Referendar Pfälle einführt, Adolf Christian, die beiden Riecke) reifen schnell sein Improvisations- und Darstellungstalent, der neckische Verkehr mit den Freunden weckt weiter seine satirische Gabe, und tausend Anregungen strömen aus dem starkgeladenen akademischen Fluidum auf ihn ein. Alle Leiden der seit 1819 ver-

folgten Burschenschaft erlebt er mit, und er sieht einen Karl Hase (der früh Hauffs Schriftstellerberuf erkannte, wie aus den „Idealen und Irrtümern" hervorgeht) und andere hinter den Mauern des Asperg, jenes berüchtigten Staatsgefängnisses, verschwinden: dies und die trüben Erfahrungen seiner Familie, die in „Jud Süß" und im „Bild des Kaisers" ja noch nachklingen, lassen einen gewissen demokratischen Trotz gegen alle Autoritäten in ihm groß werden und bringen ihn ein für allemal auf die Seite der freiheitlich Gesinnten. Aber auch vor der Gefahr, sich in diese Richtung übertriebenen Tyrannenhasses einseitig zu verlieren, bewahrte ihn ein gütiges Geschick, indem es ihm einerseits bald den mildernden Einfluß inniger und edler Liebe zuführt, anderseits aber bald ihn den Einflüssen eines Kreises voll weltmännischer Bildung aussetzt, der ihm zeigt, daß seinem wahrsten Wesen doch ein starker aristokratischer Zug innewohnt.

Der Eintritt in das Haus des Kriegsratspräsidenten v. Hügel in Stuttgart (Herbst 1824) bedeutet für ihn den Eintritt in eine neue Sphäre, und, wiederum gleich seinem Zeitgenossen Heine, erfährt er hier den spornenden Einfluß eines angeregten Kreises, dessen Mittelpunkt eine edle Frau ist. Sie zeigt ihm die Wege zu der Dichtung reinen Höhen, die hoch über Parteidunst und Weltgezänk hinausragen und von denen er uns sein heiteres Evangelium, seine fröhliche Wissenschaft verkündigen durfte. Was gab das nun für ein fröhliches Schaffen in dem stillen Hauslehrerstübchen, das auf die grünen Höhen des Bopser hinüberblickte, da Schiller den Freunden einst seine Räuber gelesen. Es war ja ein zuweilen etwas glatter Boden, auf dem der junge Haushofmeister sich bewegte. Man huldigte eifrig dem Salonklatsch, und man fühlte sich wohl dabei. Mit französischer Eleganz und französischem Weltbürgertum zu liebäugeln, galt immer noch für guten Ton, ein festes sittliches Zentrum fehlte, ein nationales Programm gab es noch nicht: nur wie durch einen Schleier konnte der herzwarme Freund seines Volkes das gelobte Land künftiger Einheit sehen. Aber dank seiner strengen Erziehung und seiner tiefbegründeten sittlichen Gesundheit vermied der in die große Welt Eintretende die Gefahren, die in einer solchen Umgebung lagen, und in eine ähnliche Situation wie sein Altersgenosse Hölderlin hineingestellt, hat er sich die Umstände dienstbar gemacht, anstatt darin unterzugehen. Dem aus einem bescheiden-bürgerlichen, wenn auch hervorragend gebildeten Kreise Hergekommenen traten hier aber auch die Bildungselemente der besten Gesellschaft entgegen; hier eignete er sich jenes Weltmännisch-Elegante an, das allen seinen Schriften, insbesondere den Novellen, den eigentümlichen stilistischen Grundzug verleiht und ihn zum Modeschriftsteller im guten Sinne macht; hier jene Leichtigkeit und

Glätte der Diktion, der man die gewandte Sprache des Salons anfühlt. Hier wurde er, insbesondere von der Frau des Hauses, der jugendlichen zweiten Gemahlin des Präsidenten, einer geborenen Freiin v. Gemmingen, die ihrem Gatten das Schloß Guttenberg am unteren Neckar zugebracht hatte, zu seinen ersten Veröffentlichungen ermuntert und vielfach zu neuen Schöpfungen angeregt. Guttenberg gegenüber Gundelsheim, wo Hauff mit der Familie die Sommermonate des Jahres 1825 zubrachte, ist das Besitztum des Generals Willi im „Bild des Kaisers", während das Schloß des Barons v. Thierberg in dem jetzt ziemlich ruinenhaften Schloß Hornberg ob Neckarzimmern zu suchen ist. Das führen wir an, um zu zeigen, wie Hauffs Kunst durchweg auf dem sicheren Grunde der Wirklichkeit ruht. In jener ersten Stuttgarter Zeit nun entstanden neben dem vielumstrittenen Mann im Monde (zu dessen Entstehung, so wie er ist, sicherlich nicht wenig auch der Wunsch des Buchhändlers Franckhe, von Hauff ein Zugstück à la Clauren zu erhalten, mitgewirkt hat) jene Memoiren des Satan, in denen ein über wertherischen Weltschmerz im Morgenwehen einer neuen Zeit sich erhebender Poet gleich dem Göttinger Genossen, der sich damals gerade zu seiner Harzreise anschickte, die staubigen Perücken lederner Professoren ausklopfte, seinen guten Deutschen derbe politische Wahrheiten ins Gesicht sagte und die herrschenden gesellschaftlichen Zustände unter sein scharfes Messer nahm. Wir brauchen den ganzen reichen Blütenkranz von Schriften, die seinem frischquellenden Talent in jenen wichtigen Jahren (1825—1827) entsprossen, hier nicht noch einmal aufzuführen: außer zwei größeren Romanen ein größeres satirisches Werk und sieben Novellen (den „Fluch" mitgerechnet), drei Bändchen Märchen, drei Reihen von Skizzen, die Phantasien, ein Heft Gedichte und eine Anzahl von kritischen Arbeiten sind binnen so kurzer Zeit entstanden, wenn auch manche Ansätze und Skizzenblätter schon von Tübingen nach Stuttgart mitgebracht worden sind. Zuerst von Jean Paul, weniger formell als innerlich, dann von E. Th. A. Hoffmann, vielleicht auch von Zschokke beeinflußt, formt der junge Schriftsteller, der mit dem Verlassen der Universität die Lehrjahre ein für allemal hinter sich gelassen zu haben scheint, aus jedem Eindruck, jedem dankbar scheinenden Stoff mit leichter Hand seine der Grazie nie entbehrenden Gebilde. Mehr Realist als Romantiker, und letzteres eigentlich nur in der Stoffwahl, nicht in der Manier, umkleidet er als glücklicher Vertreter der naiven Weise Fernes und Nahes mit der Dichtung leichtem Schleier, macht seinen Landsleuten die Heimat doppelt liebenswert und läßt seine Leser im Spiegel treffender Satire ihr eigenes Bild sehen, einer Satire, die aber fast nie verletzend wird. Die Klippe, an der seine künstlerische Zukunft hätte scheitern können, seine frühe Verlobung

(Ostern 1824), überwindet er mit Charakterstärke, indem er sich zum Zweck weiterer Ausbildung und tieferer Begründung seines schon früh gefühlten Talents selbst eine Wartezeit auferlegt; nachdem er diese Probe glücklich bestanden, mündet sein Leben in den ruhigen Strom beglückten Familienlebens ein, in dem wir uns ihn so gern noch lange Jahre heiter schaffend und gleich Euphorion von Gipfel zu Gipfel springend denken möchten. Vorher aber führt ihn (Mai 1826) sein Genius bis in die Lichtstadt Paris, damals das ersehnte Ziel aller Süddeutschen und insbesondere der künstlerisch oder literarisch interessierten Schwaben, bis in die gewerbsamen Städte Flanderns und in die alten Hansestädte am Deutschen Meere; in Berlin darf er vor einer erlauchten Versammlung, einem Schadow (Friedrich Wilhelm, Sohn Johann Gottfrieds), Nicolovius (wohl ein Bruder von Goethes Neffen), Wilibald Alexis, Fouqué, Rauch, Devrient die Sache des guten Geschmackes führen und ist für einige Wochen lang in den ästhetischen Zirkeln der Held des Tages. Als er, zurückgekehrt, seine Cousine, die jugendfrische Tochter der verwittweten Frau Hofrat und Oberamtmännin Hauff zu Nördlingen, die sich nach dem Tod ihres Mannes aus Weiltingen nach dieser ihrer Vaterstadt zurückgezogen, heimgeführt hat — auf einer Ferienreise von Tübingen aus im Herbst 1823, die für die Entstehung des Lichtenstein bedeutungsvoll ist, hatte der dem Ende seiner Studien zustrebende Vetter sie überhaupt erst kennen gelernt —, fließt sein Leben in der traulichen schwäbischen Enge ruhig und ebenmäßig dahin. Die große Reise hat seinen Anschauungskreis bedeutend befruchtet, und der Brief an Tieck vom März 1827, worin er, die persönliche Bekanntschaft von Dresden her erneuernd, diesem von dem geplanten Tiroler Roman mit Andreas Hofer als Haupthelden spricht und ihn um seinen Rat bittet, ist doch wohl bloß als Ausfluß eines vorübergehenden Gefühls von Unsicherheit aufzufassen, die bald neuer Schaffensfreudigkeit Raum gemacht hätte und schon während des Sommers und Herbstes einer rührigen redaktionellen und auch schriftstellerischen Tätigkeit Platz machte, wie denn insbesondere die prächtigen Phantasien in Wirklichkeit ein Herbstgeschenk, als noch in jenem letzten Herbst gereift, heißen können. Doch das alte düstre Wort von dem Neide der Götter sollte sich auch an ihm erfüllen, und gar zu früh gab der eigenwillige Regisseur, den wir Schicksal nennen, das Zeichen zum Ende, senkte der Vorhang sich über einer Scene, die so viel Heiterkeit und harmloses Glück umfaßte.

Doch, war unserem Dichter kein völliges Ausreifen in seiner Kunst beschieden — seine ethische Persönlichkeit und sein Charakter war in einer, wie wir gesehen haben, nicht allzu sonnigen Jugend und im heißen Ringen um die Palme der Kunst schnell zu einem hohen Grad

sittlicher Reife gediehen. Das beweist, wenn es die wundervolle Edelreife seiner Phantasien nicht zeigen würde, vor allem auch ein Stammbuchblatt, das wir uns nicht versagen als Dokument der hohen Lebensauffassung hier mitzuteilen, zu welcher der Dichter durchgedrungen war:

> Glaubt es, ihr Freunde,
> Wonnen sind Feinde,
> Leiden erheben und stählen zum Gott.
> Wer sich verloren, hat alles gewonnen,
> Nächte bedürfen kein Feuer der Sonnen.

Das beweist vor allem auch die hohe bewundernswerte Fassung, mit der der Fünfundzwanzigjährige aus dem Leben schied. So kann man ihn im vollen Sinne des Wortes einen Frühvollendeten nennen. „Er wolle zeigen, wie man sterben müsse", und „er verdanke es dem Gebet seiner Mutter, daß er dem Tod lächelnd entgegensehen könne", das waren nach dem Bericht seines mit ihm durch 12 Jahre hindurch engverbundenen Freundes Christian Heinrich Riecke Äußerungen aus seinen letzten Tagen. Der Genannte berichtet uns aber auch eine erschütternde Klage aus dem Munde des Todkranken, aus der wir sehen, wie er die volle Tragik seines allzufrühen Endes nur allzu deutlich erfaßte: „Zweiundzwanzig (dies war das Alter seiner geliebten Luise) und fünfundzwanzig Jahre, ein braves, liebes Weib, die schönsten Aussichten, und alles dies vorbei!" Ein Märtyrer der Phantasie ging mit diesem Liebling Apollos zu Grabe. An einem Sonntag ist er gestorben, wie ein Sonntag ihn auf Erden begrüßt hatte. Es ist eine schöne Sage auf der von ihm so unübertrefflich verherrlichten Schwäbischen Alb, daß das Kind, das in eine Wiege von einem bestimmten Baum gelegt wird — und nur ein Sonntagskind hat dieses Glück — zu hohen Ehren gelangt; es ist, als ob ihm dieses heimliche Geschenk der Geister seiner heimischen Berge zuteil geworden sei.

Und was ist es schließlich, was uns so sehr an ihm anzieht? Ist es nicht jene allem Menschlichen sich verwandt fühlende Lebens- und Daseinsfreude, die auf dem Grunde einer sanften Melancholie ruht, einer Melancholie, wie sie Gottfried Keller in einem seiner schönsten Gedichte meint, einer Melancholie so ganz anderer Art, als die stürmische eines Nikolaus Lenau? Es ist wahr geworden, was er am Schluß seines Lichtenstein sich hoffend kaum zu gestehen wagt, — die Frage ist beantwortet, die er dort aufwirft: „Ob auch das holde Fräulein von Lichtenstein, ob Georg und der alte Ritter mit ihnen heraufschwebt, ob jener treue Spielmann seinem Grabe entsteigt und hinaufzieht nach der Burg, das Fest mit Gesang und Spiel zu schmücken?" Ja, sie steigen alle herauf, die Geister, wenn auf der Wiese über der Nebelhöhle, in

welcher die Sage den wilden Herzog Ulrich vor seinen Feinden sich verborgen halten läßt, Pfingsten gefeiert wird, und setzen sich mitten unter die zechenden Männer und holdseligen Frauen und tafeln mit ihnen, und der Zauber des jungen Frühlings läßt Vergangenheit und Gegenwart hold ineinanderfließen, daß uns am hellen Tage so dämmerselig zu Mute wird, und die Geister des Weins mit dem süßen Blütenduft, der durch die Luft weht, uns unversehens hinwegführen aus der Wirklichkeit und uns tief hinabsehen lassen in den Schacht längst verrauschten und doch immer neuen Glückes und Leides, — der Zauberer aber, der solche Wunder mit magischem Stäbchen wirkt, er steht dort oben neben dem Schlosse, heiteren Angesichts, ein selig Vollendeter, und schaut, wie dereinst sein Herzog Ulrich, sinnend ins Land hinaus, das er so sehr geliebt.

Betrachtungen über die Methode des deutschen Unterrichts in den Unterklassen lateinloser höherer Lehranstalten.

Von Oberlehrer **Ernst Doerr** in Schivelbein.

An Schulen, an denen die lateinische Sprache obligatorischer Lehrgegenstand ist, wird auf den deutschen Unterricht verhältnismäßig wenig Zeit verwendet, weniger jedenfalls als auf jene. Es hat dies volle Berechtigung, da der lateinische Unterricht die Unterweisung in der Grammatik für den deutschen Unterricht in der Hauptsache mitbesorgt.

Nach der Zahl der Unterrichtsstunden wird aber leicht die Bedeutung des Unterrichtsgegenstandes gemessen. So kommt es, daß hier und da dem deutschen Unterricht, besonders in den Unterklassen, und der in ihm angewandten Lehrweise geringere Aufmerksamkeit geschenkt wird als anderen Lehrgegenständen. Das muß für den deutschen Unterricht von Nachteil sein; denn wenn die Methode eines Gegenstandes als nebensächlich angesehen wird, die beste wird sie dann sicherlich nicht sein.

Und doch gebührt auch der Lehrweise des deutschen Unterrichts sorgsamste Beachtung, weil er Aufgaben zu lösen hat, die nicht minder wichtig sind als die Grammatik: Rechtschreibung, Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck, Erweiterung des Gesichtskreises, Erziehung zur Sittlichkeit und zur Vaterlandsliebe, Literaturkenntnis.

Der Fehler, der in der Gleichgültigkeit gegen den deutschen Unterricht liegt, muß aber von geradezu verderblicher Wirkung sein, wenn an solchen Schulen — und das ist bei der immer mehr Geltung ge-

winnenden Ansicht von der Entbehrlichkeit des Lateinischen in gesteigertem Maße zu erwarten — der lateinische Unterricht aus dem Lehrplane gestrichen wird.

Zu den bisherigen Lehrzielen des deutschen Unterrichts tritt dann noch die Aufgabe, den Schülern auch die grammatischen Kenntnisse zu vermitteln, die sie bis dahin im lateinischen Unterricht zu erwerben Gelegenheit hatten. Dann muß die frühere Gleichgültigkeit gegen den deutschen Unterricht unter allen Umständen einer sorgfältigen Aufmerksamkeit weichen, und das schon deshalb, weil es doch erforderlich ist, die Wirkung einer so einschneidenden Veränderung des Lehrplanes zu beobachten, festzustellen, ob durch diese Maßregel nicht verwandte Unterrichtsgegenstände, das Deutsche, das Französische, eine Beeinträchtigung erfahren und damit das ganze Bildungswerk der Schule ungünstig beeinflußt wird.

Daß die erwähnte Beeinträchtigung im deutschen Unterricht eintreten muß, wenn er in Methode (deren Mangelhaftigkeit vorausgesetzt) und Stundenzahl unverändert bleibt, das wird der nicht bezweifeln, der erkannt hat, was der lateinische Unterricht für den deutschen leistet. Es gilt demnach festzustellen, ob dieser Ausfall durch möglichste Verbesserung der Methode sich ausgleichen läßt, und wenn das, wie wohl zu erwarten, als unmöglich sich erweist, zu untersuchen, inwieweit eine Vermehrung der deutschen Stunden eintreten muß.

Ist denn aber die Methode des deutschen Unterrichts wirklich so mangelhaft und deshalb verbesserungsfähig, wie oben angenommen wurde? Es sei fern von mir, das im allgemeinen, für alle Lehrer des Deutschen behaupten zu wollen. Aber die Befürchtung, daß sie hier und da Mängel aufweise, liegt gewiß nahe, wenn anders meine Behauptung, daß mancher geneigt sei, den Wert eines Lehrgegenstandes nach der ihm zur Verfügung stehenden Zeit zu bestimmen, nicht ein Irrtum ist. Und schon diese Befürchtung ist ein hinreichender Grund, die Methode zu prüfen. Wer aber selbst jahrelang deutschen Unterricht erteilt hat, der wird nicht nur fürchten, er wird aus Erfahrung wissen, daß sich methodische Irrtümer und Schwächen gar leicht einschleichen können, wie das ja auch in jedem anderen Unterrichtsgegenstande geschehen kann, dessen Methode nicht mit gewissenhafter Aufmerksamkeit beobachtet, mit anderen Worten, der gedankenlos behandelt wird.

Lesen und Erzählen.

Die Lesefertigkeit der Schüler in den unteren Klassen ist häufig so unvollkommen, daß der Lehrer auf die Beseitigung dieses Mangels viel Mühe verwenden muß. Er muß viel lesen lassen. „Viel lesen" ist ja

ein anerkannt gutes Bildungsmittel; auch der Schulunterricht muß sich desselben bedienen.

Aber wie ist der Ausdruck „viel lesen" zu verstehen? Das Wörtchen „viel" ist in dieser Verbindung Objekt, und „lesen" heißt hier „lesen und auffassen". Wird der Ausdruck „viel lesen" aber überall so verstanden? Das ist zu bezweifeln. Es kommt vor, daß man ein und dasselbe Lesestück, prosaisches wie poetisches, zu wiederholten Malen, dreimal, viermal und noch öfter lesen läßt und eben nur lesen läßt, ohne sonst eine Übung damit zu verbinden. Wer so lesen läßt, der hält viel für gleichbedeutend mit oft; und daß mit dem Lesen auch das Verstehen gefordert wird, daß man lesen soll, um zu verstehen und zu behalten, das ist ihm nie klar geworden; er hat vielleicht nie darüber nachgedacht; ihm ist es nur um die Erzielung der Lesefertigkeit zu tun, nur dieser einen Aufgabe dient ihm das Lesen.

Aber nicht einmal diese Fertigkeit wird durch jene Wiederholung gefördert, nicht so gefördert wenigstens, daß der Erfolg zu der aufgewandten Zeit im Verhältnis stände.

Schon bei einem zweiten Lesen wird, wenn es sich an das erste unmittelbar anschließt, die Aufmerksamkeit der Schüler nachlassen, der Stoff ist ihnen ja schon bekannt, das Interesse erlahmt. Bei noch häufigerer Wiederholung hört die Teilnahme ganz auf; lediglich das Auge, bezw. Auge und Mund sind tätig, der Geist nicht mehr. Und selbst die Tätigkeit des Auges wird durch die Teilnahmslosigkeit des Geistes beeinträchtigt. An die Stelle des genauen Sehens tritt die Kombination, das Erraten des Lautbildes des Wortes, weil eben das Schriftbild nicht mehr mit der nötigen Aufmerksamkeit angeschaut wird; das Raten aber läßt Irrtümer zu.

Ebensowenig wie der Lesefertigkeit dienen jene Wiederholungen den übrigen Aufgaben, und zwar aus demselben Grunde: weil der Geist nicht mehr bei der Arbeit ist. Der Orthographie nützen sie nichts, weil das Bewußtsein die vom Auge angeschauten Wortbilder nicht mehr aufnimmt, also auch nicht festhalten kann. Zur Vermehrung des Besitzes an Vorstellungen und Gedanken tragen sie auch nicht bei; denn was bei dem ersten Lesen, wo der Geist tätig ist, weil er nach Befriedigung des Wissensdurstes verlangt, was bei diesem ersten Lesen nicht in den geistigen Besitz des Kindes aufgenommen worden ist, das bleibt ihm im allgemeinen bei wiederholtem Lesen ebenso unverständlich und deshalb fremd. Und diese Ziele des Unterrichts sind doch wahrhaftig nicht von geringerer Wichtigkeit als die Lesefertigkeit!

Nützen also kann die Wiederholung der Leseübung nicht. Wohl aber schadet sie. Denn erstens werden die Schüler systematisch zu

gedankenlose Tätigkeit gewöhnt, und ferner ist sie die Ursache der so leidigen Monotonie, der Ausdruckslosigkeit im Vortrage, die sich, einmal entstanden, ebenso schwer wieder ausrotten läßt, wie es mühsam ist, in solcher Weise verdorbene Schüler zum Denken zu bringen; das Denkvermögen ist nicht nur nicht geübt, es ist geradezu außer Tätigkeit gesetzt worden. Ein Lehrer, der in dieser Weise lesen läßt, weiß nicht, was er tut: Steine gibt er den Kindern statt Brot. Wie bedauernswürdig aber sind die jungen Geister, an denen man sich so versündigt hat!

Die Zeit, welche auf derartige unnütze und schädliche Leseübungen verschwendet wird, läßt sich viel besser anwenden, wenn man auf das erste Lesen eine der Erläuterung und Befestigung des Inhalts dienende Besprechung folgen läßt, wofür teils die Form der fragenden Entwicklung, teils die Form der belehrenden Mitteilung zu wählen ist. (Vergl. das Protokoll der Direktoren-Konferenz in Pommern 1885.) Dadurch erst wird den Schülern das volle Verständnis des gelesenen Abschnitts ermöglicht, und wenn man sie dann ein zweites Mal lesen läßt, so wird sich die vorteilhafte Wirkung der Besprechung sicherlich sofort zeigen. Die Schüler, die jetzt verstehen, was sie lesen, werden sinngemäß vortragen. Für die zu lernenden Gedichte ist diese Besprechung unerläßlich. Denn unterbliebe sie, so könnte es manchem Schüler ergehen wie dem kleinen Karl von Berlichingen, der zwar weiß, daß Jagsthausen Schloß und Dorf an der Jagst ist und seit zweihundert Jahren den Herren von Berlichingen gehört, nicht aber, daß sein eigener Vater der Herr von Berlichingen ist. Und noch andere Vorteile dürfte die Besprechung zur Folge haben: der Inhalt des Abschnittes, der nun verstanden ist, wird besser im Gedächtnisse haften, und somit ist die Forderung der Erweiterung des Gesichtskreises der Kinder ungleich besser erfüllt, als dies durch gedanken- und verständnisloses Lesen geschehen kann.

Ferner: wissen die Schüler, daß auf das Lesen eine Kontrolle ihrer Lesetätigkeit folgt, dann werden auch die zur Unaufmerksamkeit neigenden unter ihnen besser acht geben; sie werden sich selbst zur Aufmerksamkeit zwingen, um in der Beantwortung der zu erwartenden Fragen nicht hinter ihren Mitschülern zurückzustehen. — Daß diese Besprechungen auf lyrische Gedichte nicht auszudehnen sind, sagt das angeführte Protokoll. —

Aber wo bleibt bei solcher Beschränkung der Leseübungen die Lesefertigkeit?

Nun, daß diese durch die erwähnte Wiederholung des Lesens nicht vervollkommnet wird, das glaube ich nachgewiesen zu haben. Wird sie durch die nach obiger Ausführung zulässigen Leseübungen (ein- bis

zweimaliges Lesen) nicht erreicht, dann muß der häusliche Fleiß für diesen Zweck in Anspruch genommen werden. Den Schülern wird zur Pflicht gemacht, das Lesen der Abschnitte, die in der Schule behandelt worden sind, zu Hause fleißig zu üben; und ob diese Übung stattgefunden hat, muß der Lehrer in der nächsten Stunde feststellen. Er wird diese Kontrolle auf diejenigen, gewiß nicht zahlreichen Schüler beschränken können, deren Lesefertigkeit besonders mangelhaft ist.

Im Anschlusse an die Behandlung prosaischer und poetischer Stücke erzählenden Inhalts muß den Schülern Gelegenheit gegeben werden, sich im freien Vortrage zu üben. Diese Übung muß so frühzeitig wie möglich beginnen, schon auf der untersten Stufe. Wie gern geben Kinder, die noch gar nicht schulpflichtig sind, Märchen, die man ihnen erzählt hat, wieder! Weshalb soll denn da diese Übung, für welche die erste Vorbedingung, die Lust zur Wiedergabe, vorhanden ist, nicht im Schulunterricht fortgesetzt werden? Wie wertvoll sie ist, das wußte Goethe sehr wohl; weshalb ließe er sonst im „Götz von Berlichingen" I. Akt Maria die Forderung aussprechen, daß Karl ihr die Geschichte vom frommen Kinde wiedererzählen solle?

Nur durch solche Übung im Erzählen wird die Sprachgewandtheit der Kinder entwickelt und gefördert, nicht durch das Lesen. Und damit bis zu den mittleren oder gar oberen Klassen warten zu wollen, wäre ein bedauerlicher Fehlgriff; denn dann würde sich eine einigermaßen befriedigende Leistung in der mündlichen Darstellung nicht erreichen lassen, weil für diese Übungen viel Zeit erforderlich ist, mehr Zeit, als dem deutschen Unterricht in diesen Klassen zur Verfügung steht.

Werden doch solche Übungen im freien Vortrage für alle Gegenstände des Lehrplans verlangt, und nur im deutschen Unterricht sollten sie unterbleiben? Auch nur in irgend einer Klasse unterbleiben? Das wäre ja ganz sonderbar, wenn der deutsche Unterricht eine die Beherrschung der Muttersprache bezweckende Übung den anderen Lehrgegenständen überließe! Sind nicht diese Übungen auch eine treffliche Vorbereitung für die schriftliche Darstellung, die Anfertigung der Aufsätze? Und dies ist doch die eigenste Aufgabe gerade des deutschen Unterrichts.

Orthographie und schriftliche Darstellung.

Das gesprochene Wort besteht aus Lauten (Lautbild), das geschriebene aus Zeichen (Schriftbild). Will man ein geschriebenes Wort sprechen, d. i. lesen können, so muß man wissen, welche Laute den im Schriftbilde vereinigten Zeichen entsprechen; um ein gesprochenes Wort schreiben zu können, muß man die Zeichen kennen, durch welche die einzelnen Laute des Wortes in der Schrift auszudrücken sind. Demnach müßte,

wer für jeden Laut der Sprache das entsprechende Zeichen kennt, auch richtig zu schreiben imstande sein. Das würde jedoch nur dann zutreffen, wenn die Schrift für jeden einzelnen Laut nur ein Zeichen hätte, wenn jedes Zeichen immer einen und denselben Laut veranschaulichte. Das ist aber nicht der Fall. Vielmehr hat ein und dasselbe Zeichen bald diesen, bald jenen Laut, z. B. u in Fuß und Fluß, o in rot und Mord, a in kahl und kalt, in Haken und Nacken, ch in der Fuchs und des Fluches, in wachsen und wachsam. Anderseits gibt es für einen und denselben Laut verschiedene Zeichen, z. B. lechzen und krächzen, Rechen und rächen, rot und Boot, Axt und Fuchs, los und Schoß, Flüsse und Füße, Fabel und Vater. Dazu kommen die durch die Rücksicht auf die historische Entwicklung der Wörter bedingten Verschiedenheiten. Auf diesen Umständen beruht die Schwierigkeit der Rechtschreibung und die Notwendigkeit eines besonderen orthographischen Unterrichts. Für ihn werden die Wörter nach den Lauten, deren Schreibung zweifelhaft sein kann, zu Gruppen vereinigt.

Ebenso wichtig aber wie diese Anordnung des Unterrichtsstoffes ist die Art der Unterrichtsbehandlung.

Der Lehrer, der die Schüler über die richtige Schreibung eines Wortes belehren will, kann ihnen die Laute desselben in der Reihenfolge, wie sie im Worte aufeinander folgen, nennen, d. h. das Wort buchstabieren. Der Schüler nimmt die einzelnen Laute mit dem Ohre auf, setzt sie im Geiste (Vorstellung) in die entsprechenden Zeichen um und setzt dann im Geiste die Zeichen zum Schriftbilde des Wortes zusammen, wobei die rechte Reihenfolge innezuhalten ist. Ein recht umständlicher Weg, der dem Schüler eine ganze Reihe von Denkoperationen zumutet. Je weiter ein Weg aber ist, und aus je mehr Teilstrecken er sich zusammensetzt, um so leichter ist ein Abirren möglich. In der Tat ist diese Gefahr bei Benutzung der geschilderten Methode vorhanden.

In der Vorstellung des Schülers, der den Laut aus dem Munde des Lehrers hört, entsteht vielleicht ein falsches, dem Laute nicht entsprechendes Lautzeichen[1]), oder er vergißt vielleicht einen der Laute bei der Zusammensetzung der vorgestellten Zeichen zum Schriftbilde des Wortes, oder er läßt die richtige Reihenfolge außer acht. Man sieht also, daß dieser Weg nicht mit Sicherheit zum Ziele führt.

Ein anderes Mittel ist die Darbietung des Schriftbildes gleichzeitig mit dem Lautbilde des Wortes (Anschauung). Das Schriftbild des Wortes wird dann in der richtigen Reihenfolge der Zeichen von dem

1) Noch in den mittleren Klassen findet man einzelne Schüler, die die Lautzeichen so wenig sicher voneinander unterscheiden, daß ihnen Verwechslungen derselben begegnen.

leiblichen Auge aufgenommen, dem Zentralorgan zugeführt und von diesem festgehalten. Die Notwendigkeit, in der Vorstellung die Laute in Zeichen umzusetzen, auch die Gefahr der falschen Zusammensetzung fällt dann weg. Je länger und öfter das Schriftbild des Wortes angeschaut wird, um so mehr befestigt sich der Eindruck desselben, die Vorstellung.

Daher muß jede orthographische Unterweisung, im planmäßigen Unterricht sowohl wie bei gelegentlicher Belehrung, eine schriftliche sein, d. h. jedes Wort, dessen Schreibung die Schüler lernen sollen, muß ihnen geschrieben gezeigt und muß darauf von ihnen selbst geschrieben, zunächst von der Tafel oder einer Vorlage abgeschrieben, dann nach dem aus dem Munde des Lehrers vernommenen Lautbilde aufgeschrieben werden.

Für die schriftliche Behandlung der Rechtschreibungslehre spricht auch der Umstand, daß die Aufmerksamkeit der Schüler durch sie mehr gefesselt wird als durch die Buchstabiermethode.

Mit der Aufzeichnung des Schriftbildes nach dem Worte des Lehrers gelangt man zu jenen Rechtschreibübungen, die allgemein Diktate genannt werden. Sie sind sowohl eine Übung zur Befestigung des erledigten Unterrichtsstoffes, als auch dienen sie zur Feststellung, ob und in welchem Maße derselbe im Gedächtnisse haftet.

Es ist in der Ordnung, daß die Diktate in nicht zu langer Frist auf die Unterrichtsbehandlung des betreffenden Lehrabschnittes (der Wörtergruppen) folgen.

Aber die Zensuren der einzelnen Diktate bilden noch keine sichere Unterlage für die Vierteljahrs- oder gar die Jahreszensur. Denn was nach einer Woche noch im Gedächtnisse haftet, kann nach einem Monat oder längerer Frist völlig vergessen sein. Der Unterricht hat aber dafür Sorge zu tragen, daß das, was die Schüler lernen, auch ihr geistiger Besitz bleibt.

Zur Gewinnung eines sicheren Urteils über den bleibenden Erfolg des Unterrichts ist es deshalb erforderlich, außer jenen Übungsdiktaten auch Prüfungsdiktate schreiben zu lassen, und zwar am Schlusse eines jeden Vierteljahrs. In diesen muß der im Laufe des Quartals behandelte Lehrstoff zusammengefaßt werden, und nur von dem Schüler, der auch jetzt noch sichere Beherrschung der behandelten Wörter nachweist, kann behauptet werden, daß diese Abschnitte für ihn erledigt sind.

Vielleicht empfiehlt es sich auch, neben jenen planmäßig zusammengestellten, an den orthographischen Unterricht sich anlehnenden Diktaten, abwechselnd mit ihnen, andere schreiben zu lassen, für die der Stoff aus dem Lesebuche, einem der behandelten Lesestücke zu entnehmen wäre,

und dazu dürften sich prosaische Stücke besser eignen als poetische, weil die größere Einfachheit im Satzbau derselben das Verständnis erleichtert.[1])

Noch ein Wort über die Zensierung der Diktate und die Verbesserung der Fehler!

Dienen auch die Diktate in erster Linie dazu, das orthographische Können der Schüler zu befestigen und zu ermitteln, so ist es doch nicht zu billigen, wenn die in ihnen vorkommenden grammatischen Verstöße (hier kann es sich nur um falsche Formenbildung handeln) und Interpunktionsfehler unbeanstandet bleiben. Wenn schon Interpunktionsfehler für die Zensierung außer Betracht bleiben, die grammatischen dürfen es nicht. Denn dadurch würden die Lernenden zu der Ansicht verleitet, daß die Flexionsendungen als etwas Nebensächliches zu betrachten seien; sie würden sich nicht bemühen, diese Endungen richtig zu hören, sie würden gegen dieselben gleichgültig werden und Verstöße nicht zu vermeiden suchen.

Verbessert aber müssen von den Schülern beide, Interpunktions- und grammatische Fehler, ebensogut werden wie die orthographischen.

Was hier für die Diktate gefordert wird, ist für Durchsicht und Verbesserung der Aufsätze ganz unabweislich. Die in diesen sich findenden Verstöße gegen Interpunktionsregeln und Sprachlehre, wie falsche Deklinations- und Konjugationsformen, desgleichen Fehlgriffe in der Wahl des Kasus, des Ausdrucks, sowie gröbere Verstöße gegen die Satzbildung, ferner inhaltliche Irrtümer und logische Fehler müssen vom Korrektor auch in den Aufsätzen der unteren Klassen unbedingt als Fehler bezeichnet (unterstrichen) und die Schüler zu ihrer Verbesserung angehalten werden. Auch darüber endlich hat der Lehrer zu wachen, daß die Verbesserungen von den Schülern mit aller Sorgfalt angefertigt werden.

Es geht doch unmöglich an, die Bekämpfung aller dieser Fehler dem Unterricht in den höheren Klassen zu überlassen und in den unteren sich auf die Beseitigung der orthographischen Mängel zu beschränken.[2])

Außer häuslichen Aufsätzen müssen auch auf den unteren Stufen, vielleicht schon in der Quinta, mindestens aber in der Quarta Klassenaufsätze geschrieben werden. Denn der Lehrer, der für die Beurteilung

---

1) Diktate dieser Art würden, natürlich neben jenen systematischen, wenigstens in der Klasse zu schreiben sein, in welcher der orthographische Unterricht abgeschlossen wird; das ist im allgemeinen die Quarta.

2) Die Interpunktionslehre kann zweckmäßig nur in Verbindung mit der Satzlehre behandelt werden. Demnach muß derjenige Teil derselben, der mit der Lehre vom einfachen Satze zu verbinden ist, schon in Quarta durchgenommen werden. Vergl. die vorstehende Anmerkung 1.

der Fähigkeit der Schüler in der schriftlichen Darstellung ausschließlich auf häusliche Arbeiten angewiesen ist, muß zu einem falschen Urteil gelangen, da er nie mit Sicherheit bestimmen kann, wieweit die Aufsätze das eigene Werk der Schüler sind.[1])

Klassenaufsätze sind auch ein ausgezeichnetes Mittel, die Kinder zu gespannterer Aufmerksamkeit im Unterricht zu erziehen und an selbständiges Arbeiten zu gewöhnen. Eines Beweises für diese Behauptung bedarf es wohl nicht.

Grammatik.

Vor allem aber ist zu bedenken, daß an lateinlosen Schulen dem grammatischen Unterricht im Deutschen eine viel schwierigere Aufgabe erwächst als an Lateinschulen. An diesen wird im lateinischen Unterricht auch die deutsche Grammatik zum größten Teil erledigt; an jenen muß der deutsche Unterricht selbst diese Arbeit bewältigen. Daraus ergibt sich die Forderung einer planmäßigen und nachdrücklicheren Behandlung der deutschen Grammatik; und deshalb ist ihr auch mehr Zeit einzuräumen als an Lateinschulen.

Es mag Leute geben, die, auch ohne grammatischen Unterricht genossen zu haben, die Sprache sicher beherrschen. Dazu gehört jedoch eine so außerordentliche sprachliche Befähigung, wie sie bei der großen Mehrzahl unserer Schüler nicht vorausgesetzt werden darf.

Für die Schule ist deshalb zur Erreichung der erforderlichen Sicherheit im Gebrauch der Muttersprache die Grammatik nicht zu entbehren, womit aber nicht gesagt werden soll, daß sie das einzige, auch nicht, daß sie das vorzüglichste Mittel zur Erlernung sei. Die Hauptaufgabe fällt entschieden den schon erwähnten Sprechübungen zu, woraus die große Wichtigkeit dieser leider oft so vernachlässigten Übungen zu ersehen ist.

Zu bestimmen, nach welchem Plane die Grammatik zu behandeln ist, bez. einen solchen Plan aufzustellen, kann füglich jedem Lehrer des Deutschen überlassen werden, weil jeder Sprachlehrer die dazu erforderliche Schulung besitzen muß.[2])

Wenn aus den vorstehenden Betrachtungen der Umfang der Aufgaben ersichtlich ist, die dem deutschen Unterricht an lateinlosen Schulen

---

1) Häusliche wie Klassenaufsätze müssen (vergl. das Protokoll) auch der Form nach vorbereitet werden, damit die Schüler imstande sind, sie ohne fremde Hilfe anzufertigen.

2) Es dürfte wohl nicht zuviel verlangt sein, daß die Formenlehre und die Lehre vom einfachen Satze einschließlich der Kasuslehre in der Quarta abgeschlossen werden muß.

zufallen, so dürfte sich bei einigermaßen gewissenhafter Beobachtung des Unterrichts bestimmen lassen, wieviel Zeit demselben im Lehrplan zugestanden werden muß.

Es wird das nicht generell für alle Schulen und alle Zeiten geschehen können, da das Schülermaterial, um diesen nicht schönen Ausdruck auch hier zu gebrauchen, nach Ort und Zeit verschieden ist. Kinder der Großstadt bringen einen viel ausgedehnteren Gesichtskreis und ein viel entwickelteres Sprachgefühl in die Schule mit, als man beide bei den Kindern des Landes und der kleinen Stadt finden kann.

Auch von den mit der Zeit sich wandelnden wirtschaftlichen Verhältnissen hängt die Durchschnittsleistungsfähigkeit der in die Schule eintretenden Knaben ab.

So hat sich in den letzten Jahren die Beobachtung aufgedrängt, daß die Zahl der Schüler mit wenig entwickeltem Sprachgefühl nicht unerheblich angewachsen ist. Es wird das daraus zu erklären sein, daß der wirtschaftliche Aufschwung des letzten Jahrzehnts und die dadurch ermöglichte bessere Lebensführung es vielen Leuten, wie kleineren Gewerbetreibenden, Bauern, Unterbeamten, erlaubt, ihren Kindern eine über die Volksschulleistungen hinausgehende Bildung angedeihen zu lassen, woran sie früher nicht denken konnten. Das ist gewiß eine erfreuliche Erscheinung, welcher jedoch in der Gestaltung der Lehrpläne und der Unterrichtsbehandlung Rechnung getragen werden muß, weil das Gefühl für die Richtigkeit der Sprache bei solchen Kindern im allgemeinen in geringerem Maße entwickelt und ihr Gesichtskreis viel enger ist.

Kindern endlich, deren Heimat im niederdeutschen Sprachgebiet liegt, erwachsen besondere, in der Verschiedenheit ihrer niederdeutschen Mundart vom Hochdeutschen begründete Schwierigkeiten.

Soll also die Forderung, daß die Unterweisung in der Muttersprache im Mittelpunkte des Unterrichts stehen muß, nicht ein frommer Wunsch bleiben, so ist derselben schon in den Unterklassen die größte Aufmerksamkeit zu widmen; und ganz besonders gilt dies für lateinlose Schulen.

Zur Lösung der Frage nach der Autorschaft der Xenien von 1796.

Von Dr. **Hermann Henkel** in Wernigerode.

Ich setze den in dieser Zeitschrift 14. Jahrg. S. 625 flg. gemachten Versuch, für eine Anzahl von Xenien das Eigentumsrecht der beiden Dichter festzustellen, erweiternd und berichtigend fort.

Mitunter genügt ein bloßer Buchstabe, den Verfasser kenntlich zu machen. In X. 365 heißt es: „es schwächten die vielen wässrigten Speisen So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermut nur hilft." Nun hat Goethe zwar in seiner Frühzeit im Gebrauch der Adjektivendungen -icht (-igt) und -ig mehrfach geschwankt, z. B. zwischen „sandig", Weim. A. 2. S. 338, Z. 11 v. o., und „sandigt", ebenda 11, S. 411, Z. 6 v. o., weiterhin jedoch nur die jüngere Form, also „lockig", Al. u. Dora V. 60, „blumig", Der neue Paus. V. 11, „buschig", Sehnsucht V. 20, verwendet, „wäss(e)rig" aber, soviel ich sehe, stets, früher wie später, geschrieben, Die Gesänge von Selma, W. A. 37, 66, 17, Dicht. u. W., ebenda 27, 64, 6, Zur Meteorol. Hemp. A. 34, S. 19, während bei Schiller fast ausschließlich die ältere Form begegnet, wie „schaudrigt", Pomp. u. Herc. V. 22, „blumigt", ebenda V. 25, „rosigt", Taucher V. 62 (nach den Lesarten der Musenalmanache für 1797 und 1798, in denen diese Gedichte zuerst erschienen sind), endlich das in Frage stehende „wässrigt" selbst, X. 89 des literar. Zodiacus: „In sein wässrigtes Reich zieht ihn Neptun bald hinab." Hieraus allein schon ergibt sich, daß Schiller X. 365 nebst dem voraufgehenden verfaßt haben muß, und zugleich daß das Epigramm der Votivtafeln (W. A. V S. 308 Nr. 28): „Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe, Freude, führe du mich immer an rosigtem Band" wegen des „rosigt" ihm zuzuschreiben ist, wofür übrigens auch der Ausdruck „mit eisernem Stabe" spricht, der im „Genius" V. 53 wiederkehrt.

Ein andermal ist es ein Vokal, der zum Verräter des Autors wird. Das Präteritum von gehen, wie von hangen und fangen, schrieb Schiller der oberdeutschen Aussprache gemäß, die den organischen Diphthongen noch hören läßt, stets mit ie, z. B. „gieng" und „fieng", M. Stuart 3, 8, 15, „hieng", Teilung der Erde V. 25, Goethe, der anfangs zwischen der einen und anderen Schreibung geschwankt hatte (Der junge G. III S. 372, Z. 6 v. o. „ging", Z. 6 v. u. „vorübergieng", S. 257 Z. 3 v. u. „fing", Z. 2 v. u. „fieng"), bald ausschließ-

lich mit einfachem Vokal. Da nun im Musenalmanach für 1797 diese Schreibweise überall, wo unbestreitbar Goethisches Eigentum vorliegt, in „Einer" V. 39, in Alex. u. Dora V. 40 und 89, in den Xenien 125 und 166, befolgt ist, die andere ebendort im Schillerschen „Mädchen aus der Fremde" in X. 238: „Gerne verschafftest du, gieng' es, dem Pöbel den Sieg" und in X. 294: „Da die Metaphysik vor kurzem unbeerbt abgieng", angetroffen wird, so bezeugt sie wiederum allein schon die Autorschaft Schillers für diese beiden Xenien.

X. 298: „Furiose Geliebten sind meine Forcen im Schauspiel" usw., das ich für Schiller in Anspruch genommen hatte, dürfte doch wohl richtiger auf Goethes Anteil zu setzen sein, nicht bloß weil es inhaltlich mehr in dessen spezielleren Interessenkreis fällt, sondern hauptsächlich wegen des ungewöhnlichen Plurals schwacher Form „Geliebten", für den ich ein Analogon nur im Titel seiner Schrift „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" und in der Müllerin Verrat V. 37: „ein Dutzend Anverwandten", aber nirgends bei Schiller gefunden habe.

Für X. 290 vom Virtuosen, dessen Flöte „völlig wie Geige sich hört", findet die Annahme der Verfasserschaft Schillers wohl darin eine Stütze, daß ihm der Gebrauch des reflexiven Verbums im passivartigen Sinne so überaus geläufig ist, z. B. Piccol. 3, 4: „Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an", ebenda 2, 1: „Mancherlei denkt sich bei den Worten", Wallensteins Tod 2, 2: „In ihrem Staat erringt sich kein Besitz", M. Stuart 1, 1: „Ein lasterVolles Leben büßt sich in Mangel und Erniedrigung", X. 126: „was nie sich erwirbt" usw.

X. 1 (des Nachlasses, W. A. 5 S. 269): „Saiten rühret Apoll, doch er spannt auch den tötenden Bogen, Wie er die Hirtin entzückt, streckt er den Python in Staub", könnte dem Inhalte nach sowohl von Goethe (Deutsch. Parn. V. 196—7: „Nicht die Leier nur hat Saiten, Saiten hat der Bogen auch"), als auch von Schiller herrühren, der den Worten des Distichons entsprechender noch (10, 256) vom Besieger des Python spricht, der den furchtbaren Bogen mit der Leier vertausche. Was jedoch für diesen den Ausschlag gibt, ist der Ausdruck „in Staub strecken", dem analog es in Kabale und Liebe 3, 2 heißt: „Mächtige Frevler (hab' ich) in Staub gelegt." In Staub übrigens ohne Artikel, wie N. 62 und Tab. vot. 21 (W. A. V S. 307) „an Pranger stellen", allerdings auch bei Goethe X. 165 „an Tag kommen" u. a. m.

Was das Metrische betrifft, kommen fehlerhaft gebaute Verse nur in zurückgestellten Xenien vor, N. 210 und 216, für die beide Goethes Autorschaft urkundlich bezeugt ist, mit Trochäen in der zweiten Hälfte der Pentameter, und in N. 115: „Scheusal! Was bellst du?" „Mein

Herr, es sind unserer zwei, die da bellen, Spitz Nikolai verſieht oben, ich unten das Amt" mit der dreisilbigen Senkung „sind unserer"[1]), wie sie Goethe nicht nur in dem viel berufenen Verse in Herm. und Dorothea 2, 186: „Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen", sondern auch im ersten Entwurf dieses Epos wiederholt entschlüpft ist (W. A. 50 S. 378flg.), ein Fehler so besonderer Art, daß er seine Urheberschaft auch für dieses Xenion wahrscheinlich macht. Dazu kommt der Mangel an Übereinstimmung der Satzglieder des Epigramms, der Frage nach dem Grund des Bellens und der die Zahl und den Standort der Bellenden betreffenden Erklärung, eine logische Inkongruenz, die mit der Schärfe und Folgerichtigkeit der Schillerschen Sprache kaum vereinbar sein dürfte. Spitz Nikolai endlich ist ein Bruder des Spitzes von Giebichenstein, eines echten demokratischen Spitzes, wie Goethe Freund Reichardt genannt hat (an Schiller 19. Okt. 1796 und X. 211).

Für X. 348: „Wer ist der Wütende da, der durch die Hölle so brüllet Und mit grimmiger Faust sich die Kokarde zerzaust?" gibt sich durch die Wendung „mit der Faust, d. h. mit geballter, geschlossener Hand die Bandschleife der Kokarde, als wäre sie Haar, zerzausen" als Urheber Schiller zu erkennen, der dem drastischen Ausdruck die Naturwahrheit, gegen die Goethe nicht leicht fehlt (G. Eckerm. I 18. Jan. 1827), zu opfern kein Bedenken trägt. Korrekter jedenfalls spricht X. 78 des literar. Zodiacus von den groben Fäusten, die Berenices Haar mit eisernem Kamm striegeln.

X. 179: „Schneidet, schneidet, ihr Herrn, durch Schneiden lernet der Schüler, Aber wehe dem Frosch, der euch den Schenkel muß leihn!" Die ironische Aufforderung an den Schüler, seine „kritischen Studien" immerhin fortzusetzen, durch die er lerne, wenn auch auf Kosten des armen mißhandelten Autors, der seinen Versuchen dienen muß, kann kaum einem anderen gelten, als dem jugendlichen Fr. Schlegel, dem Kritiker des Schillerschen Musenalmanachs für 1796 (in Reichardts „Deutschland"), dem Studenten, der die armen Dichter es büßen läßt, um sein Exerzitium nur schnell gedruckt zu lesen (X. 47). Wenn aber die Beziehung auf diesen unabweisbar erscheint, so kann natürlich der Verfasser des Epigramms nicht Goethe sein, wie ich anfänglich

1) Den Genitiv „unserer", eine den gebräuchlichen Weiterbildungen von mein, dein, sein zu meiner, deiner, seiner entsprechende, minder gebräuchliche von „unser", hat übrigens sowohl Schiller (Räuber, 2. Ausg. S. 81 u. 73, an Goethe 31. Okt. 1796) neben „unser" (Räuber S. 90 u. 94), wie Goethe (Götz, Jung. G. S. 312 u. 322) neben „unsrer" (Gottfr. v. B. W. A. 39 S. 92 u. 103, X. 242) und „unser" Jery u. B. 12, 16, 10.

angenommen, sondern Schiller muß es verfaßt haben, der übrigens das der Anatomie entlehnte Bild auch im voraufgehenden Xenion („Prosektor") und sonst gebraucht und mit dem ironischen „ihr Herrn" seine Schlachtopfer zu apostrophieren liebt (X. 60, 321, 371, 382, N. 169).

Wenn Goethe 28. August 1796 an Sömmering schreibt, wie die Philosophen ihr Handwerk mit Recht abgeschnitten, streng und unerbittlich fortrieben, sollten auch die Empiriker und Realisten für sich bleiben und wirken, so scheint das allerdings für seine Autorschaft von X. 182 zu sprechen, in dessen Hexameter es heißt: „Jeder wandle für sich und wisse nichts von dem andern". Der Satz des Pentameters jedoch: „Wandeln nur beide gerad, finden sich beide gewiß", steht in Widerspruch mit seiner ebendort und wiederholt (an A. Schopenhauer 28. Jan. 1816, Hemp. A. 34, S. 98 flg.) ausgesprochenen Überzeugung, daß ein Zusammentreffen von Idee und Erfahrung ausgeschlossen und die zwischen ihnen befestigte Kluft unüberschreitbar sei, so daß das Xenion, wie ich, meine frühere Ansicht berichtigend, statuiere, auf Schillers Anteil zu setzen ist und bei der offenbaren Zusammengehörigkeit desselben mit dem voraufgehenden X. 181 auch dieses, das auffallenderweise von Körner allein für den Freund reklamiert und in dessen Gedichte aufgenommen ist.

X. 236 mit der Überschrift „Historische Quellen": „Augen leiht dir der Blinde zu dem, was in Frankreich geschiehet, Ohren der Taube, du bist, Deutschland, vortrefflich bedient", entspricht den Anschauungen Goethes über den wirklichen, wahrheitsgemäßen Gang der französischen Revolution zu sehr, um auf Grund äußerlicher Beziehungen zu X. 299, wie von mir geschehen, auf Schiller zurückgeführt werden zu dürfen. Goethe hatte zunächst in N. 7 die Zuverlässigkeit der Berichte der Reichardtschen Zeitschrift „Frankreich im Jahr 1795. Aus den Briefen deutscher Männer in Paris" angegriffen, weil sie „von Hause nach Haus" geschrieben seien. Mit Unrecht, wie er bald erkannt haben wird, und so ersetzte er in der letzten Periode der Xeniendichtung das auszuschaltende Distichon durch X. 236, in dem er geltend macht, daß jene Berichte jedenfalls das Werk Blinder und Tauber seien, die Worte natürlich in figürlichem Sinne genommen.

Xenion 63 des Nachlasses, das die Brüder Fr. L. und Chr. Stolberg, die sich selbst Dioskuren nannten, auf den zwischen ihnen und dem griechischen Brüderpaar bestehenden Unterschied ironisch hinweist, wurde beim Abschluß der Xeniendichtung verworfen und durch eine für den Unterweltzyklus bestimmte Umdichtung, X. 357, ersetzt. Es enthält inhaltlich wie sprachlich nichts, woraus man auf seinen Urheber schließen

könnte, während das zweite der Kritik den verwendbaren Zug bietet, daß der Dichter in der Unterwelt die beiden in der Oberwelt lebend weilenden Brüder wie Anwesende apostrophiert. Über die Bedingungen einer gegebenen Situation oder Vorstellung, wo es den Zwecken dient, sich kühn und skrupellos hinwegzusetzen, entspricht entschieden eher Schillers als Goethes Natur, und man darf daher meines Erachtens den ersteren mit einiger Wahrscheinlichkeit als den Urheber der beiden Xenien betrachten.

X. 67: „Dichter und Kinder, man gibt sich mit beiden nur ab, um zu spielen; Nun so erboset euch nicht, wird euch die Jugend zu laut", ist ein Seitenstück zu X. 124, dessen Goethescher Ursprung bezeugt ist, und von gleichem Gepräge. In beiden erscheinen die Xenien als kleine Lärmmacher, beide gehen von der bestehenden Wertschätzung der Poesie seitens des Publikums aus: dort heißt es, man frage in Deutschland nach Versen nicht viel; hier, man befasse sich mit Dichtern nur zu zeitkürzender Unterhaltung, wie man es mit Kindern tue. Dazu kommt, daß das Verbum „erbosen" für Schiller nicht nachweisbar, oder doch nicht nachgewiesen ist, von Goethe jedoch nicht selten gebraucht wird, wie in den Mitschuldigen V. 161, im Faust 2 V. 10565, in der W. A. 2 S. 233 V. 223; 3 S. 157 V. 8, so daß wir Grund haben auch X. 67 auf sein Konto zu setzen.

In X. 222: „Schreib die Journale nur anonym, so kannst du mit vollen Backen deine Musik loben, es merkt es kein Mensch" führen die Worte in gesperrter Schrift auf Schiller, der 31. Januar 1796 an Goethe schreibt, daß Reichardt ihn im Journal Deutschland „mit vollen Backen lobe", und in Kabale und Liebe 5, 5 sich des Ausdrucks bedient „die Backen voll nehmen".

X. 219: „Nein, das ist doch zu arg! Da läuft auch selbst noch der Kantor Von der Orgel und ach! pfuscht auf den Claven des Staats" trägt doch mehr Züge der Vaterschaft Schillers als Goethes. Als Pfuscher auf literarischem Gebiete N. 18 verspottet, wird er hier als politischer Pfuscher vorgeführt. „Das ist zu arg" begegnet allerdings auch im Bürgergeneral, W. A. 17 S. 290, 24[1]), die vollständige Redensart: „Nein, das ist doch zu arg!" jedoch bei Schiller 11, 126, für den auch das Wort „Claven" zu sprechen scheint.

1) So beginnt nach Er. Schmidt i. a. B. S. 115 auch H. v. Kleist ein Phöbus-Distichon auf Penthesilea und Guiscard: „Nein, das nenn' ich zu arg". Natürlich in zufälliger Übereinstimmung, wie eine solche von Goethischen mit anderer Dichter Sätzen sich auch sonst wohl findet, z. B. wenn es in den Geschwistern, W. A. 9, 141, 22, heißt: „Es kann doch nicht immer so bleiben", und in dem Kotzebueschen Liede: „Es kann ja nicht immer so bleiben, Hier unter

Schließlich sei es mir gestattet, wegen einiger Irrtümer und Mängel in den Angaben meines früheren Xenienartikels über die von Schiller selbst in seine Gedichte aufgenommenen und die ihm auf Grund handschriftlicher Beglaubigung zukommenden Disticha den nunmehr richtig gestellten Bestand derselben hier vorzulegen. Es sind 84 der ersteren, nämlich Nr. 11, 14, 22, 45, 53, 62, 97, 98, 100—113, 180, 309—318, 320—322, 329—331, 366—368, 371—412; von den anderen 26 Xenien des Almanachs: Nr. 9, 13, 34, 35, 39, 40, 42, 44, 95, 139, 140, 144, 149, 152, 154, 155, 207, 218, 253, 254, 265—268, 288, 289; endlich 29 des Nachlasses: Nr. 38, 39, 73, 82, 141, 151, 154—156, 163—172, 176—181, 220—223.

Sprechzimmer.

1.

Carino (s. Ztschr. XVI, 506).

Ich finde Carino als halb scherzendes Scheltwort in Wilhelm Raabes Erzählung „Die schwarze Galeere" 2. Kapitel, wo er den spanischen Leutnant Leone della Rota zu seinem Freunde Antonio Valani sagen läßt: „Ich will dich heilen, Carino; ich bin ein guter Arzt in solchen Leiden. Manch einer hat's erfahren, und du sollst es auch erfahren, Tonino." Raabe verwendet hier das ihm wohl aus der Volkssprache bekannt gewordene Wort in der von dem allgemeinen Gebrauch etwas abweichenden Bedeutung eines eigensinnigen Menschen.

Northeim. Prof. Dr. R. Sprenger.

2.

Zu G. Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit.

Band II, 2, S. 189 erzählt Bartholomäus Sastrow, daß er von seinem Vater „gequästet" wurde, weil er mit Altersgenossen am Strande gebadet hatte. Er nennt dies selbst eine Strafe „nach Verdienst". Da

---

dem wechselnden Mond"; in den Mitschuldigen V. 425: „Wer weiß, wie das geschah?" und in Geibels lustigem Musikanten: „Wer weiß, wie das geschah? Juchh." usw., oder wenn Goethe an Lavater 29. Juli 1782 schreibt: „Schön, sehr schön wär(e) es gewesen; nun es konnte wohl nicht sein", und V. Scheffels Trompeter ruft: „Behüt' dich Gott, es wär' zu schön gewesen, Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein."

ich der Auffassung begegne, daß die Strafe deshalb verhängt wurde, weil der Vater das Kaltbaden für ungesund hielt, so möchte ich bemerken, daß sie vielmehr dadurch begründet wurde, daß öffentliches Baden gegen die gute Sitte verstieß. Daß diese Anschauung, der wir hier im 16. Jahrhundert begegnen, noch im 19. Jahrhundert von manchem geteilt wurde, habe ich schon früher aus Seumes Leben nachgewiesen.

Northeim. Prof. Dr. **R. Sprenger.**

3.

Zu Ztschr. XV, 810.

a) Da ich schon in Oldenburg und Halberstadt mit der falschen Konstruktion „bis einem, dem die Zeit zu lang, auf ihn den krummen Säbel schwang" zu kämpfen gehabt hatte, suchte ich vor einigen Wochen schon bei der Durchnahme des Gedichtes dem Einschleichen des Fehlers nach Möglichkeit vorzubeugen. Er tauchte dennoch beim Aufsagen auf, schien aber nach immer wiederholter Verbesserung meinerseits schließlich verschwunden zu sein. Angeregt durch die Anfrage des Kollegen Schmidt, ließ ich vor ein paar Tagen die Verse 23—28 des Gedichtes von sechs Schülern aufsagen, und wirklich brachten mir zwei wieder „bis einem".

In ähnlicher Weise bekomme ich in Vers 41 immer wieder den Fehler zu hören: „da packt **den** andern kalter Graus".

Hannover. Oberlehrer **Grote.**

b) Ich habe schon vier verschiedene Generationen von Sextanern, als ich noch in Eberswalde tätig war, die „Schwäbische Kunde" lernen lassen und habe, nachdem in der ersten mehrere den Fehler „bis einem, dem die Zeit zu lang, auf ihn den krummen Säbel schwang" gemacht hatten, in jedem Jahre auf diese Stelle besonders hingewiesen. Trotzdem habe ich wohl jedesmal die Erfahrung gemacht, daß einer oder der andere, darunter auch bessere Schüler, wieder deklamierte: „Bis einem . . ."

Schöneberg bei Berlin. **Goepel.**

4.

Nachträgliches zu Ztschr. XVI, 696 flg.

Meine Bemerkungen über Modephrasen und Neologismen bedürfen in mancher Hinsicht der Ergänzung und Berichtigung. Ich gebe diese Nachträge unter dem gleichen Stichwort wie beim ersten Artikel.

„Manschetten haben". Die von mir genannte Neubildung Gutzkows findet bereits eine Parallele in Theod. Mundts „Kritischen Wäldern"

(Leipzig 1833), wo er S. 96 von einem gewissen „Stutzer- und Manschettentum in der Kunst“ spricht, das den Geschmack des Theaterpublikums verderbe.

„**Rechnung tragen**“. Diesen Ausdruck bezeugt nicht nur Laube ausdrücklich als einen 1848 „modisch gewordenen“ (Das erste deutsche Parlament, Leipzig 1849, I, 195), sondern aus der Mitte der Versammlung selbst wird bereits dagegen in Verbindung mit dem Schlagwort „**Tragweite**“ polemisiert. In der 150. Sitzung vom 12. Januar 1849 äußert sich Raveaux von Cöln darüber (Stenogr. Bericht, hrsg. von Wigard, VI, 4593): „Wie wir hierher kamen, Frankfurt ist eine Handelsstadt, war es natürlich, daß wir zuerst das Wort **Rechnung tragen** aufnahmen . . . Diese Rücksichten des Rechnungtragens und der Tragweite haben uns sehr oft Hindernisse gemacht und uns oft aufgehalten, Beschlüsse in volkstümlichem Sinne zu fassen, die wir sonst gefaßt hätten.“ Danach scheint die Wendung allerdings von Regierungskreisen aus bevorzugt worden zu sein, ehe sie in den Phrasenschatz der demokratischen Brandreden einging. In diesen erscheint sie aber immerhin sehr früh. Auch Laube zitiert sie schon in diesem Sinne (a. a. O. II, 111): „Wir wollen den Wünschen des Volkes Rechnung tragen.“ Zur Orientierung über ihre literarische Verbreitung seien noch genannt: Haym, Hartmann, Feuchtersleben, Auerbach, Goltz, Joh. Scherr u. a. Auerbach verspottet sie besonders als Ausdruck allzugroßer Vorsicht und Bedenklichkeit, indem er einmal sogar über die „rechnungtragenden Packesel“ sich ausläßt (Ges. Schriften, Stuttgart und Augsburg 1858, XIV, 216; vergl. XVI, 90).

„**naturwüchsig**“. Der Ausdruck ist tatsächlich nach **Gomberts** Feststellung (Anz. f. d. Altert. 10, 294), dessen erneuter Hinweis von mir leider übersehen wurde, zuerst in Heinrich Leos 1833 publizierten „Studien und Skizzen“ (S. 1) gebraucht worden. Die Geschichte dieser Neubildung ist lehrreich genug, insofern sie bestätigt, daß es oft kein wirksameres Mittel zur Einbürgerung eines Neologismus geben kann als eine lebhafte Opposition. Leo selbst berichtet von einer Verhöhnung dieses neuen Wortes in der „Augsb. Allg. Zeitung“. Ebenso schlägt sich auch Ed. Gans (Verm. Schriften, Berlin 1834, 206flg.) bereits mit dem Ausdruck herum und bildet das abgeleitete Substantivum „**Naturwüchsigkeit**“. Auch Heinrich Laube spielt darauf an (Moderne Charakt., Mannheim 1835, II, 58). Anderseits kamen der Verbreitung des Wortes auch gewisse Literaturmoden sehr zustatten. So urteilen die von Otto Wigand herausgegebenen Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst II, 99 (1855) ganz richtig: „Man wollte zu Ende der Dreißiger und zu Anfang der Vierziger wieder Einfachheit, Natürlichkeit, „naive Naturwüchsigkeit“— und Charl. Birch-Pfeiffer schrieb ihren „naturwüchsigen

Seilergesellen" Stephan Langer, ihren naturwüchsigen „Scheiben-Toni" usw. Ihr Partner in der Beziehung war Auerbach. Sie werden deshalb auch beide gleichmäßig in Gutzkows ästhetischer Philippika „Dionysius Longinus" mitgenommen. Auerbach ironisiert sich überdies gelegentlich selbst. So in der „Frau Professorin" (1846 = Ges. Schriften III, 147): „Naturwüchsig? Ein schönes Wort; warum sagst du nicht naturwuchsig oder naturwachsig?"

Bereits in den fünfziger Jahren begegnet es bei schweizerischen Schriftstellern, z. B. bei Jerem. Gotthelf (1852), bei Gottfr. Keller (1856). Sonst sei besonders auf die reichen Belege bei Sanders noch verwiesen. Mir ist das Wort außerdem auch begegnet bei Goltz, Mosen, Mundt und namentlich bei Treitschke. Von Kontrastbildungen notiere ich bei Goltz, Typen der Gesellschaft II[3] (Berlin 1864), S. 170 „schulwüchsig" (vergl. dazu die von Sanders belegte Neubildung Ruges „geistwüchsig") und S. 173 die parodistische Wendung „seine dintenwüchsige Brust".

„unentwegt". Diese Partizipialbildung stammt zweifellos von dem schweizerischen Verbum „entwegen", das mir schon in einem Briefe (Füßli an Escher) vom Jahre 1765 begegnet ist (Jos. Zehnder, Pestalozzi. Gotha 1875, 252): „O Du Freund meiner Seele, wie hat mich Dein Brief bis in das Innerste meines Herzens bewegt, aber fast entwegt." Als älteste mir bekannte Belege für die verneinte Form verzeichne ich, einem freundlichen Winke des Herrn Rektor Höchstetter in Reutlingen folgend, in dem Epos „Ulrich Zwingli" von A. E. Fröhlich (1840), S. 9 „ein unentwegter Münsterturm" und S. 13 „er, der unentwegt Vor seinen Feinden stehet". Über die Anwendung in einer Reihe jüngerer Werke schweizerischer Schriftsteller belehrt wiederum Sanders. Besonders liebt Gottfr. Keller das Wort, bei dem sich übrigens auch wiederholt die phraseologische Zusammenstellung von fest und unentwegt findet (Das Fähnlein der sieben Aufrechten = Auerbachs Volkskalender 1861, 56). Selbst in der Lyrik ist es mir begegnet (Schönaich-Carolath, Dichtungen. Leipzig 1898, 4. Aufl., S. 262):

O lasse dir niemals rauben
Die alte Schwärmerei
Für Frauen, Freiheit und Glauben —
Bleib' unentwegt dabei!

Vergl. auch die junge Wortbildung „unentwegbar" (Ztschr. XV, 266 flg.).

„zweifelsohne". Meine Schlußbemerkungen über dieses Wort gelten natürlich dem Adverbium, nicht dem Adjektivum. Darüber aber gibt Sanders, was mir entgangen ist, ebenfalls mehrere Belege, welche die meinigen ergänzen. In schweizerischen Familienbriefen habe

ich das Adverbium „zweifelsohn" zu Anfang des 18. Jahrhunderts mehrfach gelesen (s. Zehnder a. a. O. S. 178 u. 180). Später hat Joh. Scherr viel Mißbrauch damit getrieben.

Leipzig. O. Ladendorf.

5.

Zu Ztschr. XV, 806 flg.

Die Leser von Wehrs Aufsatz „Humor im Kinderliede" wird die Mitteilung interessieren, daß in unserem nur etwa eine Meile von Göttingen entfernten Städtchen das Martinslied noch teilweise niederdeutsch gesungen wird. Da der Text in Schambachs Wörterbuche nicht verzeichnet ist, so will ich ihn hier mitteilen. Die Kinder singen:

„Marten, Marten gaud Mann,
beit (der es) wol vergellen kann.
De Appel un de Bêren,
De Note gât wol mê.
Dat Himmelrîk is uppedân:
Da solt we alle rin gân
mit allen ûsen Gesten
N. N. dat is de beste."

Im übrigen verläuft alles fast genau so, wie in Göttingen. Ausführlichere und abweichende niederdeutsche Texte des Martinsliedes findet man in Firmenichs bekannter Sammlung sowie in Joh. Fr. Danneils Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart, Salzwedel 1859, S. 132 und 267.

Northeim. Prof. Dr. R. Sprenger.

6.

Liebt in Schillers „Don Carlos" die Königin Elisabeth den Marquis Posa?

Im ersten Band der Bulthauptschen „Dramaturgie des Schauspiels", die allen irgendwie an der dramatischen Kunst Beteiligten eindringlich zum Studium empfohlen werden darf, kommt der Verfasser auch auf das Verhältnis zwischen der Königin Elisabeth und dem Marquis Posa zu reden (8. Auflage S. 300—302). Nachdem er die Darsteller letzterer Rolle vor dem wunderlichen Glauben gewarnt hat, der Malteser habe im stillen die Königin geliebt und gebe dieser Neigung in seinem bekannten Abschiedswort: „Königin! — O Gott, das Leben ist doch schön" zum ersten- und letztenmal einen leidenschaftlichen, stürmischen Ausdruck, fährt er fort, man könne weit eher umgekehrt auf den Gedanken verfallen, „die Königin sei es, die für den Marquis ein Interesse ge-

wonnen habe, so lebhaft und persönlich, daß es über die Sympathien der Freundschaft hinausgehe und sich der Liebe nähere".

Über den schon von Bulthaupt gebührend abgefertigten Einfall, daß Posa in Wirklichkeit etwas von der Leidenschaft für Elisabeth empfinde, die er sich selbst andichtet, um den König auf eine falsche Fährte zu locken (V, 3), sind nicht mehr viele Worte zu verlieren. Schiller hat in seinen „Briefen über Don Carlos" ausgeführt, wie das Herz des Maltesers in erster Linie für die Sache der Freiheit schlage und diesem großen Zwecke selbst seine Freundschaft für Carlos sich unterordnen müsse. Er duldet und begünstigt des Infanten Liebe zur Königin nur insoweit, als er sich davon verspricht, daß sie diesem ein Ansporn zu kühnen Taten sein werde. Und ein so hoher Geist sollte sich selbst jener Schwäche schuldig machen?

Aber ebenso ist die umgekehrte Annahme, daß die Königin eine geheime Neigung zu dem Ritter im Busen trage, schon an sich höchst unwahrscheinlich. Schiller war zu genau mit den Gesetzen der künstlerischen Ökonomie vertraut, um ein Drama, das ohnehin der Liebesleidenschaft weiten Spielraum läßt, auch noch mit der ganz zwecklosen Andeutung einer solchen zu belasten. Es ist reichlich genug, daß Carlos die Königin, die Eboli Carlos glühend liebt. Eine darüber hinausgehende Häufung desselben pathetischen Motivs, wie sie allenfalls der klassischen Tragödie der Franzosen zuzutrauen wäre, hätte dem Schillerschen Geschmack widersprochen.

Die starken Gefühlsausbrüche in der letzten Unterredung zwischen Elisabeth und Carlos (IV, 21, in der ersten Buchausgabe des „Dom Karlos" von 1787: IV, 24) lassen sich auf anderem Wege zur Genüge erklären. Man betrachte die Gruppierung der Hauptpersonen: auf der einen Seite Don Carlos, Marquis Posa, Königin Elisabeth, auf der anderen König Philipp mit seinen männlichen und weiblichen Helfershelfern. Die erste Gruppe ist durch vollkommene Gemeinschaft der Gesinnungen und Interessen aufs engste miteinander verbunden. Diese drei Herzen sind erfüllt von der Sache der Menschheit und Menschlichkeit; der Gedanke des Völkerglücks, der sie bewegt, hat in den Plänen für die Befreiung Flanderns greifbare Gestalt gewonnen. Sie sind zugleich durch die Bande der aufrichtigsten persönlichen Teilnahme aneinandergefesselt, und daß diese in dem Augenblicke, da Elisabeth von dem verzweifelten Beschluß Posas, sich selbst aufzuopfern, hört, eine besonders warme Färbung annimmt, hat nichts Verwunderliches an sich. Sollte denn nicht herzliche Freundschaft zwischen Mann und Frau ohne eine Spur von Liebe im engeren Sinne bestehen können? Man rechne dazu, daß in dem sentimentaleren Zeitalter, in dem der „Don Carlos"

entstanden ist, die Gefühle überhaupt gern einen überschwenglichen Ausdruck erhielten, und daß Schiller diese Gepflogenheit seines Zeitalters auf die Epoche Philipps II. übertrug. Alles dies macht den leidenschaftlichen Ton begreiflich, den Elisabeth in der schmerzlichen Situation ihrer letzten Begegnung mit Posa anschlägt. Oberflächliche Beurteiler werden sich allerdings täuschen lassen. Das ist schon Zeitgenossen Schillers begegnet. So findet sich im „Tagebuch der Mannheimer Schaubühne" (Mannheim 1787) 40. Stück die Bemerkung: „Elisabeth, dies Muster der Weiber, wird am Ende in der Scene mit Posa'n ein zweideutiges Weib: der Zuschauer könnte vermuten, sie liebe Posa'n" (abgedruckt bei Julius W. Braun, Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen I S. 171). Schiller selbst ist es aber nicht nur nicht eingefallen, der Königin eine stille Neigung zu dem Malteserritter zuzumuten, sondern er scheint nicht einmal an die Möglichkeit eines Mißverständnisses gedacht zu haben. Der zuverlässigste Beweis dafür liegt in der vollkommenen Unbefangenheit, womit er in seinen „Briefen über Don Carlos" von dem Schmerz der Königin über Posas Todesentschluß redet.

Bulthaupt meint, aus der letzten allgemein verbreiteten Fassung des Stückes lasse sich allerdings eine Liebe Elisabeths zu dem Marquis nur ahnen, dagegen gebe die 1787 für Schröder in Hamburg vorgenommene Prosabearbeitung jener Vermutung fast den Charakter der Gewißheit. Zunächst sei festgestellt, daß die entscheidenden Stellen des Auftritts in der ältesten Buchausgabe des „Dom Karlos" von 1787 — von ganz belanglosen Varianten abgesehen — völlig mit der endgültigen Fassung, wie wir sie in allen jetzigen Ausgaben des Dramas lesen, übereinstimmen. Nur die Prosabearbeitung zeigt starke Abweichungen. Hier ist unleugbar der Schluß der Unterredung von auffallend leidenschaftlicher Färbung. Nachdem die Königin dem Ritter den bekannten Vorwurf gemacht hat, daß er nur um Bewunderung gebuhlt habe, ist der Fortgang also:

Marquis (tief erschüttert, zurücktretend, die Hand vor der Stirn): Was entdeck' ich? Entsetzliches Schicksal! Darauf war ich nicht gefaßt.

Königin: Gehn Sie! Ich schätze keinen Mann mehr! (Will gehen.)

Marquis (fällt vor ihr nieder, faßt ihre Hand mit einer fürchterlichen Bewegung): Königin! — — O Himmel, das Leben ist doch schön! (Springt auf und stürzt aus dem Zimmer. Königin eilt in ihr Kabinett.)

Vielleicht liefern wiederum Schillers „Briefe über Don Carlos" den Schlüssel zur Lösung des Rätsels. Der Dichter lenkt ganz am Schluß seiner Selbstkritik die Aufmerksamkeit darauf, daß Posa in einer

anderen Seelenlage von der Königin gehe, als er zu ihr gekommen sei, daß er infolge seines Gesprächs mit ihr den Entschluß seiner Selbstaufopferung von einem anderen Gesichtspunkt aus anschaue, ihn nicht mehr für unbedingt notwendig halte. „Aber", schließt Schiller seinen Aufsatz, „diese Entdeckung macht er zu spät. Er hüllt sich in die Größe seiner Tat, um keine Reue darüber zu empfinden." Dementsprechend lassen sich die Worte des Marquis „Was entdeck' ich"[1]) ohne jeden Zwang darauf beziehen, daß ihm nunmehr klar geworden ist, es habe noch andere Mittel und Wege gegeben, um seine Zwecke zu erreichen. Bei dieser Auffassung gewinnt auch der Zusatz „Entsetzliches Schicksal" erst den rechten Sinn. Ja selbst der Ausruf, mit dem er abgeht: „O Gott, das Leben ist doch schön!" wird so erst in scharfe Beleuchtung gerückt. Die Liebe zum Leben nimmt überhand, nachdem er eingesehen hat, daß sein Opfertod zu vermeiden gewesen wäre. Der Schmerz, von der ihm teueren Königin auf immer Abschied nehmen zu müssen, ist es höchstens in zweiter Linie, was ihm jenen Ausruf entlockt. Unter keinen Umständen will aber Posa mit den Worten „Was entdeck' ich?" sagen, daß ihm eine stille Neigung der Königin zu ihm aufgedämmert sei. Eine solche hat Schiller auch in der Prosabearbeitung von 1787 ganz gewiß nicht andeuten wollen, obschon soviel Bulthaupt zugegeben werden muß, daß er hier einigermaßen „den Leser durch die Stärke seines Ausdrucks selber in die Irre geführt" hat.

Stuttgart. **Rudolf Krauß.**

7.

Aus der Schulpraxis. Zu Lessing, Laokoon Kap. IV.

Bei der Behandlung Laokoons in der Schule, bei welcher ich die Ausgabe Valentins (Dresden, Ehlermann) zugrunde legte, fiel mir u. a. eine unrichtige Auffassung des fünften Abschnittes in Kap. IV auf. Da der Laokoon vielfach in den oberen Klassen des Gymnasiums gelesen wird und die erwähnte Ausgabe sich in den Händen vieler Schüler befindet, so glaubte ich, im Interesse des Unterrichts die Sache in dieser Zeitschrift zur Sprache bringen zu dürfen; denn nach meiner Anschauung werden die Schüler durch die dem Kap. IV von Valentin vorangeschickte Inhaltsangabe zu einer durchaus falschen logischen Auffassung verleitet, und sie würden, im Falle man ihnen z. B. das Thema zur Bearbeitung vorlegen würde: „In welcher Weise rechtfertigt Lessing das Schreien

---

1) Man beachte die schwerlich zufällige Wahl desselben Wortes (Entdeckung — entdeck' ich)!

des Philoktet in Sophokles' gleichnamigem Drama?" in große Schwierigkeiten geraten, wenn sie sich blindlings der Führung des genannten Herausgebers überließen.

Nachdem Lessing im IV. Kap. zuerst gezeigt hat, daß die dem Meister des Laokoon durch die Beschaffenheit seiner Kunst gezogenen Schranken für den epischen Dichter nicht vorhanden sind, wirft er die Frage auf, ob dies in gleicher Weise auch für den dramatischen Dichter gelte. Zunächst erhebt er einige theoretische Einwürfe. Aus praktischen Gründen sei es nun gestattet, den betreffenden Abschnitt mit den Randziffern der Valentinschen Ausgabe hier zum Abdruck zu bringen.

„Aber Virgil ist hier bloß ein erzählender Dichter. Wird in seiner Rechtfertigung auch der dramatische Dichter mit begriffen sein? Einen anderen Eindruck macht die Erzählung von jemands Geschrei, einen anderen dieses Geschrei selbst. Das Drama, welches für die lebendige Malerei des Schauspielers bestimmt ist, dürfte vielleicht eben deswegen sich an die Gesetze der materiellen Malerei strenger halten müssen. In ihm glauben wir nicht bloß einen schreienden Philoktet zu sehen und zu hören; wir hören und sehen wirklich schreien. Je näher der Schauspieler der Natur kommt, desto empfindlicher müssen unsere Augen und Ohren beleidigt werden; denn es ist unwidersprechlich, daß sie es in der Natur werden, wenn wir so laute und heftige
1 Äußerungen des Schmerzes vernehmen. Zudem ist der körperliche Schmerz überhaupt des Mitleidens nicht fähig, welches andere Übel
2 erwecken. Unsere Einbildung kann zu wenig in ihm unterscheiden, als daß die bloße Erblickung desselben etwas von einem gleichmäßigen
3 Gefühl in uns hervorzubringen vermöchte. Sophokles könnte daher leicht nicht einen bloß willkürlichen, sondern in dem Wesen unserer Empfindungen selbst gegründeten Anstand übertreten haben, wenn er den Philoktet und Herkules so winseln und weinen, so schreien und
4 brüllen läßt. Die Umstehenden können unmöglich so viel Anteil an ihrem Leiden nehmen, als diese ungemäßigten Ausbrüche zu erfordern scheinen. Sie werden uns Zuschauern vergleichungsweise kalt vorkommen, und dennoch können wir ihr Mitleiden nicht wohl anders
5 als wie das Maß des unsrigen betrachten. Hierzu füge man, daß der Schauspieler die Vorstellung des körperlichen Schmerzes schwerlich oder gar nicht bis zur Illusion treiben kann" usw.

Valentin unterscheidet hier also, wie die Randziffern beweisen und wie er in der Inhaltsangabe ausdrücklich hervorhebt, fünf theoretische Einwürfe. Er hat sich, wie es scheint, zu dieser falschen Auffassung lediglich durch den Umstand verführen lassen, daß die folgenden „Anmerkungen", in denen Lessing den dramatischen Dichter rechtfertigt, sich

in fünf Abschnitte gliedern, von denen nach Valentins Ansicht jeder einem der theoretischen Einwürfe entsprechen müsse. Wer jedoch den obigen Abschnitt unbefangen durchliest, für den ergeben sich nur drei Einwürfe, worauf schon die an das Lateinische erinnernden Übergänge (zudem, hierzu füge man) hinweisen, nämlich 1. einen anderen Eindruck macht die Erzählung von jemandes Geschrei, einen anderen dieses Geschrei selbst (in den folgenden Sätzen von Lessing weiter ausgeführt); 2. zudem ist der körperliche Schmerz überhaupt des Mitleidens nicht fähig, welches andere Übel erwecken; 3. hierzu füge man usw. (das Unvermögen des Schauspielers).

Aus dem zweiten Einwand macht nun Valentin vier besondere unter gänzlicher Verkennung des logischen Zusammenhangs der folgenden Sätze. In dem ersten derselben (nach Valentin der zweite Einwurf) begründet Lessing den Einwurf näher, in den beiden nächsten (nach Valentin dritter und vierter Einwurf) weist Lessing auf die sich aus dem Einwurf für Sophokles praktisch ergebenden Folgen hin, und zwar a) in bezug auf den Helden des Stücks, b) in bezug auf die anderen Personen desselben.

Wie steht es nun mit den Gegenbemerkungen Lessings auf diese drei Einwürfe? Für die richtige Beurteilung derselben ist es nötig, den zur Überleitung dienenden nächsten Abschnitt genau zu berücksichtigen. Lessing weist hier mit allem Nachdruck auf den Gegensatz zwischen Theorie und Praxis hin, indem er sagt: wie manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die Tat zu erweisen. Demgemäß ist es ihm bei seinen „Anmerkungen" nicht darum zu tun, die theoretischen Einwürfe zu widerlegen — das wäre ja auch gar nicht möglich —, sondern zu zeigen, wie Sophokles durch seine Kunst die sich speziell aus dem zweiten Einwand ergebenden Folgen zum mindesten gemildert hat, so daß wir über der Schönheit der Dichtung die Theorie vergessen. Darum beschäftigen sich die vier Hauptabschnitte seiner Anmerkungen (von dem Nebenwerk, der Bezugnahme auf Chateaubrun, Cicero, auf die Trachinierinnen sei hier abgesehen) einzig und allein mit jenen a) in bezug auf Philoktet, b) in bezug auf die anderen Personen geltend gemachten Bedenken, während der fünfte Abschnitt in aller Kürze eine Zurückweisung des dritten Einwands versucht. Lessing zeigt also

a) in bezug auf das Schreien des Philoktet, daß der Dichter den Anstand nicht übertreten hat, daß wir den Philoktet nicht verachten, indem er

   1. in wunderbarer Weise die Idee des körperlichen Schmerzes zu verstärken (Wunde, göttliches Strafgericht) und zu erweitern

(Verbindung mit anderen Übeln) gewußt hat (Abschnitt 1 und 2),

2. indem er dem Helden sonst Standhaftigkeit und moralische Größe verliehen hat (Abschnitt 3);

b) in bezug auf die anderen Personen, daß uns das Mißverhältnis zwischen dem Maß ihres Mitleidens und der Größe des Geschreis Philoktets dadurch weniger zum Bewußtsein kommt, daß jene Personen ihr eigenes Interesse haben, wodurch unsere Aufmerksamkeit darauf gelenkt wird, welche Veränderung in ihren Gesinnungen und Anschlägen durch das Mitleid entsteht (Abschnitt 4).

Daß Lessing in seinen Anmerkungen den ersten theoretischen Einwand nicht weiter berücksichtigt, wird uns nach dem Gesagten nicht mehr verwundern; er ist, wie er selbst sagt, „unwidersprechlich", aber eben nur rein theoretisch und verliert praktisch an Bedeutung durch die Kunst des Dichters.

Augsburg. Dr. **Ludw. Bauer.**

8.

Notiz.

Bei der Besprechung des 4. Bandes von H. Schillers Weltgeschichte in dieser Zeitschrift 16. Jahrgang, 11. Heft habe ich am Schlusse (S. 725) gesagt: „Nicht verschweigen wollen wir indes, daß es uns scheinen will, als sei der Zweck, der dem Verfasser bei seinem Unternehmen vorschwebte, nicht ganz erreicht worden, als sei ihm die Arbeit durch die wuchtige Fülle des Stoffes im Verlaufe des Schaffens mehr, als anfangs beabsichtigt war, in die Breite geflossen und sein Werk in allzu großer Entfernung von den Zwecken des Schulbuchs und den Bedürfnissen des gebildeten Laien den großen Weltgeschichten, deren wir genug haben, zu nahe gerückt. Die deutsche Gelehrten-Gründlichkeit und die Liebe des Fachmannes zu seinem schönen und interessanten Stoffe scheinen uns auch diesmal die Erreichung des wünschenswerteren Zieles einer weisen Beschränkung ausgeschlossen zu haben. Für dieses Ziel war bisher der zweibändige Weber der beste Wegweiser; leider wächst auch dieser bei seiner im Erscheinen begriffenen Neuausgabe auf vier Bände an und wird ein ganz anderes Buch."

Ich glaube nicht, daß ein unbefangener Leser in diesen Worten ein absprechendes Urteil über den wissenschaftlichen Wert der Neubearbeitung von Webers Weltgeschichte finden wird. Da jedoch deren Leiter, Herr Prof. Baldamus, gleichwohl fürchtet, daß man ein solches darin finden möchte, so erkläre ich hierdurch mit Freude, daß mir ein ungünstiges Urteil über die Arbeit des von mir hochgeschätzten Gelehrten

völlig fern gelegen hat. Freilich mein Bedauern darüber, daß Webers vortreffliche, den Umfang von nur 2 Bänden und den Preis von 20 Mark nicht übersteigende Weltgeschichte — und auf solche Werke ist das Bedürfnis des gebildeten Laien zumeist gerichtet — in dieser Form zu bestehen aufhört, muß ich auch ferner aufrecht erhalten.

Dresden. Dr. Bassenge.

Kürschner, Joseph, Handbuch der deutschen Presse. Berlin, Hermann Hillger, 1902. 50 Bogen gr. 8°, in Leinwand geb. 12,50 M.

Das sehr brauchbare Buch besteht aus 5 Teilen, welche der Reihe nach ein nach den Titeln geordnetes alphabetisches Verzeichnis der Zeitschriften und Zeitungen in deutscher Sprache, ein alphabetisches Verzeichnis der Orte, in denen Zeitschriften und Zeitungen in deutscher Sprache erscheinen, ein Verzeichnis der im Teil II aufgeführten Orte nach Weltteilen, Staaten und Provinzen, ein derartiges Verzeichnis der Gebiete, politischen Richtungen usw. und der sie vertretenden Zeitschriften und Zeitungen deutscher Sprache, Nachricht und Redaktion, zuletzt auch Inserate enthalten. Das Gegebene ist vollkommen zuverlässig und sehr reichhaltig. Man findet in Nr. 1 z. B. die genauesten Mitteilungen über die Art des Erscheinens, Auflage, Richtung und Inhalt, Illustration, der literarischen Erzeugnisse, eigene und fremde Beilagen, ja sogar Mitteilungen über besondere Gebräuche und Wünsche der Redaktion, sowie Geschichtliches, in Nr. 2 Mitteilungen über Einwohnerzahl, Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverbindung, selbst über etwaige am Orte bestehende deutsche literarische Vereinigungen, in Nr. 5 Angaben über Telegraphenbureaus, Korrespondenten, Berichterstatter jeder Art, Interview und Umfrage, Zeitungen als Quellen, das eingehende Material und die Bearbeitung.

Wollstein. Dir. Dr. Karl Löschhorn.

Kuhn, Dr. P. Albert, Professor der Ästhetik und klassischen Literatur, Allgemeine Kunstgeschichte. Die Werke der bildenden Kunst vom Standpunkte der Geschichte, Technik, Ästhetik. Einsiedeln, Waldshut und Cöln a. Rh., 1902. 31 Lieferungen bis Ende August. Lex.-Oktav à 3 M. Mit 3559 Illustrationen, darunter 216 Kunstbeilagen.

Das Werk kann unbedenklich als eine Art Encyklopädie der Kunstgeschichte betrachtet werden, da es sich durch große Reichhaltigkeit des Inhalts und peinlichste Genauigkeit im einzelnen empfiehlt. In unserer

Zeitschrift zeigen wir es hauptsächlich deswegen an, weil deutsche Art und Kunst seit Goethe untrennbar verbunden ist und namentlich die Geschichte des Mittelalters vielfach in den deutschen Unterricht hineinspielt.

Die Arbeit zeugt von gründlichem kunsthistorischen Wissen und objektivem Urteil. Betonen wollen wir noch, daß die überaus zahlreichen Abbildungen sehr viel zum Gewinnen einer lebendigen Anschauung auf seiten des Lernenden und Nachschlagenden beitragen werden.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Märchen und Jugenderinnerungen von E. M. Arndt. Erster Teil. Dritte Ausgabe. Mit Anmerkungen herausgegeben von L. Freytag. VI u. 372 S. Zweiter Teil. XII u. 356 S. Leipzig 1902, Neue musikalisch-literarische Verlags-Gesellschaft.

Seit der zweiten Auflage dieser Märchen und Jugenderinnerungen, die Ernst Moritz Arndt von Bonn aus besorgte, sind 60 Jahre verflossen, weshalb das schöne Buch selbst tüchtigen Literaturforschern kaum dem Titel nach bekannt sein dürfte. Vor 50 Jahren freilich stand manches Stück hiervon noch in den Lesebüchern, wie im weitverbreiteten Oltrogge, den wir noch 1854 auf dem Gymnasium zu Luckau in Gebrauch hatten. Sind es auch nicht Volksmärchen im strengen Sinne, so ist doch ihr Kern entschieden volksmäßig. Arndt hat sie größtenteils aus dem lebendigen Munde älterer Menschen vernommen und ihnen ein echtes Märchenkleid angezogen, in welchem sie sich noch heute sehen lassen dürfen. Die meisten Stücke des ersten Bandes haben begründeten Anspruch auf Originalität und sind fast durchweg im oberdeutschen Dialekte verfaßt, während im zweiten Bande die plattdeutsche — besser: niederdeutsche — Sprache vorherrscht. Dem Philologen wird hierbei auffallen, daß, während der mecklenburgische Dialekt ziemlich viele Skandinavismen aufzuweisen hat, der von Rügen deren nur wenige zeigt. Bleibt auch Wismar außer Rechnung, so ist es doch um so merkwürdiger, als der schwedische Einfluß in Mecklenburg nur ein indirekter sein konnte, in Neuvorpommern und Rügen aber gegen 200 Jahre wirksam war. Aber gerade diese Dialektstücke, aus dem allgemeinen germanischen Märchenbrunnen geschöpft, werden in ihrer anheimelnden Form dem aufmerksamen Leser besonders gefallen, wie dies Fritz Reuters Werke aufs glänzendste bewiesen haben. Durch zahlreiche Anmerkungen hat Prof. Dr. L. Freytag alle sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten beseitigt, wodurch dem gebildeten Publikum das volle Verständnis an diesem Literaturwerke des großen Patrioten eröffnet wird. Namentlich möge unsere deutsche Jugend sich mit dem unterhaltenden und lehrreichen

Inhalte dieser beiden Bände innig vertraut machen, um den getreuen Eckart des deutschen Volkes von einer noch wenig gekannten Seite richtig würdigen zu können. Geschieht dies, dann wird sich zugleich der gelehrte Herausgeber dieser dritten Ausgabe für seine sorgfältige und saubere Arbeit hinreichend belohnt fühlen.

Halberstadt. **Robert Schneider.**

Heinze, Paul, Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tode bis zur Gegenwart. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, F. A. Berger, 1902. Mit 16 Bildnissen deutscher Dichter. Broschiert 7 M., in elegantem Halbfranzband 9 M.

Die tüchtige Arbeit empfiehlt sich hauptsächlich durch ihre strenge Sachlichkeit und scharfe Gliederung des Stoffes; sie wird daher auch neben den Werken von Julian Schmidt und Rudolf v. Gottschall dauernden Wert behalten. Die Schrift wird nicht nur bei den Fachgenossen, sondern auch im großen Kreise der Gebildeten überhaupt ungeteilten Beifall finden, wie sie sich denn auch bei der Reichhaltigkeit ihres Inhalts zum zuverlässigen Führer insbesondere durch das weite Gebiet der neuzeitlichen Lyrik, Epik und Dramatik, worüber der Abschnitt: „Neuer Sturm und Drang" in sehr eingehender und erschöpfender Weise handelt, trefflich eignet.

Hervorheben wollen wir noch, daß auch die Einleitung über die Nachfolger der Klassiker und die Dichter der Freiheitskriege, sowie der die Entwicklung der deutschen Literatur des letzten Jahrhunderts darstellende Abschnitt: „Das ältere deutsche Schrifttum seit Goethes Tode" recht gediegen sind und daß Paul Heinze die vorliegende neue Auflage ohne seinen früheren Mitarbeiter Rudolf Goette umgestaltet hat.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten von Paldamus-Scholderer. Ausgabe C. Neu herausgegeben von Dr. O. Winneberger. Vorstufe. Oktava 15. Aufl. 1903. geb. 1,20 M. Teil I. Septima 18. Aufl. geb. 1,20 M. Frankfurt a. M., Verlagsbuchhandlung von Moritz Diesterweg, 1903.

Dr. Oskar Winneberger, früher lange Zeit Oberlehrer, jetzt Direktor der Adlerflychtschule zu Frankfurt a. M. und als solcher Nachfolger von Dr. Emil Scholderer, hat das bewährte deutsche Lesebuch von Paldamus-Scholderer auf Grund der neuen Regeln für die deutsche Rechtschreibung vom Juni 1901 und der aus demselben Jahre stammenden neuen Lehrpläne und Lehraufgaben, trotzdem die letzteren insbesondere auch bezüglich der Pensenverteilung im Deutschen keine bedeutenden Änderungen enthalten,

einer erneuten Durchsicht unterzogen und dabei auch hinsichtlich des Inhalts verschiedene nicht unwesentliche Neuerungen getroffen, allerdings in den beiden zunächst erschienenen, für die Oktava (Vorstufe) und Septima bestimmten Teilen noch gar nicht, denn dieselben liegen unverändert vor. Verfasser wird in allen später erscheinenden Teilen hauptsächlich danach streben, die Denkfähigkeit der Schüler, und zwar schon von Sexta an, zu fördern und ihren Geschmack zu bilden. Aber auch auf die weniger befähigten Schüler wird gebührend Rücksicht genommen und daher zuweilen ein inhaltsähnliches leichteres Lesestück an die Stelle eines für das Durchschnittsschülermaterial zu schwierigen gesetzt werden. Ein genaues Eingehen auf die wichtigsten Einzelheiten behalten wir uns bis zum Erscheinen der Teile II und III vor.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Hausbuch deutscher Lyrik, gesammelt von Ferdinand Avenarius. Mit Zeichnungen von Fritz Phil. Schmidt. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey. Preis geb. 3 M.

Der hochverdiente Leiter des Kunstwarts hat in dieser Sammlung dem deutschen Volke ein Buch gegeben, das vielen ein lieber Freund fürs Leben werden soll und wird. Es ist keine Anthologie, die literarische oder pädagogische Zwecke verfolgt, keine Mustersammlung im gewöhnlichen Sinne, deren wir gerade genug besitzen. „Nicht dem Lernen", sagt Avenarius selbst, „dem Leben sollte das Buch dienen. Was unsere Lyrik von bestem Lebenslicht mit ihren Kristallen sammelt, ins Leben wiederum sollte es hinaus leuchten. Ein Begleiter sollte das Hausbuch werden durch die Gotteswelt draußen, vom Erblühen bis zum Verschneien, aber auch durch die Gotteswelt drinnen vom Reifen der Seele durch Liebesscherz und Liebesernst und Ehe, durch Freude und Trauer und Zweifel und Festigung bis zum Scheiden und bis zu dem Ausblick darüber hin auf das Bleibende. Zu Sammlung und Vertiefung, zu Stärkung und Trost sollte dies Buch den Lebenssegen unserer Lyrik mitgeben." Das ist gewiß ein schönes hohes Ziel, nach dem der Sammler ehrlich und glücklich gerungen hat. Mit herzlicher Freude begrüßen wir darum diesen „ersten Versuch", wie er sein Buch bescheiden nennt. Wenige waren in so hohem Maße wie er berufen, einen solchen Versuch zu wagen. Avenarius ist selbst ein echter Lyriker (man wird es deshalb nicht loben, daß er kein einziges seiner Gedichte hier aufgenommen hat, aber die Beweggründe wird man ehren); er besitzt eine ausgebreitete und tiefe Kenntnis unserer Literatur und vor allem ein untrügliches Feingefühl für das wirklich Lyrische d. h. Wahre, innerlich Gewordene, Ursprüngliche. Falsche Perlen erkennt er als wertlos. Daher müssen wir

hier nicht wie in anderen Anthologien Läppisches, Unechtes, Gemachtes, Phrasenhaftes, Sentimentales mit in den Kauf nehmen. Die Scheidung von Gold und Blech bleibt nicht dem Leser überlassen, und so kann er sich ungestört und unbeirrt an einer Fülle des Schönsten erlaben, was wirkliche Dichter zum Trost, zu inniger Erheiterung, Erhebung und Vertiefung unseres Gefühlslebens gespendet haben. Wer wollte leugnen, daß ein solches Buch dem deutschen Hause not tut und zum Segen gereichen kann?

Wohlerwogen wie die Auswahl, so ist die Anordnung des Stoffes, die nicht geringe Schwierigkeiten bot. Avenarius sagt darüber: „Hier forderte die besondere Aufgabe unbedingt, die Gedichte nach ihrem Inhalte zu ordnen, aber nicht so, daß ich etwa ohne weitere Sorge zusammenstellen durfte, was etwa Liebe oder Lenz besingt. Die Stücke sollten zu Gliedern werden, organische Cyklen sollten sich bilden, so daß die Gedichte sich gegenseitig womöglich unterstützten, keinesfalls schmälerten." Daß der Grundsatz solcher Anordnung sich überraschend bewährt hat, daß er überall dem Eindringen zugute kommt, wird man dem Sammler gern bestätigen. Und so ist sein Buch auch nach dieser Seite in seiner Art das Beste, was wir haben.

Mit rühmlicher Unparteilichkeit hat Avenarius Altes und Neues, Berühmtes und Unberühmtes zusammengetragen. Es freut mich persönlich, daß er sogar von Klopstock, der doch nach dem Kanon der modernen Ästhetik unbedingt tot ist, zwei der schönsten Oden bringt. Eine allerschönste freilich, die Frühlingsfeier, vermisse ich noch; vielleicht könnte man statt ihrer das etwas trockene Gedicht Vischers S. 29 entbehren. Goethe ist selbstverständlich reich vertreten. Nach meinem Bedünken sollte aber doch die Elegie „Das Wiedersehen", die das wehmütige Gefühl vom Schwinden äußeren Reizes so unbeschreiblich zart und rührend ausspricht, unter den Gedichten, die der „Ehe" oder dem „Ernst im Hause" gewidmet sind, nicht fehlen. Auch finde ich den Westöstlichen Divan zu wenig benützt. Wo sind die überirdisch schönen Gedichte „Selige Sehnsucht", „Wiederfinden", „Es ist gut" und „Einlaß"? Hoffentlich bringt die zweite Auflage auch Goethes „Trauerloge" („An dem öden Strand des Lebens") und die beiden Dornburger Gedichte („Willst du mich sogleich verlassen" und „Früh wenn Tal, Gebirg und Garten"). Statt Hamerlings mühselig gestoppelter „Sternennacht" erscheint dann wohl das schönste aller Nachtlieder, der Elfenchor aus Faust („Wenn sich lau die Lüfte füllen"). Dafür würde ich auch Heines effekthaschendes „Altes Lied" (S. 93) gern entbehren. Doch ich bin da unwillkürlich ins Wünschen gekommen, und ich breche schnell ab, weil ich die Unbilligkeit solches Tuns fühle. Lieber will ich das dargebotene Treffliche, das natürlich immer noch verbesserungsfähig ist, noch einmal kräftig hervor-

heben und zum Schlusse auch darauf dankbar hinweisen, wie wertvoll das Buch auch dem sein muß, der selbst viel deutsche Lyrik kennt. Denn wieviel Herrliches verbirgt sich einem bei der ungeheuren Masse. Wie oft habe ich in der Droste-Hülshoff gelesen, und stets entging mir das Gedicht „Gethsemane", eine Rhapsodie von wahrhaft mythischer Größe! Wie manches Mal hab' ich von Groths Quickborn getrunken, und immer übersah ich das entzückende Gespräch zwischen Mutter und Kind „Na'n buten"! Und so wird es anderen mit anderem ergehen, und jeder wird dem trefflichen Avenarius dankbar sein für den vermittelten Genuß so vieles Köstlichen.

Die sinnvollen Zeichnungen Schmidts, die das Buch zieren, sind kein äußerlich angehefteter Schmuck. Sie wollen — gottlob! — nicht im hergebrachten Sinne die Gedichte illustrieren, sondern — und das ist lyrischen Schöpfungen gegenüber ganz gewiß das Richtige — nur die Stimmungen, denen die Dichtungen Ausdruck verleihen — widerspiegeln. „Nur um ein Begleiten handelt sich's", sagt der Herausgeber treffend. Wie vollkommen der Künstler sein Ziel bisweilen erreicht, davon legen z. B. die Zeichnungen auf S. 8, 77, 96, 125, 138, 146 usw. Zeugnis ab. — Auch Druck, Papier und Einband sind schön und stimmen zum Inhalte, indem sie den Eindruck des Unverfälschten, Echten, Gediegenen machen. Und so kann man sagen: das Buch ist vom Kern bis auf das scheinbar Äußerlichste ein Werk aus einem Gusse. Möchte es bald seinen Einzug halten in jedes deutsche Haus, das deutscher Poesie nicht stumpf und kalt die Tür grundsätzlich verschlossen hält!

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Frommel, Otto, Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1902. Preis 5 M., geb. 6 M.

Verfasser betrachtet die Dichter F. Hebbel, G. Keller, Th. Storm, C. F. Meyer, Th. Fontane, M. v. Ebner-Eschenbach und P. Rosegger unter dem Gesichtspunkte ihres Verhältnisses zur Religion, welchen Ausdruck er übrigens im weitesten Sinne des Wortes nimmt und auf die ganze Weltanschauung bezieht. Frommel zeigt in dem sehr empfehlenswerten Buche ein tiefes Verständnis für alle von den genannten Dichtern je nach ihrer Individualität unternommenen Versuche das Welträtsel zu lösen. Besonders beachtenswert ist das dreiteilige, die Ergebnisse zusammenfassende Schlußwort; man kann es unbedenklich zu dem Besten, was je über das Verhältnis der Dichtkunst zur Religion geschrieben ist, rechnen.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus, herausgegeben von Dr. **Karl Kinzel** und **Ernst Meinecke**. 6. Jahrgang. Berlin, Verlag von Martin=Warneck, 1902.

Das Buch hat sich hauptsächlich dadurch einen großen Leserkreis erworben, daß es die Bedürfnisse von jung und alt in gleich ausgiebiger Weise berücksichtigt. Den Ref. haben außer den gediegenen Novellen und Erzählungen hauptsächlich die „Reise= und Jugenderinnerungen", „Das Leiden in der Welt" und die „Jugenderinnerungen vom Missionsdirektor D. E. Büchner in Herrnhut", aber auch zum größten Teil die Abhandlung über den Spiritismus lebhaft interessiert.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt von **Heinrich Merkens**. I. Band: 280 S. 2. Aufl. II. Band: 201 S. 2. Aufl. III. Band: 264 S. Jena, Hermann Costenoble, 1892—1901. Der Band 3—5 M.

Vor einem Jahrzehnt habe ich in der Ztschr. f. d. dtsch. Unterr. VII, 432 flg. auf den damals ohne den Plan einer Fortsetzung erschienenen ersten Band dieses köstlichen Kompendiums deutschen Volkshumors die Aufmerksamkeit der Deutschlehrer und aller Freunde urechten muttersprachlichen Scherzes anekdotischer wie wirklich epischer Form gelenkt. Jetzt, wo diese Anthologie, die volksmäßige Ergänzung der zwei Merkensschen Sammlungen („Deutscher Humor alter Zeit" 1879, „Deutscher Humor neuer Zeit" — mit Rich. Weitbrecht — 1881), mit drei Bänden zu einem vollständigen „Kollegium" abgeschlossen ist, drängt es mich wiederum, der Fülle der Schwänke, Späße und komischen Geschichten, die Heinrich Merkens' (1836—1902) Eifer aufgestapelt hat, die Rücksicht aller Liebhaber urwüchsiger deutscher Laune zu gewinnen. Und zwar nicht nur, um eigene müßige Weile zu vertreiben, sondern zur Vertiefung in die Sprache, die hier das Gemüt unseres Volkes redet, und zur mannigfaltigen Nutzanwendung auf verschiedene Sonder=Viertelstündchen des deutschen Unterrichts. Seitdem Merkens' erster Band 1892 hervortrat, ist der Betrieb der Volkskunde gewaltig gewachsen und hat bald die aufgedeckten Vers= und Prosa=Schätze deutschen Volkstums mit Maß und Ziel in die Schulstube zu übertragen gelehrt. Es genügt, an die höchst einsichtigen Vorschläge und Erfahrungen zweier jüngerer Kollegen zu erinnern, der Gymnasiallehrer Frdr. Beyschlag (Pirmasens) und O. Dähnhardt (Leipzig), die sich darüber ja am Anfange des fünfzehnten Jahrgangs dieser Zeitschrift eingehend verbreitet haben. Die ungeschminkt wiedergegebene Ernte der Merkensschen Umschau muß allerdings gewissenhaft

durch die Brille des Schulmeisters — was nicht gleichbedeutend ist mit Pedanten — betrachtet werden, bevor sich die geeigneten Stücke aus diesen vielen Hunderten derber Erzählungen und Schalkseinfälle aussondern. Neben diesem schulmäßig zu verbackenden Weizen gelte nun aber die übrige Masse, wo der Volksmund, zumal wo er mit leichtem Spotte an irgendwie wunde Stellen rührt, nicht etwa als Spreu. Vielmehr bergen die vier Kapitel, in die alle drei Bände ihre, den ungeziert berichtenden Volksschichten abgelauschten Märlein und Witze gliedern — „Deutsche Schwabenstreiche", „Legenden und Teufelsgeschichten", „Cöl[ni]sche Krätzcher", „Allerlei Geister" —, eine unerschöpfliche Vorratskammer von Belegen der angebornen, ungekünstelten Heiterkeit aus allen möglichen Ecken unseres Vaterlands, vorzugsweise aus den stets gut aufgelegten stimmungsreichen Gegenden des Südwestens und des Westens, der Rheinlande voran. Die Quelle, sei sie mündlich oder eine vertrauenswürdige schriftliche, gibt der Sammler immer gewissenhaft an, der auch durch die vergleichenden Bemerkungen des jedesmaligen Anhangs für Erkundigung, weiteres Nachgraben, Zusammenhalten mit verwandten Schnaken und Schnurren kundig sorgt. Übermoralistische Angstmeier und grämliche Splitterrichter bleiben jedoch von diesen Wildlingen im üppigen Pflanzengarten der deutschen Volkspoesie fern! Sie finden da für sich kaum etwas, für ihre Schüler erst recht nichts.

München. **Ludwig Fränkel.**

I. Theodor Körners sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Otto Franz Gensichen und einem Bilde des Dichters. Elegant gebunden 2 M. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1902.

II. Lessings Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Ludwig Holthof, dem Bildnis des Dichters und drei Tafeln Abbildungen. Elegant gebunden 3 M. Ebendaselbst 1902.

III. Ludwig Uhlands sämtliche Werke. Mit einer literarisch-biographischen Einleitung von Ludwig Holthof und dem Bildnis des Dichters. Elegant gebunden 4 M. Ebenda 1902.

Wir haben in diesen Bearbeitungen, die sämtlich mit Einleitungen, welche in großen, aber erschöpfenden Zügen das Leben und Schaffen der großen Dichter enthalten, versehen sind, billige Klassikerausgaben vor uns, ähnlich denen von Schiller, Goethe, Hauff, Heine und Shakespeare. Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart hat sich durch Veröffentlichung der letzteren bereits ein bleibendes Verdienst erworben. Der Druck ist sehr korrekt, auch nicht allzu klein, die äußere Ausstattung vornehm. Durch

die neuen preußischen Lehrpläne ist auch Körners Zriny wieder in den Bereich der unterrichtlichen Behandlung in Ober-Tertia gezogen worden, jedenfalls nur wegen der Leichtigkeit seines Verständnisses und seines patriotischen Inhalts, denn der poetische Wert dieses Stückes ist gegenüber Uhlands Herzog Ernst von Schwaben und Heyses Kolberg, deren Lektüre zurzeit in derselben Klasse empfohlen wird, gering. Eine recht praktische Volksausgabe des ganzen Lessing fand sich bis jetzt auch selten; hier wird sie geboten.

Was die besonders zu beachtende Uhlandausgabe betrifft, so ist sie wohl als die erste, durchweg dem Bedürfnisse des Volkes Rechnung tragende Bearbeitung des ganzen Uhland zu bezeichnen und verdient schon deswegen die beste Empfehlung. Sie bietet, da sie auch die wenig bekannten dramatischen Fragmente und Entwürfe, sowie die noch jetzt wohl beachtenswerten Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage mit der vortrefflichen Abhandlung über das deutsche Volkslied umfaßt, einen nicht abzuweisenden Ersatz der längst vergriffenen achtbändigen, 1865—1873 erschienenen Ausgabe von J. Holland, A. v. Keller und F. Pfeiffer.

Der sehr geringe Preis ermöglicht die Anschaffung auch dem Wenigbemittelten.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Kleine Mitteilungen.

Der Dürerbund.

Der verdiente Herausgeber des Kunstwarts, Ferdinand Avenarius, hat eine Bewegung ins Leben gerufen, die die einer gesunden Kunsterziehung dienenden Bestrebungen in weitere Kreise tragen soll. „Dürerbund" nennt sich die Vereinigung von Männern, die sich zu diesem Zwecke zusammengetan haben. Der Vorsitzende des nun in aller Form gegründeten Bundes erläßt folgenden Aufruf:

„Der Dürerbund bittet, ihm beizutreten.

Wir leben im Zeitalter 'der Interessen' —, die politischen, die sozialen, die wirtschaftlichen, die religiösen, sie alle sprechen im öffentlichen Leben mit, denn in mannigfachen großen Verbänden sammeln sie alle zu vereintem Handeln die Kraft. Nur jene Wünsche, die wir mit leider noch unvermeidlichem Fremdwort 'ästhetische' nennen, wo finden sie heute in mächtigen Gruppen Zusammenschluß? Wo vereinen sie sich, welche die Schönheit des deutschen Landes schützen wollen, von den Städten bis zur Hütte, damit uns der Wohnort wieder zur Heimat werde, die wir lieben, weil wir sie lieben müssen; wo gesellen sich, die in der Kunst nicht Aufputz des Lebens suchen, sondern Ausdruck des innern Lebens, 'Sprache des Unaussprechlichen' nach Goethes Wort, Sprache des Fühlens und Schauens, die umschleiern oder erschließen, die belügen oder erleuchten kann, wie die Sprache des Denkens auch? Wo

begegnen sie sich, welche die lautere Wahrhaftigkeit dieser Sprache hier, und das Verstehen, das Lesenlernen der Kunst als Sprache dort für wichtig halten gleich dem rechten Gebrauche jeder anderen Schrift? Wo treffen sie sich, denen die Kunst als die Führerin zum vollen Leben auch die Spenderin der edelsten Freude ist, der nährenden Freude, und die Verdrängerin der niedrigen, die zehrt? Wo verbünden sie sich, die helfen möchten denen, die von all dieser Herrlichkeit nichts sehen? Die als volle Menschen in siegender Gesundheit allein jene erkennen, die mit allen geistigen Organen aufnehmen, verarbeiten und weitergeben? Ja, wo verbünden sie sich? Und sie müssen sich doch verbünden, wenn sie mit ihren 'Interessen' zu Einfluß kommen wollen zwischen all den andern 'Interessen'!

Damit sie sich näher treten, haben wir den Dürerbund gegründet. Ein Hundert von Sachverständigen aus allen Gebieten des ästhetischen Lebens bilden seine Arbeitsausschüsse, zu Tausenden schon zählen seine Mitglieder. Wie wir zu wirken gedenken, sagt einem jeden das erste 'Dürerblatt', das von unserem Schatzmeister, dem Verlagsbuchhändler Georg D. W. Callwey in München, unentgeltlich zu erhalten ist. Wer beitreten will, sende ebendorthin einen Jahresbeitrag, dessen Höhe er nach eignem Meinen bestimmt. Als Mindestbeitrag ist nur eine Mark festgesetzt; wir hoffen, daß Männer und Frauen aus jedem Stande, aus jeder Partei, aus jeder Konfession mit stattlicher Gabe oder bescheidenem Scherflein sich zu uns gesellen — alle gelten im Bunde gleich als Mitkämpfer für eine große Sache."

Ein literarisches Ereignis. Es gehört in Deutschland zu den Seltenheiten, daß ein Buch, von den Klassikern abgesehen, nach mehreren Jahrzehnten noch ebenso stark begehrt wird, wie bald nach seinem Erscheinen. Gewöhnlich fällt es nach Jahren der Vergessenheit anheim, niemand liest es mehr, niemand spricht mehr von ihm, es paßt nicht mehr in den Geist der Zeit. Da ist es denn besonders erfreulich, daß ein erstmals im Jahre 1856 erschienenes Buch, Karl Geroks „Palmblätter", von Jahr zu Jahr in neuen Auflagen herausgegeben werden konnte. Aus Mitteilungen der Verleger der Gerokschen Werke, Greiner & Pfeiffer in Stuttgart, entnehmen wir, daß sich von den Gedichten „Palmblätter" das vierhundertste Tausend im Druck befindet. Die Verleger wollen diesen in der Geschichte der religiösen Dichtung beispiellosen Erfolg durch Herausgabe einer würdig ausgestatteten Jubiläumsausgabe feiern, zu der Ernst Pfannschmidt den Buchschmuck geliefert hat. Um der Ausgabe eine weite Verbreitung, insbesondere als Konfirmationsgeschenk, zu sichern, beträgt ihr Preis nur 6 M. 50 Pf.

Zeitschriften.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 24. Jahrgang. Nr. 1. Inhalt: Osthoff, Etymologische Parerga, 1. Teil, bespr. von Thumb. — van Swaay, Het prefix ga-, gi-, ge, bespr. von Behaghel. — Bruns, Volkswörter der Provinz Sachsen, bespr. von Horn. — Saul, Ein Beitrag zum Hessischen Idiotikon, bespr. von Horn. — Pautsch, Grammatik der Mundart von Kieslingswalde, bespr. von Horn. — Goethes Werke. Herausgegeben von Karl Heinemann, bespr. von Woerner. — Bächtold, Kl. Schriften, bespr. von Bohnenberger.

—— Nr. 2. Inhalt: Förstemann, Altdeutsches Namenbuch I, 2. Aufl., bespr. von Behaghel. — Glösl, Die Familiennamen Wesels, bespr. von Socin. — Schönbach, Die Legende vom Erzbischof Udo von Magdeburg, bespr. von

Helm. — Vogt, Die schlesischen Weihnachtsspiele, bespr. von Petsch. — Gräf, Goethe über seine Dichtungen, bespr. von Witkowski.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 18. Jahrgang. Nr. 1. Wie schreibt man nach der neuen Rechtschreibung? — Äußerungen und Aussprüche über die deutsche Sprache in ungebundener Rede, IV. Von Prof. Dr. Paul Pietsch. — Sprachliche Verhältnisse in den Reichslanden. Von Prof. Dr. Max Erbe.

—— Nr. 2. Inhalt: Zur neuen Rechtschreibung. — Der Einfluß des Schrifttums auf den Sprachschatz. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. O. Behaghel. — Das Inhaltsverzeichnis der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Von Prof. Dr. Oskar Brenner. — „Glühweinol". Eine neue sprachliche Modenarrheit. Von Oberlehrer Richard Palleske. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Wissenschaftliches Beiheft 22 (1. Februar 1903). Goethe und die deutsche Sprache. Von Friedr. Kluge. — Über Sprache und Aussprache. Von Oskar Brenner. — Wieland als Sprachreiniger. Von Wilh. Feldmann und Paul Pietsch.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Literatur und für Pädagogik. 6. Jahrgang 1903. XI. und XII. Bandes 1. Heft. Inhalt: I. Abteilung (11. Band): Unsere Schätzung der römischen Dichtung. Von Prof. Dr. Wilhelm Kroll in Greifswald. — Schillers Fragment „Das Schiff". Von Prof. Dr. Gustav Kettner in Pforta. — II. Abteilung (12. Band): Zur pädagogischen Psychologie und Physiologie. Von Dr. August Messer in Gießen. — Duplik in Sachen des Reformgymnasiums mit besonderer Berücksichtigung des lateinischen Anfangsunterrichtes. Von Gymnasialdirektor Dr. Paul Cauer in Düsseldorf. — Ist Shakespeares Coriolan ein Verräter? Von Oberschulrat Dr. Martin Wohlrab in Dresden. — Nachklänge zum Dresdener Kunsterziehungstag. Von Dr. Fritz Baumgarten in Freiburg i. B.

—— 2. Heft. Inhalt: I. Abteilung (11. Band): Der Namenwitz. Ein Beitrag zur Theorie des Witzes. Von Prof. Dr. Richard M. Meyer in Berlin. — II. Abteilung (12. Band): Justus Mösers Gedanken über Erziehung und Unterricht. I. Von Realgymnasialoberlehrer Dr. Reinhold Hofmann in Zwickau. — Über Schülerreisen, ihre Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit. Von Prof. Dr. Ludwig Weber in Berlin. — Die Reifeprüfung an den höheren Schulen Deutschlands und Österreichs. I. Von Prof. Dr. Hans Morsch in Berlin.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 14. Jahrgang. 5. Heft. Inhalt: Ministerialerlaß über die Ergänzungsprüfung im Lateinischen, bez. Lateinischen und Griechischen. — Überblick über die Entwicklung des sächsischen Realschulwesens. Von Dr. Hörnig-Chemnitz.

Die Deutsche Schule. 7. Jahrgang. 1. Heft. Januar 1903. Inhalt: Ziele und Wege. Vom Herausgeber. — Universität und Volksschullehrer. Von Dr. Carl Andreae. — Lehrerbewegung und Kulturfortschritt. Von Jakob Beyhl.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1903. Heft 2. Inhalt: Günther, Der grammatische Unterricht in den Lehrerbildungsanstalten nach den neuen Lehrplänen.

Monatschrift für höhere Schulen. 2. Jahrgang. 2. Heft. Februar. Inhalt: Die Gliederung der Erziehungstätigkeit und der Geist der Erziehung. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. W. Münch. — Horaz im Gymnasialunterricht.

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. O. Jäger. — Samariter- oder hygienischer Kursus auf den höheren Schulen. Von Direktor Prof. Dr. Fr. Thümen.

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Band XI, Heft 1 der neuen Folge. Inhalt: G. N. Marschall: Zur Geschichte des realistischen Bildungswesens in Bayern.

Archiv für Kulturgeschichte. I. Band. Heft 1. Inhalt: Die Entstehung der neueuropäischen Formen des Lebens. Vom Universitätsprof. Dr. K. Breysig in Berlin. — Das Beginenwesen der sächsisch-thüringischen Lande in seiner sozialen Bedeutung. Vom Königl. Archivar Dr. G. Liebe in Magdeburg.

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte. 9. Band. 4. Heft. Inhalt: Die niederrheinische Liederhandschrift (1574). Von Arthur Kopp in Berlin. (Schluß.) — Fischart-Studien. Von Adolf Hauffen in Prag. VI. Die Verdeutschungen politischer Flugschriften aus Frankreich, der Schweiz und den Niederlanden (Fortsetzung). — Verschollenes von Goethe. Mitgeteilt von Max Morris in Berlin. — Zu Otto Runges Leben und Schriften. Von Reinhold Steig in Berlin. — Ungedruckte Brieffragmente Heinrich von Kleists. Mitgeteilt von S. Rahmer in Berlin. — Drei Briefe an Fouqué. Mitgeteilt von W. Pfeiffer in Heidelberg. — Grillparzer und Byron. Zur Entstehungsgeschichte des Trauerspiels „Ein treuer Diener seines Herrn". Von Ludwig Wyplel in Wien. — Zwei fragmentarische Prosadichtungen Eduard Mörikes. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Harry Maync in Berlin. 1. „Spillner". — M. von Strachwitz' episch-lyrisches „Nordland" und „Romanzen und Historien". Von A. K. T. Tielo in Tilsit. (Fortsetzung.)

Das literarische Echo. 5. Jahrgang. Nr. 6 (zweites Dezemberheft). Inhalt: Max Lorenz, Politik und Theater. — Erich Meyer, Französische Romane. — Carl Hagemann, Gegenwarts-Dramen. — Georg Minde-Pouet, Neue Kleist-Literatur. — Moritz Necker, Schiller und Grillparzer.

—— Nr. 8 (zweites Januarheft). Inhalt: P. N. Coßmann, Mauthner als Philosoph. — Arthur Luther, Zwei russische Erzähler. — Carl Busse, Drei Gedichtbücher. — Jacob Scherek, Nordische Bücher.

Neu erschienene Bücher.

Dr. Heinrich Bockeradt, Grillparzers Sappho. Für die Schule bearbeitet. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1903. 150 S.

Chr. Richter, Kleines Handbuch der deutschen Synonymen und synonymischen Redeweisen. 2. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1903. 362 S.

Dr. Gotth. Klee, Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. 5. verb. Aufl. Berlin, G. Bondi, 1903. 192 S.

Fr. Dukmeyer, Die Deutschen in Tolstois Schilderung. Sonderabdruck aus der Beilage zur „Allgem. Zeitung" Nr. 111, 15. Mai 1902. München, A. C. Staegmeyr, 1902. 14 S.

Otto Sarrazin, Wörterbuch für eine deutsche Einheitsschreibung. Berlin, Wilhelm Ernst & Sohn, 1903. 112 S.

Dr. Klaudius Bojunga, Welche Anforderungen sind an einen Leitfaden der deutschen Sprachlehre für höhere Mädchenschulen zu stellen? Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt, 1903. 39 S.

Hans v. Nostitz, Dem Gedächtnis König Alberts von Sachsen. Reden und Gedichte. Dresden, v. Zahn & Jaensch, 1902. 92 S.

Dr. Oskar Netoliczka und Dr. Hans Wolff, Deutsches Lesebuch für Mittelschulen. 4. Teil. 5.—8. Klasse. Hermannstadt, W. Krafft, 1902. 1076 S.

Karl Hoffmann, Deutsche Sprachlehre. 3. verb. Aufl. Gießen, Emil Roth, 1903. 139 S.

Prof. Dr. Lyon, Deutsche Grammatik und kurze Geschichte der deutschen Sprache. 4. verb. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen, 1903. 158 S.

Dr. Joh. Schmaus, Wegweiser für den deutschen Aufsatzunterricht an den fünf unteren Klassen des humanistischen Gymnasiums. Bamberg, C. C. Buchners Verlag, 1902. 112 S.

Dr. Franz Weineck, Homers Odyssee. Schulausgabe. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf., 1902. 251 S.

A. Maushake, Übungsstoffe zur gründlichen Einübung der Sprachfälle. 3. Aufl. Berlin W. 57, Gerdes & Hödel. 62 S.

Prof. Aug. Sauer, Gesammelte Reden und Aufsätze zur Geschichte der Literatur in Österreich und Deutschland. Wien und Leipzig, Carl Fromme, 1903. 400 S.

Karl Muthesius, Goethe ein Kinderfreund. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, 1903. 230 S.

Dr. H. Werneke, Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes. Essen, G. D. Baedeker, 1903. 42 S.

Dr. J. Loewenberg, Gustav Frenssen. Hamburg, M. Glogau, 1903. 38 S.

Ferd. Avenarius, Hausbuch deutscher Lyrik. München, Georg D. W. Callwey, 1903. 305 S.

Kaethe Kautzsch, Versuche in der Betrachtung farbiger Wandbilder mit Kindern. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 52 S.

Stephan Waetzold, Die Jugendsprache Goethes. — Goethe und die Romantik. — Goethes Ballade. Drei Vorträge. Leipzig, Dürr, 1903. 76 S.

Prof. Dr. O. Lyon, Kurzgefaßte deutsche Stilistik. 6. verb. Aufl. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1902. 88 S.

Dr. A. Matthias, Grillparzer, Der Traum, ein Leben. Leipzig, G. Freytag, 1903. 112 S. Preis 75 Pf.

Dr. Gustav Waniek, Grillparzer, König Ottokars Glück und Ende. Leipzig, G. Freytag, 1903. 176 S. Preis 1 M.

Rudolf Scheich, Grillparzer, Weh dem, der lügt! Leipzig, G. Freytag, 1903, 94 S. Preis 75 Pf.

Dr. A. Matthias, Grillparzer, Das goldene Vlies. Leipzig, G. Freytag, 1903. 216 S. Preis 1 M.

Karl Reuschel, Volkskundliche Streifzüge. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung, 1903. 266 S.

Dr. A. Matthias, Grillparzer, Gedichte und Prosa (Auswahl). Leipzig, G. Freytag, 1903. 275 S. Preis 1 M. 50 Pf.

Wustmann, Deutsche Geschichte. 1. Teil. Leipzig, Arthur Roßberg, 1902. 228 S.

Franz Branky, Sprichwörter und Redensarten über blind, die Blinden und die Blindheit. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für das Blindenwesen „Der Blindenfreund". (Düren 1898.) 16 S.

Karl Brandi, Die Renaissance in Florenz und Rom. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 265 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52 I.

Paul Gottlieb Werlhof.

Von H. Stendal in Wriezen.

Nur wenige literaturgeschichtliche Werke erwähnen die Gedichte Paul Gottlieb Werlhofs, die im Jahre 1749 in erster, 1756 in zweiter Auflage im Druck erschienen. Werlhof wurde am 28. März 1699 zu Helmstedt geboren und war zur Zeit der Veröffentlichung seiner Gedichte durch die Deutsche Gesellschaft in Göttingen Königlich Großbritannischer Leibarzt in Hannover. Die Vorrede zu den Gedichten hat kein Geringerer als Albrecht v. Haller geschrieben. Sie verdient, der Nachwelt erhalten zu bleiben, und mag deshalb unverkürzt hier folgen:

„Ich habe die Ehre, seit neun Jahren als ein Mitglied bei der hiesigen Königlichen Deutschen Gesellschaft in einer gleichen Verbindung mit dem würdigen Dichter zu stehen, dessen Poesien ich ansagen soll. Das Vertrauen, welches derselbe und die Gesellschaft gegen mich bezeigen, ist für mich so schmeichelhaft, daß mich leicht ein kleiner Stolz berücken könnte, wenn ich nicht diese Wahl mehr der Freundschaft als dem gemeinen Geschmacke zuschreiben müßte. Doch diese Freundschaft selber hat so viel Vorteilhaftes, daß es mir ebenso rühmlich vorkommt, als ein Freund des liebenswürdigen Werlhof diese Verrichtung übernehmen zu dürfen, als es mir immer rühmlich sein könnte, wenn sie mir wegen einer bekannten Geschicklichkeit anvertraut würde. Die Freundschaft rechtschaffener Männer ist ein Vorurteil für unser Herz, und wie weit ziehe ich die Vorzüge des Herzens den Vorzügen des Verstandes vor!

Es hätte zwar der gepriesene Verfasser in ebendieser Gesellschaft noch mehrere Freunde gefunden, die zu der Ehre, die mir widerfährt, fast ein näheres Recht haben. Der berühmte Präsident derselben, Herr Professor Gesner, hat sowohl in Ansehung seiner Freundschaft mit meinem Freunde, als nach dem Rechte seiner großen Kenntnis in den schönen Wissenschaften einen gegründeten Anspruch auf das Vergnügen gehabt, der Welt ein so angenehmes Geschenk anzubieten. Da es indessen mein Glück gewesen ist, sowohl mit des Herrn Verfassers, als mit des Herrn Professors Gesner und der Gesellschaft Beifall diese angenehme Arbeit zu übernehmen, so überlasse ich mich ohne ferneres Bedenken dem wahren

Vergnügen, von eines hochachtungswürdigen Freundes ruhmwürdigen Schriften den Leser zu unterhalten.

Sie sind solche Früchte, an deren Güte die Kraft des fruchtbaren Geistes, woraus sie entsprossen sind, einen größeren Anteil hat, als eine mühsame Antreibung des Fleißes.

Herr Werlhof ist nicht ein bloßer Dichter. So groß dieser Name scheint, wann man einen Virgil, einen Homer nennet, die nichts als Dichter gewesen sind, so ist er, fast wie gewisse Malereien, nur in einer gewissen Entfernung groß. Ein Dichter, der nichts als Dichter ist, kann für die entferntesten Zeiten und Völker ein glänzendes Licht sein. Aber für seine eignen Zeiten und für seine Mitbürger ist er ein entbehrliches und unwirksames Mitglied der Gesellschaft. Seine Gaben erwecken Verwunderung, aber sie haben keinen Anteil an seiner Bürger Wohlsein: er kann für einige Stunden einen Leser vergnügen, aber er vermehret niemand sein Glück und vermindert auch niemand seine Sorgen und Schmerzen.

Weit größer sind die Vorzüge eines gelehrten, geübten und folglich glücklichen Arztes. Seine Gaben sind ein Werkzeug, durch welches die Vorsehung ihre Güte ausbreitet. Erschrockene Ehegatten, zitternde Kinder, tief gerührte Eltern hoffen und erhalten öfters von ihm das erwünschte Leben eines unschätzbaren Ehemannes, einer zärtlich geliebten Frau, eines unentbehrlichen Vaters, eines hoffnungsvollen Kindes: die Sehnsucht beschleunigt seine Wege, die Hoffnung begleitet ihn, und der Segen derer, die er gerettet, folgt ihm nach, wenn er zurückgeht. Ein Dichter vergnüget eine Viertelstunde, ein Arzt verbessert den Zustand eines ganzen Lebens.

Ich nehme vielleicht mein Amt schlecht in acht, wenn ich die Vorzüge der Dichtkunst erniedrige, die ich bei den Schriften eines beliebten Dichters erheben sollte. Aber mein Freund verachtet die falsche Beredsamkeit, die dem Heiligen des Tages heuchelt und ihm denjenigen weit nachsetzt, den sie morgen ebensoweit über ihn erhebet. Unseres Herrn Leibarztes beliebte Poesien zeugen von seinen großen Gaben und malen sein menschenliebendes Herz ab. Aber als ein Arzt wendet er dieses Herz und diese Gaben unmittelbar zu dem wahren und wesentlichen Wohlsein seiner Mitbürger und der höchsten Häupter der Welt an. Er dichtet also nur in den kleinen Zwischenräumen, in welchen der Arzt nicht wirken kann. Reisen, schlaflose Nächte, Krankheiten selber sind die einzige Zeit, die er auf die Dichtkunst wenden kann, und so sehr wir diese in ihm lieben, so wenig läßt uns die Menschenliebe zu, seine Zeit der mitleidigsten aller Künste, der Arzneiwissenschaft, zu mißgönnen.

Wir verzeihen dieser letzteren um so eher ihren Vorzug, weil sie zwar den Herrn Werlhof gehindert, mehrere Früchte seiner Dichtkunst

an den Tag zu legen, aber an der völligen Reife keine Abnahme verursacht hat. Die Reinigkeit der Sprache, die Flüssigkeit des Silbenmaßes und der Wortfügung, die richtige Wahl der Reime könnten nicht vollkommener sein, wenn dem Herrn Werlhof schon keine andere Bemühung von der Vorsehung aufgetragen wäre, als die Dichtkunst.

Es gibt Reime, die die Obersachsen eingeführt haben, und worin weder die Buchstaben vollkommen ähnlich sind, noch der Laut bei den anderen Deutschen übereinstimmig ist. Alle Dichter haben sie als eine nötige Ausdehnung der Freiheiten der ohnehin so enge eingeschränkten deutschen Poesie freimütig angenommen und ohne Scheu gebraucht.[1]) Herr Werlhof ist fast der einzige Dichter, der auch diese Nachsicht verschmäht und mit der beständigen Richtigkeit die vollkommene Übereinstimmung des Lauts in seinen Reimen beobachtet hat.

Ebenso sorgfältig und so zärtlich auch ist Herr Werlhof in allen anderen Schönheiten des Reimens gewesen, die den Abschnitt, den Wohlklang, die Wortfügung, die Richtigkeit der Sprache und die Wahl der Wörter betrifft.

Alle diese Vorzüge würden in unseren Augen nicht mehr als mittelmäßig sein, wenn sie die einzigen wären. Die Absicht des Dichters ist zu gefallen und zu rühren, und die äußerliche Richtigkeit hat bei dem Verstande ihren Wert, aber keine Macht auf das Herz des Lesers. Es sind zu allen Zeiten Dichter gewesen, die sich mit dieser äußern Schönheit vergnügt haben, und alle diese Dichter haben ihres Zweckes verfehlt. Aber bei unserem Verfasser sind sie, wie sie in der Tat sein sollen, nur zierliche Kleider der wahren Schönheit. Wahre und gründliche Gedanken, wohlausgefundene Ähnlichkeiten verschiedener Begriffe, scharf unterschiedene Unähnlichkeiten ähnlicher Ideen, kurze und dennoch das Wesen abmalende Beiwörter, wohlständige Vorstellungen wirklicher zärtlicher Leidenschaften, alles dieses sind Schönheiten, die auch ohne die Zierde des Schalles und der Sprache gefallen, aber die sich der Vollkommenheit nähern, wenn dieser äußere Schmuck sie begleitet. Ich finde diese Vereinigung beider Vorzüge nicht nur deswegen schön, weil Wohlklang, Reinigkeit und Richtigkeit Eigenschaften guter Gedichte sind, sondern auch deswegen, weil es sehr schwer und folglich sehr ungemein ist, wenn ein Dichter sie mit der Stärke der Gedanken und dem Feuer des Ausdrucks verbindet.

Unter diesen wenigen Dichtern, die keine Art von Schönheit versäumt haben, wird ein jeder Kenner unsern Herrn Verfasser zählen, und ich sehe seine Gedichte als eine der seltenen Schönheiten an, bei welchen nicht nur einige Gesichtszüge schön sind, sondern bei welchen

1) Hören und ehren, fließen und grüßen.

alles, was eine Schönheit ausmacht, in einer regelmäßigen Übereinstimmung zusammentrifft.

Und dennoch ist noch ein Vorzug, den ich über alle diejenigen schätze, die ich noch benannt habe. Dieser ist die herrschende Tugend und die ungeschminkte Gottesfurcht, die alle Gedanken des Verfassers belebet.

Wenn die größten Gaben Werkzeuge des Unglaubens, der Üppigkeit, oder der zügellosen Satire sind, so sind mir diese Vorzüge ebenso verhaßt als die Stärke in einem Tiger oder die Macht in einem unbilligen Fürsten. Wenn aber ein großer und erhabener Geist seine Gaben dem Glauben, der Wahrheit und der Tugend zu Füßen legt, wenn ein Newton die Offenbarung aus der Natur verteidigt, ein Fenelon die Tugend mit dem Reiz der Beredsamkeit angenehm macht und ein Racine die Religion mit den herrlichsten Farben der Poesie ausschmückt, so entsteht bei mir ein reines Vergnügen, das mit demjenigen eine Ähnlichkeit hat, das wir vermutlich empfinden würden, wann wir in die Bekanntschaft eines seligen Geistes von einer höheren Ordnung kämen.

Des Herrn Werlhofs Gedichte sind zum Teil scherzhaft: sein Feuer und die leutselige Munterkeit seines Witzes hat auf verschiedene Glücksfälle seiner Freunde Blumen gestreut. Aber nicht eine Zeile ist in dieser Sammlung zu finden, nicht eine Zeile ist, wie ich zuverlässig zu versichern mir getraue, jemals aus seiner Feder gekommen, die den Probestein der schärfsten Sittenlehre zu scheuen habe.

Ich enthalte mich mit Willen, von den Gedichten insbesondere dem Leser einen Vorgeschmack zu geben, da ich mich versichere, er werde aus eigener Einsicht eben das Urteil fällen, worin ich ihm vorgegriffen haben würde.

Sie sind von dem Herrn Werlhof selber in einige Klassen abgeteilt worden, worunter man geistliche, moralische, scherzhafte, glückwünschende, Lobgedichte, Trauergesänge und endlich einige Denkmale treuer Liebe finden wird. Wenige darunter sind hier und da zerstreuet, einzeln oder in Sammlungen herausgekommen, die meisten aber noch niemand als ihm und einigen Freunden bekannt geworden.

Einige Mitglieder der hiesigen Königlichen Deutschen Gesellschaft haben sich um die Liebhaber echter Schönheiten darin verdient gemacht, daß sie die Gedichte des Herrn Verfassers in Hannover ausgeforscht und zusammengesucht und seine Leutseligkeit hat den vermerkten Vorsatz der Gesellschaft in die Erfüllung gebracht, indem er dieselbe mit richtigen und zuverlässigen Abschriften derjenigen Stücke versehen hat, die hier gesammelt herausgekommen sind.

Ich sehe also meinen unlängst bei der Ausgabe meiner eigenen Gedichte ausgedrückten Wunsch völlig erfüllet, den ich vor noch so kurzer Zeit fast ohne Hoffnung hingesetzt, und ich habe mehr als meinen Wunsch

erhalten, indem der Herr Verfasser mir erlaubt hat, meinen Namen mit dem seinigen auf eine mir so vorteilhafte Weise zu vereinigen. Göttingen, den 26. Mart. 1749."

Um einige Proben von Werlhofs Dichtungsart zu geben, mögen zuerst ein paar Stücke aus den „moralischen Gedichten" folgen:

Der mutige Jäger.

Eine Erzählung (1746).

Ein großer Wechsler war gestorben.
Er hatte seinem Sohn ein Rittergut erworben
Und einen neuen Junkerstand.
Der Sohn, der seine Zeit meist müßig angewandt,
Wie oft die Erben tun, fuhr hin, sein Gut zu sehen
Und auf die erste Jagd zu gehen,
Die er in seinem Leben sah.
Sein adliges Gefolg' blieb ihm beständig nah,
Zwar teils zur Pracht, doch auch ihn vor dem Schrecken
Der wilden Tiere zu bedecken,
Wiewohl sein Mut sich das nicht merken ließ.
Sie kamen in den Wald: der Chor der Jäger blies;
Man hörte schon das Waldgeschrei erschallen;
Der Erbherr ließ den Mut nicht fallen;
Er spannte sein Gewehr und fragte: „Kommt kein Tier?"
Ein Jägerknecht, zum Schutze mitgenommen,
Rief: „Herr! ein Hase kommt, er läuft, er ist bald hier!"
Der Junker zog ein trotziges Gesicht
Und sprach, doch zitternd: „Laß ihn kommen!
Ich fürcht' ihn nicht!"

Wie wahr ist doch, was jener Weise sagt:
Des Menschen Herz ist trotzig und verzagt.

Man kann diese Dichtung mit Gellerts Fabeln vergleichen. Nicht immer ist die Moral so knapp gehalten, sondern zuweilen breit und voller Gelehrsamkeit wie in dem folgenden Gedichte:

Der trunkene Bauer.

Ein Gleichnis (1740).

Ein Bauer war zum Kirchdorf hingeritten
Und hielt das hohe Fest nach hergebrachten Sitten.
Es war ein Ruhetag, drum ging er in den Krug.
Er spielte, tanzte, trank und, bis zum Rausch, genug.
Zuletzt fand er die Tür, zwar taumelnd und mit Lallen.
Sein klüg'res Pferd kam von sich selber her.
Er hob den linken Fuß, allein er mußte fallen:
Der Fuß war leicht, der Kopf war schwer.
Der Brüder milde Hand erhob ihn mit Beschwerde
Bis in den Sattel von der Erde.
Kaum war er links herauf, so fiel er rechts hinab
Und schlief, wo ihm der Kot ein würdig Lager gab.

So macht's die Welt auch oftmals ohne trinken.
Sonst wälzte Midas sich, verschwendend arm, im Kot.
Das Glück hob ihn aufs Pferd: da fiel er ab zur Linken,
Ist reich, tut niemand Gut's und leidet selber Not.
Rufin, der kleine Geist, war stolz; denn er war mächtig.
Ein Unfall tat ihm recht; nun kriecht er niederträchtig.
Dort lag Tartuff im Staub, ein schwärmend falscher Christ:
Seht! Er erhebt sich, fällt und wird ein Atheist.

So gleiten rechts und links der trunknen Toren Tritte.
Wer nüchtern ist, erhält sich in der Mitte.

Der Dichter schlägt aber auch, um seinen Anschauungen Geltung zu verschaffen, derbere Töne an, was ja nach der Sitte jener Zeit nicht anstößig war. So behandelt Werlhof ein später auch bei Holtei wiederkehrendes Motiv in dem Gedichte

Das Zeislein.

Eine Erzählung (1748).

Ein saurer Mann schalt seine schöne Frau.
Er liebte Reinlichkeit und hieß sie eine Sau.
Das war ein hartes Wort; wer kann ihm das vergeben?
Der Eh'mann wußte nicht zu leben.
Sie weinte bitterlich und sprach: „Du liebst mich nicht,
Dein Vogel kriegt allein ein freundliches Gesicht."
Sie hatte recht. Das Tier war sein Ergetzen
Und konnte seine Stirn noch aus den Falten setzen,
Ein Zeislein war's. Es flog und hüpfte frisch:
Es war so dreist und kam auf seinen Tisch
Auf einer Schüssel Rand, ließ da ein Lied erschallen
Und etwas Vogelmist (mit Gunst, ihr Leser!) fallen.
Das schmutz'ge Tier! Was tat der saure Mann,
Der sonst so reinlich ist? Zu lachen hob er an.
„Da seh' ich's", sprach die Frau, „der Vogel kann nicht fehlen.
Hätt' ich das nun getan, wie würdest du mich schmälen."
„Ja", sprach der Mann und lachte nicht dabei,
„Ein Ding, wenn zwei es tun, ist nicht stets einerlei."

So lächelt Porcius, der Dichtkunst saurer Richter,
Wenn eines Lieblings Lied in Unschuld scherzhaft klingt,
Und schilt, wenn Sotades, der schön gepries'ne Dichter,
Mit ungewaschnem Scherz der Laster Reiz besingt.

Werlhof greift auch manche Vorurteile seiner Zeit ohne Scheu an, so z. B. das lächerliche Wichtigtun des Adels und das Pochen auf den Stammbaum. Diese Offenheit ist um so mehr anzuerkennen, als sie ihm in seiner Stellung als Leibarzt des Königs mancherlei Verdrießlichkeiten bereiten konnte. Das erwähnte Gedicht ist

Der Türk' zu Malta.

Eine Erzählung (1748).

Nach Malta, wo man gern aus Türken Sklaven macht,
Ward einst ein Türk' gefangen hingebracht.
Er hörte da, wie zweiunddreißig Ahnen
Den Weg zu Ritterwürden bahnen.
„Ei!" sprach der Sklav', „macht das der Menschen Wert?
Nach Ahnen schätzt der Muselmann sein Pferd."

Ihr Christen! Lasset euch geerbten Wert nicht rauben.
Was weiß ein Türk'? Hat der den rechten Glauben?

Dasselbe Thema, welches übrigens bei den Dichtern jener Zeit nicht selten wiederkehrt, behandelt Werlhof noch in einem anderen Gedichte, das hier gleichfalls eine Stelle finden mag.

Zween englische Hahnen.

Eine Erzählung (1740).

In Engelland, wo Hahnen Helden sind,
Wo man sie nach Geschlechtern wählet
Und die gespornten Ahnen zählet,
Auch oft durch Heldenart der Wetten Preis gewinnt,
War einst ein Hahn von adligem Geblüte,
Von Federn schön, von Sporn und Schnabel gut,
Doch in der Zucht versäumt und furchtsam von Gemüte.
Wie reimt sich schlechte Zucht und Furcht und edles Blut?
Ein Bauerhahn, des Väter nie gekämpft,
War wohl geübt und früh zum Kampf gewöhnet,
Ihn hatte mancher Sieg gekrönet,
Der Neid geschmäht, doch nicht den Mut gedämpft.
Dies Hahnenpaar hob einen Zweikampf an:
Das Volk kam, wettend zuzusehen.
Man rate, wer den Sieg gewann.
Ein Lord verlor den Beutel voll Guineen
Und rief: „Nehmt hin das Geld! Nur das verdrießt mich sehr
Durch Bauern den Verlust zu leiden."
„Herr", sprach der Bauer ganz bescheiden,
„Geschlecht tut viel, Erziehung mehr."

Werlhof kennt die menschlichen Torheiten und Schwächen und versteht es, sie mit Humor zu behandeln. Wenn auch seine poetischen Werke im allgemeinen diejenigen Gellerts nicht erreichen, so kommen ihnen doch einige nahe. Zu der Gellertschen Fabel „Das junge Mädchen" hat Werlhof ein Seitenstück geliefert: wie die Jungen gern älter sein möchten, wollen die Alten gern für jung gelten. Das Gedicht heißt

Der alte Stil.

Eine Erzählung (1738).

Ein guter Mann verjüngte seine Frau
Und schätzte sie von neununddreißig Jahren.
„Ei“, sprach sein Freund, „solch Alter macht nicht grau
Und pflegt die Stirn noch glatt zu sparen.“
„Freund!“ sprach der Mann, „du weißt den Almanach:
Der alte Stil folgt stets elf Tage nach.
Warum nicht soviel Jahr zum Trost betagter Kinder?
Wer fünfzig hat, zählt gern elf Tage minder.“

Ihr Jungen lacht? Ich wünsch' euch solchen Mann,
Der auch dereinst bei dauerhafter Ehe,
Wo nur die Schönheit bleibt, die nicht veralten kann,
Mit holdem Aug' euch stets verjünget sehe.
Die Zeit entflieht, die Jugend hat ihr Ziel.
O, braucht sie recht, des Alters Wohl zu stiften.
Es kommt und schreibt mit unauslöschbarn Schriften
Auf eure Stirn nach wahrem Stil.

Naiv schalkhaft ist auch die Anspielung auf die Eitelkeit der Menschen in folgendem Gedichte, welches sich übrigens nicht nur auf die äußerlichen Eigenschaften der Menschen bezieht.

Apelles und seine Kunst.

Ein Gleichnis (1746).

Apelles war ein Mann, der unvergleichlich malte
Und nicht mit seiner Kunst, wie mancher Künstler, prahlte.
Tu Lobes wert und schweig: es folget selber nach.
Apelles schwieg von sich; allein die Arbeit sprach.
Er traf, recht wunderbar, nach jeder Schönen Willen.
Woher die seltne Kunst? Er malte nur durch Brillen.
(„Poet“, ruft Aristarch, „du bist ein Ignorant.
War zu Apelles' Zeit geschliffnes Glas bekannt?[1])
Lies Bücher, eh' du schreibst, sonst wirst du schändlich fehlen.“
Der Rat ist freilich gut; doch laßt mich fort erzählen.)
Der Brillen mußten viel und unterschiedne sein.
Bald war der Mund zu groß, das Augenlicht zu klein,
Das Kinn zu sehr gespitzt, die Nase stumpf gebogen.
Durch Brillen rechter Art ward alles schön gezogen.
Ein Mangel ward ersetzt, ein Fehler fein beschönt,
Das wahre Schöne selbst mit neuer Zier gekrönt.
Die gelbe Haut schien weiß; die Bleichsucht kriegte Farben:
Der Blattern Tyrannei verbarg sich mit den Narben.
Ein Fleck, den mancher gern mit andern Fleckchen deckt,
Ward durch ein hohles Glas verkleinert und versteckt.

---

1) Aristarch irrt: dieser Apelles war nicht der alte, sondern einer der jüngeren.

Einst kamen Runzeln vor: gleich war die Kunst vorhanden,
Wodurch sie, wie ein Strich auf glatter Haut, verschwanden.
So ging es jedem Fehl, der sich zu deutlich wies.
Der Gläser rechte Wahl war, was den Meister pries.
Man gibt ihm etwas Schuld: (und wer wird nicht beschuldigt?)
Er hätte doch nicht stets der Schönheit treu gehuldigt,
Und, da ein schönes Kind ihn einst zum Zorn gebracht,
Die kleinen Fehler groß, die Schönheit klein gemacht.
Er starb, und seine Kunst ist zwar mit ihm begraben;
Doch, sagt man, soll die Welt noch eine gleiche haben.
Wie lobt, wie tadelt man? Was ist der meisten Kunst?
Die Maler sind sie selbst, die Brillen Haß und Gunst.

An geistlichen Stücken sind in der Gedichtsammlung nur drei enthalten und zwar stammen sie aus der ersten Zeit des dichterischen Schaffens. Das eine aus dem Jahre 1724 ist eine poetische Bearbeitung des 139. Psalms, das andere (1733) „Gedanken von der göttlichen Strafgerechtigkeit" verdankt seine Entstehung den damaligen Streitigkeiten über die Materie. Der Verfasser verteidigt in demselben die kirchliche Lehre gegen die Einwürfe, welche gegen Gottes unendliche Liebe und Seligkeit gemacht wurden. Und selbst die schwere Aufgabe, tiefe theologische Gedanken poetisch darzustellen, ist dem Dichter verhältnismäßig gut gelungen, wenn man auch die Dichtung keineswegs volkstümlich nennen kann. Als drittes geistliches Stück hat Werlhof den 130. Psalm zu einem Bußliede umgestaltet; doch steht sein Werk der Bearbeitung Luthers an Glaubensausdruck und packender Unmittelbarkeit nach. Es steht zu dem Lutherschen Liede in demselben Verhältnis, wie Klopstocks lehrhafte Kirchenlieder zu der glaubensinnigen kirchlichen Lyrik des Reformationsjahrhunderts. Das beweisen schon die folgenden Strophen des Liedes:

Aus meiner Not, aus meiner Tiefe
Ruf' ich zu dir, zu dir allein.
Wenn ich zu einem andern riefe,
Es würde doch vergeblich sein.
Mein Schreien steigt zu dir empor,
Herr, öffne mir dein gnädig Ohr.

Herr, willst du ins Gerichte gehen,
Der du unendlich heilig bist,
Herr, wer wird dann vor dir bestehen,
Wenn er auch sonst unsträflich ist?
Dein Auge, das nicht fehlen kann,
Trifft überall noch Fehler an.

Einen Zyklus von Gedichten bilden die Karnevalslieder aus den Jahren 1731—33. In diesen Jahren fand zur Karnevalszeit zu Hannover wöchentlich viermal ein freier Karneval statt, der sich großen Zulaufs seitens der Bevölkerung erfreute. Diese öffentlichen Lustbarkeiten wurden verschiedentlich getadelt und gebilligt; dies brachte den Dichter auf den Gedanken, seine Meinung über die Redouten, Glücksspiele und Belustigungen zur Karnevalszeit in Versen auszudrücken. So entstanden neun Gedichte, die den Karneval nach allen Seiten hin be-

trachten, darunter auch eins in französischer Sprache und in französischem Geiste, welches dartut, daß der Dichter dieses Idiom so weit beherrschte, um darin gewandt reimen zu können. Es möge hier wortgetreu folgen:

La défense du Carnaval.

1781.

Ministre séduisant de lubriques plaisirs,
Qui des coeurs amorcés ont trompé les désirs,
Bien-aimé carnaval, on ternit ta mémoire.
N'aurois-tu point d'ami, défenseur de ta gloire?
Et sagesse & vertu, tes censeurs envieux,
Déchirent sans pitié tes jeux licencieux:
Et tes associés, le vice & la folie,
Tout grands parleurs qu'ils sont, n'ont point de repartie.
Les joueurs t'ont quitté, sans être satisfaits:
Tes plaisirs finissans ont perdu leurs atraits:
L'ennemi te confond; chaque ami t'abandonne:
Mais tu n'es pas de ceux, que la censure étonne.
Tu t'en vas reposer, peu soigneux de l'honneur,
Bien sûr de ton retour, & bravant le censeur.
Je t'entens t'écrier: laissons notre défense
A maint enfant d'amour, qui nous doit la naissance.

Die Fertigkeit, in französischer Sprache Verse zu machen, zeigt sich auch in einem kurzen Spruche, dem der Dichter, wie übrigens dem vorstehenden Gedichte auch, die Übersetzung beigegeben hat. Beide Sprüche erinnern in ihrer schlagenden Kürze an Lessing. Der französische Text lautet:

Chacun a son talent. Tu fais des vers, & rien:
Codrus! Fais ton métier; & laisse moi le mien.

Dazu gibt Werlhof selbst folgende Übertragung in das Deutsche:

Die Gaben sind geteilt: ein jeder hat die seine.
Wohl dem, der sie gebraucht, und läßt die fremden ruhn!
O Codrus! Dein Talent ist reimen und nichts tun.
Treib deine Kunst; laß mir die meine.

Den Anlaß zu diesem Epigramm gab ein müßiger Dichter, welcher sich nebenbei mit der Arzneiwissenschaft beschäftigte und bei Kranken Rat geben wollte. Dieser geschäftige Müßiggänger war ein Franzose; daraus erklärt sich wohl die Abfassung in französischer Sprache. Im Unterschiede von Gellert bezeichnet Werlhof als Fabeln nur diejenigen seiner moralischen Erzählungen, in denen Tiere handelnd und sprechend auftreten. Daß er sich dabei verhältnismäßig kurz zu fassen weiß, zeigt die Fabel

Der Wurm und der Elefant.
1748.

Ein kleiner Wurm, den Reaumur[1]) kaum kennt,
Saß auf dem weißen Elefanten,
Von dem sich Siams König nennt,
Dem Atlas unter den Verwandten.
Der Atlas ächzt bei frischem Atemziehn.
„O“, ruft das Würmlein aus, „wie mächtig drück' ich ihn.“
Er hört den Ton und weiß von keinem Drücken
Und spricht: „Freund, bist du da?“ und schüttelt es vom Rücken.
Was will die Fabel? Dieses bloß:
Klein ist der Stolz, die Großmut groß.

Einen besonderen Abschnitt in Werlhofs Gedichten bilden die „scherzhaften Hochzeitslieder“, die sich jedoch so sehr auf die Verhältnisse der in Betracht kommenden Personen beziehen, daß sie jetzt kein Interesse mehr erwecken und auch damals wohl nur einen kleineren Kreis interessierten. — Hervorzuheben sind ferner die Lobgedichte auf hohe Personen, von denen Fürsten und Gelehrte unterschieden werden. Es ist erklärlich, daß der königliche Leibarzt die Tugenden und Taten der von ihm besungenen Monarchen in das hellste Licht setzt, aber trotzdem hält er sich von hofmännischer Kriecherei fern. Übrigens feiert er die von ihm besungenen Gelehrten, unter denen sich auch Haller befindet, in nicht minder schwungvoller Sprache.

Die beiden letzten Abschnitte der gesammelten Gedichte enthalten Lieder auf Todesfälle und die „Denkmale der Liebe“, welch letztere vornehmlich eigene Schicksale des Dichters, den Tod seiner Ehefrau und seine später erfolgte zweite Vermählung, besingen. Auch hier weiß er ergreifende Töne zu finden, um das Weh seines Herzens auszudrücken, aber endlich ermannt er sich, und in seinem Schmerze um die Verlorene vermag er noch Gott für alles ihm erwiesene Gute zu danken:

Herr! Schaff in mir ein Herz, das dankend preise:
Der Herr, der Herr hat alles wohlgemacht:
Der gute Gott, der heilige, der weise,
Hat meine Lust zu seiner Ruh' gebracht:
Da quält kein Leid, kein Sehnen nach der Ferne.
O schwerer Dank, den ich nur tränend lerne.

Diese Proben aus Werlhofs Werken bestätigen die Auslassungen Hallers in der Vorrede und lassen erkennen, daß die Deutsche Gesellschaft in Göttingen ihre Aufmerksamkeit keinem oberflächlichen Dichterling in hoher Stellung zuwandte. Die mir vorliegende zweite Auflage der Gedichte aus dem Jahre 1756 enthält auch das von M. Bernigeroth 1742 gestochene Bildnis des Dichters.

1) Reaumur, berühmter Naturkundiger jener Zeit.

Zu Schillers „Tell".

Von Oberlehrer Dr. **Bothe** in Frankfurt a. M.

Bei der gründlichen Durcharbeitung mancher Dramen, wie sie die schulmäßige Behandlung erfordert, treten öfters Schwierigkeiten zutage, die man nur mit Mühe heben kann. So ist dies auch bei Tell der Fall. Die Erklärer weichen an manchen Stellen weit voneinander ab. Damköhlers Ausführungen in dieser Zeitschrift (1902, S. 678 flg.) haben mich veranlaßt, mich nochmals mit einigen Fragen auseinanderzusetzen.

Die wichtigste Stelle, die er einer Erörterung unterzieht, und über die schon so mancher Erklärer sich den Kopf zerbrochen hat, sind die Worte Tells im Monolog, in denen er von seinem Gelöbnis spricht, Geßler zu erschießen. Damköhler stellt die Äußerungen der Kritiker über diesen Punkt an der oben angezogenen Stelle zusammen, so daß ich dessen hier überhoben bin.

Dem Wortlaute nach liegt natürlich ein Widerspruch vor zwischen dem, was Tell Geßler entgegenschleudert:

> Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich Euch,
> Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,

und den Worten des Monologs:

> Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir,
> Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
> Mit furchtbarm Eidschwur, den nur Gott gehört,
> Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
> Dein Herz sein sollte.

Lange habe ich mich mit einer Erklärung beholfen, die der Bellermanns ähnlich ist: die furchtbare Erregung Tells läßt eine Verwechslung der Lage vor und nach der Gefangennahme zur Abführung nach Küßnacht psychologisch begreiflich erscheinen. Man kann annehmen, vor dem Apfelschusse habe er ihm nur bedingt den Tod geschworen, erst nach dem Wortbruche unbedingt. Jedoch ist das nur eine notdürftige Verkleisterung des Zwiespalts. Wenn es eine bessere Deutung gibt, muß man sie begrüßen.

Aber Damköhlers neue Auffassung kann ich nicht als besser gelten lassen. Nach ihr soll Tell nur das Gelübde getan haben, Geßler eventuell zu erschießen, d. h. wenn er ihn auch nach dem Gelingen des Apfelschusses noch verderben wollte. Wie weit muß der Geist Tells von der grausigen Gegenwart abgeirrt sein, wenn Damköhler recht haben soll! Ist es psychologisch wohl zu verstehen, daß Tell, als er „ohn-

mächtig flehend" vor Geßler rang, bei sich gelobt haben soll, er wolle ihn töten, wenn Geßler ihm noch einmal nachstelle? Ich dächte, mit solch einer nüchternen Vernünftelei konnte sich ein Tell während der furchtbaren seelischen Erschütterung, die den starken Mann zusammenbrechen läßt, nicht abgeben. Damköhler kommt zu dieser seltsamen Auslegung, weil er den Apfelschuß als eine Sühne von Tells Schuld ansieht und meint, fußend auf Geßlers Worten, Tells Leben sei „verwirkt" gewesen, er habe also, wenn Geßler ihm statt dessen den Schuß auf den Apfel zu seiner Lösung auferlegte, nicht das Recht gehabt, jenen niederzuschießen. Es ist wunderbar, wie man behaupten kann, das Verlangen des Apfelschusses entspreche ganz den Rechtsanschauungen jener Zeit. Die von Damköhler angeführten Beispiele sind doch als Härten der Rechtspflege empfunden, und wenn Geßlers Forderung nach Damköhler mit Recht als unmenschlich, als dem Willen des Königs widersprechend bezeichnet wird, so war sie doch auch rechtswidrig. Man muß doch auch immer bei der Beurteilung der Strafe die Größe der Schuld berücksichtigen. Und da wird man doch einräumen, daß ein ganz ungeheures Mißverhältnis vorhanden war. Auch hatte Tell, weil er im Gespräch mit seinem Knaben begriffen, unbedachtsam den Weg an dem Hute vorüber genommen; nicht aber hatte er vorsätzlich ihn gewählt, um der vögtischen Willkür zu trotzen.

Damköhler glaubt Börne und Bismarck auch entgegnen zu müssen, daß ein Erschießen Geßlers vor dem Apfelschusse Tell zum Verbrecher gestempelt hätte. Auch dem muß ich widersprechen. Ich halte es da mit Weitbrecht „Schiller in seinen Dramen", 1897, S. 305: „Wer mich zwingt, auf das Haupt des eigenen Kindes zu schießen, . . . den schieß' ich nieder wie einen tollen Hund." Und daß es Tell nicht getan, ist erklärlich daraus, daß er und sein Kind dann zusammengehauen worden wären, und daß seine ganze Familie dann ein Opfer der Tyrannengewalt geworden wäre. Aber den Vorsatz hat er meines Erachtens gehabt. Dagegen kann man nicht seinen Charakter geltend machen. Denn Tell macht ja während der furchtbaren Scene eine Wandlung durch: als er den zweiten Pfeil zu sich steckt, ist er schon eine ganz andere Natur, „in gärend Drachengift" ist ihm „die Milch der frommen Denkart" verwandelt. Er, der bis dahin der Optimist gewesen, der überall im Menschen das Beste aufzuspüren suchte, der nicht an vollkommene Bösewichte glaubte, sondern meinte, daß man dem Friedlichen gern den Frieden gewähren werde, er hat nun erkannt, daß er sich in den Menschen geirrt habe, daß selbst der Beste nicht in Frieden leben könne, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefalle. Tell sieht jetzt, durch eigene Erfahrung belehrt, in Geßler einen Elenden, einen Menschenschinder, nicht wert, daß ihn

die Erde trägt, ein Scheusal, das sich an der heiligen Natur versündigt, dessen Herz hart wie Stein und der frommen Bitte undurchdringlich ist. Tells Gedanken während des fürchterlichen inneren Kampfes vor dem Schusse waren nach meiner Ansicht, daß Geßler, der Todfeind, ihm und den Seinen stets nachstellen werde, weil er ihn schwach gesehen und der Feigling nicht eher ruhen werde, als bis der Zeuge seiner Feigheit stumm gemacht sei: er erkennt, wie recht Hedwig in ihrem weiblichen feinfühligen Instinkt geurteilt hat. Ferner: die Notwehr gebe ihm ein Recht, ihn niederzuschießen; aber wenn er es tue, falle er und sein Kind unter den Streichen der Reisigen. Weiter: treffe er aber sein Kind, so sei an seinem Leben nichts gelegen, dann solle auch der Wüterich auf frischer Tat seinen Lohn haben. Darum steckt er den zweiten Pfeil zu sich. — Jedoch nicht nur in der hypothetischen Form hat er dem Tyrannen den Tod geschworen; er ist ja aufgeklärt darüber, daß es keinen Frieden gibt zwischen ihnen beiden: fort muß der Vogt, dessen ist er gewiß geworden. Und so wäre Geßler gefallen durch Tells Hand bei der nächsten Gelegenheit, auch ohne die durch Wortbruch und Sophismen ermöglichte Fortführung nach Küßnacht, wenn Geßler Tell nicht zur Rede gestellt hätte. Nachdem aber dieser ihm gründlich die Wahrheit gesagt hat, kann man freilich die Ausführung seiner Tat nicht mehr für möglich halten. Geßler allerdings mußte sich vor einer zweiten Begegnung fürchten. Daher die Gefangensetzung und damit die Wiedererinnerung Tells an den Schwur. Eine Eiche fällt nicht auf einen Streich. Mochte Tell vielleicht in einer nochmaligen optimistischen Anwandlung gehofft haben, durch seine freimütige Äußerung den Bösewicht zur Sinnesänderung zu bringen: jetzt erkannte er, daß bei diesem schurkischen Manne nichts dergleichen zu hoffen sei. Und darum greift er zum Mordgewehr, getreu seinem Schwur.

Nicht ist also die Tat dem Rachegefühl entsprungen: auch den Schwur hat Tell nicht getan, weil er sich rächen will für die Zumutung des grausigen Schusses; sondern die Erkenntnis, daß Geßler ein grimmer Feind des Guten im Menschen sei, daß niemand, auch in Zukunft nicht, vor seiner satanischen Bosheit sicher sei, namentlich Tell und die Seinen nicht. Insofern kann man sagen, daß Tells Worte: „Gerächt hab' ich die heilige Natur" nur äußerlich ein Widerspruch sind zum Monologe, wo er davon spricht, daß er das teure Haupt der Kinder schützen wolle. Denn die Beseitigung Geßlers ist doch zugleich eine Strafe für seine Verbrechen an der heiligen Natur. Daß Geßlers Forderung „empörend" gewesen, gibt ja auch Damköhler zu, trotzdem er sie nicht für rechtswidrig hält. So wird rächen und schützen hier eins. Es ist die Vollstreckung des Gerichts an dem Peiniger aller Guten, „eine

heil'ge Schuld", die er eingegangen ist, eine Schuld den Seinen und allen Menschen gegenüber. Tell, der noch in dem traulichen Gespräche mit seinem Kinde vor seiner Ergreifung durch die Wächter seinem Glauben Ausdruck verliehen, daß man in der freien Schweiz keine „bösen Menschen" zu fürchten habe, ist aus seinem Frieden jäh herausgeschreckt und fühlt nach seinem Entfliehen doppelt, daß die Tat unweigerlich geschehen muß. Jetzt mag in ihm lebendig geworden sein, was er mit Augen geschaut und mit Ohren gehört, und was Schiller meines Erachtens gerade mit Bezug auf Tells Motiv zur Tat eingeflochten hat: Das Wüten der landenbergischen Reiter gegen den unschuldigen Fischer und Hirten und die Greueltat des Vogts gegen den unschuldigen alten Heinrich von der Halden. So wie jene würde auch Geßler nicht sich scheuen vor Gewalttätigkeiten gegen die Familie Tells. Aber er war den Seinen auch schuldig, sich selbst zu schützen, denn Sicherheit war nun nirgends für ihn: das hält ihm auch der Fischer vor. Und doch fehlte den Seinen der Ernährer und Beschützer, wenn er den Nachstellungen Geßlers erlag.

So komme ich also mit meiner Auffassung von Tells Absichten während der Apfelschußscene Gaudigs Ansicht nahe. (Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. 1898. 467/68.)

Anderseits kann ich seiner Charakteristik Tells ebenso wie Damköhler nicht zustimmen, wenn er das Träumerische, Sinnende in seiner Natur hervorhebt. Gewiß, ein Träumer ist Tell: er liebt die Einsamkeit, ist überhaupt kein „politisches" Wesen; er fühlt sich stark genug, allein zu stehen, fragt nicht erst nach Beistand, fragt aber auch nicht nach dem, was andere bewegt, solange es keine Tat erfordert. Er ist eine gefestete Persönlichkeit, in sich beruhend, nicht wägend, sondern wagend; die Tragweite seiner Handlungen ermißt er nicht lange, das Gefühl gibt ihm den rechten Maßstab ab. Das Sinnende ist ihm fremd. Auch in seiner Beurteilung der Menschen ist er ein Träumer insofern, als er sie nicht lange prüft und ergründet, sondern überall gute Gesinnungen vermutet. Er rechnet da nicht mit Möglichkeiten. Er, die kindliche, arglose Siegfriedsnatur, er, der niemandem schadet, erwartet auch von niemandem Böses. Und da er der Starke ist, mag er bislang wenig Böses erfahren haben. Aber aus dem Traume schreckt er auf durch die gräßliche Wirklichkeit; die schändliche Seele Geßlers enthüllt sich vor seinem wachgewordenen Blicke in ihrer Bosheit.

Daß Damköhler Tell reinigen will von dem Vorwurfe des Wortbruchs, den Börne erhebt, ist ja gut gemeint, aber weder nötig, noch möglich. Tell hat Geßler erklärt, er getraue ihn zu retten; anstatt dessen entspringt er und läßt den Vogt auf dem stürmischen See allein. Warum begnügt sich Damköhler nicht mit den Versicherungen Beller-

manns, Scherers und Gaudigs, daß Geßler gegenüber dem Tell keine menschliche Pflicht mehr oblag, daß zwischen beiden Kriegszustand bestand, in dem sie Gewalttat und Überlistung erwarten mußten? Damköhler sagt: Wortbruch bleibt Wortbruch, auch dem Feinde gegenüber. Gewiß, solange es sich um ein Verhandeln zwischen ehrlichen Feinden handelt. Hier aber hatte doch Tell dicht vorher den Geßler als einen ehrlosen Schurken erkannt, der nur dem Worte, nicht dem Sinne nach sein Ritterwort wahren wollte, der mit sophistischem Truge den Arglosen überlistet hatte. Denn was er ihm drohte als Strafe, das Lebendigbegrabensein im tiefsten Verließe, war doch wahrlich schlimmer als der Tod, vor dem er ihn mit seinem Ritterworte schützte. Ist es da befremdlich, wenn der aus seiner Vertrauensseligkeit Aufgescheuchte nun überall Argwohn schöpfte? Mußte er nicht hinter dem zweideutigen Worte: „ich möchte dich der Bande wohl entled'gen“ vermuten, daß diese Losbindung nur für die Zeit der Gefahr gelten sollte? Da sollte Tell nicht auf Rettung denken, Rettung um jeden Preis, um sich den Seinen zu erhalten?

Gewiß, der Wortbruch ist hier erlaubt, denn Tell ist in der Notwehr und im Kampfe der Verzweiflung für sich und seine Liebsten auf Erden begriffen. Es gilt ums Leben und um die Seinen.

Damköhler sucht dagegen den Wortbruch wegzuschaffen, indem er behauptet, Tell habe ja das Schiff an der Axenplatte gerettet gehabt, denn dort sei ja „das Ärgste überstanden“ gewesen.

Damköhler nimmt also an, Tell habe damit die Wahrheit gesagt; ich fasse es nur als eine Kriegslist. Daß Tell nicht sicher weiß, Geßler sei gerettet, bezeugen seine Worte: „Auf den Wellen treibt er“, und

„mit gewalt'gem Fußstoß hinter mich
Schleud'r ich das Schifflein in den Schlund der Wasser —
Dort mag's, wie Gott will, auf den Wellen treiben!“

Und wenn Tell trotzdem nach der hohlen Gasse eilt, so sieht Damköhler mit Unrecht darin die Folge davon, daß für Tell die Rettung Geßlers Gewißheit ist. Vielmehr rechnet er mit der Möglichkeit, daß er dem Sturme entkommen könne. Dann mußte er verrichten, was der See versäumte.

Ich möchte auch nicht mit Damköhler die 1. Scene des 1. Aktes besonders dadurch motivieren, daß Tell uns als Meister Steuermann vorgeführt werden solle. Vielmehr sollen wir die frevlen Übergriffe der Vögte inmitten der friedlichen Tätigkeit der Schweizer so recht als solche empfinden. Aber die beiden Gewalttaten der Vögte, an Baumgartens Weib und an Hirten und Fischer, sollen auch Tells Tat miterzeugen helfen, freilich nur so, daß sie latent in ihm wirken; sie werden erst

wichtige Förderer seines Entschlusses, Geßler zu beseitigen, als dieser selbst schon in ihm reift. Baumgarten hat ihm den Weg gewiesen, wie man die Seinen schützen muß gegen schnöde Gewalttat. Das ist die Antwort auf die bange Frage der unschuldigen Hilflosen: Wann wird ein Retter kommen?

In dem Aufhängen der Armbrust an heiliger Stätte sieht Damköhler den Wunsch Tells, nicht mehr durch ihren Anblick an die qualvolle Stunde erinnert zu werden. Ich bin dagegen der Ansicht, daß damit die Tat Tells als eine heilige, als im Dienste einer guten, gerechten Sache geschehen hingestellt werden soll; Geßler ist ja auch der ärgste Tyrann der Schweiz gewesen, da ist die Tat zugleich heilig als Befreiungstat im Dienste des Vaterlandes. Das Schweizervolk wird die Armbrust an heiliger Stätte aufgehängt haben. Denn es ist doch anzunehmen, daß Tell vor der Ovation schon mit seinen Landsleuten zusammengekommen ist.

Es mögen hier noch einige Schwierigkeiten Erwähnung finden. Wie kann Geßler, der doch allen Bitten sein Ohr verschlossen hat und auf dem Schusse bestand, ausrufen: „Er hat geschossen, wie? Der Rasende!" Hatte er nicht sogar erklärt:

„Du schießt oder du stirbst mit deinem Knaben"?

Ist da nicht diese Verwunderung sinnlos?

Ich glaube, man muß es folgendermaßen deuten: Geßler hatte gehofft, daß Tell zusammenbrechen und sich vor ihm in völliger Verzweiflung niederwerfen werde. Er wollte ihn schwach sehen, wollte, daß er sich als Mann entwürdige, um sich zu rächen für das Erlebnis im Schächental. Freilich ist die Verzweiflung, das erbarmungswürdige Flehen Tells kaum noch der Steigerung fähig, und doch hatte er ihn nicht erhört.

Ferner ist es seltsam, daß Melchtal zürnend von denen redet, die zum Aufschub rieten; und doch sind es die Unterwaldner, die dafür gesprochen haben. (Meier, Winkelried.) Und Melchtal selbst ist ein Freund ihres Vorschlags mit seinen Plänen.

Und warum lassen die Männer den Vorwurf der Hedwig auf Tell lasten:

„O, hätt' er eines Vaters Herz, eh' er's
Getan, er wäre tausendmal gestorben!"?

Und Walter Fürst sagte vorher:

„Gezwungen tat er's, denn es galt das Leben."

Wollte Tell nicht gern lieber sterben, als den Schuß tun? Hatte nicht Geßler ihm erwidert, daß dann der Knabe mit ihm sterben werde?

Auch mit dem Hinweise, daß in der Sterbestunde diese Erörterung nicht möglich gewesen sei, ist nichts getan. Denn es wird sonst genug geredet.

Was sollen auch Melchtals Worte:

„Frau; wüßtet Ihr, wie ihn der Vogt gereizt!"?

Die Antwort Hedwigs heißt:

„O rohes Herz der Männer! Wenn ihr Stolz
Beleidigt wird, dann achten sie nichts mehr:
Sie setzen in der blinden Wut des Spiels
Das Haupt des Kindes und das Herz der Mutter!"

Als ob Tell geschossen hätte — aus Ehrgeiz! Als ob seine Schützenehre auf dem Spiele gestanden hätte! Als ob Geßler Tell durch Hohnreden, durch Zweifeln an seiner Kunstfertigkeit zur Tat gereizt hätte! Fast sieht es so aus, als ob hier eine frühere Fassung durchschimmert.

Es ist also manche Schwierigkeit gelöst, aber einige neue sind erwachsen. Und ich bin sicher, daß deren noch mehr vorhanden sind. Man erkennt daran wieder, wie unerschöpflich ein Kunstwerk ist.

Ererbter Besitz ist heilig.

Von Dr. O. Glöde in Doberan i. M.

Es ist besonders bei den germanischen Völkern ein heiliger Gebrauch, ererbte Sachen hoch und wert zu halten, vorzüglich wenn die früheren Besitzer die Eltern oder andere nahe und liebe Verwandte waren. Allmählich teilte sich den ererbten Dingen selbst, die ursprünglich nur durch die Erinnerung an liebe Verstorbene ihren hohen Wert erhielten, eine gewisse heilige Kraft mit, so daß man dann mit ihnen Übernatürliches ausrichten konnte. Es ist ein berechtigter Stolz, wenn Leute, deren Besitztum hundert und mehr Jahre in ihrer Familie war und fröhlich gedieh, den Rechtsanspruch ihrer Nachkommen durch ein vorgesetztes Erb — auch äußerlich zum Ausdruck bringen wollen. Der verbreitetste Name ist heute in Mecklenburg Erbpächter (Erbpacht, Erbpachthof). Getroffen habe ich ferner in Mecklenburg Erbfischer, Erbfrohner, Erbkrüger (Erbkrug), Erbküster (Erbküsterei), Erbmüller, Erbschmied u. a.

Die Fürsten haben für den ältesten Sohn schon seit alter Zeit Bezeichnungen gewählt, die diesem von vornherein nicht nur sein Erbteil, sondern auch die Nachfolge über das vom Vater regierte Land sichern. Die deutschen Kaiser bemühten sich unausgesetzt, Deutschland aus einem Wahlreich zum Erbreich, zum Erbkaisertum zu machen, gewiß nicht bloß aus eigennützigen Gründen, sondern um das Reich vor

Erbstreitigkeiten zu bewahren. Die Erbfolgekriege, die eintraten, wo direkte männliche Erben fehlten, haben ja zur Genüge bewiesen, wie schwer solche Streitigkeiten um die Erbfolge die betreffenden Länder schädigten. In den höchsten Häusern haben Titel wie Kronprinz, Thronfolger u. a. die alten Bezeichnungen verdrängt, in Erbgroßherzog, Erbprinz, Erbfürst, Erbgraf haben sie sich erhalten.

Aber nicht nur Hoheit und Macht vererben sich, sondern auch Vorzüge und Mängel des Geistes und Körpers treffen wir durch viele aufeinanderfolgende Generationen wieder. Wir sprechen von Erbfehlern, die bei erblich Belasteten von Geschlecht zu Geschlecht forterben; auch Vorzüge oder sonderbare gesunde oder krankhafte Eigenschaften der einzelnen Körperteile pflanzen sich bis in die entferntesten Glieder fort, ebenso wie Mut, Energie und andere Äußerungen des Charakters und Gemüts. Sucht sich jemand das ihm nicht zukommende Erbe eines anderen durch unerlaubte Mittel zu verschaffen, so sprechen wir von einem Erbschleicher. Will einer das ihm zufallende Erbe antreten, so bedarf er eines amtlich beglaubigten Erbenzeugnisses. Selbst das Stückchen Erde, wo der Erblasser seine letzte Ruhe findet, empfiehlt er der Fürsorge seiner Erben, indem er es schon bei Lebzeiten als sein Erbbegräbnis erwirbt und bezeichnet. Es leitet ihn dabei der gewiß nicht unberechtigte Gedanke, daß ein solcher Ort von seinen Erben als ihnen anvertrautes Gut sorgfältig gepflegt und von Fremden schonend behandelt wird. Denn wie der letzte Wille eines Menschen für heilig und unverletzlich gehalten wird, so ist es auch das seinen Verwandten oder sonstigen Mitmenschen hinterlassene Erbe, das man nicht ungestraft schmälern oder schänden darf. Der ererbte Besitz ist wie ein Heiligtum zu bewahren, das dem Menschen anvertraut ist, um es zu erhalten, ja zu verbessern und zu vermehren. Mit berechtigtem Stolz nennt sich daher in Mecklenburg der eine Erbfischer[1]), der andere Erbfrohner[2]), Erbkrüger[3]) oder Erbmüller[4]). Das Wort Erbpächter oder Erbpachthofbesitzer ist schon mehr generell geworden und entbehrt der

1) Einen Erbfischer gibt es u. a. zu Hohen Viecheln zwischen Schwerin und Wismar.

2) Eine Erbfrohnerei liegt dicht vor Rostock am Rande der Barnstorfer Tannen.

3) Ein Erbkrug befindet sich z. B. in dem Dorfe Mecklenburg bei Wismar an der Schwerin-Wismarschen Chaussee.

4) Dem Erbmüller von Brunshaupten an der Ostsee wurde einst am Urbanstage (25. Mai) ein Ochse auf dem Hofe erschlagen, weil er sich nicht um den Bußtag der Brunshaupter kümmerte. Am Urbanstage war nämlich früher ein schweres Gewitter durch Gebet der Gemeinde von Brunshaupten abgewendet worden.

Beziehung auf die Vorfahren, weil es erst neueren Datums ist. Von geschichtlichem Interesse ist es, daß die Küsterstelle zu Zierzow Domi-nialamts Grabow in Mecklenburg vom Jahre 1492 bis 1803 eine Erbküsterei war. (Vergl. Meckl. Tageblatt vom 28. Jan. 1894, Nr 23.) Im Jahre 1492 schenkte der Ritter Achim von Ditten auf Werle der Kirche zu Zierzow den Katen, welchen er seinem Bedienten Claus Suhr gekauft hatte, mit der Bestimmung, daß dieser Claus Suhr des Küsteramtes warte, solches Amt in der Familie sich forterbe und der jedesmalige Inhaber der Küsterei alljährlich 4 Pfund Wachs der Kirche darzubringen habe, wofür er aber in den Genuß alles Bauernrechtes, Wasser, Weide und Holz trete. Die über diese Schenkung von den drei Brüdern Achim, Kuno und Hans von Ditten in Gemeinschaft mit dem Vogt (Amtshauptmann) Kurt Deterth zu Grabow ausgestellte und in ein Meßbuch eingetragene Urkunde lautet:

„Withlick ſy alle den jennen de dyſſe ſchrift ſehen, horen edder leſenn, dat ick Korth Deterth unſſer gnedien Hern Vageth tho Grabow und ick Achim vonn Dittenn, Kone vnde Hans vonn Dittenn, hebbenn gegeven vnde geven yn dat Gadeshus tho Certzow, denn Kathenn dar nu up wahnet Clawes Suhr myth aller belegenheit, alſe he em geſecht vnde vorkofft is, ſo dat ock ſchall nethenn alles Burrechtes, water, weide vnde Holth lieck ſinen Naberen baven vnde nedden. Vor denn vorgenennten Kathenn ſchall he geven yn dat Gadeshus 4 punth waſſes, vnde helpenn dem Preſter tho dem Altar, vnde geven em dat Rokhven. Dith sus ſtede vnde vasthe tho holdenn do ick Korth Deterth Vnſer g. h. Vageth, vnde Achim, Kone vnde Hans Dittenn hetenn ſchrevenn ynn dat Miſzbock, Darann vnde aver is geweſen Her Johann Pollemann, Hans Mews, Clawes Sur, de Schulte vann Brunow vnde geſchach ynn der tidt done vnſe gnedige Her losedenn tho Grabow vnde ſettedenn donn ſulweſz Hinrick Wineckenn to enem Schulten tho Certzow. Datum Anno 1492."

Die Stammtafel weist von 1492 bis zum Dreißigjährigen Kriege die Namen Suhr als Inhaber der Küsterstelle ohne Angabe der Amtszeit-dauer nach. 1652 erbaute Michel Suhr, der seinem im Dreißigjährigen Kriege ermordeten Bruder im Amte folgte, die Scheune. Ihm folgte sein Bruder Thies Suhr, der am 20. Januar 1669 starb. Erbin der Küsterstelle wurde des letzteren Tochter Anna, und der Ehemann der-selben Schneider Hans Gühlcke aus Muchow ward vom Pastor zum Küster erwählt und vom Superintendenten unter Auferlegung besonderer Verpflichtungen bestätigt; er starb 1721. Ihm folgte sein dritter Sohn Jürgen Gühlcke, geb. 1686, gest. 1734. Seine Tochter Anna Marie Gühlcke, geb. 20. Oktober 1720, wurde für Erbin der Küsterei erklärt vom

Kirchensekretär Schlaff, 4. Juni 1734. Nach Verheiratung derselben am 23. November 1736 wurde der Ehemann Schneider Jürgen Rambow 1736 Küster; er starb 1761. Von seinen sechs Töchtern ward Katharina Sophia Elisabeth Rambow Erbin, welche am 30. Januar 1761 den Schneider Heinrich Podeyn aus Blievensdorf geheiratet hatte, der nun wieder zum Küster ernannt wurde. Letzter in der Reihe der Erben der Küsterei war der im Jahre 1767 geborene Sohn Johann Joachim Podeyn, Lehrer in Dars, welcher 1803 als Küster-Adjunkt vociert wurde.

Aber nicht nur größerer ererbter Besitz wird teils aus Pietät für den Erblasser, teils wegen des realen Wertes hoch gehalten, sondern gerade auch kleinere wertlose, ganz unbedeutende Gegenstände. Wir wissen ja alle, wie oft sich an den scheinbar unbedeutendsten, ganz unbrauchbaren Gegenstand eine liebe Erinnerung knüpft, die dann allmählich heilige Verehrung wird. Ein Schritt weiter, und der verehrte Gegenstand wird selbst wunderkräftig und bekommt übernatürliche Kraft.

Im mecklenburgischen Volksglauben kommen folgende ererbte Dinge vor, denen eine besondere Kraft zugeschrieben wird.

Ich will sie in alphabetischer Reihenfolge besprechen. 1. Erbaxt. 2. Erbbibel (Erbknippbibel). 3. Erbbohrer (arwbohrer). 4. Erbegge (arwegg). 5. Erbkette. 6. Erbknopf. 7. Erbmütze. 8. Erbrohr. 9. Erbrock (arwrock). 10. Erbschlüssel (arwslötel). 11. Erbsieb. 12. Erbsilber. 13. Erbschere.

Eine Erbaxt spielt eine Rolle bei Bartsch (Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg) I S. 186 u. 187[1]): Spuk bei Prebberede. In der Nähe von Prebberede, am Wege nach Dalwitz, stand vorzeiten ein alter Ellernbaum, der war innen ganz hohl und darin, sagte man, hause ein böser Geist. Ein Tagelöhner aus Prebberede, der nicht daran glauben wollte, hieb mit einer geerbten Axt den Baum ab und trug ihn in sein Haus. Von der Zeit an rumorte es aber jede Nacht fürchterlich im Hause herum. Der Pfarrer von Belitz wollte den Geist bannen, aber da rief's ihm aus dem Ofenloch zu, er habe mal einen falschen Eid getan und etwas gestohlen, er könne daher den Geist nicht bannen. Endlich kam ein Tischler, der mit Geistern umgehen konnte; der erfuhr dann, daß der Geist ein pommerscher Edelmann gewesen, der einen Meineid getan und keine Ruhe finden könne; da habe man ihn in eine „Pottbuddel" gefangen und über die pommersche Grenze gebracht und in

1) Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. Gesammelt und herausgegeben von Karl Bartsch. Erster Band: Sagen und Märchen, Wien, 1879 (Wilhelm Braumüller), XXV u. 524 S. 8°. — Zweiter Band: Gebräuche und Aberglaube. Jb. 1880. VI u. 508 S. 8°.

den Baum verwiesen. Der Tischler buk nun einen Pfannkuchen und setzte den ins Ofenrohr. Er fing den Geist in einem Sack und trug ihn nach der Grenze zurück. Der Geist machte sich so schwer, daß er den Sack kaum tragen konnte, da nahm der Tischler seinen Stiefelknecht und schlug drauf los; da gab sich der Geist, und der Sack wurde wieder leicht. Der Tischler brachte ihn über die Grenze und schüttete ihn samt dem Pfannkuchen aus und sagte „Hier bleibst du". Seitdem hatten die Prebbereder Ruhe. (Nach einem Bericht von Lehrer Lübsdorf in Raddenfort.)

Die Erbbibel beweist ihre Wunderkraft in folgender Geschichte. In Parchim auf dem Brook (einer Straße) wohnte vorzeiten eine Hexe, „de rod Ils" oder „Wederhex" genannt; ersteren Namen führte sie, weil man sie immer mit einem roten Tuche bekleidet sah. In dem Dorfe Slate bei Parchim wohnte ein Schäfer, der manches von der schwarzen Kunst verstand. An diesen wandten sich die Leute um Hilfe. Da es hieß, daß sich die Hexe Ilse am Abend als dreibeiniger Hase zeigte, so lauerte der Schäfer mit der Flinte diesem auf und schoß ihn an. Da fand man die Hexe in Weibsgestalt blutend unter einem Baume. Nun sollte sie verbrannt werden, aber ihre heimlichen Helfer machten einen Regen, der den Holzstoß auslöschte. Da nahm der Schäfer eine Erbbibel, und als man dieselbe der Hexe unter die Füße gelegt hatte, loderte das Feuer empor und verbrannte sie bald, während die Erbbibel unversehrt aus der Asche hervorgezogen wurde. (R. Samm bei Niederh. 4, 132 flg. Bartsch a. a. O. I, 114.)

Ein anderer Gebrauch steht bei Bartsch a. a. O. II, 235: Man befragt die Erbbibel mittels des eingesteckten Erbschlüssels, oder das Erbsieb, wie lange es bis zu diesem oder jenem Ereignisse dauern werde. Die Zahl der Drehungen gibt die Zahl der Jahre an.

Das Sieblaufen mit einem Erbschlüssel oder auch einer Erbknippbibel, in welche der Schlüssel gesteckt wird, kann man bewerkstelligen, indem man es zwischen den Zeigefinger beider Hände hängt und herumlaufen läßt, ohne damit einen Dieb herausexperimentieren zu wollen, und es wird dieselbe Erscheinung (das Drehen) zutage treten, wie bei der Wünschelrute und bei dem Tischrücken. (Pastor Bassewitz in Brütz, bei Bartsch a. a. O. II, 334.) Wenn in einem Hause etwas gestohlen ist, so glaubt man nämlich, den Dieb auf folgende Weise ausfindig machen zu können. Man nimmt ein geerbtes Buch und steckt in dasselbe einen ebenfalls geerbten Schlüssel, so daß der Ring des letzteren aus dem Buche hervorsieht. Das Buch wird alsdann mit einem Bande zugebunden, so daß man das Buch mit dem Schlüssel aufheben kann. Jetzt stemmen zwei Leute, am besten ein Mann und eine Frau, die Zeigefinger gegen den Ring des Schlüssels und halten so das Buch

in der Schwebe. Eine der beiden Personen fragt alsdann z. B. „Hat A. dem B. das Holz gestohlen?" Auf diese Weise fährt man mit dem Fragen fort. Sobald man den wirklichen Täter trifft, sollen Buch und Schlüssel anfangen, sich auf den Fingern herumzudrehen und niederzufallen.

Um einen Verbrecher zu ermitteln, gibt Bartsch (a. a. O. II, S. 341) folgendes Verfahren an (Zauber und Segen, Besprechungen 1627). Einen Verbrecher zu ermitteln. Nimm eine Erbbibel und befestige darin einen Erbschlüssel. Darauf stellen sich zwei Personen einander gegenüber, jede legt eine Seite des Ringes am Schlüssel sich auf den Daumen, so daß die Bibel nach unten hängt. Jetzt fragt der eine:

Arfbok, ik frag di,
De Worheit sag mi:
Hett N. N. dat un dat verbraken?

Ist der Verdacht ohne Grund, so hängt die Bibel ruhig; sie wird aber zur Erde fallen, wenn man den Namen des Verbrechers getroffen hat.

Ein Erbbohrer kommt vor in der Sage bei Bartsch 152 (a. a. O. I, S. 131): Kuhhirt als Hexenmeister. Die Kuh eines Tagelöhners in Teplitz wollte durchaus keine Milch geben; das kam daher, daß der Kuhhirt des Dorfes, der hexen konnte, sie behext hatte. Auf Rat eines klugen Mannes nahm der Tagelöhner Düwelsabbitwörtel, Witten Urand, Allermannsharnischwörtel, Düwelsdreck und swarten Kaem, und stieß das in einem hölzernen Gefäß mit einem Lindenholzmörser zu Pulver. Dann verschaffte er sich nachts zwischen 11 und 12 Uhr stillschweigend einen Spannagel und glühte ihn im Feuer; dann nahm er einen „Arwbohrer" und bohrte in die Schwelle ein Loch, brachte die Kuh darüber und melkte nun aus allen vier Zitzen kreuzweis so viel Milch als möglich, streute das Pulver hinein, steckte den glühenden Spannagel hinein und klopfte mit einer hölzernen Keule darauf. Alles das geschah bei verschlossener Tür. Wie er nun am Klopfen war, kam der Kuhhirt gelaufen und klopfte an, und wollte etwas geliehen haben. Der Tagelöhner antwortete nichts. Da schrie der Kuhhirt: „Mein Herz verbrennt vor lauter Feuer!" Da erbarmte sich des Tagelöhners Schwester und sagte: „Bruder, halt ein, nun ist's genug." Hätte sie nicht gesprochen, so hätte er den Kuhhirten zu Tode geklopft. Der Kuhhirt aber blieb herzkrank und starb bald danach. (Nach einem Bericht von Lehrer Lübsdorf in Raddenfort.)

Die Wunderkraft einer Erbegge wird bei Bartsch in den Sagen an mehreren Stellen erwähnt. So z. B. a. a. O. I, S. 123. Dor sünd twee Knechts — den Urt aewer weet ik man nich, wo — de kamen

Maidagnacht un willen weeten, ob in dat Dörp ok wol Hexen wiren. Und dor harr en Bur twee Arw-Egen, un dormit trecken se so rund um dat Dörp und laten blot den Weg fri, dor kaenen de Luder nich aewer. Dunn stellen se de Eg' uprecht hen un gan dor unner sitten. Dor kümmt en Kutschwagen antofüren, un dor sticht ne Dam rute, un de een Knecht lett den eenen Foot en beten ruter, un dor fängt se an to pinkern, as wenn se 'n Nagel insllög, un fürt dunn wider; kennt hebben se ẹr aewer nich. Min Knecht aewer, as de gan will, donn is he lahm, un it is em, as wenn he 'n Nagel in Foot harr, aewer dor an to seen is nix. Un dunn sprekt he mit klook Lüd in'n Dörp, un de raden em, he sall dat ganz ebenso in de nächst Maidagnacht maken, ob se sik denn nich aewer em erbarmen ded'. Un hei deit dat ok, un dunn kümmt de Kutschwag' ok wedder an, un de Dam sticht ut, un hett in de Hand so wat as 'ne Kniptang, he kann dat aewer nich orntlich seen, un dor wart se em bi den Foot fummeln, un dor is dat, as wenn se em wat rut treckt, un he kann dunn wedder gan. (Arbeitsmann H. Peters in Sandhagen; aufgezeichnet von Pastor Dolberg.)

Eine andere Geschichte steht bei Bartsch Nr. 147 (a. a. O. I, 127). Zwei Tagelöhner aus Kaeselow bei Gadebusch wußten, daß in ihrem Dorfe viele Hexen seien. Sie nahmen daher in der Mainacht eine geerbte Kette und umzogen damit das ganze Dorf. Nur eine Stelle lassen sie offen und setzen sich mit zwei geerbten Eggen dahin. Da sehen sie gegen Mitternacht einen ganzen Zug vorbeikommen, darunter die Edelfrau, die in einem Wagen mit sechs Enterichen fährt. Alle werden durch die Erbkette und Eggen zurückgehalten, so daß sie nicht heraus können. Sie versuchen alles mögliche, um die beiden Männer aus den Eggen herauszubekommen. Beide aber halten sich tapfer, obwohl sie furchtbare Angst ausstehen. (Nach einem Bericht von E. Thiessenhusen aus Rosenow bei Gadebusch.)

In der Mainacht ziehen die Hexen nach dem Blocksberg und feiern ihr Fest, wobei sie unter anderem auch Wischtücher braten und essen. Sie reiten auf Besenstielen, Schwingblöcken, Hunden, auch Menschen. Wer des Nachts zwei geerbte Eggen kreuzweis gegeneinander aufstellt und sich darunter setzt, kann sie reiten sehen. (Bartsch a. a. O. II, S. 264 Nr. 1376.) Wer in der Mainacht um 12 Uhr eine Egge, „dei man von de Oellern arwt hett", an den Weg und sich darunter setzt, der kann alle Hexen aus dem Dorf kommen sehen. Man muß aber erst einen Kreis mit der Egge um das Dorf gezogen haben. (So allgemein in Mecklenburg; vergl. Bartsch a. a. O. II, 266 Nr. 1384a; auch Norbd. Gebräuche Nr. 50.) Nach anderer Mitteilung (von Seminarist Lüth,

Bartsch a. a. O. II, S. 266 Nr. 1384b) muß man ein Paar Eggen[1]) dreimal um das Dorf ziehen (tragen), sie dann am Wege in Zeltform aufstellen und sich darunter setzen. Ähnlich berichtet der Seminarist Dröggmöller: „Wer de Hex'n na'n Blocksbarg rid'n ſeihn will, dei mütt Maidagsmorg'ns vör de Sünn mit 'ne Eg[1]) um't Dörp rümme trecken un sik unner de Eg verſtęk'n."

Nach Mitteilung aus Testorf durch einen Seminaristen aus Zarrentin muß man das Dorf mit einer Erbegge und einem Erbsieb umziehen, sich dann das Sieb auf den Kopf stülpen und sich hinter die auf den Weg gestellte Egge setzen.

Eine Erbkette kam vor in der oben angeführten Geschichte über das Hexenbannen. Selecta jurid. Rostoch. V, 43 flg. findet sich folgende Geschichte (Bartsch a. a. O. S. 34) aus dem Jahre 1735: Es beschweren sich P. R. und dessen Frau, so auch N. und S. Frau, daß H. W. ihnen nachgeredet, als wären sie von ihnen in der Wolbrechts-Nacht nach dem Blocksberge reitend gesehen worden. H. W., darüber befragt, gesteht, daß er mit H. K. zusammen in der Mainacht eine Kette um K. gezogen. Sie hätten zwei Ketten aus des J. D. Schwibbogen, welche derselbe ererbet, also eine Erbkette wäre, in die Länge aneinander gemacht, zuvor aber das Vater Unser und das Gebet „Mit Gottes Hülff fang alles an" gebetet, und darauf beyde vorne an die Kette gefasset und solche nachschleppen lassen. Den Anfang hätten sie gemacht zur Rechten des Weges auf K. nach G. rechts umb das Dorf biß an denselben Weg zur Linken. Den Weg hätten sie offen gelassen und nicht mit der Kette überzogen, auf daß die Hexen, aus dem Dorfe, über den Weg heraus kommen können. Auch hätten sie, auf der linken Seite des Weges, mit solchen Ketten einen Crayß, und in dem Crayß mit der Ketten ein Creutz gezogen, sich auf das Creutz in dem Crayß niedergesetzet, und die Kette, wie sie bey einander gesessen, über ihre Schultern, umb ihre Hälse gehangen, und wie sie sich gesetzet, hätten sie das Vater Unser gebetet und sich eingesegnet, dabey sagend „Es walte Gott". Und zwar wäre dieses alles, wie es schummer geworden, angefangen usw.

Ein Erbknopf von einem ererbten Rock wird als Kugel benutzt, um auf Hexen zu schießen, die sich in Tiere verwandelt haben. Eine alte Frau, die eine Hexe war, konnte sich in einen Bären verwandeln. So traf sie einst einen Jäger und wollte ihn zerreißen, da kam er bei und nahm einen Knopf von seinem Rocke, den er von seinem Vater geerbt hatte, lud ihn in die Flinte und legte auf den Bären an. Da

1) An diesen Stellen ist nicht ausdrücklich von Erbeggen die Rede.

ward der auf einmal zu einer Frau, aber der Jäger schoß doch und sie fiel tot hin; und wie er näher kam, sah er, daß es die „Ollsch“ aus dem Dorfe war. (Nach einem Bericht von O. Wien aus Hohenfelde, bei Bartsch a. a. O. I, S. 131.)

Wenn eine Hexe der anderen „Tidingen“ (Nachrichten) hinterbringen, oder wenn sie was ausfindig machen will, verwandelt sie sich in einen dreibeinigen Hasen. Schlägt oder schmeißt man nach einem solchen, so prallt Schlag oder Schmiß auf einen selbst zurück; schießt man, so trifft einen selbst die Kugel. Hat man aber einen Knüppel vom Kreuzdorn und schlägt ihn damit, so trifft man ihn; und will man ihn beim Schießen treffen, so muß man einen silbernen Erbknopf in die Flinte laden. (Küster Schwartz in Bellin, bei Bartsch a. a. O. II, S. 40.) Auf einen dreibeinigen Hasen schoß auch im Jahre 1800 ein Bauer aus Dändorf mit Namen J. Voß. Er sah alle Abend von Dändorf nach Dierhagen einen dreibeinigen Hasen traben. Das erstemal traf er nicht. Das zweitemal lud er in seine Flinte einen silbernen Erbknopf und setzte sich in einen Backofen nahe am Weg. Der Hase kam, und Voß brannte ihm die Ladung auf den Pelz. Da rannte der Hase, all was er konnte, hinten um, dorfein. Voß hatte gut getroffen; denn als der Arzt der Schifferfrau, welche sich in den dreibeinigen Hasen verstellt hatte, den silbernen Erbknopf und die Hagelkörner aus dem Körper zog, sagte er: „Der, welcher geschossen hat, hat wie ein Kerl geschossen.“

Die Mützermühle bei Parchim verdankt nach Niederh. 3, 201 flg. ihren Namen einer dort aufbewahrten Erbmütze. Eine frühere Besitzerin setzte sehr ungern eine neue Mütze (Haube) auf. In ihren alten Tagen nahm die Gewohnheit noch zu, und sie hieß allgemein „Fru Mütz“. Der Nachfolger ließ die Mütze, welche als ein wichtiges Erbstück galt und als eine Art schirmendes Kleinod angesehen wurde, in der Mühle festnageln, und von da ab hieß sie Mützermühle. Nach Auszügen aus dem Rostocker Kriminal-Protokoll-Gerichtsbuch (16. Jahrhundert) berichtet Bartsch a. a. O. II, 31: Hans Kröpelin (1586) bekennt, daß ihm Cersten Saße gesagt von dem freien Schuß, man müsse ein Kreuz machen und es unter den Altar legen zwei bis drei Meßen lang, und dann nehme man „ein erbrhor und dasselbige durchschießen sagend das ers nicht noder schonen wolte als wan Got daselbst stünde, und darnach solte mans wieder weck nehmen und bei sich tragen“, und sich dem Teufel sieben Jahre lang ergeben, und während der Zeit es einen andern lehren.

R. Wossidlo (Das Naturleben im Munde des Mecklenburger Volkes, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 4. Heft. 1895.

S. 443)[1]) erzählt von der Wunderkraft eines Erbrockes (arwrock): „Wenn man seihn will, wat in'n küselwind in is, möt man dörch de linke jacksmaug kiken. Den rock möt man arwt hebben.“ (Vergl. Bartsch, a. a. O. II, S. 213 Nr. 1086 flg.) Dasselbe erreicht man, wenn man durch einen Erbschlüssel sieht. Man möt dörch'n arwslätel kiken. (Wossidlo a. a. O.) Der Erbschlüssel spielt überhaupt eine große Rolle im Volksglauben. Will die Butter nicht werden, so wirft man einen Erbschlüssel ins Butterfaß und buttert ihn mit der Sahne durch; fehlt ein solcher, so kann man auch einen Feuerstahl unter das Butterfaß legen. In beiden Fällen bekommt man schnell gute Butter. Wie schon oben erwähnt, befragt man in der Silvesternacht die Erbbibel mittels des eingesteckten Erbschlüssels, oder das Erbsieb, wie lange es bis zu diesem oder jenem Ereignisse dauern werde. Die Zahl der Drehungen gibt die Zahl der Jahre an. Wenn man durch einen Erbschlüssel sieht, kann man die Hexen in der Kirche erkennen. Man muß aber vor Beendigung des Gottesdienstes hinausgehen, sonst blasen einen die Hexen an und die Augen fallen einem aus dem Kopfe. Erwähnt ist schon, wie man mit einem Erbschlüssel und einem Erbbuch (Erbbibel, Erbknippbibel) einen Dieb herausbekommt. Der Erbschlüssel wird gegen Herzspann angewendet. Man nehme einen Erbschlüssel, setze ihn vor die Herzgrube, oder fahre damit kreuzweis über die schmerzhafte Stelle, indem man spricht:

Arvslötel, ik klag di,
Dat Hartspann plagt mi.
De Arvslötel sall gewinn'n,
Dat Hartspann sall verswinn'n.

Im Namen usw.

Das Sieblaufen mit dem Erbsieb erzählt Bartsch a. a. O. II, S. 331. Man nimmt ein von Verwandten geerbtes Sieb und stellt es auf den Rand hin. Dann spreizt man eine Erbschere aus und sticht die Spitzen derselben so tief in den Rand des Siebes, daß man dasselbe daran tragen kann. Dann gehen zwei Personen verschiedenen Geschlechts (konfirmierte) mit dem Sieb an einen völlig dunklen Ort, halten den Mittelfinger der rechten Hand unter den Ring der Schere und heben so das Sieb auf. Sehr erklärlich gleitet bei der geringsten Bewegung der Ring vom Finger und das Sieb fällt nieder, weil man im Finstern nicht balancieren kann. Hierauf fragt die eine Person die

1) Vergl. auch: Kulturgeschichtliche Bilder aus Mecklenburg. Von Pastor emer. C. Beyer. Zauberei und Hexenprozesse im evangelischen Mecklenburg. Unter den Elenden und Ehrlosen. Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen. Heft VI (Ergänzungsheft). Berlin (Wilhelm Süsserott) 1903. 181 S. gr. 8°.

andere: „Im N. G. d. V. usw. frage ich dich, sage mir die Wahrheit und lüge nicht! Wer hat das usw. gestohlen? hat es Johann getan? — Fritz? — Peter? — Beim Nennen des Verdächtigen gleitet der Ring ab, und das Sieb fällt nieder. Dann weiß man den Dieb. (Mecklenb. Jahrb. 5, 108.)

Wundertätig ist auch Erbsilber. Tagelöhner vom Gute Gülzow an der Nebel bemerkten mehrfach bei der Feldarbeit einen dreibeinigen Hasen. Sie veranlaßten einen Jäger, auf das Tier zu schießen, ohne daß er jedoch traf. Da gab eine alte Frau den Rat, das Gewehr mit Erbsilber zu laden. Es wurde nun ein vom Vater auf den Sohn vererbter silberner Knopf in die Flinte geladen. Das gespenstige Tier verschwand, aber ein auf dem Hofe zu Gülzow beschäftigter Drescher, von dem es hieß, er könne hexen, stürzte plötzlich blutend auf der Scheunendiele nieder. In der Wunde fand man das Erbsilber. (Bartsch a. a. O. I, S. 133.)

Schon seit langer Zeit waren die Soldaten, die nachts den Wachtposten bei dem Schlosse zu ** zu versehen hatten, durch eine seltsame Erscheinung in Furcht und Schrecken gesetzt worden. Es kam nämlich zur mitternächtlichen Stunde regelmäßig eine große Sau auf den wachthabenden Mann losgerannt und gebärdete sich, als wolle sie ihn zerreißen. Zuletzt wollte niemand trotz der Strafen, die der harte und grausame Oberst jedesmal über den Flüchtling verhängte, den Dienst mehr tun. Nun war einer unter den Leuten im Besitze eines Stückes Erbsilbers, damit ging er zu einem Goldschmied und ließ sich aus dem Silberstück eine Flintenkugel gießen. Am anderen Abend erklärte er sich bereit, den Posten zu übernehmen. Um Mitternacht kam die Sau wütend auf ihn angestürmt. Er aber legte sein Gewehr an und traf das Ungetüm so glücklich, daß die Gedärme sofort aus dem Leibe hervortraten. Wie im Sturmwind eilte das Tier davon. Am anderen Morgen fand man den Oberst mit ausgetretenen Eingeweiden im Bette liegend. (Lehrer F. Haase in Rostock, bei Bartsch a. a. O. I, 145.)

Eine Kugel von Erbsilber kommt in der Erzählung bei Bartsch (a. a. O. I, S. 148, Nr. 183) vor. Ein Husar kam zu einem Förster in der Nähe von Klein-Krams, dem er mitteilte, daß er in dem Hause eines Mannes namens Feeg zu Klein-Krams einen Knaben getroffen hatte, der sich vermittels eines Riemens in einen Wolf verwandeln konnte. Der Förster, der auf den großen Treibjagden bei Klein-Krams immer gewesen war, denkt bei dieser Erzählung sogleich an einen unverwundbaren Wolf, der immer ein Stück Wild raubte und damit ins Dorf lief. Er meint nun den Wehrwolf erlegen zu können und spricht darum bei dem nächsten Treiben zu seinen Freunden, indem er eine Kugel von

Erbsilber in den Lauf seiner Flinte schiebt: „Heute soll mir der Wehrwolf nicht entgehen!" Seine Gefährten sehen ihn verwundert an; er aber erzählt nichts weiter. Darauf beginnt das Treiben, und es währt nicht lange, so zeigt sich auch wieder der Wolf. Viele von den Jägern schießen auf ihn; aber er bleibt unverwundet. Endlich kommt er in die Nähe des Försters, und dieser streckt ihn zu Boden. Man verfolgt den verwundeten Wolf bis auf den Feegschen Hof, kommt in das Haus und findet hier in dem Bette der Großmutter den Wolf, den man an dem unter der Bettdecke hervorragenden Schwanze erkennt. Der Wehrwolf war niemand anders als Feegs Großmutter. Sie hatte in ihrem Schmerze vergessen, den Riemen abzulegen, und so verriet sie selbst das Geheimnis.

Die Beispiele für die Heiligkeit und Wunderkraft ererbter Dinge ließen sich noch vermehren. Sie beweisen alle die Verehrung und fromme Scheu, die der Mensch vor Verstorbenen und ihrer Hinterlassenschaft hat.

Volkstümliche Feinfühligkeiten.

Von Prof. Dr. **Max Schneidewin** in Hameln.

In der Stadt, in der ich wohne, wurde vor kurzem auf der Straße am alten Münster das Pflaster etwa zwei Meter tief aufgerissen, zur Vervollständigung oder einer Reparatur der Gasröhrenanlage. Es ist ganz vergessen, daß die Straße über einen ehemaligen Gottesacker führt: jetzt aber wurde das den Menschen dadurch ins Gedächtnis gerufen, daß mehrfach Menschenschädel und Totengebeine an das Licht heraufgeschaufelt und entweder neben unvermodertem Sargholz mit auf die Fläche des Tages heraufgeworfen wurden oder doch am Boden des unteren Ganges offen sichtbar lagen. Im Volk wurden Stimmen des Tadels laut, daß die städtische Behörde, die doch von der früheren Bestimmung der Örtlichkeit Kenntnis haben mußte, nicht für einen Kasten zur Aufnahme des voraussichtlich zum Vorschein kommenden Menschengebeins Sorge getragen habe, das dann in geweihter Erde auf dem gegenwärtigen Kirchhof hätte beigesetzt werden müssen. Ich konstatierte mit Interesse diese volkstümliche Feinfühligkeit gegen das Geheimnis und die Majestät des Todes. Ich selbst ertappte mich als befangen von verstandesmäßiger Aufklärung und mußte lebhaft einer Stelle aus Ciceros Tusculanen gedenken. Es heißt dort unter Vorausschickung des allgemeinen Gedankens, daß „alles voll Wahnes und Gedankenlosigkeit sei": „Da findet einer es gräßlich, im Schiffbruch auf spitzes Felsenriff auf-

gespießt zu werden. Ja, wenn noch lebend, gewiß, aber das Schicksal eines Leichnams ist ja ganz gleichgültig." Das war eine Reaktion später Aufklärung gegen eine alte volkstümliche Empfindungsweise, die man ja aus den Homerischen Gedichten kennt, in denen als das Schrecklichste empfunden wird, wenn ein Leichnam Hunden und Raubvögeln zum Fraße wird, und auf der als ihrer Voraussetzung z. B. die ganze Fabel der Sophokleischen Antigone ruht. Friedrich der Große, der Held der Aufklärung, würde mit Cicero und den griechischen Philosophen, denen dieser sich anschließt, gefühlt haben. Der Kirchhof am Münster ist 1785 geschlossen, und es konnte also entfernt nicht davon die Rede sein, daß die Totenköpfe einst Menschen angehört hätten, die noch irgend einer der Lebenden kennt. In diesem Falle würde allerdings auch die Aufklärung von einem Gefühl schwerer Ungebührlichkeit durchschauert sein.

In zwei Fällen, in denen die Scheu vor Entweihung der Leichname noch bekannter Personen in Frage kam, hatte sie ganz mit dem volksmäßigen Empfinden übereingestimmt. Leider hatte vor kurzem der an der Stadt vorüberfließende Strom in Wochenfrist zwei Opfer verlangt. Beide Leichname waren einige Tage nach dem Unglücksfall an der nämlichen Stelle des Ufers, etwas stromaufwärts von der großen Brücke, von dieser aus aber noch erkennbar, angeschwemmt. Bis sie ordnungsmäßig abgeholt wurden, hatten sie dort einige Stunden gelegen, aber einfache Fischersleute hatten sie sogleich bis dahin mit Säcken überdeckt. Die Volksseele empfand es also als ungebührlich, wenn die Augen der Neugierde Blicke zu einer Stelle entsandt hätten, die von einem Schicksal zeugte, dessen Furchtbarkeit die Auslösung bloßer Schaulust in Vorübergehenden nicht ertrug. So deutete ich mir das Zartgefühl der guten Leute. In dem anderen Falle hatte ein Pavillon zum Verkauf von Blumen und Kränzen zum Gräberschmuck hart an der inneren Mauer des Militärkirchhofes — dessen Getrenntheit von dem bürgerlichen eine Eigentümlichkeit nur zweier deutscher Städte sein soll — von einem Gärtner errichtet werden sollen. Der Bau war schon ziemlich vorgeschritten, aber bei der Untermauerung waren Gebeine zum Vorschein gekommen. Durch die Personen, die noch Anverwandte auf dem Friedhofe hatten, ging eine Erregung wegen geschehener Grabschändung, obgleich die Gebeine dort am äußersten Rande seit Menschenaltern im Grabe geruht haben mußten. Der Unternehmer soll erst geltend gemacht haben, daß es gar nicht Menschengebein sei, was dort aufgedeckt sei, sondern Knochen von Tieren; aber binnen kurzem hatten die Entschiedensten unter denen, die sich in Gedanken an die Gräber ihrer Lieben verletzt fühlten, schon bei der Verwaltungsbehörde, ohne Anstrengung gerichtlichen Verfahrens, das Interdikt erstritten, daß der ganze Bau rückgängig gemacht werden mußte; und die Verwaltungs-

instanz, welche ihn erst genehmigt hatte, ist einer, wenn auch nicht schweren, disziplinaren Rektifikation verfallen.

Worauf beruht nun dies deutsche Gefühl, die Überreste der einstmals lebendig gewesenen Menschen durchaus von dem Tageslicht ausschließen zu wollen? Die Franzosen müssen es nicht so haben: liegen doch in Bazeille bei Sedan die Gebeine der am 1. September 1870 Gefallenen, zu schaudernder Verwunderung deutscher Besucher der Schlachtstätten, aufgetürmt in einer umgitterten Grube, dem Blick offen, und haben doch die Engländer 1831 sogar die Brutalität begangen, die Knochen der bei Waterloo begrabenen Krieger in einem „Totenschiff" den Knochenmühlen ihrer Industriebezirke zuzuführen. Der ruhige Verstand kann sich alles Unerlaubte davon hinwegdemonstrieren. Er möchte fast den Toten eher einmal das Auftauchen ans rosige Licht gönnen, wenn nicht auch das wieder ein unverständiger Gedanke wäre, da ja ihre eigene Empfindung absolut Null ist. (Doch bewegt sich hierüber die populäre Meinung in seltsamen Widersprüchen, da sie ja anderseits vielfach den Toten eine Beteiligung an dem diesseitigen Leben zuschreibt, die sich freilich nicht auf die ehemaligen körperlichen Träger des Lebens erstrecken soll. Auch die Kirche tastet mit ihren einschlägigen Vorstellungen ganz im Zwielicht, sofern sie in ihren objektiven, agendarischen Betrachtungen am Grabe immer von der zukünftigen Auferstehung der Leiber spricht, in der vorhergehenden subjektiven Grabrede der Geistlichen aber das schon jetzt sozusagen nach Erdenzeit fortbestehende Bewußtsein der Gestorbenen voraussetzt. Es wäre wahrlich an der Zeit, daß über diese Kernfrage allerersten Ranges einmal bestimmte und widerspruchslose Glaubensmeinungen sich herausbildeten.) Will man etwa das diesseitige Leben vor dem peinlichen Memento hüten, was einmal das Ende aller Unrast des Lebens sein wird? Diese Unrast empfängt ja durch den Tod, wie es Lebensweisheitsdichter der alten und neuen Zeit oft so kräftig einschärfen, die entschiedenste Zurückweisung aller Befangenheit im Leben, gleich als ob dieses ein immerwährender Beziehungspunkt aller Aufregungen, Freuden, Mühen und Sorgen wäre. Aber nein, nicht Egoismus, sondern Pietät enthüllt sich immer als Kern jener Empfindungen: sie sind Scheu-Empfindungen nicht in unserer, sondern in der Toten Seele. Man hält offenbar das Entrücktsein vom Tageslicht für den angemessenen Aufenthalt der „sterblichen" Überreste auch in jedem vereinzelten Falle, wo er nicht selbstverständlich schon besteht, und über die Zeit hinaus, wo er aus hygienischen Gründen für die Lebenden eine Notwendigkeit war: Dunkel und Stille und Unberührtbleiben von der Jagd des Tages stimmt zusammen mit der Stille, in die die Toten eingegangen sind. Dies erscheint den volkstümlich unmittelbar empfindenden

Menschen ja selbstverständlich, aber für die, die auch zu reflektieren gewohnt sind, muß es doch auch einmal ausdrücklich festgestellt werden, weil darin der Widerspruch steckt, die empfindungslosen Toten doch als Wesen zu behandeln, die noch Rücksicht auf ihre Empfindung beanspruchen. In der Tat ist es mir immer seltsam erschienen — nicht gerade, daß der alte Cyrus auf seinem Grabmal dem Beschauer nichts anderes zu sagen hat, als daß er ihm seine Gebeine nicht stören möge, wohl aber, daß noch der große Shakespeare in seiner doch wohl auf ihn selbst zurückgehenden Grabschrift keinen Gedanken für die Nachwelt hat, als des Segens für den, der seine Gebeine ruhen läßt, und des Fluches, der sie — etwas Unmögliches! — „stört".

Die Rücksichtnahme auf die Toten in der volkstümlichen Empfindung ist jedenfalls sehr zart. Die Römer, die in ihr sehr religiös waren, suchten sie damit als vernünftig zu begründen, daß sie einen Beweis in ihr fanden, daß „die Toten noch etwas angehe". Sie fühlten also jenen Widerspruch sehr wohl, aber es wäre doch eine schauerliche Zerstörung der Ruhe der Toten, für welche die Nation ein lautes Zeugnis ablegt, sie so in die Diesseitigkeit verflochten zu denken. Die Hauptsache ist, daß an der sehr fraglichen Feinfühligkeit für Wesen, die fälschlich als auf sie reagierend angenommen werden, sich das Gefühl für die Lebenden ein Muster nehme, das auf einen sicheren Resonanzboden rechnen kann und leider so oft versagt. Bekanntlich wird das mit Recht einem sentimentalen Gräberkultus entgegengehalten, wenn diesem im Leben nicht ein liebevoll aufmerksames Verhalten entsprochen hat.

Sprechzimmer.

1.

Zur Erklärung von Schillers „Macht des Gesanges".

In Horazens Literaturbrief (II, 1) an Augustus finden sich zwei Stellen, an deren einer von der Gewalt des Chorliedes, an der anderen von der Einwirkung des dramatischen Dichters auf den Hörer die Rede ist:

inopem solatur et aegrum. 131
Castis cum pueris ignara puella mariti
Disceret unde preces, vatem ni Musa dedisset?
Poscit opem chorus et praesentia numina sentit,
Caelestes implorat aquas docta prece blandus,
Avertit morbos, metuenda pericula pellit,
Impetrat et pacem et locupletem frugibus annum.

Carmine di superi placantur, carmine Manes. 138
Ille per extentum funem mihi posse videtur 210
Ire poeta, meum qui pectus inaniter angit,
Irritat, mulcet, falsis terroribus implet,
Ut magus, et modo me Thebis, modo ponit Athenis. 213

Vergleicht man hiermit aus Schillers „Macht des Gesanges" die Abschnitte von 31 bis 40 und 13 bis 20:

So rafft von jeder eitlen Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängnis fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
Solang des Liedes Zauber walten.
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle,

so zeigen sich zwischen den Worten des venusinischen und denen des deutschen Sängers so viele Berührungspunkte, daß man eine direkte Anlehnung Schillers an Horaz[1]) annehmen muß. Gibt man dies zu, so findet der Lehrer, der Schillers Gedicht zu behandeln hat, beispielsweise für den Vers:

Und tritt in heilige Gewalt

die Erklärung in dem Horazischen: praesentia numina sentit;

Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts

umschreiben die Worte:

Carmine di superi placantur, carmine Manes,

indem Schiller nicht die Himmlischen, nicht die Manen durch den menschlichen Weihegesang gesühnt, sondern die Menschen unter dem Eindruck der göttlichen Kunst mit den Göttern der Unter- und Oberwelt vereinigt werden läßt; dagegen ist der Ausdruck: „Auf schwanker Leiter" die Übersetzung von per extentum funem. Der wie auf dem gespannten Seile hinwandelnde, d. h. außerordentlich Schwieriges leistende Dichter spielt gleichsam mit den Gefühlen der Hörer (inaniter angit, irritat, mulcet, falsis terroribus implet).

Bartenstein, Ostpr. Professor **Ernst Hasse.**

---

1) Vergl. meinen Aufsatz „Schillers Glocke und das griechische Chorlied" in der Festschrift zum siebzigsten Geburtstage von Oskar Schade. Königsberg i. Pr., Hartungsche Verlagsdruckerei, 1896, S. 79 flg.

2.

Wie heißt der Dichter des Kirchenliedes: „Gott des Himmels und der Erden"?

In der Einleitung zu meinem Schriftchen über „Julius Sturm" (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff, hgg. v. Rud. Virchow, N. F. 13. Serie Nr. 306) habe ich auf das im Jahre 1858 erschienene Buch Eduard Heydens „Galerie berühmter und merkwürdiger Reußenländer" hingewiesen und bemerkt, daß dieses Buch nicht nur im Reußenlande, sondern auch im übrigen Deutschland gekannt und gelesen zu werden verdiene. „Oder welchen Deutschen sollte es nicht interessieren, daß Heinrich Schütz, der erste deutsche Opernkomponist, Karl Neumann, der Dichter des bekannten und vielgesungenen Studentenliedes „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude", Heinrich Alberti, der Dichter und Komponist des bekannten Kirchenliedes „Gott des Himmels und der Erden", Johann Friedrich Böttiger, der Erfinder des Porzellans, und der berühmte Orgel- und Instrumentenbauer Friederici, dessen Flügel seinerzeit in ganz Deutschland verbreitet waren (Goethe „Dichtung und Wahrheit" Hempelsche Ausgabe Bd. 20, S. 112), entweder dem Reußenlande entstammten oder in ihm gelebt haben?" Hier ist also der Dichter und Komponist des oben genannten Liedes Heinrich Alberti genannt, während er in den Literaturgeschichten fast ohne Ausnahme nur Heinrich Albert heißt, und es sind daher mehrere Anfragen an mich ergangen, warum ich den Namen so schreibe. Die Gründe hierfür sind folgende. Erstens nennt Heyden in seinem oben genannten Buche den Dichter Heinrich Alberti und betont ausdrücklich, daß dieser sich selbst Alberti schrieb, „wie dies deutlich aus einem noch von ihm vorhandenen Stammbuchblatt aus dem Jahre 1644 erhellt". Zweitens gibt auch das Geraer Gesangbuch, soweit ich es verfolgen kann, die Schreibung Alberti, und endlich findet sich diese Form des Namens noch heute als Familienname im reußischen Oberlande. Ich hielt mich also für berechtigt, in meinem Schriftchen unseren Dichter „Heinrich Alberti" und nicht „Albert" zu nennen.

Gera, Reuß. **Ferd. Hoffmann.**

3.

Verfumfeit, verdorben. (Zu Zeitschr. XVI, 131.)

F. Weidling bestreitet mit Recht, daß dieses niederdeutsche Wort zu engl. forfeit zu stellen ist. Das schwache Verbum verfumfeien geht zurück auf ein im Ostfriesischen (s. Ten Doornkaat Koolmans Ostfr. Wb. I, 571) erhaltenes Subst. fumfei, lustiges Tanzgelage oder eigent-

lich „Bierfiedelspiel mit Tanz“ in einer gemeinen Schenke nach der Bierfiedel, deren schnell auf- und abrutschender Bogenstrich und Ton eben durch fumfei (oder auch fibel-fum-fei, wie bibel-bum-bei) angedeutet wird. Von dem, der sein Vermögen in diesen lustigen und gemeinen Bierfiedelschenken leichtsinnig verschwendet, sagt man: 't geit all' in de fumfei oder: hê ferfumfeid't all. Verfumfeien, ursprünglich „bei Tanz und Musik vertändeln“, heißt dann auch auf jede andere Art etwas verscherzen, durch Unbedachtsamkeit um etwas kommen, verlieren. „So sagt man von einer Jungfer, daß sie ihren Kranz oder die Jungferschaft verfumfeiet habe, es sey beym Tanz in lustiger Gesellschaft, oder sonst.“ Brem. niedersächs. Wb. I, 467 vom Jahre 1767. Das studentische „verbumfiedeln“, auf das Weidling verweist, ist wahrscheinlich aus „verfumfiedeln“ entstellt. Andere entstellte Formen: „verpumfeien, verbombeisen, verpopeizen“ weist Vilmar im Kurhessischen Idiotikon S. 112 nach. Eine ähnliche Bedeutungsentwicklung hat verbîdeln (Ten Doornkaat I, 443) durchgemacht, das auch ursprünglich leichtsinnig vertanzen und verspielen, dann überhaupt verschwenden bedeutet. In der hiesigen Mundart ist die Bedeutung des auch im Niederländischen (verfomfoeijen, verfomfaaijen) erscheinenden Wortes verdunkelt. Man hört: de sâke is verfumfeiet, „die Sache ist verfehlt“. Nach Schambachs Idiotikon S. 261 sang man früher: „Kinders, lât ösch lustig sîn, Himmel un öre sal use sîn, Wenn wi't nich verfumfeiet“. Von einem erwachsenen Mädchen, das aus seinen Kleidern „herausgewachsen“ war, hörte ich sagen, es sehe aus, „wie ein verfumfeites Kind“.

Northeim. Prof. Dr. **R. Sprenger.**

4.

„Die Trulle“ und Mundartliches bei Goethe.

Dieser, von vornherein zweifellos derb volkstümliche Ausdruck in Goethes „Hermann und Dorothea“ II, 476 flg.:

> „Aber denke nur nicht, du wollest ein bäurisches Mädchen
> Je mir bringen ins Haus als Schwiegertochter, die Trulle!“

hat mir, seitdem ich über meine eigene Schülerlektüre hinaus der sprachlichen Seite Goethescher Dichtungen nähertrat, immer wieder die Notwendigkeit einer Erklärung nahegelegt. Aber erst als ich 1898 mit meinen Aschaffenburger Realschülern das herrliche klassische deutsche Epos las und bei dessen Erläuterung den Sprachschatz meiner Zöglinge heranzog, der demjenigen des jungen Goethe ganz nahverwandt war, kann ich wirklich bestätigen, daß in der sogenannten untermain-fränkischen Abart des rheinfränkischen Dialekts, die in dem Dreieck Aschaffenburg-Darmstadt-

Frankfurt a. M. bis in höher gebildete Kreise herrscht, „Tralle“ (gesprochen Dralle) eine plumpe, unzierliche, unmanierliche Frauensperson bezeichnet. Das nahestehende Wort „Truschel“ (gesprochen Druschel) meint mehr ein dummes, ungeschicktes, zu nichts anstelliges weibliches Wesen, wobei die „Trutschel“ als Vogel der Volkssprache — vergl. „Die Trutschel und die Nachtigall“ in „Des Knaben Wunderhorn“ — mit vorschweben mag, so daß man etwa auch an „eine dumme Gans“ denken dürfte. Beide Idiomatismen hat der Schriftleiter der „Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins“ Dr. O. Streicher XVII (1902) Nr. 10, S. 291 in einem Zusatz zu Rob. Sprengers Erörterung von „Trulle“ nebeneinandergestellt, und diese dankenswerte Anregung Sprengers veranlaßt mich zur heutigen Angabe. Dabei liegt es mir aber hauptsächlich daran, auf die vielseitige Hilfe hinzuweisen, die die zahllosen, östlichen und nördlichen Sprachgebieten entstammenden Kollegen an Frankfurter und benachbarten Lehranstalten zum Verständnisse des Goetheschen Wortvorrats sowie Wortgebrauchs aus der dortigen, ihnen auch durch ihre Schüler vermittelten Mundart beizubringen vermöchten. Es mangelt da freilich leider an Vorarbeiten; denn die gründlichen, wohl hauptsächlich im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ vor einem Jahrzehnt (1893) veröffentlichten Untersuchungen des (noch jetzt in Frankfurt a. M. lebenden) Dr. A. Haimeran über die Dialekteinflüsse auf den jungen Goethe sind, soviel ich weiß, unvollendet geblieben. Anderseits erleichtert der ziemlich weite Abstand der angeborenen Mundart der allermeisten Lehrer an Frankfurter höheren Schulen von ihrer Schüler und Goethes Sprach- und Ausdrucksform solche Feststellungen außerordentlich im Vergleiche mit denjenigen, die etwa württembergische Kollegen, weil wohl durchgängig selbst Schwaben, im Geburts- bezw. Erziehungsgebiete Schillers bei ihren Klassenangehörigen zugunsten der Schiller-Erkenntnis erzielen würden; übrigens ist mehr geschehen, Schillers sprachlichen Zusammenhang mit seiner Heimat zu betonen als bei Goethe, der allerdings auch äußerlich weniger in ihr wurzelte.

An diesem Orte auf die oben angezogenen Andeutungen Sprengers und Streichers hinzuweisen, hielt ich wegen des allgemeineren Gesichtspunktes, der mir dabei in Betracht kommt, für angebracht, außerdem wegen der Fruchtbarkeit der Sache für die Schullektüre. Es sei dazu noch verzeichnet, daß der Wiener Gymnasialprofessor Dr. Adolf Lichtenheld — der übrigens thüringischer Abkunft ist, also die Notiz bei L. Hertel („Thüringer Sprachschatz“, 1895) über „Trulle“ und „Truschel“ selbst nachprüfen könnte — in seiner oft aufgelegten Gräserschen Schulausgabe von „H. u. D.“ (1883, 12. A. 1901, jetzt Teubner), S. 56, A. 53 erklärt: „Plump und bäuerisch. Vergl. trollen.“ Ferner bemerkt H. Leppermann in seiner

neuen tüchtigen Schulausgabe (Aschendorffsche Sammlung, 1901), S. 27: „plumpes, derbes Frauenzimmer. Maskulinum dazu ist Troll.“ K. H. Keck im 1. Bändchen (1883) der von ihm geleiteten „Klassischen deutschen Dichtungen mit kurzen Erklärungen für Schule und Haus“[1]), S. 29: „‚Trulle‘ ist eine plumpe, grobe Bauerndirne. Das Wort ist Femininum zu Troll = grober, ungeschlachter Kerl, ursprünglich gespenstiges Ungetüm, Unhold.“ A. Funke in seiner oft erneuerten Nr. II von „Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar“: „‚Trulle‘ = plumpe Bauerndirne. Mhd. trolle, Tölpel, ungeschlachter Mensch (eigentl. gespensterhaftes Ungetüm).“ In der Cottaschen „Schulausgabe. Mit Anmerkungen von Prof. Denzel in Stuttgart“ liest man S. 18 als Erläuterung: „grobe, plumpe Bauerndirne, von drol (drillen), grober Faden.“ J. B. Krallinger in Nr. II der A. Brunnerschen „Sammlung deutscher Dichtungen und Prosawerke für den Schulgebrauch“ (2. [Titel-]Aufl., Bamberg 1901), S. 33 sagt einfach „‚T.‘ = plumpe Dirne“. — Mir scheint, daß Goethe in Weimar das ihm aus seiner hessischen Jugend-Redeweise im Ohre liegende „Tralle“ — nach Hertel (s. o.) — in das thüringische „Trulle“ verschoben hat. Die Aussprache als „Dralle“, die ich im Revier des jungen Goethe heutzutage allein belegen kann, fällt kaum auf, sobald man vergleicht, daß der berühmte Shakespearesche Elfe Puck in A. W. Schlegels klassischer Übersetzung als „Droll“ erscheint, was doch gewiß eine Anlehnung an jenes „gespenstige Ungetüm“ Troll bedeuten soll.

Endlich habe ich noch ein wenig benutztes, aber recht wertvolles Handlexikon befragt, das nach Erscheinungszeit und -ort sowie nach (vermutlicher) Herkunft und Umschau seines Verfassers für Goethe und „Hermann und Dorothea“ mit Fug herangezogen werden darf: „Deutsches Provinzialwörterbuch. Von Anton Edeln von Klein, des H. R. R. Ritter, Pfalz-Zweybrückischem Geheimen Rath, Kurpfälzischen Hofgerichtsrath ...“ (Frankfurt und Leipzig, 1792)[2]), dessen Wortvorrat, wie schon die Abkürzungenliste Bd. I, S. IX flg. ausweist, wesentlich aus Südwestdeutschland stammt. Darin finde ich: II, S. 193 „Tralle, ein Dummkopf. Wirt[emberg]“, S. 198 „Trullen, grobe Fäden spinnen. E[lsaß]“, S. 199 „Trutschel, ein kleines dickes Kind, Mädchen; ein gutes einfältiges Mädchen, auch ein altes Mütterchen. B[ayern], Pf[alz], E. Augsb. Cobl. G[ülch u.] B[erg], Dud[erstadt]“, außerdem I, S. 88 „dralle, geschwind. Hildesh[eim]“. Eine reichhaltige Auswahl!

München. **Ludwig Fränkel.**

---

1) S. meinen Hinweis darauf, Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. XVI, S. 657 u. Anm.

2) 6. und 7. Band der „Schriften der Kurfürstlichen Deutschen Gesellschaft in Mannheim“, also ebenfalls in rheinfränkischem Gebiete hervorgetreten.

5.

Zum Nibelungenliede.

Zu Strophe 911, 3, wo von dem Waskenwalde, dem Vogesengebirge, als dem Ziele der Jagd die Rede ist, macht Karl Bartsch in seiner kommentierten Ausgabe des Nibelungenliedes (Deutsche Klassiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. III. Bd. 1879[5]) folgende Bemerkung: „Der Waskenwald wird 927, 1., 1002, 1 von Worms durch den Rhein getrennt gedacht; waren des Dichters Kenntnisse genau, so muß der Wohnsitz der Könige nicht in Worms selbst, sondern auf dem rechten Rheinufer gedacht werden.“ Einer solchen Annahme jedoch, daß die burgundischen Könige auf dem rechten Ufer des Rheins gewohnt hätten, widerspricht zunächst die Nachricht des Dichters (Strophe 1514, 1. 1516, 2 und 1522, 4), daß man bei dem Aufbruche ins Hunnenland mit Schiffen über den Rhein gesetzt sei. Hätten die Burgunder ihren Sitz auf dem rechten Ufer gehabt, dann hätten sie nicht überzusetzen brauchen. Wären sie aber vom rechten Ufer aus übergesetzt, dann wären sie ja auf das linke Ufer gekommen, was sie bei Fortsetzung der Reise in ganz entgegengesetzte Richtung, nach Westfranken geführt hätte, während sie doch in Wirklichkeit, um nach Ungarn zu gelangen, nach Osten ziehen mußten. Sie müssen also unbedingt am linken Ufer die Schiffe bestiegen haben und am rechten gelandet sein. Diese an sich einleuchtende Tatsache erhält noch ihre Bestätigung durch Strophe 1524, 1 und 2, wo ausdrücklich gesagt ist, daß die Reisenden sich dem Maine zuwandten und durch Ostfranken ritten.

Aber auch noch aus mehreren anderen Stellen des Gedichtes geht klar hervor, daß der Wohnsitz der Burgunder auf derselben Seite des Rheins wie Worms selbst, d. h. auf der linken, gelegen haben muß.

So lesen wir z. B. Strophe 1714, der Bote, den Rüdiger vorausgesandt, um ihre Ankunft zu melden, habe den Leuten allenthalben gesagt,

> daz die helde koemen von Wormez über Rîn.

Kriemhilde spricht 1739, 3:

> saget waz ir mir bringet von Wormez über Rîn.

Dann begrüßt Etzel den König Gunther u. a. mit den Worten:

> mîn dienst ich in enbôt
> mit triuwen vlîzerlichen ze Wormez über Rîn. (Str. 1809.)

Ferner heißt es Strophe 2093 von Giselher

> daz du nie komen waerest von Wormez über Rîn

und 2101 sagt Giselher:

> des getrôuwet' ich vil übele, dô du mich über Rîn
> ladetes her ze lande in dise grôze nôt.

Auch die Strophen 1025 und 1039 sprechen wohl für die linksrheinische Lage des königlichen Palastes. Dort nämlich, wo von der Klage um den toten Siegfried die Rede ist, wird uns berichtet:

> dô wart von sînen vriunden der jâmer alsô grôz,
> daz von dem starken wuofe palas unde sal
> und ouch diu stat ze Wormez von ir wéinén erschal.

Hier hören wir von Kriemhilde:

> dô hiez diu edele vrouwe zuo dem münster tragen
> Sîfrit den herren, ir vil lieben man.

Es kann also nach allem kein Zweifel darüber bestehen, daß die Wohnung der burgundischen Könige ebenso wie die Stadt Worms auf dem linken Rheinufer lag.

Wenn nun die Burgunder beim Auszug zur Jagd über den Rhein (927) fuhren, so kann der Waskenwald nicht der Ort der Jagd gewesen sein, sondern der Odenwald muß es gewesen sein, was auch schon wegen der geringeren Entfernung wahrscheinlicher ist. Denn die Jäger kehren noch an demselben Tage in der Nacht, die sie erst abwarten (1002, 1: Dô erbiten si der nahte und fuoren über Rîn), zurück. Außerdem paßt dann auch Hagens Ausrede (967) besser, er habe geglaubt, die Jagd solle im Spessart stattfinden, und deshalb den Wein dorthin bringen lassen.

Dieburg (Hessen). **Ernst Seeger.**

6.

Zu zwei Gedichten F. W. Webers.

1. Frau Welt und der Klausner. Die Welt macht dem Klausner Vorwürfe darüber, daß er nicht aufhört sie zu lästern, worauf er u. a. erwidert: „Ich gab euch wenig Grund zur Klage. Ich sah euch eben, wie ihr seid, gleich mit den Schwalben früh am Tage. Als ihr noch ginget unfrisiert und ungeschminkt und ungeschnürt . .“ Diese Stelle ist jedenfalls in Erinnerung an eine Auslegung des Schwalbengezwitschers zustande gekommen, an ein weitverbreitetes volkstümliches Zwiegespräch, das in Westfalen, der Heimat des Dichters, zwischen Kirchen- und Hausschwalbe so stattfindet. Die Kirchenschwalbe ruft entzückt: „Dos Weibsbild, dos zâde Bild wil's in die Kirche gê!“ Rasch und eifrig antwortet ihr die Hausschwalbe, welche von ihrem Nest unter dem Dache aus früh und spät in Stuben und Kammern sieht: „Wenn du se sêst, wenn ich se se, des Morgens früh, des Abends spät, dann würstu dos nit ssagê, dann würstu dos nit ssagê.“ In anderen Gegenden, so hier, wird die Lerche als Lobspenderin eingeführt. Lerche beim Aufsteigen: „Dat Weuiwertuig, dat Weuiwertuig, dat is dat beste Tuig!“ Schwalbe: „Ach, wenn diu se seih'st, wu ek se seih, sâu soll dek griun!“

2. Andre, denen Leid geschehen ... Das erste, tiefempfundene Gedicht aus „Hildegundens Trauer“ (Dreizehnlinden) ... „An der Linde ihr zu Häupten sitz' ich oft und weine, weine. Leise nur; ein Mutterschlummer ist so leicht, sie würd' es hören; nein, es darf des Kindes Klage ihre Seligkeit nicht stören ...“ In diesen Versen hat der Dichter einen alten Aberglauben poetisch verwertet, den, daß den Toten nachgeweinte Tränen auf die Leiche im Grabe niederfallen und ihre Ruhe stören. Oft hat dieser Aberglaube poetische Verwendung gefunden; so in zwei Gedichten von Vogl: „Die Mutter im Grabe“ (kann vor den tränenreichen Klagen der Kinder nicht darin ruhen); „Das tote Kind“ (hat vor den Tränen der Mutter keine Ruhe im Grabe). Denselben Inhalt weisen u. a. noch das Grimmsche Märchen „Das Totenhemdchen“ auf und das Bechsteinsche „Das Tränenkrüglein“ (das Kind hat vor den Tränen der Mutter keine Ruhe im Grabe und keine Seligkeit im Himmel), sowie eine Sage aus der Umgegend der mittleren Werra „Die Tränenkrüglein zu Unterrohn“ (zwei Kinder sterben kurz hintereinander und erscheinen. „Mutter ... was weinst du noch immer? Du läßt uns nicht ruhig im Grabe schlummern; höre doch auf zu weinen!“). In einer „Skizze“ („Vom Fels zum Meer“, 22. Jahrg., Heft 14) äußert die Alte kurz vor ihrem Tode ihre Wünsche und sagt dabei auch zu der Tochter: „Die Haube tust mir an ... die will ich mit ins Grab nehmen. Und lamentier net so laut, das nimmt einem die Ruh' ...“ Schon in früher Zeit und heute noch hütet man sich besonders davor, Tränen in den Sarg auf den Toten fallen zu lassen, um ihm nicht die Ruhe des ewigen Schlafes zu rauben. „... O, sie würde, Urlaub heischend, an der goldnen Pforte stehen ...“ heißt es weiter in der Schlußstrophe. Auch in diesem Verse ist auf einen alten weitverbreiteten, mit jenem verwandten, gleichfalls oft poetisch verwerteten Aberglauben angespielt, wonach der Geist der toten Mutter — von Gott „Urlaub heischend“ — auf die Erde zurückkehrt, um das Jammer und Elend leidende Kind „nachzuholen“ oder doch um ihm tröstend und helfend beizustehen.

Markoldendorf b. Einbeck. Dr. **August Andrae.**

7.

Zur Redensart „von Pontius zu Pilatus“.

Über die vielverbreitete Wendung „jemand von Pontius zu Pilatus schicken“ oder „von Pontius zu Pilatus laufen“ ist in letzter Zeit mehrfach in dieser Zeitschrift die Rede gewesen. So ist im 15. Jahrg. S. 604 bemerkt, daß Heinrich Heine im Jahre 1840 die Wendung „von Pontius nach Pilatus rennen“ gebraucht habe, und hinzugefügt, daß es doch eigentlich nach Luk. 22, 11 heißen müßte „von Herodes zu Pilato laufen“;

das nämliche gibt S. 440 des 16. Jahrganges Carl Müller (Dresden) als die richtige Form der Redensart an, was durch eine Stelle aus Meißners Skizzen vom Jahre 1796 (12, S. 310) belegt wird („Man schickte ihn immer vom Herodes zum Pilatus“). In dieser Form gibt auch Borchardt (Die sprichwörtlichen Redensarten, 1888) die Redensart an, während Wustmann in der 2. Auflage diese Form nur als landschaftlich neben der anderen vorkommend bezeichnet, als eigentliche Form aber „jemand von Pontius zu Pilatus schicken“ angibt.

Es scheint mir nun nicht recht zu sein, die eine Form als die richtige, die andere als die falsche zu bezeichnen, wie dies z. B. bei Büchmann — Robert-tornow S. 70 der 18. Auflage der geflügelten Worte — geschehen ist; sie haben vielmehr beide in ihrer Art ihre Bedeutung und können deshalb ihren Platz jede für sich im Sprichwörterkorpus beanspruchen. Offenbar sagte man, was ja aus der von Carl Müller angeführten Stelle aus Meißners Skizzen hervorgeht, vor 100 Jahren „jemand von Herodes zu Pilato schicken“ bezw. „von Herodes zu Pilato laufen“; inzwischen aber hat sich aus dieser Wendung mit besonderer Pointe die andere Form entwickelt „jemand von Pontius zu Pilatus schicken (laufen)“ und ist als solche üblich geworden, so daß jene frühere Wendung heutzutage fast ganz von ihr verdrängt zu sein scheint. Der Witz dieser neuen Redensart, die Wustmann mit Recht „nicht das schlechteste Witzwort“ nennt, „das der deutsche Volksmund geschaffen hat“, besteht darin, daß Pontius und Pilatus dieselbe Person bezeichnen; wer also damit sagen will, daß er eine beschwerliche Hin- und Herlauferei gehabt oder jemand eine solche verschafft habe, macht sich starker Übertreibung schuldig; denn da Pontius und Pilatus dicht nebeneinander liegen, ja zusammengehören, so ist seine Mühe gar nicht so groß gewesen. In diesem Sinne kann die Redensart jenen vielfachen witzigen Übertreibungen des deutschen Volksmundes an die Seite gestellt werden, die, bei Lichte besehen, das Gegenteil von dem bedeuten, was sie bedeuten sollen, wie z. B. „Das ist so klar, wie dicke Tinte (Kloßbrühe)“, Borchhardt-Wustmann 2. Aufl. S. 37 Nr. 88; „es stimmt, wie eine Kirchenrechnung“ (die gewöhnlich nicht stimmte); „das kann selbst der Blinde mit dem Stocke fühlen“ usw. Was aber die scherzhafte Verwendung der beiden Bestandteile des Eigennamens anbetrifft, so sei an die witzige Anwendung erinnert, die man i. J. 59 v. Chr. mit dem Namen des großen Julius Cäsar vornahm. Da dieser es nämlich verstand, seinen Kollegen im Amte, M. Bibulus, gänzlich an die Wand zu drücken, so nannte man als Konsuln dieses Jahres nicht diesen und Cäsar, sondern Julius und Cäsar (Sueton im Leben Cäsars Kap. 20).

Helmstedt. Dr. **Linde.**

Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit von Karl Barthel. 10. Auflage, neu bearbeitet und fortgesetzt von Max Vorberg, weitergeführt und vollendet von Guido Burkhardt. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann, 1903.

Habent sua fata libelli. Dieses Wort gilt in besonderem Maße von dem genannten Werke, das, wie schon die Titelangabe zeigt, mehrere Bearbeiter gefunden hat. Tatsächlich waren es aber nicht nur drei, sondern fünf. Die ersten drei Auflagen stammen von dem ursprünglichen, gerade vor 50 Jahren heimgegangenen Verfasser Karl Barthel, die vierte bis achte von seinem Bruder Gustav Emil Barthel. Von letzterem rührt zunächst auch die neunte Auflage her, bis Kränklichkeit ihn zwang, die Feder niederzulegen, so daß die genannte 1879 erschienene, vom Unterzeichneten besprochene Auflage zum allergrößten Teile von Professor Dr. Röpe in Hamburg verfaßt ist. Seitdem vergingen wieder volle 18 Jahre, bis der mit unermüdlichem Fleiße als Prediger, Schulinspektor und Schriftsteller tätige Superintendent Max Vorberg Ende 1897 die Neubearbeitung übernahm. Aber ihm riß der unerbittliche Tod die Feder aus der Hand vor der Vollendung des Werkes. Die siebente und letzte Lieferung rührt vom Missionsdirektor Guido Burkhardt in Herrnhut her. Doch trotz der fünf Bearbeiter und trotz ihrer im einzelnen vielfach abweichenden Ansichten ist doch der Zweck des Buches immer der gleiche geblieben, nämlich wie in der Vorrede Burkhardts des näheren ausgeführt wird, „ein Pfadweiser auf dem Gebiet der neueren deutschen Dichtung für das gebildete christlich-deutsche Haus zu sein". Diese Aufgabe zu erfüllen, ist das Buch, ohne engherzig zu sein, namentlich in der neuesten Bearbeitung redlich bemüht gewesen. Es hat sich bestrebt, Dichter und Dichtungen der verschiedensten Richtungen möglichst ausführlich und gerecht zu würdigen. Schon der äußere Umfang der neuesten Auflage verglichen mit der früheren — 1144 gegen 1013 Seiten — bestätigt dies. In dem ersten Abschnitt: Zur Einleitung und Übersicht S. 1—13 werden als die Hauptmächte, die unsere zweite klassische Periode bestimmten, Renaissance und Reformation genannt. Wohltuend berührt namentlich die warme Würdigung Herders, obwohl dieser doch der positiv-theologischen Richtung nicht angehörte, sowie Goethes in seiner Bedeutung für unsere Zeit. Von S. 14—51 gibt Vorberg eine gute Charakteristik der Dichter der romantischen Schule. Nur zweimal ist ihm ein lapsus memoriae zugestoßen. Tieck ist nicht 1772, sondern 1773 geboren (S. 23) und Friedrich v. Schlegel trat nicht 1803, wie S. 36 erwähnt ist, sondern 1808 in Köln zum Katholizismus über. Übrigens ist gleich auf S. 37 bei Erwähnung seiner Gattin Dorothea, die mit ihm das gleiche tat, das

richtige Datum erwähnt. Mit der Beurteilung E. Th. A. Hoffmanns kann sich Referent nicht ganz einverstanden erklären. So wenig zu verkennen ist, daß der Lebenswandel Hoffmanns manche Blöße darbot, so ist doch anderseits nicht zu verschweigen, daß dieser Schriftsteller von 1806—1816 stellenlos zu einem umherschweifenden Leben gezwungen war. Auch den Schriftsteller würdigt Vorberg nicht ganz nach Verdienst. Er sagt: Wie H.s Schriften zu ihrer Zeit vom Publikum gierig verschlungen werden konnten, ist uns jetzt kaum noch begreiflich. Merkwürdigerweise werden aber die Schriften Hoffmanns trotz mancher Verschrobenheiten namentlich in der Gegenwart nach längerer Vernachlässigung wieder sehr hervorgesucht. Wer sollte nicht auch am Kater Murr mit seiner köstlichen Gegenüberstellung der idealistischen und realistischen Lebensrichtung, an Meister Martin und Doge und Dogaressa seine Freude finden? Bei den Sängern der Freiheitskriege S. 51 bis 70 hätte Vorberg unter Max v. Schenkendorfs Dichtungen recht wohl auch die Gedichte, in denen er sich als Prophet des neuen Deutschen Reichs zeigt, erwähnen können: Erneuter Schwur. An Friedr. Ludw. Jahn und Antwort, sowie die köstlichen, die deutsche Landschaft verherrlichenden Perlen: Der Schwarzwald, Auf dem Schloß zu Heidelberg; die beiden Gedichte: Das Bergschloß (Baden-Baden) und vor allem: Muttersprache. Nach einem kurzen Überblick über die Ausklänge der Romantik und die Schicksalstragödie, sowie über die Germanisten bespricht Vorberg ausschließlich die Schwäbische Dichterschule S. 84—125. Den Löwenanteil empfängt natürlich Uhland, dessen für das christlich-deutsche Haus erschöpfende Charakteristik volles Lob verdient, ebenso wie die Würdigung Kerners, während Mörike, einer unserer größten Lyriker seit Goethe, auf knapp zwei Seiten entschieden zu schlecht weggekommen ist, worüber man sich um so mehr wundern muß, als der frühere Bearbeiter, Röpe, diesen Dichter ganz ausführlich S. 268—295 behandelt.

Der nun folgende Abschnitt, überschrieben: Der rheinische Dichterkreis, S. 126—152, enthält die mit liebevollem Verständnis geschriebenen Beurteilungen Simrocks, Wolfgang Müllers und Kinkels. Letzterem sind volle 16 Seiten gewidmet. Ob aber Kinkels erste Gattin durch bewußten Selbstmord geendet, ist doch zweifelhaft. Nach anderen Berichten stürzte sie sich im Fieberwahn zum Fenster hinaus. Übrigens sind bloße Namensaufführungen wie die am Schlusse dieses Abschnitts: Gustav Pfarrius, Alexander Kaufmann, Adolf Schults, als nichtssagend zu meiden. Es kommt nun ein sehr langer Teil: Die Dichtung auf neuen Pfaden S. 153—301. Hier wird zunächst behandelt: Eichendorff. Über seine Romanzen wird gesagt: Bei ihnen zerfließt ihm leicht die Form und es fehlt trotz ihrer Innigkeit oft an plastischer Rundung und

Reife des Ausdrucks. Doch verdiente das von Robert Schumann komponierte „Waldgespräch" und „Die stille Gemeinde", welches Gedicht einen Stoff aus der Zeit der französischen Revolution mit großer Anschaulichkeit vorführt, Anerkennung. Den Hauptanteil in diesem Abschnitt erhält Friedrich Rückert S. 164—196, der hinsichtlich seiner großartigen Formvollendung wie des reichen Inhalts seiner Dichtungen in volles Licht tritt im Gegensatz zu der dürftigen Würdigung bei Carl Weitbrecht (Sammlung Göschen, Deutsche Literaturgesch. des 19. Jahrhunderts I) von knapp zwei Oktavseiten! Als lapsus memoriae haben wir nur zu erwähnen, daß Rückert nach den gründlichen Forschungen Conrad Beyers 1788, nicht 1789 geboren ist (S. 164). Der Besprechung Rückerts schließt sich die Platens an S. 199—214. Nur zwei Bemerkungen hierüber: Vorberg spricht von H. Heines schmutzigen Verdächtigungen gegen Platen S. 206. Leider haben sich diese als nicht ganz grundlos, wenn schon übertrieben, herausgestellt, wie das des Dichters vor kurzem veröffentlichte Tagebücher (vergl. die Beurteilung von Richard Opitz in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, Jahrg. 1901) beweisen. Falsch ist die auf derselben Seite gebrachte Notiz, daß Platen Katholik gewesen sei. Er war vielmehr, wie sein Freund und Verehrer Johannes Minkwitz im „Neuhochd. Parnaß" nachgewiesen, überzeugungstreuer Protestant. Dies beweist uns auch das schöne Gedicht von Wilhelm Smets: Platens Tod, wo der Dichter das Abendmahl nach katholischem Ritus zurückweist mit den Worten: „Ich bin Protestant", und nur um ein Kruzifix bittet. An Platens Würdigung schließt sich die seines besten Gegners: Immermann an, sodann fällt unter diesen Abschnitt noch Chamisso. Hier bewegt sich allerdings der Literarhistoriker in Widersprüchen. Während er nämlich S. 225 Chamisso als einen Träger des tiefen Schmerzes um eine schöne, vergangene Zeit bezeichnet, rühmt er S. 227 von ihm: Es ist eine Gesundheit in ihm, die das größte Behagen einflößt. Sodann hebt Vorberg an Chamisso sogar seine humoristische Lebensauffassung hervor, seinen unschuldigen, naturvollen Sinn, seine straffe Tapferkeit, was wir vollständig unterschreiben. Nur paßt hierzu das Vorhergehende nicht. Mosen und vor allem Freiligrath S. 243—272 werden sehr ausführlich und — gerecht gewürdigt, wenn auch die politischen Dichtungen des letzteren nicht allenthalben des christlich-konservativen Verfassers der Literaturgeschichte Beifall finden konnten. Mit voller Seele dagegen verweilt er bei den liebenswürdig-kindlichen Gemütern: August Kopisch und Robert Reinick und schließt diesen Abschnitt mit der Betrachtung des leider allzufrüh dahingeschiedenen Moritz v. Strachwitz. Nur dessen dem innersten deutschen Empfinden so sehr entsprechendes Gedicht: „An die Romantik" war zu erwähnen.

Es folgt hierauf die Gruppe der österreichischen Dichter von S. 302 bis 365. Freilich ist hier die Anordnung etwas willkürlich. Manche werden unter dieser Gruppe vereinigt, andere wieder, die auch hervorragend österreichisches Gepräge tragen, später behandelt, wie Grillparzer, Hamerling und — Rosegger. Nachdem auf kürzerem Raum ihrer Bedeutung entsprechend Aloys Blumauer, Moritz Saphir, Franz Castelli, Ferdinand Raimund u. a. besprochen sind, wendet sich Vorberg ausführlich dem Freiherrn v. Zedlitz zu und gibt aus dem „Waldfräulein" ausführliche Proben, die überhaupt eine sehr willkommene Beigabe dieses Werkes bilden. Sehr eingehend — beinahe wie in einer Monographie — wird Nikolaus Lenau besprochen; namentlich wirkt der gemütvolle Anteil, den der Verfasser an Lenau, dem Menschen wie dem Dichter nimmt, herzgewinnend. So insbesondere an seinem Savonarola, den er das reiffste und erquickendste unter den größeren Werken Lenaus nennt, ganz im Gegenteil zu der abfälligen Beurteilung Vilmars. „Wer ihm (Lenau), sagt Vorberg, verständnisvoll sich zuwendet und die inneren Kämpfe nachempfinden kann, dem werden die seelenvollsten Töne aus seiner Poesie erklingen und er wird nur bedauern müssen, daß dieses reiche und edle Herz von der Überfülle, die es in sich barg, hilflos zerspringen mußte. Lenaus Persönlichkeit ist durchaus tragisch und könnte später selbst ein Gegenstand der Poesie werden." Ebenso gerecht wie Lenau wird sein Freund Anastasius Grün beurteilt. Daß Vorberg über dessen elegische Dichtung: Schutt, namentlich über den Schluß nicht durchweg günstig sich äußern kann, liegt klar auf der Hand. Doch leugnet er nicht, daß diese Dichtung großartig angelegt, daß die Ausführung im einzelnen höchst gelungen ist durch Wohllaut der Form, Reichtum der Bilder und Adel der Gesinnung. Vergl. hierzu noch v. Gottschall, Poetik II⁴ 73 flg. Außer den schon genannten Dichtern Österreichs werden noch hervorgehoben: Karl Beck, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Adalbert Stifter, der aber nicht zu Oberiglau, sondern zu Oberplan im südlichen Böhmen geboren ist.

Auf die österreichischen Dichter folgt die Münchener Dichtergruppe. Unter ihnen nimmt die Würdigung Emanuel Geibels als ihres Führers naturgemäß den breitesten Raum ein, S. 367—393, fast einer Monographie. Es tut wohl, daß Geibel in diesem Werk volle Anerkennung findet, während es neuerdings Mode wird, den Lorbeerkranz dieses Sängers zu zerpflücken; so bei Wolfgang Kirchbach, in dessen Gesammelten Abhandlungen, bei Karl Weitbrecht a. a. O. und auch bei Alfred Biese, Die neuere deutsche Lyrik. Doch ist zu beachten, daß Vorberg den dramatischen Werken Geibels S. 634 flg. nur bedingte Anerkennung gewährt. Auch Bodenstedt findet Anerkennung sowohl in seinen Liedern des Mirza Schaffy als auch in seinen epischen Dichtungen

und Romanen, besonders in seinem „Herrenhaus im Eichenwalde". Des Dichters Name ist übrigens Friedrich Martin Bodenstedt, nicht Johann Martin. Paul Heyse wird an drei verschiedenen Stellen besprochen. Zuerst S. 400—405, sodann S. 632—634, wo seine Dramen und S. 768—774, wo seine Novellen und Romane beurteilt werden. Ein gerechtes Urteil über diesen viel gepriesenen und viel angefeindeten Dichter ist schwer; doppelt schwer, wenn man mit subjektiven Voraussetzungen und vorgefaßten Meinungen an ihn herantritt, statt ihn aus seiner Natur zu begreifen und zu würdigen. Heyse ist ohne Zweifel ein Priester der Schönheit, ein Dichter voll des feinsten Geschmacks, gegen den er nur selten verstößt, aber oft, keineswegs immer, ist ein sinnlicher Zug in seinen Werken zu bemerken. Der Dichter selbst hat dies gefühlt. Darum schrieb er seine „Moralischen Novellen" und gab einen Hausschatz seiner Novellen für die Familie heraus. Jedoch so weit darf man nicht gehen wie Vorberg, wenn er sagt: „Bei Paul Heyse zeigt sich die fast überkultivierte und raffinierte Kunst im herrlichsten Gewande, aber ihr fehlt das Herz." Wer jemals seinen: Lorenz und Lore, seine tiefgemütvolle Novelle: Mutter und Kind mit der treuherzigen Gestalt des Försters, seine mit köstlichem Humor durchtränkte Erzählung: Anfang und Ende (nämlich einer Jugendliebe), seine tiefernste Schöpfung: Am toten See, seine nicht minder ergreifende Erzählung: Aus dem Tode Leben, und die Perle unter allen: Zwei Gefangene, mit Aufmerksamkeit gelesen, der kann nicht leugnen, daß Heyse tiefes Gemüt und sittlicher Ernst wahrlich nicht abgeht. Gerade die letztgenannte Novelle zeigt uns neben prachtvoller Begeisterung für die ewig junge Schönheit der Schweiz, wie der Held aus den Herzenskonflikten rein und ohne Schlacken hervorgeht. Heyse als Lyriker, wie er sich im „Skizzenbuch", in seinem „Neuen Münchener Dichterbuch", in seinen „Gedichten" u. a. zeigt, verdiente übrigens auch sorgfältigere Berücksichtigung als es hier geschehen ist. — Gegen die Beurteilung Hermann Linggs und Scheffels S. 405—413 wird sich kaum etwas einwenden lassen. Unter Schacks Dichtungen hätten die geistvollen geschichtsphilosophischen „Nächte des Orients" und die launige Erzählung: Durch alle Wetter, erwähnt werden können und bei Wilhelm Hertz, der auf S. 41 und dann noch S. 966flg. gewürdigt wird, hätte Vorberg auf dessen köstliches Klostermärchen: Bruder Rausch näher eingehen sollen, weil es Hertz in ganz ungezwungener Weise zum Symbol für bestimmte religionsphilosophische und religionsgeschichtliche Gesetze und zugleich einer ausgesprochen deutschen Weltanschauung des Dichters gestaltet. — Felix Dahn wirkt nicht mehr als Professor in Königsberg, sondern schon seit Jahren als Professor des deutschen Rechts in Breslau.

Es folgt nun S. 418—460 der Abschnitt über das junge Deutschland, in dessen Besprechung selbstverständlich Heine und Gutzkow ausführlich, die übrigen Schriftsteller: Börne, Laube, Kühne, Mundt, Wienberg kürzer behandelt sind. Daß Heine sich nicht der Gunst des Verfassers erfreuen konnte, wird nach all dem bisher Gesagten klar sein. Doch erforderte die Gerechtigkeit wenigstens unter den Prosaschriften: Die Harzreise und Die romantische Schule hervorzuheben. Namentlich die lieblichen Bilder aus der Harzreise werden noch lange in unseren deutschen Lesebüchern fortleben und die sinnige Beurteilung der deutschen Volkslieder und ihrer Sammlung: Des Knaben Wunderhorn verdient immer wieder gelesen zu werden. Über Heines Charakter, sowie über seine gesamte dichterische Bedeutung kann ich hier natürlich kein ausführliches Urteil fällen. Bemerken will ich jedoch, daß die gegenwärtige antisemitische Strömung wohl nicht ohne Einfluß auf die Beurteilung beider Dinge geblieben ist und daß Röpe, der positiv-evangelische Bearbeiter der früheren Auflage dieses Werkes, über des Dichters Leben milder urteilt als Vorberg, sowie daß Konrad Burdach in seinem sehr wertvollen Werke über Walther von der Vogelweide (erschien 1900) die dichterische Bedeutung Heines sehr hoch anschlägt. —

Im nächsten Abschnitt S. 461—505 werden die politischen Dichter revolutionärer Tendenz: Herwegh, Prutz, Hoffmann v. Fallersleben, Dingelstedt behandelt. Hier möchte ich die Charakteristik Hoffmanns v. Fallersleben rühmend hervorheben. Man erquickt sich an dieser Abteilung des Werkes immer und wiederholt. Sie kommt vom Herzen und geht zum Herzen. Man meint ein Stück Poesie zu erleben, wenn man liest, wie treffend Vorberg die an Walther und das Volkslied gemahnende Lyrik dieses Dichters darstellt. Sehr ausführlich werden dem ganzen Zwecke des Werkes entsprechend die Dichter religiöser und vaterländischer Gesinnung S. 506—567 geschildert, von denen dann noch im nächsten Abschnitt S. 568—604 die geistlichen Dichter abgeschieden werden. Im erstgenannten Abschnitt werden zunächst aufgeführt: Oskar v. Redwitz, dessen Werke gegenüber der überschwenglichen Anpreisung in der Karl Barthelschen Darstellung in maßvoller Weise beurteilt werden, der Dichter von „Dreizehnlinden" F. W. Weber, sodann J. Sturm, der übrigens besser unter den geistlichen Dichtern genannt worden wäre S. 514—518. Hier sollten die „Frommen Lieder" und die „Neuen Frommen Lieder" sowie die Gedichtsammlung: „Der Spiegel der Zeit in Fabeln", eine Wiedererweckung der äsopischen Fabel in epigrammatischer Form, genannt werden. Auch auf seine Bedeutung als Kirchenliederdichter war hinzuweisen. Annette v. Droste-Hülshoff ist am 10. Januar 1797, nicht am 12. Januar 1792 geboren, S. 521.

Sehr gerecht und treffend beurteilt Vorberg im Gegensatze zu seinem Vorgänger Röpe die literarische Bedeutung Gustav Freytags, indem er zuerst S. 540—548 die früheren, dann S. 719—721 die späteren Werke: Die Ahnen bespricht. „Wir haben es nicht mit einem Politiker Gustav Freytag zu tun, sondern mit dem deutschen Schriftsteller. Dem deutschen Schriftsteller aber legen wir dankbar und liebevoll den wohlverdienten, vollen Ehrenkranz auf sein Grab" S. 547flg. Es folgen dann: Fontane, Otto Ludwig, Friedrich Hebbel. Die Charakteristik dieses größten neueren deutschen Dramatikers ist eingehend und packend geschrieben. Nur seine Lyrik wünschte ich mehr berücksichtigt als es S. 566 geschieht. Dichtungen wie: Nachtlied, Die junge Mutter, Das Kind, Bubensonntag, Das alte Haus, Meeresleuchten und vor allem: Der blinde Orgelspieler, neben manchem anderen Gedicht stellen ihn in die Reihe unserer besten Lyriker. In dankenswerter Weise behandelt Vorberg ausführlicher als es sonst geschieht die geistlichen Dichter S. 568—604. Wenn er aber Albert Knapp den einzigen unter den geistlichen Dichtern der Neuzeit nennt S. 476, der „jenen vollen Ton des Chorals getroffen hat, der vor dem Klang der Orgel nicht zuschanden wird", so setzt er Spitta damit doch zu tief herab. Eine Fülle von geistlichen Liedern dieses Dichters haben sich längst in der evangelischen Kirche eingebürgert, die sehr wohl zur Orgelbegleitung passen, wie das unser sächsisches Landesgesangbuch beweist.

Auf nahezu 100 Seiten wird die dramatische Dichtung des 19. Jahrhunderts behandelt und zwar von S. 605—680 das deutsche Drama und dann noch bis S. 700 die Schaubühne der Gegenwart. Zunächst wird Grillparzer gewürdigt, aber nur auf 7 Seiten, während dem ungleich tiefer stehenden Friedrich Halm 13 Seiten gewidmet sind. Die Libussa, Grillparzers letztes Drama, hätte wegen seines an Schillers „Spaziergang" erinnernden Gedankeninhalts und der hohen Schönheit der Sprache eine genauere Würdigung verdient. Dagegen berührt durchaus angenehm die Beurteilung Grabbes, dessen großes Talent bei aller Maßlosigkeit Vorberg in Übereinstimmung mit Gottschall vollständig anerkennt. Es würde viel zu weit führen, wollte ich hier über all die Dramatiker, die in dem Werk besprochen sind, mich des näheren verbreiten. Erwähnen will ich nur, daß außer Arthur Fitger und Adolf Wilbrandt Rudolf v. Gottschall S. 665—676 ausführlich gewürdigt wird. Wir stimmen dem Verfasser bei in dem Urteile: „Als dramatischer Dichter stand Gottschall unter seinen Zeitgenossen wohl obenan. An das Drama hat er seine volle Kraft gewandt." — Nur ein störendes Versehen ist Vorberg bei der Besprechung Gottschalls untergelaufen. Er sagt S. 675: „Endlich bilden die beiden von ihm redigierten Zeitschriften „Unsere Zeit" und vornehmlich die „Blätter für

literarische Unterhaltung" die zuverlässigen Quellen für die künftige Literaturgeschichte unserer Tage." Beide Zeitschriften sind aber längst eingegangen, was zu bemerken war. Gottschalls Romane werden S. 170flg. besprochen, seine epischen Dichtungen: Carlo Zeno und Maja dagegen nicht erwähnt. Der Schriftstellername Feodor (nicht Theodor) v. Wehlens: Feodor Wehl war zu nennen, der Deutlichkeit wegen. In dem Abschnitt: Die Schaubühne der Gegenwart S. 680—700 ist hauptsächlich Ernst v. Wildenbruch gewürdigt, wenn auch seine großen Mängel nicht in Abrede gestellt werden konnten. Neben ihm tritt nur noch Hans Herrig unter der Menge der übrigen hervor.

Einen großen Raum beansprucht natürlich wegen der Fülle des Gegenstandes der Roman S. 701—831. Nach einer kurzen, aber gedankenreichen Einleitung über dessen Aufgabe in der Gegenwart erwähnen wir hier, wo wir uns mit kurzen Hinweisen begnügen müssen, die Charakteristik Wilhelm Jensens. Der Roman: Die Metamorphosen durfte nicht verschwiegen werden. Er ist ein psychologisches und technisches Meisterstück zugleich. Er zeigt, wie zwei Ehepaare, die sich zunächst nur äußerlich gefunden, sich innerlich verbinden. Trotzdem daß nur diese Personen auftreten, fesselt der Roman von Anfang bis zu Ende, insbesondere auch durch die echt künstlerische Verbindung der Landschaft mit dem Schicksal der Personen. Die S. 713 erwähnte Dichtung Jensens heißt: Holzwegtraum, nicht Holzwegsaum. Am ausführlichsten werden natürlich Konrad Ferdinand Meyer S. 746 bis 756 und dann später noch als Lyriker S. 954—956 besprochen, ebenso Gottfried Keller als Romanschriftsteller und als Lyriker, in welcher Hinsicht seine Vorzüge noch zu wenig gekannt sind. Der gerechten und vorurteilsfreien Würdigung Spielhagens S. 771—778, die dem Verfasser alle Ehre macht, müssen wir noch besonders rühmend gedenken, ebenso der Beurteilung unserer größten neueren Romanschriftstellerin Marie v. Ebner-Eschenbach am Schlusse dieses Abschnitts.

Eine schwierige Aufgabe hat sich der Verfasser in der folgenden Abteilung S. 832—888 gestellt, wo er die Volksschriftsteller und Dialektdichter behandelt. Wir wollen nicht mit ihm rechten, wenn er hierbei nicht auf aller Wünsche eingehen konnte. Allerdings hätten unter den Oberdeutschen Franz v. Kobell, unter den Mitteldeutschen Karl v. Holtei genauer gewürdigt werden können; der Oesterreicher Franz Stelzhammer ist gar nicht genannt worden. Doch freuen wir uns, daß Karl Stieler, Ludwig Anzengruber und besonders Klaus Groth und Fritz Reuter in warmer, herzgewinnender Sprache uns vorgeführt werden, auch Peter Rosegger, dessen Dialektdichtungen: „Tannenharz und Fichtennadeln" und „Stoansteirisch" indes nicht verschwiegen werden durften.

Der Verfasser bespricht hierauf in einem besonderen Abschnitt S. 889—949 die epischen Versuche der Neuzeit. Nach einigen einleitenden historischen Bemerkungen werden etwas ausführlicher Julius Wolff und Rudolf Baumbach behandelt. Beide hätten meines Erachtens ein etwas wärmeres Wort des Lobes verdient. Die dichterische Wiederbelebung der alten deutschen Volkssagen durch den erstgenannten verdient Anerkennung, und auch seine in diesem Abschnitt mitbehandelten Romane atmen eine so muntere, erquickende Lust am Fabulieren, eine solche Gestaltungskraft, die sich auch in Wolffs neuestem Roman: Hofkönigsburg kundgibt, daß sie auch in späteren Zeiten, gerade so wie die Romane von Alexis sicher wieder aufgesucht werden. Nicht minder wird der liebenswürdige Humor und die Erfindungsgabe eines Baumbach, wie sie namentlich in seinen köstlichen Sommermärchen hervortritt, im deutschen Volke immer Anhänger finden. Sehr ausführlich werden behandelt: Scherenberg mit vielleicht zu starker Anerkennung seiner nicht immer formenschönen Sprache (vergl. dagegen Karl Weitbrecht, a. a. O. Bd. II, S. 100), Wilhelm Jordan, Robert Hamerling.

Von S. 945 an beginnt nun die Arbeit **Burkhardts**. Es war nicht leicht in der Mitte des begonnenen Werkes fortzufahren und es zu beenden. Doch müssen wir ihm das Zeugnis geben, daß er mit gleicher Gewissenhaftigkeit und Takt wie der wackere Vorberg die ihm gestellte Aufgabe gelöst hat. Wenn er jedoch über die modernen Christusepen sagt: Es muß einmal in deutscher Sprache das Lied von Christus gesungen werden — ein Epos, das, aus deutschem Geist geboren, die Herzen des deutschen Volks zu ihm emporhebt und zu seinem Preise austönt, so widerspricht hier die theologische Begeisterung der literargeschichtlichen Erfahrung. Wenn alle dahin zielenden Versuche, selbst der „Heliand" und Klopstocks „Messias" bis auf Frau Betti Fischers „Jesus von Nazareth" nicht voll befriedigen weder vom dichterischen noch vom christlichen Standpunkt, dann ist es an der Zeit, von solchen Versuchen abzustehen. Drei Abschnitte hat Burkhardt selbständig behandelt, zunächst die Lyrik der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts mit Ausschluß der modernen Dichtung S. 950—995. Aus der überreichen Fülle werden außer den schon früher genannten Dichtern hier genauer besprochen: J. G. Fischer, F. Avenarius, Ed. Paulus, A. Ritter, mit besonderer Liebe F. Lienhard, dann L. Jacobowski, K. Busse, K. E. Knodt und F. Philippi. — Auf fast 100 Seiten werden hierauf die unter dem Namen: Moderne zusammengefaßten Schriftsteller behandelt. Zunächst werden sie und ihre Richtung im allgemeinen gekennzeichnet S. 998 bis 1010 als eine Strömung innerhalb der deutschen Literatur, nicht als die Literatur der Neuzeit. Ausführlich und mit Anerkennung wird

hervorgehoben: Detlev v. Liliencron S. 1010—1016. Auf S. 1016 wird Paul Lindau, Herausgeber der „Gegenwart" und von „Nord und Süd" genannt. Erstere Zeitschrift gibt aber schon längst Theophil Zolling heraus. Sehr genau fast in Form einer Monographie werden Gerhart Hauptmann S. 1020—1043 und sodann bis 1061 Hermann Sudermann behandelt. Sind auch die auf diesen Seiten enthaltenen Gedanken nicht immer neu zu nennen, so bieten sie doch ein klares Bild der Entwicklung beider Schriftsteller. Am Schlusse des Abschnitts werden Gustav Falke als Lyriker und Prinz Emil v. Schönaich-Carolath unter Beifügung von Proben anerkennend beurteilt. Beim Ende dieses Abschnitts richtet Burkhardt bei aller Anerkennung der realistischen Richtung, die uns gelehrt hat, die Dinge zu sehen, sowie die Wahrheit, daß die Dichtung nicht mehr in einer ganz vom Leben abgezogenen Phantasiewelt schwelgen, vielmehr ihren Ausgangspunkt von den Dingen des wirklichen Lebens nehmen müsse, Worte ernster Ermahnung an die Dichter wegen der ungeheuren Verantwortung, die sie namentlich der heranwachsenden Jugend gegenüber haben. Dieser ethische Charakter des Buchs tritt denn auch in dem letzten Abschnitt: „Roman und Novelle der Gegenwart" hervor. Hier nenne ich aus der großen Zahl der hier behandelten Dichter und Dichterinnen nur Frieda v. Bülow, Luise v. François, den Freiherrn v. Ompteda, Wilhelm v. Polenz und zuletzt Gustav Frenssen mit seinem „Jörn Uhl".

Am Schlusse dieser umfangreichen Besprechung können wir nur wiederholen, daß das Buch seinen Zweck, ein Pfadfinder zu werden durch die neuere deutsche Dichtung für das christliche Haus, vollständig erfüllt. Die Sprache ist durchweg dem Gegenstand angemessen: edel und klar, auch der Druck deutlich. Nur den Wunsch möchte der Unterzeichnete noch aussprechen, daß das Buch bei einer neuen, wahrscheinlich vermehrten Auflage der besseren Handlichkeit wegen in zwei Teilen erscheinen möchte.

Freiberg i. Sachsen. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Gemoll, Albert, Dr., Progymnasialdirektor in Striegau: Mit Gott für Kaiser und Reich. Ansprachen und Schulreden nebst einem Anhang patriotischer Gedichte. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1901. 209 S.

Dr. A. Gemoll, dessen Name in der philologischen Welt sich eines guten Klangs erfreut[1]), hat seiner im Jahre 1889 bei Teubner erschienenen, ‚Sursum corda' betitelten Sammlung von Ansprachen und Schul-

1) Vergl. u. a. die Abhandlungen: Einleitung in die homerischen Gedichte (1881), Die homerischen Hymnen (1886), Homerische Blätter (1886, 1888), Das Recht von Gortyn (1889).

reden eine neue ähnliche Sammlung in dem vorliegenden Bande folgen lassen. Anknüpfend an die verschiedenen Feierlichkeiten, welche der Schüler περιπλομένων ἐνιαυτῶν in seiner Schullaufbahn erlebt, hat der geschätzte Verfasser es verstanden, mit großem Geschick seinen jugendlichen Hörern in eindringlichen Worten die Bedeutung des betreffenden Tages vor die Seele zu führen. Welch hohe Auffassung er von derartigen Schulfeierlichkeiten hegt, erkennen wir aus den schönen Worten der Einleitung, wo es heißt: „Es sind eine ganze Menge von Schulfeiern, die in ihrer regelmäßigen Wiederkehr leicht geisttötend und gedankenlähmend wirken können, wenn es der Redner nicht versteht, lebendige Geistesfunken in seinen Hörern zu entzünden. Der beste Prüfstein jeder Schulrede ist die Aufmerksamkeit der Schüler. Sobald diese versagt, ist der Redner sicherlich nicht auf dem rechten Wege. Hat man aber einmal williges Gehör gefunden, so bleibt auch die erziehende Wirkung dieser unserer Tätigkeit nicht aus." Dr. Gemoll übergibt nun diese neue Sammlung von Schulreden der Öffentlichkeit, weil er der Meinung ist, „daß sie in ihrer Gesamtheit eine ganze Welt- und Lebensanschauung widerspiegeln und ein Bild des Geistes geben, der gottlob an unseren höheren Schulen, insbesondere an den Gymnasien, herrscht. Dieser Geist läßt sich kurz dahin bezeichnen, daß wir Lehrer die künftigen Führer der Nation nicht zu Gesinnungsheuchlern oder Wortheldеn, sondern zu freien deutschen Männern von redlicher Gesinnung und tatkräftiger Gottes- und Menschenliebe erziehen wollen, denen die hohen Namen: Religion, Kaiser und Vaterland nicht bloß Schall und Rauch, sondern Wirklichkeiten sind, die ihre ganze Verehrung und ihre opferfähige Liebe erfordern und finden." Das sind wahrhaft goldene Worte, ein ideales Programm, das jeder Lehrer, der seine Aufgabe nicht bloß darin sieht, seinen Schülern eine Summe von Kenntnissen zu übermitteln, sondern vielmehr sie zu sittlich tüchtigen, den Stürmen des Lebens gewachsenen Charakteren zu erziehen, freudig unterschreiben wird.

Es werden uns nun im ganzen 27 Reden dargeboten, welche in die beiden Abschnitte: „Mit Gott" (Nr. 1—20) und „Für Kaiser und Reich" (Nr. 21—27) zerfallen. Aus der ersten Gruppe seien folgende Reden herausgegriffen. Nr. 5 beschäftigt sich mit Thorwaldsens herrlichstem Bildwerk, dem sogenannten „segnenden Christus", an das Gemoll treffliche, von feinem ästhetischen Sinn zeugende Bemerkungen zu knüpfen versteht; ist doch, sagt er, dieses Bildwerk wohlgeeignet, den Geist, der in einer christlichen Schule herrschen soll, anzudeuten. Denn die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart, muß Kern und Stern unserer Erziehung und unseres Unterrichts sein. Diese Liebesmacht ist das verbindende Band zwischen den höheren und niederen Schulen, wie sie es

zwischen den verschiedenen Klassen und Ständen, Völkern und Rassen ist. Diese Liebesmacht ist das Beste und Köstlichste, was wir unserer Jugend zeigen und lehren können. — Nr. 9 behandelt das Thema „Die Jagd nach dem Glücke", eine Rede, in welcher der Verfasser, von dem berühmten Bilde G. Hennebergs, das den gleichen Titel führt, ausgehend, den Begriff des wahren Glücks entwickelt und das reinste Glück in der treuen Erfüllung unserer Pflicht sieht, in Anlehnung an die schönen Worte Gerols:

> Das höchste Glück, o Menschenkind,
> Berede dich mit nichten,
> Daß es erfüllte Wünsche sind:
> Es sind erfüllte Pflichten.

In Nr. 12, betitelt „Das Bleibende", wird eine Reihe erhebender, uns über die Vergänglichkeit unseres irdischen Daseins und unseres irdischen Tagewerks tröstender Gedanken vorgeführt, während Nr. 15 eine recht klare, lichtvolle und dem Verständnis von Schülern gut angepaßte Interpretation des Schillerschen Gedichts vom dreifachen Schritt der Zeit bietet. Endlich, um wenigstens noch eine Rede der ersten Gruppe hervorzuheben, werden in Nr. 16 unter Zugrundelegung von Juvenals Wort: Mens sana in corpore sano den die Schule verlassenden Zöglingen treffliche Regeln und Winke als Richtschnur für die fernere Lebensbahn mit auf den Weg gegeben.

Aus allen Reden dieser ersten Gruppe leuchtet uns, um ein allgemeines abschließendes Urteil zu fällen, eine rechte christliche Demut und wahre Herzenseinfalt, schlichter deutscher Sinn und gesundes, natürliches Empfinden entgegen. Die Sprache ist lebendig und fesselnd, der Stil im allgemeinen gewählt und gut zu lesen, wenn man nicht vielleicht an einem gewissen Übermaß biblischer Zitate Anstoß nimmt; das Wort des griechischen Weisen *Μηδὲν ἄγαν* hat auch hier seine Berechtigung.

Die zweite Gruppe enthält Schulreden vaterländischen Inhalts. In der ersten (Nr. 21) entwirft der Verfasser anläßlich des Geburtstages des Kaisers ein äußerst anschauliches Lebensbild desselben, bei dessen einzelnen Zügen wir überall die Hand des begeisterten, warm empfindenden Patrioten spüren, der sich aber doch frei zu halten versteht von aller höfischen Schmeichelei und allem unwahren Byzantinismus. — Nr. 23 bringt eine auf gediegenen geschichtlichen Kenntnissen beruhende und von gesundem historischen Sinn durchhauchte Parallele zwischen dem alten heiligen römischen Reiche deutscher Nation und dem neuen deutschnationalen Kaisertum. — Nr. 24 ist eine schöne, formvollendete Gedächtnisrede, gehalten am 100. Geburtstage Theodor Körners, eine Rede, die nicht nur durch ihren warmherzigen, feurige Vaterlandsliebe atmenden

Ton gewiß eine tiefe nachhaltige Wirkung in den Herzen der Hörer hervorgerufen haben wird, sondern auch wegen der freudigen Anerkennung der Bedeutung Körners noch jetzt auf den Leser besonders wohltuend wirkt, in einer Zeit, wo manche Kritiker mit einigen nichtssagenden Phrasen, wenn nicht gar mit souveränem Achselzucken über diesen Sänger des edelsten, reinsten Patriotismus hinweggehen zu dürfen glauben. Mit Recht ruft Gemoll aus: „Solange das deutsche Volk noch Wert legen wird auf die mit schweren Opfern in den Freiheitskriegen erkämpfte Freiheit, solange die feurigen Herzen unserer Knaben und Jünglinge noch zur Vaterlandsliebe und zu nationalem Ehrgefühl erzogen werden, solange wird auch das Andenken Körners unvergessen bleiben. Denn wir preisen in ihm nicht bloß den gottbegnadeten Sänger von 'Leyer und Schwert', sondern auch den Repräsentanten jener herrlichen Zeit, da das deutsche Volk mit den schwersten Opfern an Gut und Blut seine Selbstbestimmung und seine Selbstachtung wiedergewann. Wir verehren in Körner den edelsten jener Märtyrer, mit deren Blute die Saat begossen wurde, aus der sich der mächtige Baum des neuen deutschen Kaisertums erhob; denn ohne Leipzig kein Sedan!" — In Nr. 26 endlich gibt der Verfasser eine von berechtigtem nationalem Stolze durchwehte, begeisterte Würdigung der Verdienste Bismarcks; er beleuchtet insbesondere das einzigartige, ideale Verhältnis zwischen Wilhelm I. und seinem „treuen Diener", jenes „enge Band zwischen diesen beiden großen Seelen, das in guten und bösen Tagen 26 Jahre lang gehalten und nur von dem Tod getrennt worden ist", und stellt uns mit Recht den Helden des Sachsenwaldes als ein leuchtendes Beispiel echter, unerschütterlicher deutscher Treue hin.

An die beiden Gruppen von Reden schließt sich als „Anhang" eine Reihe von Gedichten patriotischen Inhalts: „Dem Gedächtnis Kaiser Friedrichs", „Der neue Kurs" (etwas schwerflüssig) und zwei Gedichte „Zum 27. Januar", von denen das zweite in geschickter Weise die Bitten des Vaterunsers verwertet.

Den Schluß der ganzen Sammlung bildet „Des Zollernaares Siegeszug. Ein Festspiel zur 200jährigen Jubelfeier der preußischen Königskrone am 18. Januar 1901", eine Dichtung, die sicher ehrlich gemeint ist, sich aber doch allzusehr in den herkömmlichen, schon ziemlich ausgefahrenen Geleisen bewegt.

Wir stehen am Ende unserer Besprechung und möchten nicht verfehlen, der Lehrerwelt ebenso wie dem Elternhaus das wertvolle, schöne Buch angelegentlichst zu empfehlen; auch wir sehen in ihm, um mit diesen Worten der Einleitung zu schließen, für heranreifende Schüler „eine bleibende Erinnerung an die Schulzeit, eine Festgabe im wahrsten Sinne des Wortes, die sie veranlassen möchte, all die ernsten Fragen

des Lebens, die hier berührt werden, mit sich selber zu beraten, um auch ihrerseits eine feste Lebens- und Weltanschauung zu gewinnen".

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Dr. Oskar Weise, Ästhetik der deutschen Sprache. Leipzig, Teubner, 1903. 306 S. 2,80 M.

Daß ich es nur gleich mit einem Worte sage: ich kenne kein Buch über die deutsche Sprache, das mir so gefallen hätte, als diese neueste Gabe des bereits durch die trefflichsten Werke um unsere herrliche Muttersprache hochverdienten Verfassers; ich kenne kein Buch, das in so geschickter Weise dem Bedürfnis nach rechtem Verständnis und feinsinniger Würdigung unseres edelsten Gutes entgegenkäme und so geeignet wäre, jedem, wer es auch sei, herzliche Lust an diesem Gute und warme Liebe zu ihm zu erwecken. Von solcher Betrachtung unserer Sprache ist in der Tat eine Stärkung des dem Deutschen im Vergleich mit dem Romanen leider so wenig eigenen Formsinns zu erhoffen, auf dessen Mangel der Verfasser im Vorwort mit Recht die Seltenheit hervorragender Stilisten in unserem Vaterlande zurückführt. Denn Weises Art ist nicht trocken gelehrt — dieser Ton würde der guten Sache nur alle Zuneigung verscherzen — sondern so fesselnd und frisch, daß man an dem prächtigen Buche gleich nach den ersten paar Seiten einen lieben Freund gewonnen hat, den man am liebsten gar nicht wieder von sich ließe. Ich möchte nicht das Preisrichteramt übernehmen, zu entscheiden, welches der 27 Kapitel am trefflichsten geraten wäre; nur einen Wunsch haben mir manche hinterlassen: den, daß der schöne Stoff reichlicher ausgenutzt worden wäre. Aber man darf darüber mit dem Verfasser nicht rechten; denn er wollte eben kein „dickleibiges" Werk schreiben, sondern ganz gewiß richtigerweise lieber auf wenig Raum viel bieten und sicherlich auch — wenn ich ihn recht verstehe — den denkenden Leser auf möglichst vielen Gebieten zur eigenen Beobachtung anregen. So wenigstens ist es wohl zu erklären, das manches Mundartliche oder Landschaftliche aufgeführt ist, ohne daß deshalb eine Abhandlung über die Mundarten in dem Buche gesucht werden dürfte. Auch wußte der Verfasser recht gut, daß über vieles, wie z. B. über die Sprache Goethes oder Schillers, andernorts Ausführlicheres zu finden ist, worauf er in einem angehängten Literaturnachweis in dankenswerter Weise hindeutet, so daß es sich auch hier wieder mehr um eine Anregung und um die Aufzeigung wichtiger Grundlinien handelt als um eine erschöpfende Behandlung der Sache. Das tritt besonders deutlich hervor bei Abschnitten wie Nr. 21: „Die Fremdwörter in der Poesie" und 27: „Unsere Kinderlieder"; denn wer diese Dinge erschöpfend behandeln wollte, müßte — wenn es überhaupt

möglich wäre — viele Bände schreiben. Wir haben Grund genug, dem Verfasser herzlich zu danken, wenn er uns hier treffliche Winke gibt, wo und wie wir selbst beobachten und forschen sollen.

Das Buch zerfällt in einen allgemeinen und einen besonderen Teil: jener handelt von den Schönheiten unserer Sprache überhaupt, dieser von denen der poetischen Ausdrucksweise; als Anhang sind dem ersten Teile zwei Kapitel beigegeben, deren eines „Die Frau und die Sprache", deren anderes „Der Volkswitz" betitelt ist. Zu allen 27 Kapiteln mit Ausnahme des letzten von den Kinderliedern enthalten die Seiten 277—300 einige erläuternde Belegstellen, und den schon erwähnten Literaturnachweisen folgt am Schlusse noch ein kurzes Stichwortregister.

Obwohl das Buch — und zwar mit vollem Recht — sich als für „die weiten Kreise der Gebildeten" (Vorwort) geschrieben gibt, wäre es doch in hohem Maße zu wünschen, daß die Lehrer der deutschen Sprache an den höheren Schulen große Teile davon für ihren Unterricht nutzbar machten, damit schon frühzeitig und in pädagogischer Weise das Gefühl und der Sinn für die Ästhetik der Sprache geweckt wird und die Beschäftigung damit nicht nur einer müßigen Stunde in einem sonst ganz andere Interessen verfolgenden Berufsleben überlassen bleibt. Und wo wäre der geeignetere Ort, diesen Wunsch nachdrücklich auszusprechen, als in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht"? Als Stellen, die für den Unterricht verwertbar sind, seien beispielsweise genannt: der Abschnitt von der veränderten Geschmacksrichtung des Zeitalters (S. 62 flg.), die Stellen vom Wechsel im Ausdruck bei den verschiedenen Berufsarten (S. 80 u. 82), die von der Belebung mancher Werkzeuge (S. 107 flg.), die von den Metaphern, die der Mensch von seinem Körper hergenommen hat (S. 119 flg.), von der Gebärdensprache (S. 120 flg.), der tagtäglichen Beschäftigung (S. 121 flg.), endlich der Abschnitt von den archaischen Formen (S. 159 flg.). Natürlich soll damit weder gesagt sein, daß diese Dinge nicht von geschickten Lehrern auch bisher behandelt worden wären, noch daß nicht auch andere Stellen aus Weises Buch zu schulmäßiger Betrachtung Anlaß geben könnten. Es kommt hier alles auf die rechte Art an, und für diese kann man von Weise viel lernen.

Von einer hoffentlich bald nötig werdenden zweiten Auflage des prächtigen Buches darf man vielleicht auch eine größere Genauigkeit in den hier und da angeführten Worten unserer klassischen Dichter erhoffen. Ganz böse verunstaltet ist auf S. 103 eine Stelle aus Schillers „Don Carlos" (V. 1097—1100; II, 2). Weise schreibt da: „In diesem Busen springt ein Quell, frischer, feuriger als in den trüben, sumpfigen Behältern, die Philipps Gelder erst eröffnen müssen"; Schiller aber schrieb etwas rhythmischer und poetischer:

In diesem Busen
Springt eine Quelle, frischer, feuriger
Als in den trüben, sumpfigen Behältern,
Die Philipps Gold erst öffnen muß.

Warum man übrigens hier an dem Worte „feurig" Anstoß nehmen soll, sehe ich nicht ein. Weise sagt: „Ein Quell kann nicht gut feurig sein." Gibt es nicht heiße Quellen? Und darf der Dichter nicht feurig für heiß sagen? Und ist die Lava nicht in der Tat eine feurige Quelle?

Aus der „Braut von Messina" (V. 1010—1012) führt Weise S. 163 an: „Den Schleier zerreiß' ich jungfräulicher Zucht, die Pforten durchbrech' ich der heiligen Zelle"; bei Schiller aber heißt es: „zerriß" und „durchbrach".

Im „Wilhelm Tell" (V. 234; I, 2) heißen die von Stauffacher wiedergegebenen Worte Geßlers nicht: „Ich will mich unterstehn, euch das zu wehren", wie Weise S. 223 meint, sondern: „Ich werd' usw."

Im „Taucher" (V. 32 u. 68) heißt es nicht: „Wie wenn Wasser mit Feuer sich menget" (Weise S. 257), sondern: „... mengt".

Und aus dem Gedichte „Thekla. Eine Geisterstimme" führt Weise S. 264 an: „Ein tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel." Das viel abgeänderte und ebensoviel mißbrauchte Wort heißt aber (V. 24): „Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel."

Schiller kommt also, wie man sieht, bei Weise ganz besonders schlecht weg. Von Goethe behauptet er, das bekannte Wort:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt"

stände in den Gedichten, während es dem „Tasso" (V. 304 flg., I, 2) entstammt, und Heines berühmter Fichtenbaum im Norden muß sich durch Weise von „kahler" auf „kalte" Höh' versetzen lassen. (S. 110.)

Der Verbesserung bedarf auch der historische Fehler S. 148, wo man liest: „der für Deutschland faule Friede von Ryswyck und Nymwegen"; es muß heißen: „die .... Friedensschlüsse von Nymwegen (1678) und Ryswyck (1697)".

Von den Punkten, wo man vielleicht einer von der Weises abweichenden Ansicht sein könnte, möchte ich nur zwei dicht beieinander zu findende nennen. In den Attributen des Rades, der Scheibe, des Balles oder der Kugel für das Glück möchte ich nicht eine Hindeutung auf das Erfreuliche (Weise, S. 113), sondern Sinnbilder des Flüchtigen, Wandelbaren sehen. Und das Wort „windschief" fasse ich nicht wie Weise (S. 114) als Tautologie auf, sondern verstehe es = vom Winde schief gedrückt, also wie altersschwach, schreckensbleich, schamrot u. ä.

Von ganzem Herzen kann man dem Wunsche des Verfassers am Schlusse des Vorworts beistimmen, daß es dem Buche vergönnt sein

möge, sich recht viele Freunde zu erwerben; jeder Freund dieses Buches muß auch ein eifriger Freund und Verehrer unserer herrlichen Muttersprache sein!

Dresden. Dr. **Baffenge.**

W. Lexis, Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen. Halle a. S., Verlag des Waisenhauses, 1902. 12 M., geb. 14 M.

Das Werk des Göttinger Universitätsprofessors W. Lexis, das er in Verbindung mit zahlreichen bedeutenden Gelehrten und tüchtigen Schulmännern herausgegeben hat, bietet einen Überblick über Werden und Wesen der Reform der höheren Schulen in Preußen.

Da Ostern dieses Jahres auf die tatkräftige Anregung des Oberbürgermeisters Geheimen Finanzrates a. D. Beutler das erste nach Reformprinzipien zu leitende Gymnasium, das König Georgs-Gymnasium, in Dresden, und damit zugleich die erste Anstalt dieser Art in Sachsen begründet worden ist, dürfte das ausgezeichnete Werk in weitesten Kreisen Sachsens lebhaftes Interesse finden.

Es ist Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II., dem erhabenen Begründer der Schulreform, gewidmet. Ein vortrefflich gelungenes Bild des kaiserlichen Herrn in Lichtdruck nach einer Steinzeichnung von Professor Hanns Fechner schmückt den vornehmen Band. Als Motto dient ihm jenes bedeutsame Wort, das Kaiser Wilhelm in der Schulkonferenz von 1890 gesprochen hat: „Ich glaube erkannt zu haben, wohin der neue Geist und wohin das zu Ende gehende Jahrhundert zielen, und Ich bin entschlossen, so wie Ich es bei dem Anfassen der sozialen Reformen gewesen bin, so auch hier in bezug auf die Heranbildung unseres jungen Geschlechts die neuen Bahnen zu beschreiten, die wir unbedingt beschreiten müssen.

Wie der Herausgeber im Vorwort sagt, rührt die Anregung zu dem Werk von dem Kultusminister Dr. Studt her, der es auch in seiner Ausführung mit stetem Interesse begleitet hat. Es soll gewissermaßen einen Kommentar zu dem Allerhöchsten Erlaß vom 26. November 1900 bilden, der dem Ganzen als würdige Einleitung vorangestellt ist. Es soll zeigen, wie diese denkwürdige, eigene Ideen des Kaisers zusammenfassende Kundgebung eine seit Jahrzehnten gegen tief wurzelnde Traditionen sich durchsetzende Entwicklung zum Abschluß gebracht und die Grundlinien einer Neugestaltung des höheren Unterrichtswesens gezogen hat, die bei voller Anerkennung der Bedeutung der humanistischen Bildung den Bedürfnissen und Forderungen des neuen Jahrhunderts gerecht wird. Die Mitarbeiter haben vollkommen freie Hand in der Äußerung ihrer individuellen Ansichten und Auffassungen gehabt. Man darf aber in ihnen nicht durchweg den Standpunkt der Unterrichts-

verwaltung erkennen. Die Mannigfaltigkeit der zum Ausdruck kommenden Gesichtspunkte verhindert die Einseitigkeit der Beleuchtung der behandelten Fragen und verleiht der Gesamtdarstellung eine erhöhte Lebendigkeit. Das Werk wird in der Tat die allseitige Verständigung erleichtern und die Überzeugung verbreiten, daß die Schulreform von 1901 nicht einen Bruch mit der Vergangenheit, sondern eine Anpassung an die Kulturbedingungen der Gegenwart und Zukunft bedeutet.

C. Rethwisch, Gymnasialdirektor in Charlottenburg, gibt einen geschichtlichen Überblick. Zweimal ist es in Preußen zu einer tiefgehenden Reform des höheren Schulwesens unter der unmittelbaren Führung der Krone gekommen. Das erstemal unter Friedrich dem Großen, nach der Festigung des Königreichs Preußen, und das zweitemal unter Kaiser Wilhelm II., nachdem Deutschland als geeinigtes Reich die ihm gebührende Stelle unter den großen Kulturstaaten eingenommen hatte. Damals wie jetzt handelte es sich darum, die höhere Schule mit den veränderten Anforderungen der Zeit wieder in Einklang zu bringen. Das heranwachsende Geschlecht mußte befähigt werden, das Errungene zu bewahren und an den neuen Aufgaben, welche die Gegenwart stellte, dereinst verständnisvoll und tatkräftig mitzuarbeiten.

F. Paulsen, Professor an der Universität Berlin, behandelt das Prinzip der Gleichwertigkeit der drei Formen der höheren Schule. In beredter Weise vertritt Paulsen die Ansicht, daß die Bildung, die auf den Realanstalten erworben werden kann, an Bedeutung für die Entwicklung der persönlichen Kräfte hinter der klassischen Bildung nicht zurücksteht. Paulsen begründet diese Behauptung durch eine Untersuchung des Begriffs der Bildung. Bildung besteht ihm nicht in dem Besitz bestimmter Kenntnisse, sondern in der Aneignung und Verwertung von Kenntnissen zur Ausgestaltung des inneren Menschen und zur wirksamen Betätigung in der geistigen und natürlichen Lebensumgebung. An welchem Stoffe diese Betätigung stattfindet, ob an Sprachen und Literatur, oder an der Natur und Mathematik, darauf kommt es nicht so sehr an: jede lebendige, aus dem Interesse an der Sache kommende und daher den ganzen Menschen erfassende Betätigung geistiger Kräfte wirkt bildend auf sein ganzes Wesen. „Non omnes omnia. Gärten und Tiere bedeuten für den einen, was Plato und Aristoteles für den anderen." In der Anerkennung dieser Tatsachen liegt der entscheidende Schritt der Reform von 1901.

Paulsen weist nach, wie der Vorzug, den das klassische Gymnasium in dem langjährigen Betrieb der alten Sprachen hat, durch einen inten-

siveren Betrieb in den modernen Sprachen und Wissenschaften ausgeglichen werden kann. Er schließt seinen Aufsatz, der eine Reihe sehr beherzigenswerter Wahrheiten enthält, mit dem Wunsche: „Mögen die drei Schulformen (Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule) in der Folge wetteifern in allen guten und nützlichen Künsten, vor allem aber in der: ihre Schüler zu freier, selbständiger Arbeit zu führen! Selbsttätigkeit allein bildet den inneren Menschen."

Über Staatsfürsorge und Selbstverantwortung im Zutritte zur Universität spricht P. Cauer, Gymnasialdirektor in Düsseldorf. Die Berechtigung zum Universitätsstudium im allgemeinen, ferner die zum Studium der Theologie und des höheren Lehrfachs, der Medizin und der Rechtswissenschaft, sowie die übrigen Berechtigungen behandelt W. Lexis. Über den Unterrichtsbetrieb im allgemeinen schreibt M. Heynacher, Gymnasialdirektor in Hildesheim, über den Unterricht im Lateinischen A. Waldeck, Professor in Corbach, über den im Griechischen U. von Wilamowitz-Möllendorff, Professor an der Universität Berlin.

Uns dürfte hier besonders der Aufsatz über den Unterricht im Deutschen von R. Lehmann, Professor am Luisenstädtischen Gymnasium in Berlin, interessieren. Zunächst wird ein Überblick über die Geschichte dieses Lehrfachs gegeben, welche zeigt, daß nicht nur die theoretische Beschäftigung mit der Muttersprache, sondern sogar ihr praktischer Gebrauch ursprünglich von der deutschen gelehrten Schule geflissentlich ausgeschlossen wurde und sich erst ganz allmählich einen Platz zu erobern vermocht hat. Von Trotzendorfs Goldberger Schule hieß es z. B.: turpe ut haberetur teutonico ore loqui. Thomasius hielt 1687 in Leipzig die erste deutsche akademische Vorlesung. Daß der höhere Unterricht, wenn er für eine nationale Bildung die Grundlage legen wollte, die nationale und klassische Literatur seinen Schülern vermitteln müsse, diese Forderung stellte Herder eindringlich auf in seiner Schulrede: „Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen", die er 1796 in Weimar hielt. „Wer unter euch, ihr Jünglinge — so ruft Herder aus —, kennt Uz und Haller, Kleist und Klopstock, Lessing und Winckelmann, wie die Italiener ihren Ariost und Tasso, die Briten ihren Milton und Shakespeare, die Franzosen so viele ihrer Schriftsteller kennen und ehren? — Kein klassischer Dichter sollte sein, an dessen Stellen sich nicht das Ohr, die Zunge, das Gedächtnis, die Einbildungskraft, der Verstand und Witz lernbegieriger Schüler geübt hätte; denn nur auf diesem Wege sind Griechen und Römer, Italiener, Franzosen und Briten ihrem edelsten Teil nach zu gebildeten Nationen geworden." Der deutsche Unterricht hat die Stellung,

die ihm gebührt, erst durch das Kaiserwort erhalten, auf der Dezember-konferenz 1890 gesprochen: „Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen. Wir sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer.“ Auch der Allerhöchste Erlaß vom 26. November 1900 hat dem Deutschen eine erhöhte Bedeutung gegeben. Unsere deutsche klassische Literatur hat in den Mittelpunkt des höheren Schulwesens zu treten. So kommen dem deutschen Unterricht bedeutungsvolle Aufgaben zu, denen die neuen Lehrpläne gerecht zu werden sich bemühen. Diese neuen zweckentsprechenden Lehrpläne aber in die Wirklichkeit umzusetzen, dazu bedarf's geeigneter Lehrer. Um solche vorzubilden, sollte man an den Universitäten Lehrstühle errichten, die mit Männern zu besetzen wären, welche außer literar-historischen und philosophisch-ästhetischen Kenntnissen auch pädagogisch-praktische besitzen.

Über den Unterricht im Französischen und Englischen schreibt W. Mangold, Professor am Askanischen Gymnasium in Berlin, über den in der Geschichte F. Neubauer, Oberlehrer an der lateinischen Hauptschule der Franckeschen Stiftungen in Halle, über den in der Erdkunde H. Wagner, Professor an der Universität Göttingen, über den in der Mathematik F. Klein, ebenfalls Professor in Göttingen, über den in den Naturwissenschaften J. Norrenberg, schultechnischer Mitarbeiter beim Provinzial-Schulkollegium in Posen, über den im Zeichnen Professor L. Pallat.

Über körperliche Übungen und Schulhygiene sagt H. Wickenhagen, Professor am Gymnasium zu Rendsburg, sehr Beachtenswertes. Die Reformanstalten bespricht K. Reinhardt, Gymnasialdirektor in Frankfurt a. M. Die Verhältnisse der Nichtvollanstalten behandelt H. Halfmann, Realschuldirektor in Eisleben. Vielheit und Einheit im Unterrichtswesen beleuchtet R. Lehmann, Professor am Luisenstädtischen Gymnasium in Berlin, die Ausbildung des höheren Lehrerstandes W. Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle, die äußere Lage der Lehrer an höheren Schulen A. Tilmann, Regierungsrat im Unterrichtsministerium. Der Schluß bietet statistische Übersichten und ein Literaturverzeichnis von E. Horn.

Das höchst verdienstliche Werk sei allen Lehrern an höheren Schulen, den Eltern, denen es darum zu tun ist, Einblick zu gewinnen in die von unserem geistesmächtigen, tatfrohen Kaiser eingeleitete Schulreformbewegung, ja allen Gebildeten, denen die Jugend, „die Zukunft unseres Volks“, ans Herz gewachsen ist, zu eingehendem Studium auf das wärmste empfohlen. Non scholae, sed vitae!

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

Wilhelm Münch, Geist des Lehramts. Eine Hodegetik für Lehrer höherer Schulen. Berlin, Georg Reimer, 1903. 10 M., geb. 11 M.

Selten habe ich ein Buch gelesen, das mich von Anfang bis Ende so gefesselt hätte, wie dieses ausgezeichnete Vademecum für Lehrer höherer Schulen von einem Berufenen wie Wilhelm Münch. Man merkt dem Buch auf jeder Seite an, daß es aus dem Leben erwachsen ist und dem Leben dienen will. Das ist keine graue Kathederweisheit, pedantisch und engbrüstig, nein, das sind goldene Worte, das sind reife Früchte, gepflückt an des Lebens immer neu grünendem Baum! Nicht ein pädagogisches System will Münch geben, wie er im Vorwort sagt, sondern Anregungen für angehende oder doch junge Berufsmitglieder. Nun, ich glaube, auch manche, die bereits jahrelang im Amte stehen, können viel, unendlich viel aus dieser Fülle feiner und feinster psychologischer Beobachtungen, aus diesem Reichtum wertvoller pädagogischer Gedanken lernen. Wir müssen uns ja in steter Lernbereitschaft erhalten! Nulla dies sine linea! Hier ist eine angemessene Ferienlektüre!

Münch spricht zunächst über den Charakter des Lehramtes und die Anforderungen, welche an den deutschen Lehrer als Erziehungsbeamten zu stellen sind. „Neben theoretischen Geistesanlagen ist ein Maß praktischen Geschickes schwer zu entbehren, das sich zunächst als natürliches Lehrgeschick kundtun mag und das als solches wieder auf allerlei Dingen zugleich ruht. Neben Anlagen des Intellekts überhaupt sind auch Eigenschaften des Gemüts dringend zu wünschen, ein offener Sinn für das Menschliche, ein Maß von natürlicher Heiterkeit oder doch Unbefangenheit, das Gegenteil von Verschlossenheit und Verdrossenheit, von Mißtrauen und Empfindlichkeit, um von gröber egoistischen Zügen zu schweigen; neben der gesamten inneren Wesensanlage bedarf es einer zulänglichen körperlichen Ausstattung.“ Die Pflichttreue muß sich erweisen in Unparteilichkeit, Diskretion, Arbeitswilligkeit und Einordnung. Ferner muß verlangt werden: Würde in der Lebensführung, gute Gesinnung, rechte äußere Standesvertretung und wissenschaftlicher Sinn. Sodann spricht Münch vom Wesen der Erziehung, ihrem nationalen und christlichen Charakter. Anschaulich führt er uns das Objekt der Erziehung vor Augen, wobei er wertvolle Beobachtungen des jugendlichen Seelenlebens bietet über die Eigenart des Kindes-, Knaben- und Mädchen-, Übergangs- und Jünglingsalters, über die einzelnen Entwicklungsstadien der Nachahmung und des Phantasielebens, über die Verschiedenheit der Kindernatur je nach Stammesart und äußerlichen Lebensbedingungen, sowie über die Unterschiede der Individualität nach

Begabung, Temperament, körperlicher Ausstattung und ethischer Wesensanlage.

Interessantes sagt er über die Hauptwege und Mittel der Erziehung, über ihre innere und äußere Organisation, über Wesen, Methode, Technik und Kunst des Unterrichts, die Hauptfragen des Fachunterrichts, das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler sowie die sonstigen Beziehungen des Lehrers im Verkehr mit Kollegen, Eltern und weiteren Kreisen.

Es wäre zu wünschen, daß das vortreffliche Werk, dem übrigens die bekannte Verlagshandlung von Georg Reimer in Berlin eine angemessene, vornehme Ausstattung gegeben hat, nicht nur jede Bibliothek höherer Lehranstalten schmückte, sondern auch im Studierzimmer aller an höheren Schulen Unterrichtenden einen Platz fände.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

Zeitschriften.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 18. Jahrgang. Nr. 4. Inhalt: Festordnung der Hauptversammlung in Breslau. — Ein unerwarteter Widersacher. Von Oskar Streicher. — Österreichisches Amtsdeutsch. Von Professor Dr. Franz Wollmann.

—— Nr. 5. Inhalt: Zur Fest- und Tagesordnung der Hauptversammlung in Breslau. — Die Vereinigung Alter deutscher Studenten in Amerika. Von Dr. Günther Saalfeld. — Zur Verdeutschung der lateinischen Fachausdrücke in der deutschen Sprachlehre. Von Professor Dr. Konrad Rudolph.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Literatur und für Pädagogik. 6. Jahrgang 1903. XI. und XII. Bandes 4. Heft. Inhalt: I. Abteilung (11. Band): Die Sprachstatistik in Anwendung auf Platon und Goethe. Von Professor Dr. Constantin Ritter in Ellwangen. — Ein neues Werk des Wulfila? Von Professor Dr. Heinrich Boehmer-Romundt in Bonn. — Lindners Geschichtsphilosophie. Von Privatdozent Dr. Hermann Schwarz in Halle a. S. — II. Abteilung (12. Band): Justus Mösers Gedanken über Erziehung und Unterricht. (Schluß.) Von Realgymnasialoberlehrer Dr. Reinhold Hofmann in Zwickau. — Schülerkommentare zu deutschen Klassikern. Von Professor Dr. Oskar Weise in Eisenberg. — Die Reifeprüfung an den höheren Schulen Deutschlands und Österreichs. (Schluß.) Von Professor Dr. Hans Morsch in Berlin.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 14. Jahrgang. 7. Heft. Inhalt: Der fremdsprachliche Unterricht an der Oberrealschule. Von Professor Dr. Pfeffer. — Der Geschichtsunterricht auf der Obersekunda nichthumanistischer höherer Lehranstalten. Von Oberlehrer Dr. Wislicenus.

—— 14. Jahrgang. 8. Heft. Inhalt: Die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete des französischen Schulunterrichts und ihr Verhältnis zu den Forderungen der Pädagogik. Von Professor Dr. R. Bergmeister. — Der fremdsprachliche Unterricht an der Oberrealschule. (Schluß.) Von Professor Dr. Pfeffer. — Zur Lage. Von Professor Schmeding. — Die Lehr- und Prüfungsordnung für die Realgymnasien Sachsens. Von Oberlehrer Dr. Hörnig.

Die Deutsche Schule. 7. Jahrgang. 4. Heft, April 1903. Inhalt: Über Ökonomie und Technik des Lernens. Von Dr. E. Meumann. (Fortsetzung.) — Einzelentwicklung und Gesamtentwicklung. Von Friedr. Schaefer. (Schluß.)

Alemannia. Neue Folge. Band 3, Heft 3. Inhalt: Professor Dr. Ernst Boesser, Zur Geschichte der Kniebisschanzen (mit 2 Plänen). — Dr. Peter P. Albert, Ungedruckte Aktenstücke zur Geschichte der Belagerung Freiburgs im Jahre 1713. (Schluß.)

Archiv für Kulturgeschichte. 1. Band, Heft 2. Inhalt: Die Anfänge des Handwerks in Lübeck. Von Dr. Jacob Höhler in Marburg. — Die Klöster im wirtschaftlichen Verkehr. Von Oberlehrer Dr. Goette in Spremberg. — Die Mystik in sozialer Bedeutung. Von Professor Dr. Th. Achelis in Bremen.

Das literarische Echo. 5. Jahrgang. Nr. 15 (erstes Maiheft). Inhalt: Louis P. Betz, Deutsche Spuren in Amerika. — Karl Bienenstein, Peter Rosegger. — Richard M. Meyer, Goetheschriften.

—— 5. Jahrgang. Nr. 16 (zweites Maiheft). Inhalt: Anna Brunnemann, Kinderromane in Frankreich. — L. Grapperhaus, Niederländische Bücher. — Franz Dieberich, Eifel-Luft. — Albert Geiger, Der Roman eines Arbeiters. — Wilhelm v. Scholz, Ein Kasernenroman. — Georg Hermann, Nachlese.

Neu erschienene Bücher.

Gustav Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. 3. verbesserte Aufl. Leipzig, F. W. Grunow, 1903. 473 S.

Joseph Kehrein, Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden. 10. verbesserte Aufl. Paderborn, F. Schöningh, 1903. 541 S.

Georg Sturm, Lektionen für den Anschauungsunterricht im ersten und zweiten Schuljahre. 3. Aufl. Karlsruhe, G. Braun, 1901. 296 S.

Nyrop-Vogt, Das Leben der Wörter. Leipzig, Ed. Avenarius, 1903. 263 S.

P. Ehlers und P. Kröplin, Die neue deutsche Rechtschreibung in ihren Abweichungen von der bisher gebräuchlichen Orthographie. 2. Aufl. Güstrow, Opitz & Co., 1903. 15 S. Preis 5 Pf.

Prof. Dr. Karl Kinzel, Gustav Frenssen, Der Dichter des Jörn Uhl. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 30 S.

Dr. Karl Scheffler, Die Schule, Verdeutschung der hauptsächlichsten entbehrlichen Fremdwörter der Schulsprache. 2. verbesserte Aufl. Berlin, Verlag des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, 1903. 79 S.

Dr. Ernst Wasserzieher, Goethes Hermann und Dorothea. Leipzig, Max Hesse. 94 S.

Wilhelm Müller, Diary and letters. Chicago, The university of Chicago Press, 1903. 201 S.

O. Börner, Bemerkungen zur Methode des neusprachlichen Unterrichts. Beigabe zum Jahresbericht des Gymnasiums zum heiligen Kreuz zu Dresden. 1903. 38 S.

Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte. 1. Band, Heft 2. Berlin, Alex. Duncker, 1903. 34 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52 I.

Der deutsche poetische Liebesbrief.

Eine kultur- und literarhistorische Studie.

Von Dr. **Ernst Meyer** in Wiesbaden.

So alt die Liebe, so alt auch der Ausdruck, die Sprache für das mächtigste Gefühl, das eines Menschen Brust bewegt. Aus längst vergangenen Zeiten tönen Klänge von Liebeslust und Liebesleid frisch und jung, als wären sie gestern im Herzen geboren, zu uns herüber. Inder, Ägypter, Griechen wie Römer, sie alle haben uns neben großen literarischen Erzeugnissen Liebeslieder hinterlassen, klein und unscheinbar zwar dem Umfange nach, aber gleich unsterblich wie jene dank ihrer reizenden Anmut. Doch auch unsere Altvorderen, die wir nur immer gewohnt sind als wilde Jäger und kühne Krieger uns vorzustellen, wie sie mit gleicher Todesverachtung dem Ur und Bären oder dem Feind im Felde die wundenbedeckte Brust entgegentragen, haben eine zarte Liebespoesie gepflegt. Bis in die graue Vorzeit germanischen Heidentums hinauf reichen Liebeslieder und Liebesgrüße, von denen die letzteren, auch Liebesbriefe genannt, diese kleine Studie in ihrer geschichtlichen Entwicklung kurz verfolgen will.

Spät allerdings treten uns die ältesten Zeugnisse deutscher Liebesgrüße entgegen. Durch ein im Jahre 789 erlassenes Kapitular Karls des Großen wurde es den Nonnen aufs strengste verboten, winileodos, d. h. Liebeslieder zu schreiben und abzuschicken (wini=Freund, Geliebter; wir haben das althochdeutsche Wort nur noch in Eigennamen wie Alwin, Erwin, ferner in Wingolf). Zweifellos haben wir in diesen Liedchen nichts anderes als Liebesbriefe zu erblicken, die heimlich an einen bestimmten Adressaten gelangten; einfach und kunstlos, wahrscheinlich einstrophig, haben sie Liebeswerbung und Erwiderung, Trennung und Wiedersehen, Glück und Schmerz umfaßt. Erst zu Beginn des 11. Jahrhunderts begegnen wir in dem ersten Romane der deutschen Literatur, dem in lateinischen Hexametern gedichteten Ruodlieb, den ersten Spuren von Liebesgrüßen. Die umworbene Schöne gibt da dem Boten des Helden Ruodlieb eine Antwort für seinen Herrn, in der deutsche Grußformeln in den lateinischen Hexameter seltsam verwoben sind:

dic illi nunc de me de corde fideli
Tantundem liebes, veniat quantum modo loubes,
Et volucrum wunna quot sint, tot dic sibi minna,
Graminis et florum quantum sit, dic et honorum.

(Sage ihm jetzt von mir aus treuem Herzen
So viel Liebes, wie nur Laub an den Bäumen hervorbricht,
Und wieviel Freude die Vöglein bringen, so viel sage ihm von meiner Minne,
Wieviel Gras und Blumen hervorsprießen, sage ihm auch von Ehren.)

Daß diese Grußformel altvolksmäßig war, dafür sprechen die deutschen Reimworte, und der Dichter des Ruodlieb setzte eine Vertrautheit seiner Leser mit derartigen Grüßen voraus, als er jene in seine lateinischen Verse hineinbrachte. — Für mehrere Jahrhunderte wagten sich im allgemeinen die volkstümlichen Liebesbriefe nicht mehr an die Oberfläche, doch im stillen pflegte das Volk sie weiter, wie sein gesunder Sinn auch die kernigen Lieder von Dietrich von Bern und den Nibelungen treuen Sinnes in Zeiten bewahrte, wo die Kirche sie mit allen Mitteln aus der Literatur zu verbannen suchte.

Die Kreise der Gebildeten bevorzugten wie sonst im Leben, so auch im Liebesverkehre die lateinische Sprache, und dieselben Geistlichen, die von der Kanzel herab gegen die „carmina obscoena“ (Liebeslieder sind gemeint) laut zu eifern sich berufen fühlten, unterhielten im verborgenen manches zärtliche Verhältnis und behandelten dabei den prosaischen wie poetischen Liebesbrief oft mit nahezu klassischer Formvollendung. Da sehen wir in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts zu Regensburg sich interessante Liebeshändel zwischen Geistlichen und Damen, die sich eifrig mit klassischen Studien beschäftigen, an der Hand von lateinischen poetischen Briefen abspielen. Während in den Briefen des Mannes überall keckes, sinnliches Begehren zutage tritt, kennzeichnet die Briefe der Frau nur zartere, aber nicht leidenschaftsfreie Empfindung für den Mann. Demselben Verhältnis begegnen wir wiederum etwa ein Jahrhundert später in drei Prosabriefen aus dem Besitz Wernhers von Tegernsee. Der Geistliche, von Eifersucht gequält, seine Liebste möchte ihr Herz einem stolzen Ritter schenken, ist in seinem kurzen Briefe nur auf die Erfüllung seines Willens bedacht, das Mädchen scheu zurückhaltend, aber voll von starker, edler Empfindung für den Geliebten, so daß sie am Schluß eines ihrer Briefe sich von der hemmenden Fessel der fremden Sprache, unter deren Decke gar oft deutsche Poesie durchschimmert, befreit und ihr ganzes Fühlen in ihrer Muttersprache ausklingen läßt in dem reizenden Liebesgruße, der durch seinen schlichten, naturwahren Ton auch heute noch auf unser Empfinden einen wunderbaren Eindruck macht:

Dû bist mîn, ich bin dîn,
des solt dû gewis sîn,
dû bist beslozzen
in mînem herzen,
verlorn ist daz slüzzelîn:
dû muost iemer drinne sîn.

Nach langer Zeit leiht man zum erstenmal wieder dem Empfinden des Herzens die trauten Worte der heimischen Sprache, und zwar ist es wiederum eine Frau, wie einer Frau der Liebesgruß im Ruodlieb in den Mund gelegt wurde, wie von einem Mädchen ein Vagantenlied sang:

stetit puella bî einem boume,	(Ein Mädchen stand an einem Baume,
scripsit amorem an einem loube.	Schrieb ihre Liebe in ein Blatt.)

Das Bildungsniveau des Mannes war eben bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts bei weitem niedriger als das der Frau, die sich schneller den Einflüssen höherer Bildung und den sanften Lehren des Christentums erschlossen hatte und so leichter für das Fühlen und Sehnen ihres Herzens einen zarten Ausdruck fand. Doch bald strebte auch der rauher geartete Mann nach feinerer Lebensart. Hatte in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Geistlichkeit im gesellschaftlichen Leben wie auch in der Literatur eine vorherrschende Stellung behauptet, so trat in der zweiten Hälfte ein neuer Stand, das Rittertum, als ein höchst gefährlicher Konkurrent ihr zur Seite, mit entgegengesetzten, weltfreundlichen Anschauungen, die ihm aus dem Auslande zugetragen waren. In Südfrankreich, besonders in der Provence, hatte sich unter spanischem Einflusse das Rittertum mit ganz neuen Grundsätzen und Lebensanschauungen ausgebildet. Vor allem hatte die Frau im gesellschaftlichen Leben eine Stellung wie nie zuvor erlangt. Als Herrin und Gebieterin wurde sie von dem Ritter verehrt. Aus jener Zeit stammt die Bezeichnung der adligen Frau als „Dame" = spanisch donna, lateinisch domina, wie man genau so in Deutschland nach französischem Vorbild das Wort „frouwe" d. h. Herrin als Anrede für wîp einführte; in seiner ursprünglichen Bedeutung hat sich das Wort bewahrt in „Unser Frauen Kirche" = Notre Dame. Auch Goethe wendet noch in seinem Faust das Diminutiv zu Frau, „Fräulein", in jener Bedeutung als adliges Fräulein an; nur so wird es verständlich, wenn Gretchen von sich sagt: „Bin weder Fräulein weder schön", oder Frau Marthe schmeichelt: „Denk, Kind, um alles in der Welt, der Herr dich für ein Fräulein hält." (Das Maskulinum zu frouwe lautete frô = Herr, wie wir das Wort noch besitzen in „Fronleichnam", „Frondienst", „frönen".) Im Dienste seiner Dame nun zog der Ritter auf gefahrvolle Aben-

teuer aus, scheute keine Mühen, keine Beschwerden und verrichtete in Turnier wie Kampf Taten der Tapferkeit. Winkte ihm doch herrlicher Lohn in den Armen der Angebeteten, die nach Verdienst und Würdigkeit aus dem Füllhorn ihrer Gnade zu spenden wußte! Indem dem Leben der Frau eine bevorzugtere Stellung, dem Leben des Mannes ein höherer Inhalt, ja gleichsam eine höhere Weihe gewonnen war, wurden zugleich beide Geschlechter auf dem Fuße feinerer gesellschaftlicher Formen einander genähert. Die Liebe mußte eine ganz besondere Bedeutung erlangen, und die Bedingungen zu einem mächtigen Aufschwung der Dichtkunst waren gegeben. Da freilich die Liebe geradezu den alleinigen Maßstab für das Tun und Lassen jener Gesellschaft bildete, so huldigte man anderseits einer sehr laxen, bedenklichen Moral, und es galt in der höfischen Welt als sittlicher Grundsatz, daß die Liebe alles rechtfertige, wofern man nur öffentliches Aufsehen und Ärgernis zu vermeiden wisse. — Diese neuen konventionellen Anschauungen drangen, getragen von einer blendenden Poesie, von Süd- wie Nordfrankreich um 1160 zu uns herüber und trafen auf einen fruchtbaren, keineswegs unvorbereiteten Boden. In Deutschland hatte ungefähr zu derselben Zeit vor allem in Österreich eine eigene nationale, mehr volkstümliche Liebespoesie sich zu entwickeln begonnen und herrliche Blüten, wie die sogenannten Kürenberger Strophen, getrieben. Mit dem Hereinbrechen der welschen Kultur wurde ein fremdes Reis auf ein gesunderes, lebenskräftigeres gepfropft, und die reine deutsche Blüte färbte der Staub, der von jenseits der Maas herübergeweht wurde. Eine besondere Standesdichtung, der Minnesang, bildete sich in den adligen Kreisen aus; an seiner Entwicklung konnten die unteren Volksschichten nicht teilnehmen, da die konventionellen Anschauungen desselben ihrer Natur wenig homogen waren. Jetzt schlug auch die Geburtsstunde für den **deutschen höfischen Liebesbrief**.

Nach Form wie Inhalt völlig unabhängig von den provenzalischen wie nordfranzösischen saluts (Grüßen) oder breus (das Wort entspricht dem lateinischen breve, woraus auch unser „Brief“ entstanden ist, das ursprünglich jedes Schriftstück, auch Urkunde bezeichnet; in dieser Bedeutung ist es noch in „Kaufbrief“ erhalten), ward der deutsche höfische Liebesbrief aus der Anschauung und den Gebräuchen des Minnedienstes geboren, und so begegnen wir beim Vater des höfischen Romans, bei **Heinrich von Veldecke**, in seiner im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts verfaßten Eneit (= Äneide, Geschichte von Äneas) dem ersten höfischen Liebesbrief, den dort Lavinia an den geliebten Äneas schreibt. Ausführlich unterrichtet uns zugleich der Dichter von dem zum Briefe verwandten Schreibmaterial und der Art seiner Beförderung:

dô nam des rîchen kuneges kint
tinten unde permint,
si screib in scônem latîne.
dô siz gescreib und uberlas
und der brief trocken was,
gefuchliche si in vielt etc.

(Da nahm des mächtigen Königs Kind
Tinte und Pergament,
Sie schrieb in schönem Latein.
Als sie's geschrieben und überlesen hatte
Und der Brief trocken war,
Faltete sie ihn, wie es sich gehörte.)

Dann bindet Lavinia den Brief an einen Pfeil und läßt ihn durch einen Jüngling ins Lager des Äneas abschießen, ähnlich wie Ekkehard in dem bekannten Scheffelschen Romane durch einen Pfeil sein Waltharilied der heißgeliebten Hadwig übermittelt.

Enthielt der Veldeckische und ebenso auch wohl der ursprüngliche höfische Liebesbrief mehr in epischer Weise dargestellte Gedanken und Motive — löste er doch gleichsam den Boten in seiner Sprecherrolle ab —, so nahm er in der Blütezeit der mittelhochdeutschen Literatur immer mehr lyrischen Charakter an, und die nächsten uns erhaltenen Liebesbriefe aus dem ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts, die im Wigalois, einem Romane des fränkischen Ritters Wirnt von Gravenberg, und in dem Parzival Wolframs von Eschenbach überliefert sind, zeigen uns, wie an die Stelle äußerlicher Schilderung tiefere Empfindung getreten ist. Die höchste Entwicklungsstufe des höfischen Liebesbriefes fällt in die beiden ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts, in jene Zeit, wo es feinere Erziehung und Bildung erforderten, daß die angehende Dame in gleicher Weise wie der zum Ritter heranreifende Jüngling vor allem in der Konversation und damit auch im Briefschreiben geübt war. So vergißt es Gottfried von Straßburg nicht, von der schönen Isolde zu rühmen: si kunde brieve und schanzûne (chanson = Lied) tihten. Ein bestimmtes Schema hatte sich herausgebildet, dem wir in den Briefen der Folgezeit immer wieder begegnen: Gruß und Dienstversicherung bilden den Eingang, es folgt ein Preis der Geliebten, ihrer Tugenden wie ihrer Schönheit, sodann die Bitte um Erhörung und ein Stelldichein; eine Empfehlung in Gottes Schutz schließt meistens den Brief. Die im höfischen Leben allgemein geübte Sitte, Briefe zu schreiben, spiegelt sich auch in den höfischen Epen wie im „Herzog Ernst“ oder im „Meleranz“ wider, ja am Ende des 13. Jahrhunderts knüpft ein Dichter aus der Gegend von Konstanz in der schönen Novelle „Die Minnelehre“ ein Liebesverhältnis an einen Briefwechsel

an, der mit feinem Kunstsinn so lange fortgeführt wird, bis der persönliche Verkehr der Liebenden die schriftliche Botschaft überflüssig macht.

Eine besondere Art von Liebesbriefen bildeten die Büchlein (büechelîn), die, wie der Name schon schließen läßt, von größerem Umfange als jene waren, im übrigen poetische Werkchen mehr didaktischer Natur, äußerlich oft kostbar ausgestattet. Der junge Ulrich von Lichtenstein, einer jener streitbaren Herren des steiermärkischen Adels, dichtete in den zwanziger Jahren des 13. Jahrhunderts, in jener Zeit, da er im Dienste seiner Dame als Frau Venus verkleidet eine abenteuerliche Fahrt nach Italien unternahm, drei solcher Büchlein, die er in grünsamtenem Einbande seiner Angebeteten zusandte, um sie gnädig zu stimmen. Der gealterte Dichter, der wohl mit etwas Selbstironie und einem gewissen Lächeln auf die Tollheiten seiner Jugend zurückblicken mochte, hat sie dann mit Geschick in die Handlung seines „Frauendienstes" verwoben, eines Romanes von hoher kulturhistorischer Bedeutung, den daher noch Tieck einer Umarbeitung in Prosa für wert hielt. — Auch wurden mehrere Liebesbriefe zu einem Büchlein vereinigt. So entdeckte man 1843 in Zürich beim Umbau eines Hauses unter Schutt und Staub vergraben eine zierliche Miniaturhandschrift, die sich einst in zarteren Händen größerer Aufmerksamkeit erfreut haben mochte. Sechs Liebesbrieflein, begleitet von zwei Minneliedern, aus dem Ende des 13. Jahrhunderts beteuern in immer neuen Klagen die Liebessehnsucht vielleicht eines jungen Züricher Patriziersohnes, des Herz von Amors scharfem Pfeile getroffen in Liebe zu einer schmucken Schönen seiner Vaterstadt entflammt war. Einzelne Briefe dagegen schrieb man auf lange schmale Pergamentstreifen, die auf einem angefügten Stäbchen aufgerollt und mit einem Seidenbändchen umwickelt wurden. Der erste Originalliebesbrief dieser Art, der auf uns gelangt ist, stammt bereits aus der Mitte des 14. Jahrhunderts und liegt noch heute auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Gmeiner fand ihn in Regensburg auf und gab ihn 1815 im Morgenblatt für gebildete Stände heraus.

Boten, die in das Liebesgeheimnis eingeweiht waren, wurden meistens zu „Postillons d'amour" ausersehen; in Büchsen, die sie am Halse oder am Gürtel trugen, beförderten sie die Briefe, um nicht von den bösen, neidischen Merkern oder Kläffern — so hießen die gefürchteten Verräter eines süßen, oft unerlaubten Verhältnisses — bei ihrer gefahrvollen Mission entdeckt zu werden. Bisweilen war der Liebende selbst der Überbringer. So schildert uns Hadlaub, ein Züricher Minnesänger, der um 1300 auch die größte Minnesängerhandschrift für das Züricher Patriziergeschlecht der Manesse zusammengestellt haben soll, in

einem seiner Gedichte, wie er die frühe Morgendämmerung, als seine Liebste schon aus der Messe zurückkehrt, benutzt, um als Pilger verkleidet ihr nachzuschleichen und ein Liebesbrieflein an ihr Kleid zu heften, eine Episode, die Gottfried Keller in der ersten seiner Züricher Novellen reizvoll ausgesponnen hat. Gewöhnlich waren die Briefe von Gegenständen begleitet, die als Liebessymbole dienten, in der Provence von Ringen und Bändern, in Deutschland kamen noch andere Symbole hinzu, die aus spezifisch deutschen Rechtsgebräuchen und mythologischen Vorstellungen sich herleiteten. Im „Meleranz", einem schon oben kurz erwähnten Romane des ausgehenden 13. Jahrhunderts, sendet Tytomie ihrem Geliebten zugleich mit einem Liebesbriefe einen Gürtel, ein Schapel und einen Ring. Nach altdeutschem Rechtsbrauche bedeutete die Übergabe eines Gürtels die Entäußerung irgend eines Gutes. Mit der Überlieferung des Schapels will Tytomie andeuten, daß sie bereit sei, ihrem Mädchenstande zu entsagen. Im Mittelalter war nämlich das Schapel (= französisch chapeau, Hut), auch Kranz genannt, der Kopfputz junger Mädchen, wie es ja noch in der Brunnenscene in Goethes Faust als charakteristische Kopfbedeckung der Jungfrauen gilt („Das Kränzel reißen die Buben ihr", sagt Lieschen gehässig von Bärbele), während die junge Frau das „Gebende" trug, einen mit Bändern versehenen Hut, die man unter dem Kinn zusammenknüpfte. Der Ring galt natürlich wie noch heute als Zeichen des Verlöbnisses, eine Bedeutung, die er durch fremde Einflüsse, wahrscheinlich durch das Christentum erhalten hatte. Besondere symbolische Bedeutung, nämlich die der staete, d. h. der festen, unerschütterlichen Treue, besaß der Diamant (adamas) in einem Ringe, da ihm, wie wir u. a. von Albertus Magnus wissen, magische Kräfte, auch die magnetische Eigenschaft, zugeschrieben wurden. Im Volksliede hat dann der Ring bis auf Eichendorffs Lied herab „In einem kühlen Grunde" eine große Rolle gespielt. —

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts begegnen wir der interessanten Erscheinung, daß in der Gegend des Bodensees, vielleicht in Konstanz, ein poetischer Liebesbriefsteller fast schon im modernen Sinne für gebildete Herren und Damen verfaßt wird, und zwar, was am meisten überrascht, von der Hand eines Geistlichen, der von der geistigen Strömung der Mystik berührt war. 30 Briefe, die alle möglichen Stimmungen und Situationen während eines Liebesverhältnisses berücksichtigen und wiedergeben, sind von der ursprünglich gegen 40 Stücke enthaltenden Sammlung auf uns gekommen. Mit einer umfassenden Kenntnis der deutschen Literatur, insbesondere der höfischen wie auch volkstümlichen Liebesbriefliteratur ausgerüstet, hat der Pfaffe, selbst jeg-

lichen poetischen Empfindens bar, weniger ein Dichter als ein Kompilator, von allen Ecken und Enden, genau wie Verfasser moderner Liebesbriefsteller, Gedanken und Motive, ja ganze Wendungen und Verse mit großem Fleiße, aber wenig Geschick zusammengetragen. In einer Weise, die nach unseren modernen Begriffen einem Plagiat gleichkommt, hat er die schon erwähnte Minnelehre geplündert; die Büchlein Ulrichs von Lichtenstein, die sechs Züricher Briefe wie die Werke Konrads von Würzburg, des gewandtesten Erzählertalentes unter den mittelhochdeutschen Poeten neben Gottfried von Straßburg, sie alle mußten den reichsten Stoff bieten zu der kümmerlichen Kompilation. Gleichwohl möchte der Geistliche um jeden Preis originell sein, und so soll ein Schwall von Phrasen und geschmacklos angebrachten Bildern die innere Hohlheit und Unwahrheit verdecken. Wir sehen ihn darin einer für das 14. wie auch 15. Jahrhundert charakteristischen Geschmacksrichtung huldigen, die in einem möglichst geschraubten und schwulstigen Stile den idealen Ausdruck der Poesie erblickt, vergleichbar dem zwei Jahrhunderte später die Literaturen aller Kulturvölker beherrschenden Marinismus (estilo culto oder Gongorismus in Spanien genannt, Preziösentum in Frankreich, Euphuismus in England). Von ästhetischen Gesichtspunkten aus beurteilt kann der Liebesbriefsteller nicht den geringsten Wert beanspruchen, von der kultur- wie literarhistorischen Seite aus betrachtet bezeichnet er eine hervorragende, wenn nicht die bedeutsamste Erscheinung auf dem Gebiete der Liebesbriefliteratur.

Im Nachwort zu seinem Briefsteller hatte der Geistliche es deutlich und klar ausgesprochen, daß er seine Briefe nur für die höheren Stände gedichtet und lateinische Floskeln wie Sprüche aus der Vulgata hineingemengt habe, um sie dadurch den Volkskreisen noch ungenießbarer zu machen. Gleichwohl hatte er, der überall so trefflich zu plündern verstand, es nicht verschmäht, gerade bei den volkstümlichen Liebesbriefen eine nicht unvorteilhafte Anleihe zu machen. Volkslied wie volkstümlicher Liebesgruß waren um diese Zeit wieder kräftig emporgeblüht, wie uns die berühmte Limburger Chronik des Notars Ehlem Tilemann bezeugt. Das Volk hatte nie aufgehört, seine eigene Poesie weiter zu pflegen. In ununterbrochenem Laufe fließt ihr Strom von den ältesten Liedern und Grüßen bis auf unsere Zeit herunter, zuweilen scheinbar verschüttet tritt er immer wieder mit seiner mächtigen, ursprünglichen Kraft zutage, zeitweilig vernimmt nur das aufmerksamer lauschende Ohr durch den verworrenen Lärm der Modedichtung sein stilles Rauschen. Er bespült die Wurzeln der Liederblumen eines Walther von der Vogelweide und eines Neidhard von Reuenthal, ihnen kräftigen Duft und natürliche Frische verleihend. Als nun mit beginnendem

14. Jahrhundert zwar nicht die Ritter, wohl aber ihre früheren Ideale zu schwinden begannen, als die, die es einst zu ihrem höchsten Berufe gemacht hatten, die Schwachen und Armen zu schützen, diese Aufgabe geradezu ins Gegenteil verkehrten, den auf der Landstraße dahinziehenden Kaufmann überfielen und ausplünderten und so die allgemeine Unsicherheit noch erhöhten oder auf der andern Seite nur noch rohen Sporten huldigten, da mußte auf den Schlössern der Adligen, den einstigen Stätten edler Gastlichkeit und höherer Lebensart, der zarte Minnesang verstummen, für den kein Raum war in gefürchteten Raubnestern, und der Volksgesang, ein frischeres, rotwangiges Kind, konnte sich recht entwickeln. In um so höherem Grade war dies der Fall, als eine neue, die bürgerliche Gesellschaft in den Städten zum erstenmal freier und kühner ihr Haupt erhob und, getragen von berechtigtem Stolze auf das Schaffen ihrer Hände, das Nachdenken ihres Kopfes, erfüllt von dem sicheren und behaglichen Gefühl, das aus eigener Kraft erworbener Wohlstand zu verleihen pflegt, den Anmaßungen eines untätigen und immer mehr an sittlicher Kraft einbüßenden Adels in Wort wie Tat, mit der Feder wie mit dem Schwerte zu begegnen wußte. Die eigentliche Zeit des Minneliedes wie des Minnebriefes war dahin. Nur dadurch konnten sie noch ein schwaches Weiterleben führen, daß sie eine Verbindung mit der gesunden volkstümlichen Liebespoesie eingingen, die ihnen früher nicht ebenbürtig erschienen war. In Lied wie Brief herrschte eine parallele Entwicklung, die bei den gleichen Bedingungen ihres Werdens wie ihres Absterbens ganz natürlich war. Jene Signatur einer rein äußerlichen Zusammenmischung von höfischen und volkstümlichen Elementen trägt die ganze Lyrik des ausgehenden 14., vor allem des 15. Jahrhunderts an der Stirn, somit auch der poetische Liebesbrief.

Waren in den vergangenen Jahrhunderten uns nur in Süddeutschland, vorzugsweise am Oberrhein Liebesbriefe begegnet, so finden wir sie im 15. Jahrhundert über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreitet. In Oberdeutschland sind uns aus Mattsee in Bayern vier Liebesbriefe überliefert, von denen drei von ein und demselben Schreiber verfaßt sind, während der vierte von einem Mädchen herrührt; in Mitteldeutschland begegnen wir in Obersachsen zwei lang ausgesponnenen Briefen aus den Jahren 1434 und 1463; auf niederdeutschem Sprachgebiete endlich sind die Städte Göttingen und Köln vertreten. Aus Göttingen sind uns ganz eigenartige Liebesbriefe überkommen, die ein Unterlehrer namens Hermann Konemund an seinen vorgesetzten Rektor Kurt Hallis geschrieben hat zu dem schwer zu vermutenden Zwecke, von dem kargen, mit der Besoldung wohl zurückhaltenden Geistlichen Geld zu erpressen. Es war nämlich in jener Zeit Sitte, daß der Magistrat seine Schulen

an Rektoren verpachtete, die, Lehrer und Unternehmer zugleich, aus ihrer Tasche die erforderlichen Unterlehrer bezahlten. Das Ganze ist also ein raffinierter Betrug, aufgebaut auf der unerlaubten Liebe des geistlichen Rektors zu einer gewissen Göttinger Schönen Edelinde, in deren Namen Hermann Konemund die Briefe abfaßte. Vor allem kehrt darin die ewige Bitte um Geld wieder: bald will Edelinde sich ein neues Kleid kaufen, bald will sie einen Ball besuchen —, vorausgeschickt aber werden meistens poetische Liebesbeteuerungen, die den Rektor von aufrichtig gemeinter Liebe überzeugen und ihm ans Herz legen sollen, in seiner Freude ja über das selige Geheimnis zu schweigen. Trefflich klingen in dem Munde des verschlagenen Schulmeisters Sprüche wie der folgende:

Swygen dat is kunst,	(Schweigen, das ist Kunst,
claffen dat brynget ungunst;	Schwatzen bringt wenig Gunst.
allen luden godlich,	Gegen alle Leute gütlich,
wenich luden heymilich.	Mit wenigen Leuten vertraulich!
sigh vor dich,	Sieh vor dich,
de love de is myslich,	Die Liebe ist eine mißliche Sache,
de trwe de is eyn selten gast,	Die Treue ist ein seltner Gast,
we se hebbe, de hode se vast.	Wer sie hat, der hüte sie sehr.)

Der verliebte Geistliche ging auch wirklich in die Falle: er schickte Geld, abermals Geld, träumte er doch schon von dem seligen Stündlein, das ihm Edelinde versprochen, da — nach Empfang des zwölften Briefes — wurden ihm plötzlich die Augen geöffnet. Hermann Konemund war entlarvt, und der Betrug fand im Jahre 1459 vor einem hohen Gerichtshofe in Göttingen seine Bestrafung. Aber auch der nicht makelfreie Rektor erhielt von seiner Behörde einen Verweis, im Falle er sich nicht „besser hielte, sollte auch er sein Amt verlieren". — Der letzte höfische Liebesbrief stammt aus Köln und ist von einem Ritter vor Antritt einer Preußenfahrt verfaßt, einer jener Fahrten, wie sie die Ritter seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an Stelle der Fahrten nach dem heiligen Lande unternahmen. Der Brief befindet sich noch heute nebst Siegelverschluß im Königsberger Archiv und wurde schon im Jahre 1822 von Professor Voigt in den Beiträgen zur Kunde Preußens herausgegeben.

Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts begegnen uns nur noch volkstümliche Liebesbriefe, deren Wurzeln, wie wir sahen, bis in die Zeit des germanischen Heidentums hinaufreichen. Durch ihre natürliche Frische und ungekünstelte Sprache machen sie im Gegensatz zu den steifgezierten höfischen Briefen einen wohltuenden Eindruck auch auf unser modernes Empfinden. In ihrer einfachsten Form bestanden sie ursprünglich in einem Gruß an die Liebste, weshalb sie eben auch als „Liebes-

grüße" bezeichnet wurden, oder in einem Wunsche; dann konnten beide Motive leicht verbunden werden. Wie nun im Gruß die Volksphantasie sich nicht genug tun konnte und nicht allein nach Art des maßvollen Minnesanges die Person der Angebeteten, sondern in sinnlicher Anschauung alle ihre einzelnen körperlichen Reize grüßte, so treffen wir dieselbe Überschwenglichkeit in der Ausmalung der Wünsche, wo vor allem das Märchenhafte des Volksliedes, wie Uhland es nennt, „Blumenhaus" und „Blumenbett" herangezogen wurden. Über ganz Deutschland finden wir vom 15. bis ins 19. Jahrhundert in unzähligen Variationen folgendes Verslein als Liebesbrief verbreitet:

Ich wünsche dir eine gute Nacht,
Von Rosen ein Dach,
Von Lilien ein Bett,
Von Muskat eine Tür,
Von Neglin (Nelken) ein Riegel dafür,

und ein ähnlicher holsteinischer Volksreim, der an das bekannte Schlummerlied „Guten Abend, gute Nacht" erinnert, lautet:

God'n Abend, gode Nacht,
Mit Rosen bedacht,
Mit Negelken bestecken,
Krup ünnen de decken,
Morgen frö, will's God, wöl wi uns webder sprecken.

Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts war es auf der Insel Rügen bei einer Hochzeit Sitte, daß der Marschall oder Brautdiener, der von der Braut unter ihren Jugendbekannten ausgewählt wurde, bei der Überreichung des Brautfasses, des Symbols des Ehestandes, in schneller Hast folgende Reime herbetete, die die ganze Hochzeitsgesellschaft leise nachmurmelte:

Guten Abend, ihr hochgeehrten Herren!
Hier tret' ich nun ganz frisch und unvermeld't herein — —
Was soll ich denn nun den Herren wünschen voraus?
Ich wünsche Ihnen Heil, Glück und Segen,
Als Tröpflein fallen in dem Regen,
Als wie Flocken in dem Schnee,
Als wie Wellen in der See.
Was soll ich dann noch mehr wünschen voraus?
Ich wünsch' Ihnen ein vergoldetes Haus,
Von Gold einen Riegel,
Von Demant einen Spiegel,
Von weiß' Lilien ein Bett,
Von Rosen eine Deck',
Von Marmor eine Tür,
Von gezwirnter weißer Seiden die Gardinen dafür,
Und in der Stube ein' vergoldeten Tisch,
Auf allen vier Ecken einen gebratenen Fisch,

Und in der Mitte eine Kanne mit Wein,
Da werden die hochgeehrten Herren recht vergnügt bei seyn,
Und um dem Hause einen Garten so schön,
Darin Blumen und Bäumlein lustig stehn.

Darauf bringt der Brautdiener Reis usw. und sagt bei jedem Gericht wieder seine Verse her.

Eigentliche Liebesgrüße sind uns, wenn wir von dem im Ruodlieb überlieferten absehen, erst aus dem Ende des 15. Jahrhunderts erhalten, so der folgende, der aus Karlsruhe stammt:

Ich grüßen dich zu drin Stund (dreimal),
Min aller liebster, in din rotten Mund.
Got grüß' dich in din Öglein klor,
Got geb' dir vil und guter Jor.

In einem österreichischen Liebesbrief des 16. Jahrhunderts lautet der Gruß:

Grüß' dich Gott als oft und dick,
Als maniger Stern aus dem Himel plickt,
Und als maniges Pliemel entsprießen mag
Von Ostern piß auf Sant Jakobstag,
Und grüß' dich Got durch ein Hand vol Seyden,
Ich will alle frischen, freien Herzen von deiner Wegen meyden,
Grüß' dich Got durch ein Hand vol Gerstenkorn,
Sag mir, Hertzlieb, sein mein Dienst angelegt oder sein sy gar verlorn?
Und grüß dich Got durch ein seyden Faden,
Mich und dich in ein finster Gaden (Gemach).

Der Seidenfaden hat in der Volkspoesie die symbolische Bedeutung einer schwer löslichen Verknüpfung, wie es ja noch in dem Goetheschen Gedichte heißt:

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest.

Durch das Gerstenkorn soll wohl die ungewisse Hoffnung des Liebhabers ausgedrückt werden; in der germanischen Rechtssymbolik galt die Ähre als Zeichen eines „Gedinges", einer Anwartschaft.

Kostbaren Gegenständen wie Gold und Edelstein, Samt und Seide, verlieh das Volk gern in Liedern wie Briefen symbolische Bedeutung. Ein Liebesbrief aus dem vorigen Jahrhundert, der in Franken geschrieben und in „Des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano veröffentlicht wurde, beginnt also:

Ich habe mein Herz in deines hineingeschlossen,
Darin liegen begraben
Drei güldene Buchstaben:
Der erste ist von rotem Gold,
Daß ich dir bin von Herzen hold;

Der ander ist von Edelgestein,
Ich wollt', du wärst die Liebste mein;
Der dritt', der ist von Sammet und Seiden,
Du sollst all andere meiden.

Eine ähnliche Partie finden wir wieder in einem Liebesbriefe, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts, versehen mit dem Zensurstempel des Königlich Preußischen Polizeipräsidiums in Köln, zum Verkauf für liebende Herzen gedruckt wurde. Sie lautet:

Du liegst mir in mein Herz begraben,
Geschrieben mit sechs güldenen Buchstaben:
Die (= der) erste heißt lieb, die zweite zart,
Die dritte liebgeboren hat,
Die vierte ist ganz silberschön,
Ach könnte ich dich täglich sehn!
Die fünfte ist von Perlen fein,
Ach könnt' ich immer bei dir sein!
Die sechste ist von Sammet und Seiden:
Du mußt andre Junggesellen meiden
Und mein Herzallerliebste bleiben.

Auch gab man den Briefen gewisse bildliche Zeichen mit, die auf das Liebesgeheimnis hinweisen. Noch heute ist es häufiger Brauch, ein von Amors gefiedertem Pfeile durchbohrtes Herz auf den Liebesbrief zu zeichnen oder gar zu malen. Am Schluß eines der früher erwähnten Mattseer Briefe finden wir das Bild eines von einer Säge durchzogenen Herzens, und in einem zweiten aus Franken stammenden Liebesbriefe, der auch in „Des Knaben Wunderhorn" zuerst herausgegeben wurde, beteuert der Liebhaber:

Eh' ich meine Herzvielgeliebte wollt' lassen,
Eh' sollt mein Herz ein Pfeil durchstoßen;
Eh' ich mein Herzallerliebste wollt' meiden,
Eh' sollt mein Herz eine Säge durchschneiden.

In Liebesbeteuerungen war die Volksphantasie unerschöpflich. In immer neuen Wendungen und Ausdrücken, die bald ernster, bald humoristischer Art sind, sucht das liebende Herz von der Wahrheit und tieferen Empfindung seiner Liebe zu überzeugen, von der „keiner ein Ende schreiben könnte,

Und wenn der Himmel wär' Papier,
Und jeder Stern ein Schreiber hier".

Wie aufrichtig und ehrlich klingt in seiner Schmucklosigkeit in dem ebengenannten Briefe das Liebesbekenntnis:

Sie ist mein Morgen- und Abendstern,
Meine Augen sehn sie allzeit gern;
Ich sitze beim Trinken oder Essen,
So kann ich meine Herzallerliebste nicht vergessen;

Wenn ich sie seh' voll Freuden schweben,
So freuet sich mein ganzes Leben.
Herzallerliebste, ich laß nicht von dir ab,
Bis man mich träget ins kühle Grab.

Eine recht humorvolle und scherzhafte Liebesbeteuerung in der sogenannten Priamelform bringt der Kölner Brief aus dem 19. Jahrhundert:

So sollst du denn mein Liebste bleiben,
Bis ein Wagen das Rad tut treiben,
Bis ein Krebs Baumwolle spinnt,
Bis ein Licht den Schnee anzündt,
Bis ein Löw' im Kasten fliegt,
Bis ein Mück' ein Fuder Wein wegzieht,
Bis der Hahn auf der Kirchen lebet,
Und der Turm zu Straßburg in den Lüften schwebet,
Bis daß mein Herz find't Honigseim,
Und aus den Felsen springt der Wein,
Bis Weintrauben auf den Disteln stehn
Und die Kieselsteine vergehn,
Bis daß ein Mühlstein schwimmt über den Rhein:
So lang sollst du mein' Liebste sein.

Hier mag ein reizender Liebesbrief Platz finden, den im 18. Jahrhundert ein Liebhaber einem schwäbischen Landmädchen auf ihre Anfrage, „ob sie ihm lieb sey oder nit", zusandte. Schon Gräter, der ihn von dem Mädchen selbst erhalten und dann 1791 im „Bragur" herausgegeben hatte, bemerkte dazu: „Wie rührend ist die ungekünstelte Sprache des Herzens und wie erquickend für uns, die wir sie so selten hören!" Der Brief lautet:

Liebster Schatz, halte fest,
Wie der Baum seine Aest,
Wie der Ring seinen Demant!
Mich und dich scheidet niemand.
Gott im Herzen und den Liebsten im Arm
Vertreibet viel Schmerzen und machet fein warm.
Eh' ich dich, schönstes Kind, sollt' lassen,
Eh' müßt der Himmel fallen ein
Und auch die Sternlein ganz verblassen
Und auch der Mond verfinstert sein.

Die ersten Zeilen enthalten eine im Volksliede sehr beliebte und verbreitete Vorstellung; überhaupt haben volkstümlicher Liebesbrief und Liebeslied einzelne Züge gemeinsam. Ein bekanntes Volkslied beginnt:

Kimmt a Vogerl geflogen,
Setzt si nieder af mei Fuß,
Hat a Zetterl im Goscherl
Und vom Deandl an Gruß,

und so überträgt man auch wirklich im Liebesgruß die Botschaft den eilenden Vögeln. In dem einen Brief aus Franken heißt es:

Ich habe einen heimlichen Boten ausgesandt,
Der dir und mir ist wohlbekannt;
Das Täublein tu' ich bitten
Mit tugendlichen Sitten,
Daß es soll mein Bote sein.

Ja, der Brief selbst wird gleichsam als geflügelt gedacht; in einem „lustigen Bulerbrief" aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts lesen wir:

Nun fahr du hin, mein Briefelein,
Wohl zu dem Allerliebsten mein.
Eil dich geschwind und bis behend (bis = sei),
Dich empfangen schöne, weiße Händ'.
Tu bald aufschwingen dein Gefieder,
Ein freundlich Botschaft bring mir wieder.

Aus dem Volkslied stammen geradezu die allbekannten Verse, die wir in einem jener fränkischen Liebesbriefe wiederfinden:

Keine Rose, keine Nelke kann blühen so schön,
Als wenn zwei verliebte Seelen beisammen tun stehn;
Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als zärtliche Liebe, von der niemand nicht weiß.

Der Liebesbrief spielte eine nicht geringe Rolle im Leben und Dichten unseres Volkes, und des öfteren wird im Lied auf ihn hingewiesen, das vielleicht selbst nach dem Lesen der Botschaft in dem Augenblicke des gesteigerten Gefühles zuweilen entstanden sein mag. Da finden wir Klagen über den Abschiedsbrief des Treulosen:

Was tut mein Lieb mir senden?
Ein Pariser Briefelein.

Ein anderes Lieblein lautet wiederum:

Mein Schatz ist ein Schreiber,
Ein Schreiber muß sein,
Er schreibt mir ein Liebsbrief,
Ein Grüßle darein.

Endlich begegnen wir der Ermahnung zur Treue, so in dem schönen schwäbischen Volksliede „Das Lieben bringt viel Freud'", wo die zweite Strophe heißt:

Ein Brieflein schrieb sie mir,
Ich sollt' treu bleiben ihr.
Drauf schick' ich ihr ein Sträußelein,
Schön Rosmarin und Nägelein:
Sie sollt' mein eigen sein.

So viel mag genügen, um einen flüchtigen Einblick in Wesen wie Eigenart des volkstümlichen Liebesbriefes zu gewinnen. Der Leser wird

dieselbe Ursprünglichkeit der Empfindung, die von Jugend auf aus dem Volksliede zu seinem Herzen gesprochen hat, auch in dieser Blüte deutscher Lyrik wiedergefunden haben.

In schnellem Fluge haben wir an der Hand des Liebesbriefes alle Jahrhunderte deutschen Geisteslebens durchflogen; wir haben gesehen, wie sich in dieser unscheinbaren Dichtungsart, deutlicher fast als im Liede selbst, die großen Züge einer ununterbrochenen Entwicklung der deutschen Lyrik, ja der deutschen Kultur widerspiegeln: wie in altgermanische Vorzeit, von der keine Sage, kein Lied meldet, die Anfänge wie der Liebespoesie überhaupt, so auch des Liebesgrußes hinaufreichen, wie aber dieser schon lange im verborgenen dahinfließende Strom erst im 8. Jahrhundert vor unseren Blicken auftaucht, um am Schluß des 12. Jahrhunderts wieder hinabzugleiten unter einen Oberstrom, der von seichten und trägen Wassern Welschlands genährt auf fast drei Jahrhunderte seine Herrschaft behaupten soll, wie endlich vom Ende des 15. Jahrhunderts bis in die jüngste Vergangenheit der zwar ältere, aber weit kräftigere und frischere Unterstrom vor unseren Augen in lieblichem Entzücken dahingleitet. Leider scheint heute im Volk, das in unserem Zeitalter des Verkehrs so manche alte Eigenart, manchen alten Brauch in Sitte wie Tracht hat aufgeben müssen, auch der Liebesgruß immer mehr zu schwinden, wenngleich noch vor wenigen Jahrzehnten poetische Liebesbriefe auf allen Jahrmärkten feilgeboten wurden. Nun, wir dürfen hoffen, daß unser Volk, solange es kräftig und gesund bleibt — und wer hätte Grund, gerade in diesem Augenblick daran zu zweifeln? —, neue Formen für denselben alten und doch ewig jungen Inhalt, der sich nie ausschöpfen läßt, finden wird. Gleicht doch die Poesie des Volkes jener Bergesquelle, die für kurze Zeit unter ungünstigen Verhältnissen versiegen kann, deren Kraft aber aus verborgenen Tiefen immer wieder dem Lichte des Tages zustrebt.

Satzbetonung und Satzpausen im Neuhochdeutschen.

Von **H. Schuller** in Plauen i. V.

In seiner neuhochdeutschen Metrik (Straßburg, Trübner 1893) unterscheidet Minor eine logische, grammatische und physiologische Satzbetonung. Die erste richtet sich nach der Wichtigkeit der Satzglieder, die zweite nach den Satzgliedern und Wortklassen als solchen, die dritte nach der sich von selbst ergebenden Atemstärke. Zur logischen Betonung bemerkt Minor: In dem voraussetzungslosen Satze sind das logische Subjekt und das logische Prädikat gleichstark betont: Der Mensch denkt (Nhd. Metrik

S. 84). Das logische Subjekt, das nichts mit dem grammatischen zu tun hat, enthält die neue Mitteilung, die hier in Mensch und denkt besteht. Mir scheint aber, als ob auch hier denkt etwas stärker klinge als Mensch, dem deutschen Betonungsgesetz gemäß, den stärksten Satzton an das Ende des Satzes zu rücken. Auch den Satz: Das Schauspiel dauerte sehr lange, am Eingange des Wilhelm Meister betone ich nicht wie Minor. „Sehr", sagt er, hat den dominierenden Accent, hinter dem sich der schwächere Accent des Prädikats zu behaupten vermag (S. 105). Vielmehr ist „lange" mindestens so kräftig als „sehr".[1]) In den Sätzen: Der Vater schreibt dem Sohne einen Brief, und der Vater schreibt einen Brief dem Sohne überragt das letzte Wort die vorangehenden. Vielleicht gehören hierher auch die Redensarten das Kind mit dem Bade ausschütten, tauben Ohren predigen, während der Sinn doch den Ton auf Kind und tauben verlangt.[2]) Ähnliches aus der Wortbetonung zeigt Erzlump, wenn es erregt gesprochen wird, kohlschwarz, während Hohepriester, Gründonnerstag regelrechte Satzbetonung haben, die das Eigenschaftswort dem Hauptwort gewöhnlich unterordnet.

Wo nach Minor bloß physiologische Satzbetonung vorliegt, spielt doch logische mit. Nach ihm sinkt ein starker Ton, wenn er unmittelbar an einen zweiten starken stößt, so bringt, macht, ließ in: Den Jüngling bringt keine wieder, Borgen macht Sorgen, er ließ schlagen eine Brucken (S. 101 flg.). Aber man vernachlässigt hier bringt, macht, ließ auch absichtlich, die ersten beiden, um keine und Sorgen zu heben, und ließ als Hilfszeitwort. Ebenso, meint Minor, verliert ab in unabänderlich an Gewicht, weil es an das betonte änd stößt. In abänderlich dagegen sei ab stärker als die übrigen Silben des Wortes. Die Sache trifft zu, nur vermutlich das Beispiel nicht, da unabänderlich nicht aus abänderlich entstanden ist. (Wilmanns, Deutsche Grammatik. Zweite Abteilung. S. 483. Straßburg 1896.)

Bezüglich der Satzpausen hält Minor dafür, daß man — er meint Behaghel — die Lehre von den Satzpausen mit Unrecht auch als Tempo der Rede bezeichnet habe; „denn das Tempo der Rede ist die größere oder geringere Schnelligkeit, mit der ich jeden einzelnen Laut, jede Silbe, jedes Wort des Satzes ausspreche; eine Satzpause oder Redepause aber ist der Zeitraum, den ich zwischen zwei Worten oder Satzteilen unausgefüllt lasse (S. 196). Dieser Zeitraum aber ist ein so unerläßlicher

1) Vielleicht spielt hier die Mundart herein.

2) Vergl. Dr. Joh. Christ. Aug. Heyses Deutsche Grammatik. 25. Aufl. Vollständig umgearbeitet von Dr. Otto Lyon. Leipzig-Hannover, Hahnsche Buchhandlung. S. 65.

Bestandteil der Sprache wie jeder Laut, jedes Wort; seine Dauer richtet sich nach der Dauer der Laute und Worte, gehört also zum „Tempo der Rede".

„Diese Lehre von den Satzpausen", sagt Minor, „liegt ganz im argen... Zarncke z. B. behauptet in seiner wertvollen Schrift über den fünffüßigen Jambus allen Ernstes, daß hinter jedem Begriffswort, weil die Begriffswörter mit Nachdruck gesprochen werden müssen oder wenigstens können, eine Pause verlangt oder doch gestattet sei" (S. 196). Und doch hat Zarnckes Behauptung etwas Wahres nur mit der Einschränkung, daß hinter jedem Wort besondern Nachdrucks eine Pause stehen kann oder soll. So erkläre ich die Pausen hinter brennenden und letzten in: den brennenden — Durst meines Busens und den letzten — Saum seines Kleides. Gehören beide Eigenschaftswörter doch einer feierlichen Sprache an, die ohnehin mehr und längere Pausen beansprucht. Minors Gründe, in brennenden — Durst meines Busens wirke der Sprechtakt, in letzten — Saum seines Kleides der Umstand, daß Saum seines Kleides ein Begriff sei, mögen mit meinem Grund zusammentreffen. Nach Behaghel stehen die Pausen hinter brennenden und letzten gemäß der Regel: Bei attributiven Verhältnissen scheint die stärkere Pause vor dem bindenden Glied zu liegen (Pauls Grundriß 1. Ausgabe 1, 549. 2. Aufl. Sonderabdruck. Straßburg, Trübner, 1898. S. 681. Diese 2. Auflage wiederholt die erste trotz Minors Gegenbemerkungen.) Was Behaghel ein bindendes Glied ist, erkläre er selbst, der den Ausdruck aufgebracht hat. Die Frage, wo diese Pausen (Satzpausen) eintreten, ist überhaupt nur aufzuwerfen bei mindestens drei Satzgliedern. Hier liegt die Sache entweder so, daß das Glied a durch das Glied b und dieses wieder durch das Glied c bestimmt wird, oder a wird erstens durch b, zweitens durch c bestimmt. Das Glied, welches im ersten Falle einerseits zur Bestimmung dient, anderseits selber bestimmt wird, und das Glied, auf welches im zweiten Falle die beiden Bestimmungen sich beziehen, bezeichne ich als das bindende Glied, die beiden anderen als die gebundenen. Es gilt nun der Satz: Das bindende Glied steht zu jedem der gebundenen in engerer Beziehung als die gebundenen unter sich (S. 681. 2. Aufl.). So erhellt die Pause nach Allerhöchste in: Der Allerhöchste — wohnt nicht in Tempeln, aus der Regel: Steht das bindende Glied in der Mitte zwischen den gebundenen, so tritt die größere Pause zwischen dem ersten gebundenen Glied und dem bindenden ein. Das gilt wenigstens im Verhältnis von Subjekt und Prädikat oder von Teilen des Prädikats. Auch hier halte ich nach Allerhöchste an, abgesehen von der Länge des Wortes, um es hervorzuheben und um Kraft für den stärksten Accent auf Tempeln zu gewinnen.

So erklären sich auch die Pausen nach rasch und Tod in: Rasch tritt der Tod den Menschen an, nach der eben angeführten Behaghelschen Regel, aber auch aus der Wichtigkeit von rasch und Tod, die Pause nach rasch, wie Minor erklärt, weil der starke Stoß auf rasch einen neuen Expirationsstoß in tritt hervorruft (Nhd. Metrik S. 201).

Man sieht, dieselben Pausen sind nach dem einen logisch, nach dem anderen grammatisch, nach dem dritten physiologisch, in Wahrheit oft alles zugleich. Und hier fällt ein Licht auf Minors höchst beachtenswerte Ansicht: Unsere ganze Abteilung der Sätze ist in oberster Linie auf die Ökonomie des Atems berechnet (S. 197), und auf seine Meinung, Behaghel habe unrecht getan, von der logischen und grammatischen Gliederung des Satzes auszugehen, anstatt von den physiologischen Anforderungen der Rede. Tatsächlich führt auch Minor seinen Grundsatz nicht streng durch, wenn er ihn dahin erläutert: Wir teilen uns die Rede unter Benutzung der Sinnesabschnitte so ein, daß wir mit dem Atem bequem ausreichen. Denn hier ist doch die Einteilung nach Sinnesabschnitten die erste Arbeit. Ebenso bemerkt er zu dem Satz: Rasch tritt der Tod den Menschen an: Zwischen Tod und den folgenden, vom Verbum abhängigen Worten steht die stärkste Pause: hier trennen sich die zwei Hauptbestandteile des Satzes. (Er meint die grammatischen.) Allerdings geht im folgenden Beispiel Minor von der Länge eines Satzgliedes aus und bemißt danach die Pausenlänge nach anderen Satzgliedern, aber doch nur, „um die Gliederung", d. h. die grammatische, „fühlbar zu machen". Er sagt: Nicht einmal zwischen denselben Satzgliedern besteht die gleiche Entfernung, und da die Pausen etwas Relatives sind, größeren oder geringeren Abstand bedeuten, so verändert sich mit einer einzigen Pause die ganze Ökonomie des Satzes oder der Rede. Wenn ich z. B. sage: Rege Wipfel (Pause) des alten Tannenhains, so ist der Abstand zwischen dem regierenden Substantiv und dem attributiven Genetiv nicht groß genug, um etwa einen Versschluß zu bilden. Sage ich aber: Rege Wipfel des alten, heiligen, dichtbelaubten Hains, dann entsteht zunächst zwischen den attributiven Adjektiven eine neue Pause (der Anlaß der veränderten Atemverteilung also grammatisch!); die Folge ist, daß ich zwischen Wipfel und dem abhängigen Genetiv, um die Gliederung (doch die grammatische!) fühlbar zu machen, eine größere Pause eintreten lassen muß, und diese reicht nun für den Versschluß vollkommen aus. Die Wirkung setzt sich fort: Ist die Pause zwischen Wipfel und seinem Genetiv eine größere, so muß ich zwischen Schatten und Wipfel und später zwischen Tannenhain und tret' ich wieder einen größeren Abstand machen, um die Anrede deutlich heraustreten zu lassen (S. 197).

So spielen logische Rücksichten herein, wenn Minor bemerkt: Man macht vor kurzen Zwischensätzen, Anreden, Ausrufungen usw. eine kürzere, nach ihnen eine längere Pause, weil sie meistens nach den einleitenden Worten eingeschoben werden und zu der kürzeren Hälfte des Satzes geschlagen eine bessere Einteilung des Atems möglich machen: und du bist — sprach er — noch nicht dahinter gekommen; du hast mir — lieber Freund .— etwas recht Trauriges mitgeteilt (S. 198). Nicht nur das längere, auch das wichtigere Satzstück nach sprach er und lieber Freund verlangt mehr Atem, also vorher die längere Pause.

Nach Behaghel stellt sich eher eine Pause ein, wenn das bestimmte Glied vorangeht, das bestimmende folgt, als bei der umgekehrten Stellung: „In den Ausdrücken Gottes Geist, rot Röslein, es irrt der Mensch ist die Verbindung eine festere als in Geist Gottes, Röslein rot, der Mensch irrt" (Grundriß 1, 549. 2. Aufl. S. 681). Nach Minor liegt auch hier nur eine physiologische Notwendigkeit vor, indem „dort, wo zwei betonte Silben zusammentreffen, ein neuer Expirationsstoß nötig wird und damit eine kleine Pause notwendig gegeben ist. Das hat Behaghel übersehen, wenn er zwischen Gottes Geist und der Geist Gottes, rot Röslein (ohne Accent auf rot) und Röslein rot eine nähere oder entferntere Zusammengehörigkeit annimmt, während auch hier nur eine physiologische Notwendigkeit vorliegt" (Nhd. Metrik S. 200). Die Wahrheit ist, daß physiologische und grammatische Rücksichten zugleich wirken; denn die vorgestellten Gottes und rot verlangen als Genitiv und Adjektiv eine Ergänzung, die vorgesetzten Nominative Geist und Röslein nicht.

Conrad Ferdinand Meyers Gedichte.

Von Dr. **Gerhard Heine** in Bernburg.

Wir sind's gewohnt, von großen Dramatikern wie Goethe oder Grillparzer zu lesen, daß die Gestalten ihrer Dramen ihnen leibhaftig vor Augen gestanden haben. Auch in der Lyrik und Ballade werden Gedanken und Stimmungen zu Bildern. Daß aber bei C. F. Meyer diese Bilder und Gestalten wie in Dramen zu leibhaftig geschauten Visionen werden, das gibt seinen Dichtungen ihr eigenartiges Gepräge. Wie bei Th. A. Hoffmann, so stehen die Gestalten lebendig vor seinem Auge; aber wenn diese Leibhaftigkeit den Gestalten Hoffmanns einen Zug ins nordische Gespenstische gibt, so stehen sie vor Meyers innerem Auge wie glänzende Marmorbilder. „Durch energische Vergegenwärtigung eines Vorganges", sagt A. Frey in seiner Biographie des Dichters S. 282,

„durch langes, wiederholtes Hinblicken darauf gelang es ihm, eine Scene plastisch, völlig bildmäßig zu sehen und die entscheidenden Linienzüge und Farben gleichsam abzulesen. Er bekannte, die Fähigkeit des Plastisch- und Farbigsehens von Hause aus gar nicht oder nur in geringem Grade besessen, vielmehr dieselbe sich allmählich erworben zu haben." Er unterliegt aber nicht dem Eindruck von diesen ihm auf den Leib rückenden Gestalten, sondern im freiesten künstlerischen Genusse freut er sich dieser glänzenden, leuchtenden Erscheinungen.

Was da steht, ich hab' es tief empfunden,
Und es bleibt ein Stück von meinem Leben —
Meine Seele flattert ungebunden
Und ergötzt sich drüberhin zu schweben.

Diese Lyrik ist weder Gesang noch unmittelbare Fülle der Empfindung, nicht quellende Gegenwart, sondern „verklärende Rückblicke", nicht Entlastung der übervollen Seele, sondern Nachgenießen des Erlebten in der künstlerischen Gestaltung.

Diese Worte, die er „zur neuen Auflage" schreibt, klingen bezeichnend für sein Verhältnis zu seinen dichterischen Bildern überhaupt.

Zwei Knaben baden:

Der eine taucht gekühlt empor,
Der andre steigt nicht wieder auf.

In kurzer Strophe wird vorgeführt die Angst des Lebenden, die Versuche, den Versunkenen zu retten, um dann zum Schluß das Bild zu geben:

Der andre Knabe sinkt und sinkt
Gemach hinab, ein Schlummernder,
Geschmiegt das sanfte Lockenhaupt
An einer Nymphe weiße Brust.

So gipfelt diese Scene aus dem Leben voll Wehmut, Schmerz, Aufregung, Verzweiflung für den Dichter in einem Bilde, das er wie eine helle Marmorgruppe schönheitsdurstig genießt. — In dem Gedicht: „Brautgeleite" treten die vergangenen Lebensjahre der Braut verkörpert auf, um sie als eine junge Genienschar auf ihrem Hochzeitsgange zu geleiten. Jedes ist vom Dichter mit bezeichnenden, ihm eigentümlichen Strichen gezeichnet:

Voran ein Kindlein weint und lacht,
Von Mutterarm getragen,
Das zweite setzt die Füßchen sacht
Und schreitet noch mit Zagen.

Es folgen Stufen mannigfalt
Des jungen Menschenbildes,
Mit einem scheuen Kinde wallt
Ein Mägdlein schon, ein wildes.

Dann ist ein frisches minniges
Lenzangesicht zu schauen,
Und dann ein blasses inniges
Antlitz mit ernsten Brauen.

Machtvoller und grandioser ist die Vision in dem Gedichte: „Die toten Freunde.“ Der Dichter fährt auf dem Dampfboot von einem Gelage heim. „Mit lauter jungem Volk“ hat er gezecht, da wird leidenschaftlich in ihm die Erinnerung geweckt an die toten Freunde, die harter Schicksalsschlag von seiner Seite gerissen hat:

> Wogen zischen um Boot und Räderschlag,
> Dazwischen jubelt ein dumpfes Zechgelag,
> In den Fluten braust ein sturmgedämpfter Chor,
> Becher läuten aus tiefer Nacht empor.

„Ein Zug von Traum und Leidenschaft“, wie er's in dem Gedichte „Begegnung“ von sich aussagt, bezeichnet unsern Dichter, und darum genügt ihm das Alltägliche und auch die Bilder des eignen Lebens nicht. Wie es ihn von den Niederungen zum Firnenschnee und Firnenlicht hinaufzieht, so erhebt sich seine Phantasie zu Visionen, die die Höhen der Völkergeschichte aufsuchen.

> Genug ist nicht genug! Mit vollen Zügen
> Schlürft Dichtergeist am Borne des Genusses.

Er braucht große, monumentale Gestalten, seine Phantasie schwelgt in prächtigen Bildern mit samtnem Faltenwurf. Hoch zu Roß wie glänzende Ritter ziehen dann seine Gedanken und Werke daher. Und mag die Scene auch noch so herb sein, sein Künstlerblick bildet sich aus allen Scenen einen festlichen Zug. Wie ein Seher blickt er in die Geschichte, in Lebensschicksale und Völkerschicksale und verkündet großes Geschehen in feierlicher Form. Er liebt es, seine Scenen in eine künstlerische anspruchsvolle Umgebung zu versetzen. Auch wenn er Schnitter sieht, die in der Abendsonne mit ihren Garben beschäftigt sind, so sieht er sie mit demselben Künstlerblick, der im Museum die Heiligenbilder auf Goldgrund geschaut hat:

> Auch des Tages letzte Bürde,
> Auch der Fleiß der Feierstunde
> War umflammt von heil'ger Würde,
> Stand auf schimmernd goldnem Grunde.

Aber seine künstlerische Phantasie begnügt sich nicht damit, große Bilder im Stile Michelangelos zu erschaffen, sie lodert auch beim Anschauen der Vision auf, so daß die Gestalten in plötzlichem dramatischem Leben sich darstellen und leidenschaftlich, kurz skizziert in knappster Prägnanz Rede und Gegenrede erschallt, oder ein wilder Monolog das innere Leben eines der Großen der Geschichte hervorquellen läßt.

In der hellenischen Sage, unter den römischen Imperatoren, den staufischen Kaisern, unter den Großen der Kunst, wie Camoëns, Michelangelo, Milton, in der christlichen Geschichte und der reformatorischen

findet er seine Helden und stellt Scenen dar, in denen sich symbolisch ein großes Leben oder eine große Zeit verkörpert. Aber nicht zufrieden mit dem großen Gedankenstoff stellt er die Gestalten in große und ungemeine Umgebung, Felsenwand und Marmorhallen sind seine Kulissen, Ampeln seine Beleuchtung. Michelangelo erscheint im Gebet; ein großes Bild, aber der Künstler verlangt auch nach einem prächtigen Rahmen. Er stellt ihn dar um Mitternacht:

In der Sixtine dämmerhohem Raum
Das Bibelbuch in seiner nerv'gen Hand,
Sitzt Michelangelo in wachem Traum
Umhellt von einer kleinen Ampel Brand.

„In einer Sturmnacht" wird ihm das Ringen der Elemente zum Abbild der ringenden Gewalten des Jahrhunderts, ein Ringen, in das nur in Sturmespausen „Das Friedelied aus einer fernen, fernen Seligkeit" hineinklingt. In leichten Ketten hängt die Ampel, die mit dem Beben der Decke sich leise in sachtem Schwunge bewegt:

Mir redet diese Flamme wunderbar
Von einer windbewegten Ampel Licht,
Die einst geglommen für ein nächtlich Paar,
Ein greises und ein göttlich Angesicht.

Es sprach der Friedestifter, den du weißt,
In einer solchen wilden Nacht wie heut':
„Hörst, Nikodeme, du den Schöpfer Geist,
Der mächtig weht und seine Welt erneut?"

Die mächtige Wirkung wird noch erhöht durch die Fähigkeit, die Bilder in großen Gegensätzen nebeneinander zu stellen. Konradins Knappe zieht dem jungen Staufen nach. An steiler Alpenwand ist er abgestürzt und wähnt nun, er habe versäumt die Herrlichkeit zu schauen, mit der die junge Majestät sich bekleidet habe.

„Ein Knechtlein kommt bergüber. „Gib Bescheid!
Der Staufenknabe thront in Herrlichkeit?" —
„Ja, Herr. Er litt gemach den Todesstreich
Und thront getröstet nun im Himmelreich."

Noch wirkungsvoller und großartiger sind die Gegensätze in dem Gedicht: „Der Berg der Seligkeiten." Der Dichter sieht den stilllehnenden Bergesrücken, wo Jesus das Friedestiften und die Barmherzigkeit gerühmt, um nachher am Kreuzesstamme sein Wort zu besiegeln. Er sieht den Berg der Seligkeiten, wie er ein Jahrtausend hindurch der Schauplatz des Hirten und seiner Herde war und wo die Lilie, die der Meister als ein Abbild seiner Lehre preist, unberührt blüht und verblüht.

Drommetenstoß und Schlachtenlärm bricht in die Stille, ein Heer versprengter Kreuzritter flieht zur Höhe, und nun gibt der Dichter eine

Schilderung des Kampfes, die als Beispiel dienen kann für die ungeheure Prägnanz des Ausdrucks und die mächtige dramatische Bewegtheit, die oft genug den Rhythmus des Verses zerbricht. Diese Art des Dichters ist für so viele Gedichte charakteristisch, daß es sich verlohnt, sie an einem Beispiel zu veranschaulichen.

Drommetenstoß! „Der Heiland lebt!
Christus regiert!" Der Berg erbebt.
„Hilf, König, der gekreuzigt wurde!" —
„Zielt auf das Kreuz!" befiehlt der
Kurde.
„Wie blöde Falter um die Flamme,
So flattern sie am Kreuzesstamme!"
Es saust. Steilnieder zu der Bucht
Stürzt Roß und Reiter in die Schlucht.
Das Kreuz mit Glut und brünst'ger Hast
Umfängt's ein Mönch und hält's umfaßt:
„Hörst, König, du der Heiden Spott?
Vernichte sie, verhöhnter Gott!
In heller Rüstung komm gefahren
Mit deines Vaters Engelscharen!
Lebst du, regierst du, Christe, nicht?"
Kein Engelschwert erblitzt im Licht.
Die Luft verfinstert Pfeilgesaus —
„Komm!" schreit der Mönch und atmet
aus.

Des Himmels innigtiefer Schein
Umfließt ein menschenleer Gestein.
Vom Schwert erkämpft, vom Schwert zerstört,
Dies Reich hat nicht dem Christ gehört.

Mit besonderer Sympathie zieht es den Dichter zu den kraftstrotzenden und lebensdurstigen Gestalten der Renaissance. Wie ein Typus dieser genialen Übermenschen, die sich nicht sättigen können an Leben und Lebenstätigkeit steht Papst Julius vor ihm. Nur einen Tag hat er noch zu leben, aber „einen vollgedrängten Tag". Seine Feldherren sollen eintreten, seine Meister sollen doppelt emsig sein: Bramante, Michelangelo und Rafael. Er plant Eroberungen mit seinen neugegossenen Kanonen, er verlangt Helm und Harnisch und das Schwert, um Italien von Fremdlingen zu befreien:

Reicht ein Schwert! ich will es retten!
Ruft Drommeten, ruft zur Schlacht!
In der Faust zerrissne Ketten,
Schreit' ich durch des Hades Nacht!

Ein Gegenstück zu dem oben erwähnten Gedicht: „Brautgeleit" könnte man nennen das Gedicht: „Der Gesang der Parze." Wie dort die Verkörperungen der vergangenen Jahre erscheinen, so hier die Bilder der Zukunft, während das schöne Römerkind, dessen Schicksal die Parze in einzelnen Bildern verkündigt, in der Wiege schlummert. Die Fremdartigkeit der Bilder und die seltsame Schönheit der Gestalten zeigen, wie schon der Übergang auf das fremde Lebensgebiet den Dichtungen Meyers den eigentümlichen Reiz verleiht. — Wegen der Beziehung zu Björnsons: „Über unsere Kraft" hat „der Mönch von Bonifazio" etwas für uns gerade jetzt besonders Anziehendes. Bonifazio, von den Feinden umlagert, von den Genuesen im Stich gelassen, will sich ergeben. Nur einer, der

Mönch, widerspricht dem Befehl. Er wendet sich zu Gott im Gebet, um die Flotte der Genuesen in göttlicher Allmacht heranzubeten:

„Gott, du kannst mit deinen Kräften eines Menschen Kräfte steigern!
Was du tatst für deine Juden, darfst du keinem Korsen weigern!

Genuas Schiffe will ich suchen! Will sie bei den Schnäbeln fassen,
Spannen will ich weite Segel, und sie nicht ermatten lassen!"

Alle seine Muskeln schwellen, alle seine Pulse beben,
Schiffe durch das Meer zu schleppen, Segel aus der Flut zu heben.

Aufgesprungen, überwindend Raum und Zeit mit seinem Gotte,
Deutet er ins Meer gewaltig: „Dort! Ich sehe dort die Flotte!"

Die Flotte erscheint, unendlicher Jubel und Triumph erhebt sich:

Und der Mönch, der mit der Allmacht seinen ird'schen Arm bewehrte?
An der Erde liegt er sterbend, der von ihrem Hauch verzehrte.

Dies Gedicht ist zugleich ein Beweis, wie weit die Kraft des Dichters in der Gestaltung von wahrhaft dämonischen Stoffen reicht, und wie er mit der äußersten dramatischen Steigerung den Wechsel der Empfindungen zum Ausdruck bringt. Ein Deklamator könnte hieran sein Meisterstück machen. Der Dichter, der so das Großartige liebt, ist auch seinem Gott am nächsten in großartiger Umgebung. Angesichts der gewaltigen Alpenwelt am schmalen Felsengrat gelagert, den tosenden Wasserfall zur Seite:

Nur neben mir des Murmeltieres Pfiff,
Nur über mir des Geiers heisrer Schrei,
Ich bin allein auf meinem Felsenriff,
Und ich empfinde, daß Gott bei mir sei!

Diese feierliche Größe seiner Phantasie ist vielleicht auch bei aller Leidenschaftlichkeit ein Grundzug seiner dichterischen Anschauung, wie er es in den wunderbaren Worten ausspricht:

In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten!

Wegen der stofflichen Beziehung zu jenem Gedicht fügen wir bei das ergreifende: „In Harmesnächten", in dem auch etwas von dem großen stillen Leuchten zu spüren ist:

Die Rechte streckt' ich schmerzlich oft
In Harmesnächten,
Und fühlt' gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten —

Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbünden.

Wir würden das Bild Meyers unvollständig lassen, wenn wir nicht wenigstens hinwiesen auf den bald lieblich zarten, bald herben und grotesken Humor des Dichters, wie er in den Gedichten „Fingerhütchen", „Alte Schweizer", „Die Schweizer des Herrn von Tremouille", „Die

Gedanken des Königs René“ und „Die Conquistadores“ zum Ausdruck kommt.

Für die Pracht der Dichtersprache zeugen schon die Proben. Der Dichter sieht seine Scenen wie Visionen, aber diese Scenen drückt er wieder in prächtigen Bildern aus, so daß seine Rede wie mit doppeltem Goldschmuck beladen daherschreitet. So schildert er in der Scene, wo Klitos, vom Wein erregt, Alexander reizt, die berauschende Kraft des Weines:

Goldne Becher überquellen,
Ruhmesgeister mit den hellen
Helmen tauchen aus der Flut —
Goldne Schalen überschäumen,
Geister, die gebunden träumen,
Steigen auf in Zornesglut.

Dabei wird der Dichter kein Schönredner, sondern mit dem Künstlersinn für Schönheit verbindet sich ein wunderbar klarer Blick für das Wirkliche. So wenn er die trunkene Bacchantin schildert:

Melodisch gewiegt und von Eppich umlaubt,
Ein flüsterndes, rücklings geworfenes Haupt —

oder wenn er die dichtgedrängten Zuschauer beim Gladiatorenkampf im römischen Theater betrachtet:

Drinnen drängen sie sich Sitz an Sitz,
Jede Stufe strotzt und wogt und schwillt.
Auf der Bühne züngeln hell und spitz
Kurze Schwerter. Schimmernd flirrt ein Blitz,
Und ein erster Sprudel Blutes quillt.

Starren Blickes, blaß vor Leidenschaft,
Lauert vorgeneigt die Römerin
Auf die Sterbewunde — eine gafft
Lüstern, eine sinnt dämonenhaft,
Eine lauscht mit hartem Mördersinn.

So muß in rastloser Künstlerarbeit ein Splitter nach dem andern fallen, alles Unwesentliche verschwinden, bis die gesteigerte Wirklichkeit voll reichsten Lebens in gedrängter Fülle dasteht.

Vergegenwärtigen wir uns nun noch einmal die Züge unseres Dichters, seine stürmische Lebenskraft, den ungesättigten Schönheitsdurst, die Kraft visionären Schauens und die Fähigkeit lebendiger Gestaltung, die Liebe zu prächtigem Bilde und schönem Wort, so verstehen wir, wie aus dieser Dichterseele dieser Wunsch in dieser Gestalt auftauchen konnte:

Purpurne Veltlinertraube,
Kochend in der Sonne Schein,
Heute möcht' ich unterm Laube
Deine vollste Beere sein!

Mein unbändiges Geblüte,
Strotzend von der Scholle Kraft,
Trunken von des Himmels Güte,
Sprengte schier der Hülse Haft!

Aus der Laube niederhangend,
Glutdurchwogt und üppig rund,
Schwebt' ich dunkelpurpur prangend
Über einem roten Mund!

Freilich liegt es in der Natur vieler dieser Gedichte, daß ihnen eine breite Popularität versagt bleiben muß. Nicht nur, daß ihre künstlerische Gedrängtheit eine große Intensität des Mitempfindens vom Leser verlangt, vielfach setzt der Dichter auch — und dasselbe gilt von seinen Novellen — eine Vertrautheit mit der Kulturgeschichte voraus, wie sie nur einem engeren Kreise eigen ist. Aber wie sie ein Zeugnis seinen Künstlersinnes sind, so vertiefen sie auch das Verständnis für großen Stil und machen zur Wahrheit, was ihr Dichter von der Kunst aussagte: „Die Kunst erhebt uns wie nichts anderes über die Trivialitäten dieses Daseins hinweg."

Eine junge Anwendung der Umschreibung mit würde.

Von Prof. Dr. **Theodor Matthias** in Zwickau.

Sehr dankenswert ist die Sammlung von Beispielen für einen merkwürdigen neueren Gebrauch des Konditionals, die E. Herdin in dieser Zeitschrift, 17. Jahrg. (1903), S. 191—208 gegeben und erläutert hat. Richtig ist auch die Bemerkung S. 192, daß eine andere Verwendung neben der als wirklicher Konditional und als Vergangenheitsstufe des Konjunktivs der Zukunft in keiner Sprachlehre behandelt wird, und die Anmerkung der Schriftleitung, wonach sich dies daraus erklären soll, daß die Erörterung anderer Bedeutungen der Stilistik angehöre, hilft auch nicht weiter, da auch in Lehrbüchern der Stilistik keine Besprechung des von Herdin behandelten Gebrauchs von würde + Nennform stattfindet. Er ist einfach nicht behandelt worden, weil er noch nicht beobachtet worden war; wenigstens hatte ich, als ich 1892 mein Buch „Sprachleben und Sprachschäden" ausarbeitete, noch keine derartigen Beispiele vermerkt, in dem Jahrzehnt seither ist dies dagegen öfter geschehen.

Unhaltbar dünkt mich freilich die Erklärung, die Herdin diesem Gebrauche gibt, und die schon aus der für seinen Aufsatz gewählten Überschrift erkenntlich ist: „Würde + Infinitiv als Indikativ Futuri praeteriti gebraucht."

Herdin geht S. 192 von dem Beispiele aus Wildenbruch, Schwester-Seele, 9. Aufl., Stuttgart 1896, S. 235 flg., aus: „Das Haus Röhring wird zugeschlossen — das Haus Röhring geht davon — es war wie ein Sausen in seinen [Schottenbauers] Ohren, aus dem diese Worte immer wieder auf ihn eindrangen.

Hatte er denn etwas verbrochen? Hatte er sich vielleicht so ungeschickt benommen, daß auch Papa Röhring böse auf ihn geworden war?

Freilich — wenn man am hellen, lichten Nachmittag in den Blumenladen läuft, ein Bouquet kauft, groß wie ein Wagenrad, und damit vor aller Augen und mit einem Gesicht, wie ein glücklicher Bräutigam zum Hause Röhring stürmt — Gott, Gott, Gott, wo hatte er denn Sinne und Gedanken gehabt! Morgen früh würde es natürlich in aller Munde sein, daß er Frede Röhring die Blumen gebracht, daß er ihr seine Liebe gestanden, ihr womöglich einen Antrag gemacht hatte." Weil hier alles wirklich oder vermeintlich Geschehene bis auf die eine Form würde sein im Indikativ ausgedrückt wird, schließt Herdin, muß auch diese Indikativ sein. Vielmehr ist es gerade umgekehrt: die Indikative im daß-Satze am Schlusse sind nötig, um das allgemeine, vermeintlich den Tatsachen entsprechende Urteil auszudrücken; in der Form: „Freilich — Gedanken gehabt!" redet tatsächlich in Selbstbesinnung ein Mensch oft von sich selbst; für die ersten drei Indikative aber genügt vollständig die von Herdin selbst S. 193 angeführte Auffassung Behaghels, wonach von dem, was ein anderer gesagt hat, derart Mitteilung gemacht wird, daß man die Tatsachen, die der andere zum Gegenstande seiner Äußerung gemacht hat, in selbständigem Bericht wiedergibt. Es sieht aus, als ob der Erzähler, der Bote selber die Wahrnehmungen gemacht hätte, die er tatsächlich von einem anderen überkommen hat, nur handelt es sich hier nicht um Äußerungen eines zweiten einem dritten gegenüber, sondern um bis zum Selbstgespräch lebendig gewordene Gedanken, die der Schriftsteller seine Person haben läßt. Dort allein, wo der Indikativ mißverständlich sein und „wird es in aller Munde sein" als absolutes Futurum vom Standpunkte der Gegenwart aufgefaßt werden müßte, tritt, dem vorzubeugen, die stark konjunktivische oder konditionale Form mit wäre ein. So und ähnlich lassen sich alle Beispiele Herdins mit Indikativen in der Umgebung dieses merkwürdigen würde + Infinitiv erklären, selbst das S. 195 erörterte aus Wildenbruch, S. 77 flg.: „Er blieb mitten im Zimmer stehen und breitete die Arme aus. So würde es kommen, so mußte es kommen." Der Unterschied ist durchaus nicht, wie Herdin meint, lediglich der, welcher durch den Bedeutungsunterschied zwischen werden + Infinitiv und müssen + Infinitiv bedingt wird. Der Unterschied ist vielmehr ein doppelter: erstens wird durch „so würde es kommen" lediglich ein assertorisches Urteil über die zukünftige Wirklichkeit, durch „so mußte es kommen" eins über deren Notwendigkeit gefällt, und zweitens mußte für das erste der Konjunktiv, bez. der Konditional angewendet werden, um auszudrücken, daß dies Urteil nicht das selbständige des Erzählers (Schrift-

stellers) ist, sondern daß es von ihm einer Person seiner Erzählung zugeschrieben wird; für das zweite war die Form: „so würde es kommen müssen" nicht nötig, da jeder ergänzt „so mußte es [nach seiner Überzeugung] kommen", eben deshalb aber diese Ergänzung zugleich als überflüssig und jene Form als unschön vermieden wurde. Für die ästhetisch-stilistische Vermeidung solch überdeutlicher Ausdrucksweise hatte es denn auch des S. 194 aus Ebers' „Uarda", 2², S. 217, beigebrachten Beispiels nicht erst bedurft. So erzählen wir — um gemäß deutscher Satzfügungsart aus der Abhängigkeit herauszukommen — tausendfältig.

Ich habe bis jetzt die von Herdin als Indikativ gefaßte Form würde + Infinitiv als Konjunktiv oder Konditional bezeichnet. Tatsächlich ist sie der Entstehung nach ein Konditional, mag sie auch vielleicht als Kennzeichen indirekter Wiedergabe fremder Gedanken wie ein Konjunktiv empfunden werden, der zur deutlichen Unterscheidung vom Indikativ auf der Vergangenheitsstufe[1]) steht. Meine Auffassung erklärt sich aus meinen über das Gebiet der deutschen Sprache hinausgreifenden Beobachtungen solcher Fälle. Ich habe mir 1892 und die nächsten Jahre nur ein solches Beispiel aus einem deutschen Schriftsteller angemerkt, zahlreiche dagegen aus deutschen Übersetzungen fremder Erzähler.

Der Deutsche ist Storm, in dessen berühmter Chroniknovelle Aquis submersus (vom Jahre 1875/76) der Verfasser der ihr — angeblich — zugrunde gelegten Tagebuchblätter das Bangen, womit er nach fünfjähriger Abwesenheit das Herrenhaus seines alten Gönners wieder betreten hatte, also vermerkt haben soll: „Da streckt' ich meine Arme in die leere Luft: ‚Ade, Katharina, ade, ade!' wohl hundertmal rief ich es in den stillen Wald hinein; — und erst mit sinkender Nacht erreichte ich die Stadt. — — Seitdem waren fast fünf Jahre dahingegangen. — Wie würd' ich heute alles wiederfinden?"

Die Fremden waren besonders Arne Garborg, Hedenstjerna und Lyndall. In Arne Garborgs „Bei Mama", übersetzt von Marie Herzfeld, steht oft ähnlich wie S. 63: „Die Toiletten, welche sie herstellte, fanden Beifall; wenn sie nur gesund bliebe, würde alles sich wieder machen. Durch strenge Sparsamkeit würde sie versuchen, etwas beiseite zu legen"; oder S. 133: „Fanny hatte in der letzten Zeit sich hübsch zu finden begonnen; allein sie war[2]) gar nichts gegen Lea. Ach, wer einmal

---

1) Übrigens ist auch alles, was Herdin S. 198 flg. über Konjunktive des Imperfekts schreibt, die in der abhängigen Rede ihre Vergangenheitsbedeutung behalten hätten, ein Irrtum. Das kann jede Darstellung der abhängigen Rede lehren.

2) Man beachte, daß auch hier gemeint ist: „nach ihrem Urteil!"

solche Haare hätte! Dieses dumme, lichte Gekräusel ..., sie würde niemals anständig aussehen."

In Hedenstjernas „Geschichten", übersetzt von Margarete Langfeldt (1893), liest man z. B. S. 172: „Der Schnellzug brauste den heimatlichen Gefilden zu. Am andern Morgen würde man in Dürman sein"; und S. 177: „Auf dem Johannesfeste wollte Hammer Gerda alles gestehen; das hatte er sich vorgenommen. In einem der einsamen Gartenwege würde sich schon eine Gelegenheit finden."

Aus Lyndalls „Roman aus dem südafrikanischen Farmerleben", deutsch von M. Schramm-Macdonald, sei statt vieler Stellen nur aus Band 2, Nr. 39, vermerkt: „Sie ließ liebevoll ihre Blicke auf ihren Reichtümern ruhen. Morgen abend würde sie Lyndall heimführen und ihr alles zeigen. Lyndall würde sich gewiß sehr freuen, wenn sie es sähe ... Es würde sehr hübsch sein. Dann machte sie sich Bilder von ihrer Zukunft. Lyndall sollte bei ihnen wohnen. Wenn Gregory nach Hause käme, würde er sie suchen ... und dann würde sie kommen und ihm das Verlangte geben."

Ich weiß nicht, ob die Übersetzer in ihren Vorlagen schon eine genau entsprechende Form gefunden haben können, was Herdin-Upsala am besten wissen wird. Ich vermutete jedenfalls damals, daß hier fremder Einfluß wirke, und als ich im Sommer 1902 in Frankreich war, fand ich denn auch dort in Zeitungen und neueren Erzählungen genau denselben Gebrauch der nämlichen Form. Die Zeitungen habe ich nicht aufgehoben, von Schriftstellern sei hier nur Alphonse Daudet mit „Rose et Ninette" vom Jahre 1892 (Collection Guillaume) berücksichtigt.

S. 18 flg. wird z. B. die Schilderung, warum die Töchter mit dem von ihrer Mutter geschiedenen Vater, dem Dichter Fagan, gern in das Theater gehen, also abgeschlossen: ... Puis, la nuit tombée, par les allées du bois odorantes et désertes, dans la fraîcheur des lacs blémis, s'en revenir serrées contre leur père, regagner Passy et le boulevard Beauséjour, où les attendrait la voiture de Mademoiselle, voilà ce qu'on pourrait appeler une belle journée.

S. 51 wird erzählt, daß Fagan auf den alten Hausfreund und jetzigen Gatten seiner Frau, La Pasterolle, gleich eifersüchtig war: oh, il l'était, à souffrir autrefois de leur intimité avec la Pasterolle ... Que serait-ce maintenant qu'il habiterait la même maison, avec l'autorité et les privautés d'un beau-père.

S. 59 flg. wird von einer Zusammenkunft der geschiedenen Eheleute Fagan und Madame Ravaut erzählt: Ils ouvrirent leurs parapluies; puis au bout d'un moment, trop loin de lui pour causer, elle ferma

le sien, marcha tout à son côté en l'entretenant de leurs filles. Sa situation nouvelle, si elle s'y décidait, leur procurerait des relations dans le monde officiel. L'ainée venait d'avoir seize ans. — Que pouvait pour la marier une femme seule, divorcée, gênée dans ses sorties, dans ses réceptions? Rose et Ninette à la longue souffriraient de cet isolement.

S. 204 erzählt der Dichter von der Wirkung, die garstige Briefe der Töchter auf den Vater ausüben, und den durch sie in ihm wachgerufenen Gedanken: Il lut mal les dernières lignes, confuses sous les larmes qui lui brouillaient les yeux. Pauvre petite, ce n'était pas d'elle, cette lettre sans coeur, aux sentences morales. On la lui avait dictée, on lui avait tenu la main, et derrière Rose, assise à son pupitre de soie bleue, il voyait le sourire traître de Mme. Pasterolle, il entendait sa voix sèche commentant et corrigeant... Nom de dieu! oui, une belle pièce ... une pièce où pleureraient tous les pères, peut-être aussi quelques mamans, et qui s'appellerait: le Divorce du père Goriot.

S. 211 werden die Gedanken, die sich für Fagan an die Nachricht knüpfen, daß der Mann der von ihm verehrten Frau Hulin gestorben ist, also wiedergegeben: Mort! Alors tout s'expliquait... Quelques mois d'un deuil de convenance, et cette adorable femme pourrait devenir la sienne. Plus rien ne s'y opposait. La jalousie de Rose? un enfantillage dont de bons baisers, un bracelet de plus dans la corbeille auraient facilement raison.

Alle diese Stellen haben mit denen, die Herdin zum Beweise, daß würde + Nennform Indikativ sein müsse, das gemein, daß zur Anführung fremder Gedanken neben Konditionalen Indikative des Imperfekts erscheinen und für diese selbständig hingestellten Sätze ein regierendes Zeitwort fehlt. Nun haben die Skandinavier so gut wie die von Herdin angeführten deutschen Schriftsteller immer die Franzosen studiert. Es wird also die Annahme gerechtfertigt sein, daß der neue Gebrauch der umschreibenden Formen mit würde für im Verhältnis zur Vergangenheit bevorstehende Ereignisse oder doch seine Häufigkeit auf fremdem, französischem Einflusse beruht, und eben dieser französische Vorgang zwingt dazu, in dieser Umschreibung einen Konditional zu sehen.

Nach der Beobachtung an den französischen Parallelen ist auch der Unterschied hinfällig, den Herdin, lediglich als Folge seiner künstlichen Erklärung der Formen, zwischen zwei Anwendungen der Umschreibung mit würde + Infinitiv macht. Wenn sie nämlich zum Ausdruck des Nachsinnens, des Träumens einer Person, der Gedanken, die ihr durch den Kopf schießen, dient, soll sie immer indikativisch sein; wenn sie ab-

hängige Reden, Äußerungen wiedergibt, soll die Auffassung als Indikativ oder Konjunktiv von „den anderen analog auftretenden Verbalformen" abhängen. Es ist ebenso klar, daß diese Scheidung keinen sachlichen Grund hat, wie daß die deutsche umschreibende Form neben den Indikativen ebensogut Konditional bleibt, wie es im Französischen daneben die einfache bleibt. Übrigens sei darauf hingewiesen, daß ebensogut wie der neue Gebrauch des Konditionals auch die in Verbindung mit ihm besonders häufige Anwendung des Indikativs des Imperfekts zur selbständigen Darstellung fremder Gedanken von demselben fremden Einflusse herrühren kann.

Es bleibt die Frage, ob die der fremden nachgebildete Ausdrucksweise Duldung und Anerkennung verdient. Die Frage ist rückhaltlos zu bejahen, denn einmal bewahrt diese Ausdrucksweise die Darstellung vor der Wiederholung einförmiger Formeln wie: „dachte —, sagte —, meinte —, urteilte er bei sich", „nach seiner Überzeugung", „seines Erachtens" u. ä. Anderseits zeigt ja auch der Vorgang Storms nicht bloß, daß unserer verinnerlichten, den feinsten Regungen des Denkens und Fühlens nachgehenden Erzählungskunst das Bedürfnis nach einer solchen besonderen Form fühlbar wurde, in der sie fremde Gedanken und Vorstellungen typisch wiedergeben konnte, sondern auch, daß unsere Sprache schon durch ihren eignen Geist auf den Weg gewiesen wurde, den sie unter fremder Anregung nur beschleunigter gegangen ist.

Volksdeutung in braunschweigischen Familiennamen.

Von **Otto Schütte** in Braunschweig.

Daß die Volksdeutung auch die Form der Familiennamen beeinflußt hat, ist von den Gelehrten längst erkannt worden. Dies für die braunschweigischen Familiennamen festzustellen, soll meine Aufgabe sein. Es ist aber große Vorsicht dabei nötig. Daß Groß und Grote nicht von hrod abzuleiten sind, wie es Andresen (Konkurrenzen S. 58) und Gloël in dieser Zeitschrift, 15. Jahrg. S. 330 getan hat, darauf ist schon von anderer Seite hingewiesen worden. Ich füge hinzu, daß Wirth nicht als würdig zu erklären ist, sondern als Gewerbename, gerade wie Niewerth (S. 326), der den „Neuen Wirt" bezeichnet. Der Name Hahn kann ebensogut von einer Hausmarke entlehnt sein wie von Hagen. Im einzelnen eine Entscheidung zu treffen, ist immer schwierig, wenn man sich nicht auf historische Studien stützen kann. Denn zurückzugehen auf die frühere Form ist bei allen Namenstudien unerläßlich.

Söhns hat es in seinem Aufsatze im 4. Hefte dieser Zeitschrift vom Jahre 1902 versäumt bei Bienrode, das eine Rodung eines alten Germanen Biho sein soll. Der Name des Dorfes heißt jedoch noch im Beginne des 13. Jahrhunderts Ibenroth, also kann er wohl nur auf einen Ibo zurückgehen. Die alte Petristraße in Hildesheim (S. 231) ist aber nicht benannt nach den oudbetereren, sondern nach den oltbotern, den Altflickern. Aus Utbetererstrate — das ndd. Utbeterer ist entschieden erst ein junges Wort, das aus dem hd. Ausbesserer übersetzt ist — wäre schwerlich Alte Petristraße entstanden. Die Straße heißt aber auch, wie ich aus den natürlich ungedruckten Steuerlisten der Stadt Hildesheim ersehen habe, im Mittelalter Oltboterstrate.

Den Stoff zu sammeln, habe ich die Adreßbücher der Städte Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt, Schöningen, Holzminden, Bad Harzburg und das braunschweigische Landesadreßbuch durchgelesen. Ich beginne mit den Familiennamen, die auf Vornamen zurückgehen. Von diesen sind durch Volksdeutung eine große Anzahl umgestaltet worden, besonders zusammengesetzte. Die auf olt auslautenden haben auf niederdeutschem Gebiete eine naheliegende Angleichung an holt, hd. Holz, erfahren, wobei manchmal auch das Adjektivum hold vorgeschwebt haben mag. So ist Arnold zu Ahrenhold; Brunolt zu Braunholz; Helmolt zu Helmholdt, Helmholz; Hunolt zu Huhnhold, Huhnholz; Kunolt zu Kühnhold, Kühnholz — Kienholz ist wahrscheinlich auch hierher zu stellen; — Meinolt zu Meinhold, Meinholz; Reinolt zu Reinhold und in gleicher Weise Liutbald zu Laubhold geworden. Mit dem Stamme brecht, berht = glänzend zusammengesetzt sind Armbrecht, dessen erster Teil ar = Adler ist, während Arm leicht vorschwebt — Armgard dagegen ist eine Entstellung aus Irmgard; — Erbrecht, denn dies darf nicht in Erb-recht zerlegt werden, wie Riechey nicht in riech und Ei, da es am Ende ein t verloren hat, der Vorname hieß also früher Richeit gerade wie Horney Horneit[1]); Reinbrecht ist nicht mit dem Adjektivum rein zusammengesetzt, sondern mit dem zu rein zusammengezogenen ragin = Rat, wozu auch Reinwald, Reinebolte, Regenhardt, ja auch Rennemann gehören; Vollbrecht nicht mit voll, sondern mit Volk wie Vollmann und Vollrath. Wie ein Partic. Perf. von vollbringen sieht aus Vollbracht, aber es ist nichts anderes als Vollbrecht. Das aus berht geschwächte bert hat Anlehnung gefunden an Bart in Frobart und Ziebarth, von denen das erste mit fro = Herr, das zweite mit sigi = Sieg zusammengesetzt ist; in

1) Schütte, Braunschweiger Personennamen aus Urkunden des 14.—17. Jahrhunderts, Braunschweig 1901 (Progr.), S. 14 u. 17.

Frohbart ist sogar doppelte Anlehnung vorhanden. Dasselbe ist der Fall bei Wohlfahrt. Dies hat weder mit wohl noch mit Fahrt etwas zu schaffen, es ist vielmehr entstanden aus Wolf-hart, was meistens zu Wulfert geworden ist. Ebensowenig ist Seiffarth mit Fahrt zusammengesetzt, sondern es ist entstellt aus Siefert, Sigefrid.

Von den mit -mann gebildeten Eigennamen ist nur Siemann eine Entstellung aus Simon, alle anderen sind im ersten Teile ihrer Zusammensetzung umgestaltet worden. So ist Erdmann, noch heute ein Vorname, nicht zusammengesetzt mit Erde, sondern mit der Kurzform Erd = Erhardt; Theilmann nicht mit Teil (pars), sondern mit der Kurzform Tile = Diederich. So wird Aschmann auch nicht der Aschenmann sein, sondern eine Zusammensetzung mit der Kurzform Asche = Aschwin, und Heumann vielleicht dasselbe bedeuten wie Heimann, also Heinemann, Heinrich, wiewohl ihm Kleemann zur Seite tritt. Die Erklärungen des Namens bei Andresen[1]), der Steubs Ansicht mit Recht verwirft, aber Pott folgt, sind nach meinen Erfahrungen[2]) falsch. Gleichfalls im ersten Teile der Zusammensetzung an andere Wörter angeglichen sind: Einwald — daneben gibt es auch die ndd. Form Einvohlt; — es ist = Ewald; Lippbrandt und Lipprandt haben mit Lippe nichts zu tun, sondern gehen zurück auf Liutbrand, bei Lipprandt könnte der Unkundige leicht an Rand denken; Rohloff — schon 1463 als Vorname in Rolff zusammengezogen — enthält fälschlich ein h, es ist = Rodelof, Rudolf wie Adelof = Adolf; wer bei Seeband an einen See dächte, würde irren, das See ist eine Zusammenziehung aus Sege = Sigi, wie in Seelecke, das mit dem Suffix l + k gebildet ist; in Warmbold ist das n zu m geworden vor dem Lippenlaute, es steckt also nicht warm darin, sondern warn = wehren; Weinhardt und Weinreich aber sind wie Frohwein keine Zusammensetzungen mit Wein (vinum), sondern mit dem alten win = Freund; Wullbrand endlich enthält nicht das ndd. Wolle, sondern ist = Willebrand, zu dem der Name Wille eine Kurzform ist.

Gegenständen entlehnt zu sein scheinen die Namen Degen, Götze, Harke, Kasten, Lampe, Lehne und Reck, und doch gehen sie ebenso auf Vornamen zurück wie Asche, Giebel, Haß, Huhn, Kloß, Lenz, Wecke und Webbe; denn Degen ist die Koseform zu Degenhard; Götze zu Gotfried; Harke zu einem mit Heer gebildeten Vollnamen; Kasten, das als Vorname in dieser Form im Dorfe Volkersheim noch 1761 vorhanden war, ist verkürzt aus Karsten; Lampe ist eine zweistämmige Koseform zu Landbert; Lehne das verkürzte Leonhard; Reck ist aus

1) Andresen, Konkurr. S. 101. 2) Schütte, Br. Pers. S. 4.

Rebeke zusammengezogen, das wiederum aus Radeke — Radolf[1]) geschwächt ist; Asche ist die einstämmige Kurzform zu Aschwin; Giebel eine Verkürzung von Gibold[2]); Haß ist wohl auch eine Verkürzung aus Hassomar oder dergl.; der Name Huhn kann einem Hauszeichen entlehnt sein, Häuser mit der Bezeichnung zum Hahn gab es in Braunschweig, z. B. to dem swarten Hane, aber es wird wohl auf Hunold zurückzuführen sein; Kloß ist wie Claus und Klas der verkürzte Vorname Nikolaus; Lenz kann, wie es ja bei Frühling der Fall ist, auf die Jahreszeit zurückgeleitet werden, es kann jedoch auch mit demselben Rechte als ein aus Lorenz zusammengezogener Vorname gedeutet werden; Wecke aber verdankt seinen Namen nicht dem Gebäcke, sondern geht wie Webde auf den Vornamen Webege zurück, der als Koseform zu Wedekind gebildet ist.

Neben den Vornamen hat die Volksdeutung am meisten Einfluß auf die Familiennamen ausgeübt, die dem Wohnorte oder der Wohnstätte ihre Entstehung verdanken. Wer der Genosse eines andern in einem Stifte war, konnte den Namen Stiftgenosse erhalten. Niederdeutsch heißt er bei uns neben Stichtenot auch Stichnot, vergl. das ndd. Lucht neben hd. Luft, Schacht neben Schaft, der Name wird oft fälschlich für einen imperativisch gebildeten angesehen. Wer den Namen Dörpmund führt, stammt ursprünglich aus Dortmund; wer Hamel heißt, ist nicht nach dem Hammel benannt, sondern stammt ebenso wie der Hamelmann aus der Stadt Hameln an der Weser, Herfarth ist natürlich einer aus Herford. Daß Lehm auf das braunschweigische Dorf Lelm zurückgeht, würde ich selbst bezweifeln, wenn ich es nicht urkundlich belegen könnte, vergl. mein Progr. S. 17. Ein weit verbreiteter Name ist Knackstedt. Man trägt eigentlich gar kein Bedenken, ihn auf einen Ortsnamen zurückzuführen. Aber man wird in den verschiedenen Ortslexika vergeblich nach ihm suchen. Da wird mancher sagen, nun der Ort ist untergegangen, aber sein einstmaliges Sein wird noch durch den Familiennamen bezeugt. Ein verzeihlicher Irrtum! Der Name ist nämlich in dieser Form noch recht jung, vielleicht erst hundert Jahre alt. Denn in den braunschweigischen Dorfbeschreibungen, die der Herzog Karl I. um die Mitte des 18. Jahrhunderts hat herstellen lassen, lautet der Name immer Knacksterth = Knochensterz. Jetzt hat er sein r verloren und heißt in allen Dörfern, wo er einst Knacksterth hieß, Knackstedt. Und zwar schriftlich stets, auch in den Kirchenbüchern und Standesamtlisten, mündlich nur bei den hochdeutsch Sprechenden, denn im Munde aller derer, die noch plattdeutsch reden, hat sich die Form

1) Schütte, Br. Pers. S. 17. 2) Ebenda S. 14.

Knackstert erhalten. Wie Sauerland das Suderland (Südland) bezeichnet, so ist Sauerburg aus Suerburg, ursprünglich Suderburg, verhochdeutscht worden. Ebenso ist es bei Schaubote aus Schuhbode der Fall gewesen. Die Namen, die auf kamm oder kampf endigen, gehen vielfach auf den Flurnamen Kamp zurück, so das einfache Kamm und Kampf selbst, sodann Helmkampf, Rothkamm und Rohkamm. Die beiden letzten haben in ihrem ersten Teile eine falsche Beziehung zu den Adjektiven rot und roh erhalten, denn in beiden Namen steckt roden, sie bezeichnen also einen ausgerodeten Kamp wie Rohwolt einen ausgerodeten Wald. Der Hagen ist sehr oft zusammengezogen in Hahn, aber man denkt unwillkürlich an den Herrn der Hühner statt an den weitverbreiteten Flurnamen. Daß der Name Berckhahn, Birckhahn, ja es findet sich sogar Berghahn, auf ein Hausschild zurückgeht, bezweifle ich, seitdem ich den Namen Berkenhage gefunden habe, und Brakhahn wird auch aus Brakhagen (Brauckhagen, Bruchhagen) zusammengezogen sein, da Brauckmann und Brakmann daneben stehen. Gleicherweise wird Wackerhahn kaum als ein wackerer Hahn gedeutet werden dürfen, zumal sich Hanewacker[1]) (wie in Braunschweig der Straßenname Hagenscharren in Urkunden auch Scharrnhagen genannt wird) und Wackerhagen findet, und Wiedhahn, Wiethan werden als Weidenhagen, es gibt auch den Namen Wiedbrauk, anzusehen sein. Bei Rosenhahn kann natürlich gar kein Zweifel obwalten, daß es eine Zusammenziehung von Hagen ist. In Braunschweig gibt es noch den Straßennamen Rosenhagen. In Goldhage aber haben wir im ersten Teile der Zusammensetzung eine Angleichung an Gold, sicher steckt darin das ndd. Adjektivum kolt = kalt, das häufig zur näheren Bestimmung eines Flurnamens herangezogen ist. Bockfeld wird schwerlich ein Feld für die Böcke sein, wiewohl dieser Gedanke nicht ganz zurückzuweisen ist, denn es gibt Flurnamen dieser Art, wenn wir aber bedenken, daß der heutige Name Schaffeld sich auf Schaffell gründet, so können wir wohl eine Entstellung aus Bockfell annehmen. Kronefeld ist dagegen das Kranichsfeld, es schwebt also fälschlich wie in Kronenberg die Krone vor. Bütefisch hat durchaus den Anschein, als ob es mit Fisch zusammengesetzt sei, und doch ist sein zweiter Bestandteil das ndd. Wiese, das wir auch in Binnewis und falsch verhochdeutscht in Binneweis haben, der erste wohnte also außerhalb, der andere innerhalb einer Wiese, wie Bütenholz außerhalb des Holzes, Waldes. Zusammengezogen und in niederdeutscher Form erscheint der Name Theilkuhle,

1) Andresen, Konkurr. S. 85 will Hanewacker als Heinacker aufgefaßt wissen, was mir zu gesucht erscheint.

die erste Hälfte des Wortes ist also nicht Teil (pars), sondern Ziegel (tegula). Bierbaum ist selbstverständlich Birnbaum, wie Bierberg der Birnenberg, und Kassebaum ist die halbniederdeutsche Form des hochdeutschen Kirschenbaumes, es hat also ein r verloren, denn die ursprüngliche Form lautet Karßenbom, vergl. Kassebrand und Kassebeer und den noch mehr entstellten Käseberg aus Kersberg.[1]) Was ist aber ein Kohlbaum? Sollte es nicht eine Entstellung aus Kurbelbaum sein, das auch in der verkürzten Form Kurlbaum vorkommt? Der Kreibaum ist kaum der Krähenbaum, wenn es auch ein Krähenfeld gibt, sondern wahrscheinlich der Kreikenbaum. Die Kreike ist eine kleine Art Pflaume. Dagegen ist Kreinacke, wenn auch nicht als Krähennacken, so doch als Kreinacker, was sich auch findet und durchaus dem Krähenfelde entspricht, zu erklären; noch mehr entstellt ist der Name in Kreinhacke, was aussieht, als ob es ein Gerät wäre. Wie der Kreibaum geht auch der Wienberg nicht auf die Weihe zurück, sondern bedeutet den Weinberg, deren es noch viele in Norddeutschland aus der Zeit gibt, wo auch in diesen Landstrichen Wein angebaut wurde.

Der Name Holecker macht Schwierigkeiten, wenn man seine Entstehung nicht kennt. Man darf bei seiner Erklärung, was man unwillkürlich tut, nicht an Ecke denken. Denn in dem Namen steckt die Eiche, sein Träger hieß ursprünglich „van der holen Ek" — von der hohlen Eiche. Bereits im Jahre 1366 wird in einem Braunschweiger Testamentbuche Ludolf van der holen ek auch L. Holeneker genannt.

Von den mit Bach zusammengesetzten Namen ist leicht zu deuten Strobach. Er ist nach der Farbe benannt. Entstellt ist der Name häufig in Strombeck. Die Strombecks hießen früher Strobeke nach ihrem Wohnsitze. Der Wiebach ist wohl unzweifelhaft der Weidenbach, der Bierbach der Biberbach. Bei Holzminden liegt der Flecken Bevern an der ndd. Bever, dem Biberbache. Sehr viele Familiennamen auf Mann verdanken auch einem früheren Wohnplatze ihre Entstehung. Der Glimmann stammt vom Klinte, länger lautet der Name Glind(e)mann; der Mohrmann hat mit den Mohren ebensowenig zu tun wie der Mohrenbrenner, beide stammen nicht aus dem Mohrenlande, sondern wohnten einst im Moore, wie der Ohrmann im Dorfe Orem. Wiemann dagegen kann wie Weihmann und Wehmann den Wiegmann, den Kriegsmann, bezeichnen, kann aber mit nicht geringerem Rechte als der Weidemann (ndd. Wiedemann, Wedemann) gedeutet werden.

Zu den Namen, die vom Handwerke oder der Beschäftigung abzuleiten sind, gehören Dreyer und Dräger. Beides sind dieselben

1) Schütte, Br. Pers. S. 14.

Namen, sie bezeichnen beide den Dreher. Der erste hat also mit dem Geldstücke, der zweite mit dem Träger nichts zu tun. Der Schlothauer haut natürlich keine Schlote, sondern Schlösser, der Reimschneider schneidet Riemen, der Stahlknecht ist ein einfacher Stallknecht. Der Klemmer hat mit der Brillenart nichts gemein, sondern bedeutet den Klemer = Lehmarbeiter. Im zweiten Teile angelehnt an Tür ist Glockenthür, der Glockenzieher, Glockenläuter, der sich auch vielfach in der längeren Form Glockentöger findet. Der Hallbauer ist keineswegs ein Mann, der Hallen baut, sondern der Halbbauer; der Rohmeier braucht nicht roh zu sein, sondern kann ganz sanft und nett ausgerodetes Land bebauen; der Seelemeyer ist aber sicher der Sedel-, Sattelmeier, der auf einem Sattelhofe saß, denn schon im Mittelalter hieß der Sadelhof auch Selehof. Der Kronjäger jagt nicht nach Kronen, sondern stellt den Kranichen nach; der Flohrschütz ist der Flurschütz. Was aber ein Hellvoigt ist, kann ich nicht sagen, vielleicht ein Helmvogt, sicher kein heller Vogt und kein Höllenvogt, sonst müßte es schon ein Spitzname sein. Ein Roßdeutscher ist ein Roßtäuscher, ein Roßkämmer, entstanden aus Roßtüscher, also mit falschem Diphthong verhochdeutscht und an deutsch angelehnt — schon 1666 war Hans Roßtüescher in Braunschweig zu Rosteuscher geworden; — ein Seidenstücker natürlich ein Sticker in Seide. Werth und Werthmann sind ebensogut Wirte, wie der Krieger der Inhaber eines Kruges ist, der also eigentlich Krüger heißen sollte.

Von einem Kleidungsstücke hergenommen ist der Name Linnekogel. Es ist dies eine Kapuze aus Leinen. Entstellt haben wir das Wort in Linnekuhle, wo es an Kule, Loch, in Lindekuhl, wo es zugleich im ersten Teile an Linde, und in Leimkugel, wo es an Leim und Kugel angeglichen ist. Ob aber Altrock nach einem alten Kleidungsstücke genannt ist? Ich bezweifle es sehr, glaube vielmehr, daß der Name eine Entstellung aus Altrogge, ndd. Oltrogge ist.[1]) Seilwind verdankt natürlich nicht dem Winde, sondern der Winde seinen Namen; Stoffregen hat mit Stoff nichts zu tun, sondern sollte hochd. Staubregen heißen, in niederdeutscher Form heißt er in braunschweigischen Urkunden Stofregen. Der Name Wolkenhauer ist wohl eine Entstellung aus Wolkenhaar, das auch in seinem zweiten Teile eine Angleichung gefunden hat.[2]) Der Halwas hat wie der Halbauer ein b verloren, er hieß ndd. Halfwas = halberwachsen, homo parva statura, ganz entstellt sehen wir ihn in Halbfaß; ebenfalls wird ein b verloren haben Halb-

1) So auch Andresen, Konkurr. S. 118

2) Heinze, Die deutschen Familiennamen, S. 225.

roth, der damit Angleichung an rot gefunden hat, er wird Halbbrot heißen müssen. Dagegen hat sich der Anfügung eines d zu erfreuen gehabt Niemand, der Niemann = Neumann lauten sollte. Leberkühne hat mit der Leber nichts zu tun, meist heißt der Name heute Lieberkühn. Aber ob dies nicht auch eine Entstellung ist, ob nicht der Name einen Imperativsatz „lebe kühn" enthält? Freilich gibt es den allerdings verständlicheren Namen Lieberknecht in Braunschweig. Thorey gibt keinen Sinn. Sollte der Name eine arge Verstümmelung erlitten und einst Thorhauer geheißen haben? Neben Weilbier und Wöhlbier, die beide kaum mit Bier zusammengesetzt, sondern wohl aus dem Vornamen Wolfbert entstanden sind[1]), haben wir auch den Namen Mögebier. Dieser sieht aus wie ein Imperativ, dürfte es aber wohl wegen der etwas eigentümlichen Aufforderung nicht sein. Ich erkläre ihn für eine Entstellung aus Mäjebier = Honigbier. Die Mäje oder Mēje wird in der Vorsfelder Gegend zum Erntedankfest von den Imkern hergestellt, und zwar wird Wasser und Honig zusammengekocht und Gest hinzugetan. Hat ein Schenkwirt Bienen, so bereitet er das Bier für den Sonntag, an dem das Erntedankfest gefeiert wird, und für den folgenden Sonntag, an denen es seine Gäste, besonders die jungen Leute, trinken, die auch Scheibenhonig dazu essen. Die Familien lassen es sich in Flaschen holen, denn die Kinder lieben das Getränk sehr. Natürlich hält es sich nur kurze Zeit.

Schneemilch ist fälschlich angelehnt an Schnee, der Name lautet auch sonst richtiger Schleemilch, was zusammengezogen ist aus Schlegelmilch. Der Brummer ist doch wohl ein Vorname und sein Träger nicht nach einer besonderen Eigenschaft benannt.[2]) Wahnschaf dagegen ist ein solches Wort, denn bei dem zweiten Teile schwebt das Schaf irrtümlich vor, da schaf ein verkürztes Partizipium für geschaffen ist. Ebensowenig ist Hundt nach dem vierfüßigen Haustiere benannt worden, sondern geht auf den Vornamen Hundo zurück.

Imperativnamen sind Grotewahl, Raumschüssel, Schattenberg und Sennholb. Grotewahl ist nämlich durch Vertauschung der beiden Vokale a und o, die ja gern im Niederdeutschen ineinander übergehen, gänzlich entstellt worden, so daß man an die ndd. Form des hochd. groß und an Wahl denkt, während der Name Geratewohl heißen sollte. Raumschüssel aber enthält in seinem ersten Teile nicht das Substantivum Raum, sondern den Imperativ von räumen, es sollte Räumschüssel = räume die Schüssel heißen, denn ndd. findet sich der Name Joh. Rumeschottel 1591 in einem Braunschweiger Briefbuche. Doch ist es kaum,

1) Andresen, Konkurr. S. 47. 2) So auch Andresen, Konkurr. S. 44.

wie Andresen (Konkurr. S. 86) meint, ein Spottname für einen starken Esser, sondern für einen Wegelagerer, der fremdes Gut mit Gewalt nahm, vergl. Rühmkorf, Springintgut und dergleichen Namen. Bei Schattenberg an Schatten zu denken, will mir nicht in den Sinn, ich sehe darin den entstellten Imperativ schabe, der im Jahre 1411 in Schabenberg in richtiger Form steht und zu dem Schabeland und Schabewald als gleiche Bildungen hinzutreten. Sennhold aber hat weder mit dem Sennen noch mit hold etwas zu schaffen, ist vielmehr mit dem Verbum sengen und Holz zusammengesetzt und bedeutet senge das Holz, wie es 1419 in Helmstedt einen Bürger gab, der Sendenhorst hieß und 1424 in längerer Form Sengedenhorst genannt wird, und wie in Braunschweig im Jahre 1659 ein Sengewald erwähnt wird.

Anzeigen aus der Schillerliteratur 1902—1903.

Von Professor Dr. **Hermann Unbescheid** in Dresden.

Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Muncker, o. ö. Professor an der Universität München. XXII. Wie entstand Schillers Geisterseher[1]? Von Dr. Adalbert v. Hanstein, Privatdozenten an der Königl. Technischen Hochschule zu Hannover. Berlin, Verlag von Alexander Duncker, 1903. Einzelpreis 2 M. Subskriptionspreis 1,70 M. 80 S.

Unter den drei geschichtlichen Persönlichkeiten, die bisher als Modelle für den Prinzen in Schillers Geisterseher in Betracht kamen, nämlich Herzog Alexander von Württemberg, Friedrich II. von Hessen und Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, zeigt nach den Ausführungen des Verfassers der zuletzt genannte Fürst sowohl in seinem inneren Werdegang, als auch in seinen äußeren Beziehungen, wenn man von der Teilnahme desselben an der Schlacht bei Hastinbek und dem 35jährigen Alter desselben absieht, die größte Übereinstimmung mit der vom Dichter geschaffenen Figur des Helden. In einer auch nach der formalen Seite geradezu mustergültigen Untersuchung versucht nun Hanstein trotz der oben erwähnten verblüffenden Übereinstimmung noch einen vierten Kandidaten in den Kampf der Meinungen einzuführen, nämlich den Prinzen Fried-

---

1) Über Schiller ist in den vortrefflichen „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte" außerdem erschienen: Kilian, Der einteilige Theater-Wallenstein. Ein Beitrag zur Bühnengeschichte von Schillers Wallenstein; ferner in demselben Verlage: Gaebe, Schillers Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung". Studie zur Entstehungsgeschichte.

rich Heinrich Eugen von Württemberg. Den Ausgangspunkt dieser Erörterungen bildet die Entgegnung des genannten Prinzen auf das von Elise v. d. Recke in der Berliner Monatsschrift März 1786 veröffentlichte mutige Bekenntnis, daß sie hinsichtlich der Glaubwürdigkeit des als Gaukler entlarvten Italieners Cagliostro, in dem bekanntlich der Sizilianer des Schillerschen Romans unschwer zu erkennen ist, in einem Irrtum befangen gewesen sei.

Diese Entgegnung des geistergläubigen Prinzen wird von Hanstein zum erstenmal zur Erklärung von Schillers Geisterseher herangezogen. Überraschend ist in der Tat die Schlußwendung in dem letzten Satze dieses ebenfalls in der Monatsschrift (Juni 1786) abgedruckten Briefes von F. H. Eugen Prinzen von Württemberg, nämlich das Zitat aus Shakespeare: „Es ist noch viel zwischen Himmel und Erde, wovon unsere ganze Philosophie sich nichts träumen läßt", welche Stelle aus Hamlet auch der Schillersche Prinz *** zitiert. Hierin erblickt Hanstein die Fährte, um folgende Hauptfragen zu beantworten: 1. Besteht ein innerer Zusammenhang zwischen diesem Briefe und dem Schillerschen Roman? 2. Was hat es für eine Bewandtnis mit diesem Prinzen Eugen von Württemberg, dem Verfasser des Briefes? Welche Stellung nahm er am württembergischen Hofe ein? War sie derart, daß Schiller als geborener Württemberger wirklich ein mehr als rein äußerliches Interesse an dem Schicksal dieses seines heimischen Prinzen nehmen konnte? 3. Läßt es sich irgendwie wahrscheinlich machen, daß Schiller diesen Brief des Prinzen in der Berliner Monatsschrift kennen gelernt oder wenigstens Näheres von ihm gehört hat?

Mit dem Schillerschen Prinzen von *** teilt der genannte Briefschreiber den ungeordneten, aber stürmischen Wissensdrang und den gleichen Trieb, sich zu wehren gegen eine Vergewaltigung des Verstandes. Friedrich Heinrich Eugen, geboren 1758, war der Sohn des dritten Sohnes von Karl Alexander.[1]) Sein Vater Friedrich Eugen, eine Zeitlang regierender Herzog von Württemberg, hatte acht Söhne; er war der dritte dieser Söhne, und sein Sohn erwarb in russischen Diensten als „Prinz Eugen von Württemberg" hohen Feldherrnruhm. Die Veröffentlichung jenes an sich harmlosen Briefes mußte der evangelischen Bevölkerung Württembergs, der das katholische Glaubensbekenntnis ihres Herzogs längst verleidet war, die Hoffnung benehmen, daß dies Herrscherhaus wieder eines Glaubens mit seinen Untertanen sein werde, da in diesem Schreiben der Prinz sich als Anhänger mystischer Lehren, die

1) Karl Alexander von Württemberg war zum katholischen Glauben übergetreten.

man damals als eine Vorstufe zum Katholizismus anzusehen gewöhnt war, offen bekannte. Hanstein vermutet nun, daß auch Schiller von diesen und anderen ähnlichen Vorgängen nicht unberührt geblieben ist. In diesem Augenblick schmolzen in Schillers Geist all diese Befürchtungen in dem zusammen, was er in den letzten Jahren von anderen Übertritten, z. B. dem des Johann von Braunschweig und Friedrich von Hessen gehört hatte. Hanstein fährt nun S. 71 fort: „Es bedarf kaum der genialen Phantasie eines Schiller, um sich folgendes Zukunftsbild des jungen mystischen Prinzen zu entwerfen. Er ist der dritte Sohn des erbberechtigten Friedrich Eugen. Nur wenige Jahre brauchen wir uns in die Zukunft hineinzudenken, so wird der älteste Bruder dieses jungen Briefschreibers als Friedrich I. den Thron von Württemberg bestiegen haben, und dann ist unser Briefschreiber wirklich der dritte Prinz unseres Hauses. Wenn bis dahin die Jesuiten und Seelenfänger Roms seine jetzt offenkundigen mystischen Neigungen ausgenützt haben, so können sie ihn mittlerweile zum Katholiken gemacht und ihm den Glauben beigebracht haben, im Dienste der allein seligmachenden Kirche sei ein Staatsstreich, ja vielleicht sogar ein Brudermord verzeihlich! Die Religion der Fanatiker hat ja schlimmere Schandtaten schon geadelt. Hatte Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg als Katholik seinem evangelischen Bruder mit Waffengewalt ein Stück Land geraubt, warum sollte Friedrich Heinrich Eugen von Württemberg, fanatisiert durch Jesuitismus und Geisterprophezeiungen, seinen älteren Brüdern nicht Thron und Leben nehmen können? Die heiße tragische Phantasie Schillers sucht ja ohnedies immer gleich den Gipfelpunkt der Leidenschaft auf, und noch dazu hier, wo sein württembergischer Patriotismus in Feuer gerät, wo er, seinem Ebenbilde Marquis Posa gleich, sein teures Heimatland bewahren will vor einer verschlimmerten Wiederkehr der katholischen Gefahr, die man kaum beseitigt geglaubt hatte!"

Wie Hanstein in seiner Abhandlung über die Figur des Helden und die persönlichen Berührungspunkte Schillers zu diesem Klarheit verbreitet, indem er seine Annahme, daß der „Dämon", der nach Schillers Worten dem Dichter den „verfluchten Geisterseher" eingegeben hat, der oben genannte Brief ist, mit Gründen der Wahrscheinlichkeit unterstützt, so verbreitet er auch neues Licht über den Zeitpunkt, in dem Schillers Phantasie sich zuerst mit dem Stoffe beschäftigte, und über die Entstehungsgeschichte der einzelnen Abschnitte des Romans. Eine besondere Anziehungskraft übt auf den Leser der Abschnitt V S. 33—55 „Elisa v. d. Recke und Prinz Friedrich Heinrich Eugen von Württemberg", der ein fein gearbeitetes Kulturbild der geistreichen Gesellschaftskreise der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts entrollt.

Die Verknüpfung der Handlung in Schillers Braut von Messina. Von Ernst Bergmann, Gymnasialoberlehrer. Beilage zum Jahresbericht des Herzogl. Neuen Gymnasiums zu Braunschweig. 1903. 32 S.

Wenn auch die von anderen Erklärern, z. B. von Kohm (Schillers Braut von Messina und ihr Verhältnis zu Sophokles' Oidipus Tyrannos) nachgewiesene Zwangslage, in die Schiller durch seinen Stoff häufig versetzt wird, durch die vorliegenden Erörterungen nicht entkräftet wird, so haben die letzteren doch den nicht hoch genug anzuschlagenden Wert, gegen solche Kritiker Stellung zu nehmen, die durch ein Übermaß aufgewendeten Scharfsinns die Verknüpfung der Handlung an den im Drama gegebenen tatsächlichen Verhältnissen übersehen, also keine gerechte vorurteilsfreie Beurteilung der vielumstrittenen Tragödie liefern. Des Verfassers grundsätzlicher Standpunkt deckt sich im allgemeinen mit dem in Baumgarts Poetik aufgeführten: „Wir haben es hier mit Menschen zu tun, von denen jeder nur der eigenen Leidenschaft hingegeben ist, so ausschließlich, daß er blind und taub für alles ist, was dem despotischen Wunsche dieser Leidenschaft nicht schmeichelnd sich fügt." Obwohl die vorliegende Abhandlung sich nicht mit dem Nachweise der Behauptung Bergmanns beschäftigen konnte, daß die Braut von Messina keine Schicksalstragödie sei, geht doch bereits aus dem eben gekennzeichneten Standpunkte desselben hervor, daß von ihm Schillers Drama für eine Charaktertragödie gehalten wird. Ich teile diese Auffassung nicht, sondern stimme eher Kohm (a. a. O.) zu, der entschieden leugnet, daß nach vollständiger Ausschaltung einer solchen feindlichen, übernatürlichen Kraft die Handlung nach den Gesetzen der Außen- und Innenwelt ihre natürliche Entwicklung nehmen würde, der aber außer dem Schicksal noch eine andere schürende, aus den Charakteren hervorgehende Macht, Liebe und Versöhnung, im Drama annimmt, für den also die Braut von Messina eine Art Mittelding, eine Verbindung von Schicksals- und Charaktertragödie ist. Aber abgesehen von diesem grundsätzlichen Bedenken findet man im einzelnen in dieser Abhandlung verschiedene belehrende, durchaus verständige Ausführungen, die wohl geeignet sind, die Vorwürfe, welche eine gewisse Kritik gegen Schillers Stück erhoben hat, auf das richtige Maß zurückzuführen. Die Angriffe Bergmanns richten sich zunächst gegen die Vorwürfe, die Bellermann, Peters u. a. gegen gewisse Verhältnisse in der Vorfabel erhoben haben. Er behauptet zwar nicht, daß der Dichter sich über die Thronfolgeordnung klar ausgedrückt hat, läßt aber den Haß der Brüder nicht nur „aus unbekannt verhängnisvollem Samen", sondern aus einem Thronstreit zwischen dem älteren Don Manuel und dem jüngeren Don Cesar hervorwachsen und führt

als Beweis die Stelle des Chors unmittelbar nach der Ermordung Don Manuels an: „Heil uns! Der lange Zwiespalt ist geendet! Nur einem Herrscher jetzt gehorcht Messina!" Auch daß sich die Brüder, wie Bellermann annimmt, als gleichberechtigte Fürsten gegenüberstehen, will Bergmann nicht zugeben, doch vermißt Bellermann auch hier die nötige Klarheit, wenn er S. 369 (Schiller in seinem Drama, 2. Aufl.) sagt: „Wenn der Leser annehmen soll, daß die Söhne gemeinschaftlich die Herrschaft erben, so mußte dies irgendwie angedeutet sein." Auch den zweiten schwerer wiegenden Vorwurf, daß Isabella ihre Tochter nicht früher aus dem Kloster habe holen lassen, sucht Bergmann zu entkräften. Seine Ausführungen haben mich nicht überzeugt. Ich sehe mit Bellermann keinen triftigen Grund, warum Isabella, wenigstens nachdem die Söhne eingewilligt hatten, sich im väterlichen Schlosse zu begegnen, die Tochter nicht kommen ließ, um ihr die Rolle der Friedensstifterin zuzuweisen, die ihr nach dem zweiten Orakelspruch vom Schicksal bestimmt zu sein schien. Die oben erwähnte Zwangslage, in die den Dichter der Stoff versetzte, ist eben auch hier deutlich zu erkennen. Die Tragödie wäre dann unmöglich. Dagegen kann den Gründen beigestimmt werden, die Bergmann zur Zurückweisung der anderen beiden Vorwürfe anführt; die Geheimnistuerei Manuels seiner Geliebten und Diego gegenüber erklärt er aus dem romantischen, das Geheimnisvolle liebenden Charakter dieses älteren Bruders und dessen langes Fernbleiben von Beatrice aus dem Zwange der Ereignisse. In den Abschnitten 5—21 wird die Verknüpfung der dramatischen Handlung gezeigt, insbesondere der Versuch gemacht, den Haß der Brüder auf natürliche Weise zu erklären und das, was andere Schicksal nennen, aus der Anlage der Charaktere und aus der durch die handelnden Personen geschaffenen Situation abzuleiten. Man kann diesen Ausführungen die Anerkennung nicht versagen, daß der Verfasser auch da, wo er von der gewöhnlichen Auffassung abweichende Meinungen über dieses Drama hegt, das gründlichste Studium und eine jedenfalls lang andauernde Beschäftigung mit dem genannten Werke Schillers verrät, sich von klügelnder Kritik fernhält und durch eine gute Beobachtung der feineren psychologischen Momente, die von anderen nicht erwähnt werden, vorteilhaft auszeichnet (vergl. des Verfassers Aufsätze 1. Das dramatische und tragische Problem in Schillers Braut von Messina. Neue Jahrbücher, 4. Jahrg. 9. und 10. Band, 2. Heft; 2. Zur Geschichte der Braut von Messina. Grenzboten 1903, Heft 4 u. 5).

Geschichte der Familie v. Kalb auf Kalbsrieth. Mit besonderer Rücksicht auf Charlotte v. Kalb und ihre nächsten Angehörigen. Nach den Quellen bearbeitet von

Johann Ludwig Klarmann, K. B. Oberstleutnant a. D. Mit fünfzehn Bildern und Karten. 576 S. Preis 10 M. Erlangen 1902. K. B. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Junge u. Sohn.

In die weiteren Kreise der Gebildeten bringt erst gegenwärtig und ganz allmählich, je lebhafter das Interesse für die Pflege der Stammkunde auch in diesen Kreisen erwacht, eine klare Vorstellung, welche Summe gelehrter Arbeit derjenige zu verrichten hat, der seine Tätigkeit der Förderung der historischen Hilfswissenschaften zugewendet hat, und welch ideales Streben ihn beseelen muß, da er bei der mühevollen Durchstöberung der Archive noch gar nicht wissen kann, ob der aufgewendete Bienenfleiß einigermaßen in einem entsprechenden Verhältnis zu den Ergebnissen stehen wird. Ein solch beredtes Zeugnis, daß der deutsche Idealismus noch nicht ausgestorben ist, liefert das vorliegende Werk, das nur der Liebe zur Sache und keinem anderen Nebenzweck seine Entstehung dankt: „Geschichte der Familie v. Kalb auf Kalbsrieth. Mit besonderer Rücksicht auf Charlotte v. Kalb und ihre nächsten Angehörigen." Nach den Quellen bearbeitet von Johann Ludwig Klarmann, K. B. Oberstleutnant a. D. Ein genaueres Studium wird den Fachmann aber auch überzeugen, daß das ideale Streben, das an diese Arbeit gewendet ist, sowohl nach der politischen, wie nach der literarhistorischen Seite dieses Buches nicht umsonst gewesen ist, sondern zu sehr wertvollen Ergebnissen geführt hat. Mag sein, daß die Tatsachen über Charlotte v. Kalb im wesentlichen bekannt sind; die wissenschaftliche Begründung, der quellenmäßige Nachweis dieser Tatsachen sind nirgends so zuverlässig zu finden als bei Klarmann und geben im Zusammenhange mit mancher bisher unbekannten Einzelheit eine Art kostbaren Rahmens um das Bild der merkwürdigen und anziehenden Erscheinung aus der Frauenwelt des 18. Jahrhunderts. Die folgende gedrängte Inhaltsübersicht dürfte auch den, der das Buch noch nicht gelesen hat, überzeugen, mit welcher Gründlichkeit hinsichtlich des genealogischen Aufbaues der Verfasser gearbeitet hat.

Nicht leicht ist ein adeliger Name, der unter dem Einflusse des Lateinischen, des Ober- und Niederdeutschen in verschiedenen Formen vorkommt, über einen größeren geographischen Raum verbreitet gewesen, als der im 12. Jahrhundert auftauchende, im Mannesstamm 1852, in der weiblichen Linie 1874 erloschene der Herren v. Kalb: 1105 erscheint er im Elsaß, 1138 wird der erste (Konradus Vitulus) des hessisch-fränkischen Geschlechts erwähnt, 1145 taucht der Name am Niederrhein und in Westfalen auf, 1200 in Niederbayern, 1300 in Sachsen, 1385 in Tirol, in der Mitte des 15. Jahrhunderts in den Ordens-

ländern (Preußen). 1454 erfolgt die Festsetzung eines Angehörigen dieses Geschlechts in der Gegend von Artern, dem heutigen Kalbsrieth; letzteres liegt 4 km östlich von der preußischen Stadt Artern a. d. Unstrut, aus der Goethes Großvater seinerzeit als Schneidergeselle nach Frankfurt a. M. zog. Kalbsrieth wird schon im Jahre 932 als „Reot" urkundlich erwähnt und erhielt in der Mitte des 16. Jahrhunderts nach den Besitzern, den Herren v. Kalb, seinen Namen. Am nordöstlichen Ende dieses Dorfes liegt das v. Kalbsche Schloß, das jetzt der Familie Wolzogen gehört (Einleitung S. 1—17). Die Geschichte dieses Zweiges (1. Abschnitt: Die Familie v. Kalb auf Kalbsrieth 1454—1754) läßt sich nicht weiter als bis zum Jahre 1382 hinauf im Zusammenhange verfolgen und beginnt mit der Erwerbung des Dorfes und Hofes Rytha (Bestätigter Kaufbrief vom 6. Mai 1454 durch Ullrich [III.] Kalb). Dieser Rittersitz Kalbsrieth wurde im Januar 1636 bei der Verheerung Thüringens und Kursachsens durch die Schweden zerstört, von Alexander Ludwig (I.) Kalb neu aufgerichtet. Der 2. Abschnitt (Die Familie v. Kalb zu Weimar 1748—1795) bringt wertvolle literarische Nachweise besonders über Persönlichkeiten des Weimarer Musenhofes und deren Verhältnis zu der genannten Familie und behandelt zunächst die Biographie des am 26. Mai 1712 zu Kalbsrieth geborenen Karl Alexander v. Kalb, der späteren Weimarer Excellenz, der nicht bloß Finanzmann, sondern auch ein trefflicher Literaturfreund war; er zog sich nach seiner Verabschiedung 1776 von Weimar nach dem Rittergut Kalbsrieth zurück, das er unter Einführung des Rechts der Erstgeburt mit Fideikommiß belegte. Hier lebte er nach Goethes Urteil „ein würdiger Kurius, der auch Rüben brät, aber nicht in der Asche". Sein Nachfolger war sein Sohn Johann August v. Kalb, der seine eigenen Finanzen ebensowenig, wie die ihm anvertrauten herzoglichen in Ordnung zu halten verstand. Der Verfasser nimmt hier auf Grund des ihm zugänglich gewesenen Aktenmaterials Stellung zu dem bekannten Urteile Goethes, der der tatsächliche, wenn auch nicht nominelle Nachfolger Johann August Kalbs wurde, bez. zu der Auslegung des Goetheschen Ausspruches durch Düntzer. Der 3. Abschnitt (Dankenfeld und die Familie Marschalk v. Ostheim, 1303 bis 1783) gibt zunächst einen orientierenden Überblick der Geschichte dieses 18 km westlich von Bamberg gelegenen Ortes und, soweit die Gedenkblätter der Charlotte v. Kalb als Quelle herangezogen werden mußten, mehrfache Berichtigungen in den örtlichen Beziehungen. Zur kritischen Bewertung dieser Quellen bot dem Verfasser sich ferner Gelegenheit bei Besprechung der Verlobung und Heirat des Kammerpräsidenten a. D. Johann August v. Kalb mit der 19jährigen Reichsfreien Eleonore Marschalk v. Ostheim (geb. 5. Januar 1764) und seines

Bruders Heinrich Julius Alexander v. Kalb mit Eleonorens älterer Schwester Charlotte v. Kalb (geb. 25. Juli 1761), der Verfasserin der Memoiren. Die Schärfe in der Darstellung der Verlobung Charlottens sei zwar zuzugeben, immerhin mußte sich der Forscher im wesentlichen auf diese Gedenkblätter stützen; denn die Äußerungen ihres Schwagers können, so argumentiert der Verfasser, insofern nicht maßgebend sein, als dieser ein Interesse hatte, die Verbindung Charlottens mit Heinrich v. Kalb, die unter einem von jenem geübten Druck zustande kam, gegenüber der Außenwelt in ein möglichst helles Licht zu stellen. Unter dem Herrn v. B., den Charlotte v. Kalb in den Gedenkblättern bei Anführung ihrer früheren Herzensverhältnisse (zu Friedrich Wilhelm von und zu Aufseß und zu dem Kandidaten Fleischmann) erwähnt, vermutet Klarmann den Freiherrn Ludwig Karl v. Bibra auf Irmelshausen. Nähere Beleuchtung erfahren die oben erwähnten ehelichen Verhältnisse in dem 4. Abschnitt, der u. a. von dem Rechtsstreit um Trabelsdorf-Dankenfeld handelt: Aus den brieflichen Äußerungen des Johann v. Kalb könne, obwohl sie mit einem gewissen Mißtrauen zu betrachten seien, wenigstens so viel gefolgert werden, daß Eleonore sich gut in das ihr zuteil gewordene Los fügte. Gegenüber den sich widersprechenden Urteilen der Nachgeborenen über den Charakter von Charlottens Ehegatten verhält sich der Verfasser mit Recht skeptisch und sucht eine vermittelnde Stellung einzunehmen. Heinrich v. Kalb sei ein in höfischen und gesellschaftlichen Kreisen gewandter und beliebter, galanter, leichtlebiger, im übrigen aber wackerer Mann und tüchtiger Soldat gewesen, der an Geist und Bildung eher über als unter dem damaligen Durchschnittsmaß gestanden, mit seiner ungewöhnlichen Gattin verglichen, freilich weit hinter dieser zurückgeblieben sei. Über die Vermögenslage der Marschalkschen Allodialerbinnen, also auch die der Charlotte v. Kalb, welche durch die verfehlten Spekulationen ihres Schwagers Johann v. Kalb in finanzielle Nöte versetzt wurde, ferner über den Verlust des Stammgutes Kalbsrieth und die Erwerbung desselben durch Ludwig Freiherrn v. Wolzogen am 16. April 1821 verbreitet sich der 5. bez. 6. Abschnitt. Aus dem langwierigen und verwickelten Familienprozesse, der mit dem wirtschaftlichen Ruin eines angesehenen Geschlechts endete, geht Charlotte v. Kalb hervor als die Heldin im Unglück, die, obwohl sie manche Absonderlichkeiten besaß, durch ihre, selbst nach ihrer erfolgten Erblindung noch andauernde geistige Regsamkeit Bewunderung einflößte. Für die in der Schillerliteratur noch fehlende erschöpfende Lebensbeschreibung der vielgeschmähten, aber von den Größten und Besten unserer Literatur hochgeschätzten Frau gibt die vorliegende Arbeit mit ihren im Anhang gegebenen Schriftbeilagen 1—82 (S. 429—548), darunter Nr. 82 die

vollständige Literatur über Charlotte v. Kalb, höchst bedeutsame Unterlagen. Wenn auch in erster Linie Klarmanns Werk eine wertvolle Bereicherung der Geschichtsliteratur bedeutet, so wird doch auch der Schillerforscher an demselben seine aufrichtige Freude haben, und für manche Einzeldarstellung über Charlotte v. Kalb und ihr Haus dürften die Fingerzeige in der reichen Quellenschrift Anregung zu geben vermögen.

Schiller, Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, geb. 1 M. Schiller, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, geb. 1,40 M. Von Dr. Walther Böhme. Leipzig, Verlag von G. Freytag, 1902.

Die Lektüre der Schillerschen Prosa hat seit geraumer Zeit in der Schule Eingang gefunden; aber die philosophischen Schriften bieten, einige wenige ausgenommen, für Unterrichtszwecke erhebliche Schwierigkeiten. Viel wertvoller sind in dieser Beziehung die großen geschichtlichen Abhandlungen „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande" und „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges", die beide Walther Böhme in recht geschickter Weise als Schullektüre zurecht gemacht hat. Übrigens hat, was dem Herausgeber wohl bekannt sein dürfte, Lothar Böhme in seinen Schillerstudien Teil II, 1892 (s. die Anzeigen aus der Schillerliteratur 1892—1893) darauf hingewiesen, in welch hohem Grade diese Werke für die Behandlung im Unterrichte geeignet sind, während Kirsch in seiner Abhandlung (Programm, Gymnasium Neiße 1881) die „Berichtigungen zu Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" gegeben hat. Die Erläuterungen bedürfen übrigens mehrfach der Berichtigung: S. 328 Geschichte des Dreißigjährigen Krieges heißt es: Der Augsburger Religionsfriede nahm den 1. Januar 1624 als Rechtsgrenzen an. Mit welchem Rechte hält S. 342 der Herausgeber Schillers Auffassung, daß Gustav Adolf in Deutschland auch Eroberungspläne verfolgte, für falsch? Die Neutralitätsverhandlungen, die Bayern, Sachsen und Brandenburg betrieben, mußten ergebnislos verlaufen, weil die Forderungen des Schwedenkönigs maßlos waren, und sind ein Beweis von der Eroberungspolitik Gustav Adolfs, der in seinem Glücke so hoch gestiegen war, daß er an keinem Erfolge mehr zweifelte.

D'r Schiller in d'r Krütenau. Parodien bekannter Balladen von Schiller, Goethe, Uhland, Chamisso in Straßburger Mundart. Von C. Knapp. 2. Aufl. 48 S. 80 Pf. Straßburg, Verlag von Schlesier u. Schweikhardt, 1903.

Nachdem die elsässische Mundart in der Schwankliteratur durch F. Bastian, A. Viehof, Brachvogel, besonders aber durch J. Greber

(D' Madam u. d' Magd) längst zu ihrem Rechte gekommen ist, kommt in dem Werkchen von C. Knapp „D'r Schiller in d'r Krütenau" die Straßburger Mundart auch in den Parodien zu harmlos-komisch wirkender Verwendung. Besonders gilt dies von den Parodien „D'r Plongeur" (der Taucher), die „Zue Strosburri uff der Bruck am Raschpelhüs" spielt, d'r Händschi (der Handschuh) und d' Storicke vum Chambedys (die Kraniche des Ibykus).

Aschendorffs Ausgaben für den deutschen Unterricht. Schiller, Wallenstein. Von Gymnasialdirektor Dr. H. Bockeradt, Recklinghausen. 448 S. Preis in Leinwand geb. 1,65 M. 1901. — Wilhelm Tell. Von Dr. J. Heuwes, Oberlehrer am Gymnasium zu Warendorf. Mit einer Karte und 6 Bildern. 208 S. Preis in Leinwand geb. 1 M. 1901. — Die Jungfrau von Orleans. Von Gymnasialdirektor Dr. Menge, Boppard. Mit einer Karte. 192 S. Preis in Leinwand geb. 1,10 M. 1902. — Maria Stuart. Von Oberlehrer Dr. Arns, Brühl. 184 S. Preis in Leinwand geb. 1 M. 1902. — Die Braut von Messina. Von Oberlehrer Kleffner, Vechta. XVI und 146 S. Preis in Leinwand geb. 95 Pf. 1902. Münster i. W., Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung.

Die Herausgeber von Aschendorffs Ausgaben für den deutschen Unterricht haben, wie ihrer Arbeit gern bezeugt wird, eine durchaus verständige Auswahl der Grundsätze getroffen, die in den letzten zwanzig Jahren bei Veranstaltung von zahlreichen Erläuterungen zu Schillers Dramen sich entwickelt haben und seitdem maßgebend geworden sind, und zwar unter glücklicher Vermeidung gewisser Mängel und Fehler, die einzelnen dieser von anderer Seite herrührenden Schulausgaben anhaften. Die vorliegenden Erläuterungen gehen fast nirgends über den Gesichtskreis des Schülers hinaus, bieten aber ebenso selten Selbstverständliches. Wenn eine andere kritische Stimme (s. die Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1902, Nr. 1) bei Besprechung von Aschendorffs Ausgaben eine maßvolle Reaktion gegen den überwiegenden Einfluß von Gustav Freytag und Hermann Unbescheid, als im Interesse des deutschen Unterrichts liegend, empfohlen hat, so dürfte dieser Vorwurf gegen die vorliegenden Ausgaben von Schillers Dramen nicht gerechtfertigt sein, da die Herausgeber die „ästhetische Geometrie" nicht in übertriebener Weise angewendet haben, wozu z. B. bei Schillers Wallenstein die Verführung groß war. Wohl aber kann man diesen Vorwurf gegenüber einigen in anderen Sammlungen erschienenen Erläuterungen aufrecht erhalten, insofern nämlich,

als an sich gesunde Grundsätze, die sich auf die Behandlung der Technik des Dramas bei der Schullektüre beziehen, nicht verstanden und ungeschickt angewendet worden sind. Solange ferner solche Ausgaben von verschiedenen Herausgebern veranstaltet werden, wird man billigerweise nicht allzugroße Ansprüche an die einheitliche Behandlung der Erläuterungen stellen dürfen. — Die vorzügliche Ausstattung bei billigen Preisen, besonders der große, klare Druck, sind lobenswert.

Deutschland. Fragment eines Gedichtes von Friedrich v. Schiller. Vortrag, gehalten in der literarischen Vereinigung zu Altenburg von Franz Volger. Altenburg, Verlag von Oskar Bonde, 1902. 16 S. 30 Pf.

Die vielbesprochene vorjährige Jahresgabe der Goethe-Gesellschaft, das unvollendete in K. Goedekes historisch-kritischer Ausgabe von Schillers sämtlichen Schriften (1871, Verlag J. G. Cotta) Band 11 abgedruckte Gedicht Schillers, das Suphan Schillers großes „Gedicht an die Deutschen" und dann „Gedicht über Deutschland" genannt hat, ist in dem vorliegenden Vortrage in einer Weise behandelt, die viele Verehrer unseres Nationaldichters, denen dieser Entwurf noch unbekannt ist, einen belehrenden Blick in die Werkstatt des schaffenden Genius tun läßt. Volger glaubt bestimmt annehmen zu können, was Suphan vermutet, daß Schiller, als er mit Christiana v. Wurmb aus Rudolstadt einmal von Deutschland und dem Deutschen Reiche sprach, jenes Gedicht im Sinne gelegen habe. Zu dieser Cousine von Schillers Gattin, die sich einige Zeit in Schillers Hause in Weimar aufhielt, äußerte der Dichter nämlich am 28. März 1801 folgendes: „Es ist sonderbar, daß Deutschland nie sein Glück durch Waffen machen konnte — vielleicht ist es ein Beweis, daß der Deutsche einen zu ehrlichen, geraden Sinn besitzt; desto mehr blühten seit langer Zeit Künste und Wissenschaften und jede Veredlung zarterer Gefühle. Selbst seine Nachahmungssucht ist löblich. Er prüft und untersucht mit strengem Ernst jedes Fremde, und das Bessere steht am Ende immer oben."

Zum deutschen Unterrichte von Prof. Dr. Emil Große, Geheimer Regierungsrat, Direktor des König Wilhelms-Gymnasiums zu Königsberg i. Pr. Heft 1. Übersicht über Lessings Laokoon und Schillers Abhandlung über das Erhabene. 27 S. 50 Pf. Heft 3. Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von Wilhelm v. Humboldt. 42 S. 60 Pf. Heft 4. Kallias oder über die Schönheit aus Schillers Briefen an Körner. Nebst Inhaltsangabe des

Gedichtes: Das Ideal und das Leben „in vornehmlicher Prosa". 31 S. 50 Pf. Von Emil Große. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1902.

Unter dem Gesamttitel „Zum deutschen Unterricht" hat E. Große es unternommen, eine Reihe von Abhandlungen herauszugeben, „deren Kenntnis für die Schüler der obersten Klassen besonders wichtig oder wünschenswert ist, so daß nach Bedürfnis eine Art von beweglichem Lehrbuche entstehen könnte zur Befriedigung derer, die zwar die prosaische Lektüre in jenen Klassen gern erweitern, aber sich nicht an eins der für sie vorhandenen Lesebücher binden möchten oder zur vollen Verwertung eines solchen nicht Zeit finden". Man kann das Bemühen, eine gute Prosalektüre, die sich unmittelbar an den Literaturunterricht anschließt, zu schaffen, nur beifällig begrüßen. Nachdem die pädagogische Schriftstellerei der letzten Jahrzehnte sich fast ausschließlich dem Ausbau der Dramenlektüre zugewendet hat und die letztere im Unterrichte vorwiegend, über das wünschenswerte Maß hinaus gepflegt worden ist, hat sich das Bedürfnis herausgebildet, diese und die poetische Lektüre überhaupt zugunsten der wissenschaftlichen Prosa zuweilen zu unterbrechen. Zwar wird man in jedem Schuljahre die Fähigkeit der Klasse zunächst abzuwägen haben, für welche von den erschienenen Abhandlungen das nötige Verständnis vorausgesetzt werden kann — ohne Bedenken aber kann man zu der im 3. Heft enthaltenen greifen: Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von Wilhelm v. Humboldt. Für die Sonderausgabe dieser Schrift, die dem Bedürfnis der Schule durch geschickte Kürzungen und zweckentsprechende Bemerkungen angepaßt ist, gebührt dem Herausgeber Anerkennung und Dank. Über Schillers Abhandlung über das Erhabene (zum Schulgebrauche von E. Große, XX. Jahresbuch über das König Wilhelms-Gymnasium, Königsberg i. Pr., 1895) Heft 1 und die Inhaltsangabe des Gedichtes „Das Ideal und das Leben" usw. Heft 4 (zum Schulgebrauch erläutert von E. Große, 1886) vergl. Anzeigen aus der Schillerliteratur 1894—1895, S. 625, 1886, S. 80.

Aus Zeitschriften.

Allgemeine Zeitung. 1902. Beilage Nr. 240/251: Schiller contra Wagner. Eine Kritik von Th. Ebner. 1903. Nr. 43/53: Der älteste Entwurf zu Hermann Kurz' „Schillers Heimatjahre", mitgeteilt von Hermann Fischer.

Das literarische Echo. 4. Jahrg., Nr. 22: Max Koch, Eine neue Schillerbiographie. 5. Jahrg., Nr. 6: Moritz Necker, Schiller und Grillparzer.

Die Gartenlaube. 1903. Nr. 5: J. Hartmann, Bilder aus der Hohen Karlsschule.

Die Gegenwart. 62. Band. Nr. 44/45: Max Beuer, Der Nobelpreis. Eine Betrachtung zu Schillers Geburtstag.

Die Grenzboten. 1903. Heft 4 und 5: Ernst Bergmann, Zur Geschichte der Braut von Messina.

Literarische Warte. 4. Jahrg., Heft 2: Dramer, Schillerhaß und Fortschritt.

Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 16. Jahrg., 11. Heft: Zu Schillers Wilhelm Tell. Von Prof. Ed. Damköhler in Blankenburg. 12. Heft: Zu Schillers Gedicht Pompeji und Herkulanum. Von R. Eickhoff in Remscheid. 17. Jahrg., 1. Heft: Wie Schiller im Ring des Polykrates Herodots Bericht benutzt hat. Von Hans Stoltenhoff in Elberfeld. 3. und 4. Heft (Doppelheft): Liebt in Schillers Don Carlos die Königin Elisabeth den Marquis Posa? Von Rudolf Krauß in Stuttgart. 5. Heft: Fränkel, L., Schillers Wallenstein. Von Prof. Dr. R. Sprenger in Northeim.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum. 6. Jahrg., 11. und 12. Band. 1. Heft: G. Kettner, Schillers Fragment „Das Schiff“.

Nord und Süd. 26. Jahrg., Nov. Ed. v. Bamberg, Die erste Aufführung der Maria Stuart.

Vossische Zeitung. 1903. Nr. 113, 125, 137, Sonntagsbeilage. H. Holstick, Schillers Braut von Messina vor 100 Jahren.

Württembergischer Staatsanzeiger. April 1903. Ein Jugendgedicht von Schiller? Oberstudienrat Dr. v. Hartmann in Stuttgart entdeckte unter den Papieren des 1862 gestorbenen Historikers Rudolf Moser ein bisher unbekanntes Gedicht, das sich auf den Besuch des unter dem Decknamen Graf v. Falkenstein reisenden Kaisers Joseph II. in Stuttgart am 7. und 8. April 1777 bezieht und solche „Anklänge an Schillers frühjugendliche Sprache“ enthält, daß Hartmann die Herkunft aus der Feder des damals 17jährigen Akademisten Schiller für „nicht unwahrscheinlich“ erachtet. Das auf ein Quartblatt gedruckte Gedicht hat folgenden Wortlaut:

Auf die Stadt Stuttgard bey der Anwesenheit
des Grafen v. Falkenstein.

Mit Sturm und Schwerd lag einst um ihre Mauern
Der Hapspurg lang, und Er gewan sie nicht:
Wie kan Helvetien der Schwaben Fäuste dauren,
Wenn Eberhard an ihrer Spitze ficht!

Nun kömmt nach fünfmal hundert Jahren
Theresiens und Franzens Sohn allein,
Kömmt ohne Diadem; und Carl und Stuttgard waren
In Einer Stunde Sein!

Glüht dann kein Erz in unserm Busen,
Kein Ahnenmuth in Tekerenkeln mehr?
Enträthselt ihr, ihr holde Musen,
Die Überwinder ohne Heer:

Siegt Josephs Sonnenblick durch himmelvolle Züge,
Der Menschenfreund im Götterbild;
So schäzt Sein Geist an Carln Minervens Siege,
Die Lehrerin in Helm und Schild.

Das Blatt lag in einem Exemplar der „Stuttgardischen privilegierten Zeitung" vom 10. Aprilis 1777. Ob das Blatt eine Beilage zu der Zeitung gebildet hat, ließ sich nicht feststellen. Hartmann meint, es bestanden wohl Beziehungen des jungen Schiller zu dem Verleger der „Privilegierten Zeitung" von der Zeit her, wo die Familie Schiller in Ludwigsburg im Hause Cottas wohnte, der sein Stuttgarter Geschäft 1762 zum Teil dorthin verlegte. Zu erwähnen ist noch, daß ein anderes, Schiller zugeschriebenes Gedicht „Auf die Ankunft des Grafen v. Falkenstein in Stuttgart" in Goedekes historisch-kritischer Ausgabe der Schillergedichte Aufnahme gefunden hat; neuerdings hat jedoch Weltrich in seiner Schillerbiographie dieses im „Schwäbischen Magazin" (Juliheft 1777) erschienene Gedicht Schiller abgesprochen.

Ausgaben und Erläuterungen.

Bredts Textausgabe deutscher Literatur. Band 4, Wilhelm Tell, Schauspiel von Friedrich Schiller, 1. Teil: Textausgabe. Mit Karte der Örtlichkeit. Leipzig, Verlag von H. Bredt, 1903.

Schillers Wilhelm Tell, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium von Eduard Kuenen. 6. Auflage. Mit einer Karte der Örtlichkeit. Leipzig, Verlag von Heinrich Bredt, 1902.

Franz Ullsperger. Schillers Wallenstein, 2. Auflage. Leipzig, G. Freytag, 1902. 336 S. Preis 1,25 M.

Schwäbischer Schillerverein.

Der Schwäbische Schillerverein hielt am 9. Mai 1903 in Stuttgart unter dem Vorsitze des Kabinettchefs Freiherrn v. Gemmingen-Guttenberg seine Generalversammlung ab. Die ursprünglich auf den 8. Mai festgesetzte Einweihung des Marbacher Schillerarchivs mußte aus schwer-

wiegenden Gründen auf den 10. November verschoben werden. Der Vorsitzende machte die Mitteilung, daß die in der Königl. Hofbibliothek vorhandene reichhaltige Schillerliteratur dem Marbacher Archiv zugeführt werden soll. Der Archivar des Archivs, Herr Dr. Ernst Müller, gab sodann eine Übersicht über den bisherigen Werdegang des Schillerarchivs und kündigte an, daß nach und nach Briefe von allen deutschen, nicht nur den schwäbischen Dichtern, die mit Schiller in Beziehung standen, in dem Archiv gesammelt werden sollten. Für das Jahr 1905 (Hundertjahrfeier des Todestags Schillers) ist die Herausgabe eines illustrierten Marbacher Schillerjahrbuchs geplant, dem regelmäßige ähnliche Veröffentlichungen folgen sollen.

Sprechzimmer.

1.

Droge und Drogist.

Die Ableitung des Wortes drogue aus dem ndd. droog, die Ztschr. XV, 335 flg. wegen der Bedeutungsentwicklung angezweifelt wird — die meistens flüssigen Arzneimittel könnten doch kaum als „trocken" oder „getrocknet" bezeichnet werden —, ist in der Tat so unwahrscheinlich, daß sie Mackel in seinem Buche über „die germanischen Elemente in der französischen und provenzalischen Sprache" noch nicht einmal unter den „unsicheren Fällen" aufführt.

Schon vor ungefähr 20 Jahren warf Baist in Gröbers Zeitschrift für romanische Philologie V, 560 die Frage auf: „Sollte nicht neben ndl. droog auch das griech.-lat. trochus, trochiscus einige Beachtung beanspruchen dürfen?" Körting nennt das auch noch in der 2. Auflage seines Lateinisch-Romanischen Wörterbuches „eine ganz müßige, weil selbstverständlich zu verneinende Frage". Er selbst möchte das Wort von slav. dorog „teuer" ableiten, wonach jene Waren schlechtweg als „teueres Gut" bezeichnet seien.

Ob diese Etymologie lautlich möglich ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Dagegen scheint mir jene von Baist durchaus nicht so verwerflich. Sie berührt sich mit der von Holzgraefe Ztschr. a. a. O. aus Peters' Buch zitierten Ableitung aus griech. τροχίσκος. Ob Peters den Aufsatz von Baist gekannt hat, weiß ich nicht. Jedenfalls ist es nicht möglich, das Wort Trochist bezw. Drogist unmittelbar aus griech. τροχίσκος abzuleiten. Wenn dieses letztere Wort als terminus technicus der mittelalterlichen Pharmakologie verwandt wurde, so liegt wohl die Vermutung nicht fern, daß auch das einfache τρόχος eine ähnliche Bedeutung

gehabt habe. Dieses Wort konnte in der Form *drogo in die romanischen Sprachen eindringen. Meyer-Lübke gibt zwar in seiner Grammatik der romanischen Sprachen I S. 33 nur Beispiele für den Übergang von griech. κ, π in lat. g, b und meint, da Beispiele für griech. τ > rom. d fehlten, hätten sich die beiden Laute genauer entsprochen. Aber aus dem zufälligen Fehlen solcher Beispiele darf man doch wohl diese Folgerung nicht ziehen.

Viel bedenklicher ist es, daß sich in den romanischen Sprachen die Form *drogo gar nicht findet. Das Wort lautet im Ital., Prov., Span. und Port.: droga, im Franz.: drogue. Das Französische kennt zwar droc in der Bedeutung „Taumellolch"; ob sich der Name dieser giftigen Pflanze begrifflich mit jenem urromanischen *drogo verbinden läßt, wage ich nicht zu entscheiden.

Aus franz. droc könnte ital. droga entstanden sein, da im Italienischen, das keinen konsonantischen Auslaut kennt, auch sonst an konsonantisch auslautende Wörter fremden Ursprungs ein a antritt, z. B. pudinga f. = engl. pudding, diga wahrscheinlich aus franz. *dic (s. Gröbers Zeitschr. XXIV, 578). Aus dem Italienischen wäre dann das Wort ins Span., Port. übergegangen, auch ins Franz. zurückgekehrt, woher wir das Wort erhalten haben. Span. droga ist übrigens nach Booch-Arkossys Handwörterbuch männlichen Geschlechts (wohl Druckfehler).

Wolfenbüttel. **M. Goldschmidt.**

2.

„Drum prüfe, wer sich ehelich bindet"

läßt der verstorbene geistliche Rat und Lycealprofessor J. A. Englmann von Regensburg in seinem von L. Stingl, Priester der Diözese Regensburg herausgegebenen Katholischen Eherecht (Regensburg 1901, S. 178) unsern Schiller singen.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

3.

Gelehrte Volksetymologie.

In der Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. XVII, S. 52 bringt Behaghel einzelne meiner in den „Volksetymologischen Plaudereien" aufgestellte Ableitungen zur Besprechung. Darauf folgendes zur Erwiderung:

1. Etcherna. Faßt man, wie ich, a als Wasser, so ist eine andere Betonung als die der ersten Silbe nach meiner Ansicht fast undenkbar, vor allem nicht im Niedersächsischen, das bei Lokalbenennungen überall den Ton möglichst nach vorn verlegt. Adjar (an. iadharr) ist aus dem ahd. etar zu erschließen. Es hätte freilich mit einem Sternchen versehen

sein sollen, darin hat Behaghel recht. Daß das Wort selbst niemals ein n hat, ist noch lange kein Beweis für die Haltlosigkeit meiner Ableitung; das n kann sehr wohl in Anklang an ähnliche Worte eingeschoben sein, wie das r in unserm Gandersheim. Als ob sich das Volk in seiner Namengestaltung und Namenverderbung um historische Richtigkeit, um Grammatik kümmerte! Wenn es das täte, würde man dann von einer Volksetymologie überhaupt reden können?

2. Sebexen. Doch, wir lernten damals deklinieren auf der Universitas litterarum, die Dozenten hielten es für ihre Pflicht, uns das beizubringen, wir wußten ganz genau, daß Sibiken der Genitiv von Sibike war, ja, wir wissen es sogar heute noch. Es soll aber doch an der betreffenden Stelle natürlich heißen: aus dem Namen des alten Sibiko und husen hat sich die heutige Benennung entwickelt, wie Bodexen aus Bodikeshusen, Himikeshusen (1237) aus Imiko, Harreshusen (1320) aus Haro, Geilshausen aus Gawilo, Otzberg, Othesberg (1231) aus Odo, Giersleben aus Giro und zahllose analoge Bildungen. Sicherlich sind alle diese nicht aus dem sogenannten schwachen Genitiv der Kosenamen entstanden, aber das habe ich in meiner Abhandlung bei Sebexen auch durchaus nicht sagen, sondern lediglich die beiden Bestandteile des Namens zur Anführung bringen wollen. Wer kann denken, so mißverstanden zu werden!

3. Wimmelrode. Diesmal trifft „die gleiche Unfähigkeit zu deklinieren" einen Kollegen Behaghels, den Professor Andresen, der in seiner Volksetymologie S. 231 die fragliche Ableitung aufgestellt hat.

4. Hundeluft. Zum Beweise, daß louft als Wall nicht „ausschließlich in der Einbildung von Söhns" besteht, vergl. Schulze, die Ortsnamen des Herzogtums Anhalt an betreffender Stelle.

Gandersheim. **F. Söhns.**

4.

Zu dem Aufsatz von Dr. Grünwald „Deutsche Poesie im lateinischen Gewande" (16. Jahrg., S. 616, Anm. 1 dieser Zeitschr.) erlaube ich mir folgendes mitzuteilen. In Schellers Lat. Lexikon 2. Aufl. 1788 findet sich „Femoralis, e, i. q. feminalis: daher femoralia scil. tegumenta, i. q. feminalia, soll stehen Suet. Aug. 82: aber da haben die Edd insgemein feminalia." Ferner unter „Feminalis": „Feminalis, e 1) die oberen Schenkel betreffend, dahin gehörig: daher feminalia, scil. tegumenta, Suet. Aug. 82, i. e. Binden um die Oberschenkel, welche manche Römer statt der Hosen trugen" ...

Gumbinnen. **Anderson.**

5.

Bastlösereime.

In dem jetzt eingegangenen und früher bereits erwähnten „Ostfriesischen Monatsblatt“ (Haynel-Emden) vom November 1881 wird S. 490 ein niederländischer Bastlösereim mitgeteilt, den man gleichsam als Grundtypus dieser Reime hinstellen und mit mehr oder weniger lokalen Veränderungen, verkürzt, verlängert, auch durch unser Land verfolgen kann; er lautet:

Sip, Sap, Siepe, wanneer werstu ripe?
To Meie, to Meie, as de Vögeltjes Eier legt.
Wat legt se dan?
Lege, lege Doppen, kale, kale Koppen.
Toe 't Kattien op et Dikien sat,
Soete Melk mit Twiebak at,
Kwam een böse Hekse;
Dee wol 't Kattien 't oor ofbiten.
Heel of, half of, too 't Kattien 't oor of.

Toe = zu, too = zog; Sip-Sap-Siepe = ostfr. Sip-Sap-Sipken ist die volkstümliche Benennung für Vogelbeerbaum, aus dessen Holze die Pfeifen in Ermangelung von Weidenholz in diesen Gegenden angefertigt werden. In dem betreffenden von mir gehörten ostfriesischen Reime aus Kr. Weener ist „böse Hekse“ („böse Hex'“) durch „Jöde Heß“ ersetzt, also eine ganz interessante Kinderetymologie. Mannigfacher Art sind die oldenburgischen Variationen, aus denen das Grundthema aber immer durchklingt; zwei nach Mitteilungen aus Westerstede:

Pieppieppieppiepmai, de Vögel legg'n Ei,
De Katt up 'n Diek satt, söte Melk un Twiebadk att.
Kem de ole Griesegrau, hau den Katt den Kopp aff,
Stuf aff, glatt aff, stuf van 'n Rump aff.
Nu is min littje Pieppiepmai gewiß aff, aff, aff.

Statt „Katt“ auch „Kläntje“, „Krüntje“ = der schwimmfüßige Säbelschnäbler, Säbler. Stark variiert:

Pieppieppieppiepmai, de Vögel legg'n Ei.
Littjet Kind up 'n Diek satt, et söte Melk un Twiebadk.
Stund 'n Kirl bi de Möhl, de het Jan,
Helpt den Pudel Hasen an, twee Kinner bi de Hand.
Een Kind hört em to, anner hört den Pap to,
Köster was d'r Vadder to.
Nu, min littje Pieppiepmai, büst du no ne bolt aff, aff, aff?
Wenn du no ne los wullt, schmiet ick die öwer 'n groden Heitun,
Dor schölt de Katt'n un de Hun'n die terrieten un tersplieten.

Hasen = Strümpfe, Heitun = Heuhaufen. Der Schluß dieses Reimes läßt sich bis nach Thüringen hinein verfolgen. Eine in einem thüringischen Dorfe spielende Geschichte — sie stand vor einigen Jahren in der

besser durch das folgende aus desselben Autors Elegy to the Memory of an Unfortunate Lady zu ersetzen: 'Is it ... a crime to love too well?' Eine Reihe von Parallelen (deren Zahl sich unschwer vermehren ließe) gibt P. Albrecht, Lessings Plagiate, S. 1915 flg.

'Ein Wahn, der mich beglückt, Ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt.' Wieland dürfte diese Worte nicht sowohl dem Schlusse von Grays Ode on a distant Prospect of Eton College, wie Büchmann vermutet, als vielmehr gewissen Priorschen Versen nachgebildet haben: 'From ignorance our comfort flows: The only wretched are the wise' (To the Hon. Charles Montague, Esq., IX); 'If to be sad is to be wise, I do most heartily despise Whatever Socrates has said', usw. (Alma, III); 'Pleasures on levity's smooth surface flow: Thought brings the weight that sinks the soul to woe' (Solomon, II). Bartlett (Familiar Quotations) verweist zu der eben bezeichneten Graystelle u. a. auf Davenant, The Just Italian, V, 1 'Since knowledge is but sorrow's spy, It is not safe to know', übersieht aber Theobalds Lied Dull Bus'ness, hence! das, wie ich glaube, Grays Versen — wenigstens in formeller Hinsicht — als Vorbild gedient hat: 'When Wisdom grows austere, 'tis Folly to be wise'.

'Der Wasserkopf Berlin.' Für eine Neuauflage des Büchmann empfehle ich die Aufnahme dieses vielgebrauchten sozialpolitischen Schlagwortes, zu dem schon Smollet eine merkwürdige Parallele bietet: 'the capital (d. h. London) is become an overgrown monster; which like a dropsical head, will in time leave the body and extremities without nourishment and support', usw. (Humphry Clinker, Tauchnitz Edition p. 98).

Berlin. Dr. **O. Ritter.**

7.

Kuhreihen — Blattreiher — Zeugreiher.

Bei Besprechung der ersten Scene von Akt I des „Wilhelm Tell" wurde von mir u. a. auch das Wort „Kuhreihen" erläutert, und zwar so, wie es Kallsen in seiner Ausgabe erklärt: Reihen = holen, heimholen. Hierzu möchte ich zwei Ausdrücke anführen, in denen das Verb „reihen" sicher dieselbe Bedeutung hat. Es sind die Wörter: „Blattreiher" und „Zeugreiher". Denn der Blattreiher (der Weber) **holt** mit einem Haken von Messing oder Eisendraht die einzelnen Kettenfäden durch die Metallstäbchen, bezw. durch das Rieth (ried), und reiht sie aneinander. Auch beim „Zeugreihen" haben wir die gleiche Verrichtung. Dabei nämlich **holt** der Weber, genannt der Zeugreiher, die einzelnen Kettenfäden mittels eines Hakens und zieht sie durch die Ringe der Hälften.

In Daniel Sanders Wörterbuch findet sich über die beiden Ausdrücke: der „Blattreiher“ und der „Zeugreiher“ nichts. Vor allem vermisse ich sie auch im Wörterbuch von den Brüdern J. und W. Grimm.

Meerane. **Karl Liebold.**

8.

Sich **mit** jemandem scheiden. (Zu Ztschr. XV, S. 603.)

Der Ausdruck: sich mit jemandem scheiden oder scheiden lassen (von ehelicher Scheidung) ist auch in Ost- und Westpreußen üblich, er begegnet hier sogar nicht selten in der Umgangssprache der Gebildeten. Daß es sich in dieser Redeweise, wie W. Fischer, Plauen meint, um eine bloße Analogiebildung handelt, entsprechend österreichisch „auf etwas vergessen“, gebildet nach „auf etwas bedacht sein“, glaube ich nicht. Vielmehr erscheint mir die Präposition mit an dieser Stelle doch eine gewisse Berechtigung zu haben. Denn mit bezeichnet eine Gemeinsamkeit im weitesten Sinne, mit bringt nur ein persönliches Verhältnis, überhaupt irgend welche Beziehung zum Ausdruck. Der Weg von kämpfen mit im Sinne von gegen über sich erzürnen, sich entzweien mit, wo die Gemeinschaft auch schon gelöst, zu sich scheiden lassen mit kann nicht besonders überraschen oder als eine Vergewaltigung des richtigen Sprachgebrauches empfunden werden. Ich erinnere daran, daß der Engländer sogar das gebräuchlichste Verbum der Trennung to part nicht mit from (von), wie zu erwarten wäre, sondern ebenfalls mit with (mit) verbindet.

Elbing. **Friedrich Graz.**

9.

Passah.

Die „durchgesehene“ Ausgabe von Luthers Bibel, die sonst in der Rechtschreibung ziemlich sorgfältig ist, hat seltsamerweise die Schreibung des Wortes Passah mit h am Ende beibehalten, offenbar von der Voraussetzung ausgehend, daß das h wie in Noah, Jephthah einem hebräischen ח (ch) entspreche, da das Fest auf hebräisch פֶּסַח pésach heißt. Aber Passah entstammt nicht unmittelbar der hebräischen, sondern der durch das Aramäische beeinflußten griechisch-lateinischen Form *πάσχα*, pascha. Und so wenig man die entsprechend gebildeten Wörter, wie Abba, Martha, Gabbatha, Golgatha usw. mit h am Ende schreibt, so wenig darf man Passa so schreiben. Darüber kann, nachdem man einmal darauf aufmerksam geworden ist, keine Frage sein. Aber eine andere Frage über das Wort soll hier aufgeworfen werden, mit der Bitte um Beantwortung von sprachkundiger Seite. Seit wann läßt sich die Form Passa, das

heißt die Zusammenziehung von s-c, bezw. s-ch in ss nachweisen? Mir ist sie bis jetzt nur aus Luthers Bibel bekannt. Gustav Körtings Lateinisch-Romanisches Wörterbuch gibt in seiner soeben erschienenen zweiten Ausgabe (Paderborn 1901) unter 6893 nur folgendes:

paschă, -am f., und pascha, n. (hebr. פסח[1])) Osterfest; ital. pasqua, gleichsam *pascua (angelehnt an pascĕre); sard. pasca; rum. paşti f.; prov. pasca, pasqua; frz. pâque, auch Pl. pâques; kat. pasqua; span. pascua; ptg. pascoa. Vergl. Dz. 237 pasqua; Faß, RF III, 506.

Die Zusammenziehung kehrt im englischen passover wieder. Ein hebräisches Wort mancha oder mincha wird schon in griechischen Handschriften offenbar in Angleichung an die wunderbare Wüstenspeise vielfach *μάννα* geschrieben; aber die Zusammenziehung *πάσσα*, passa ist mir in griechischen und lateinischen Handschriften noch nirgends begegnet. Ist sie nur germanisch?

Gelegentlich wird auch der Hinweis erlaubt sein, daß Luther das Fremdwort nur im Alten Testament beibehalten, dagegen im Neuen Testament, wo *πάσχα*, pascha 29 mal vorkommt, regelmäßig verdeutscht hat.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

10.

Die Form wäschst.

Friedrich Weidling sagt bei Besprechung von L. Sütterlin „Die deutsche Sprache der Gegenwart" 1900 in Sauers Zeitschrift f. Lit. Euphorion Bd. 9, Heft 1, S. 24: „Eine Form wäschst kommt wohl nur auf dem Papier vor." Dies ist unrichtig. Auch Duden, Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 4. Auflage 1894, gibt nur wäschest oder wäscht (nicht wäschst) an. Ich aber habe sowohl im Nassauischen (Weilburg) als in Bayern die Aussprache wäschst beobachtet. Ich selbst (Nassauer) spreche deutlich wie meine Frau (Bayerin): wäschst.

Frankfurt a. M. Dr. **Kraemer.**

11.

Zu Schillers Siegesfest.

In Dr. G. Sieferts Aufsatz über Schillers Siegesfest (16. Jahrg. dieser Ztschr.) findet sich die Behauptung, bisher sei stets die ganze Strophe dem betreffenden Redner zugewiesen worden. Doch hat schon vor Siefert Theodor Kriebitzsch erkannt, daß der Schluß der Strophe vom Chore gesprochen wird. (Vergl. Th. Kriebitzsch, Zum Lesebuch, 3. Heft, Gotha 1883.) Wenn allerdings Kriebitzsch sagt: „Jeder

---

1) Schreibe פֶּסַח.

der Helden spricht einen Spruch, dessen Schluß der Chor wiederholt", so berechtigen dazu nur fünf Strophen. In den übrigen stehen die Worte des Chores nicht im Verhältnis einer Wiederholung zu dem Vorausgegangenen. Man muß Siefert zugestehen, daß der „Schlüssel zum Verständnis unseres Gedichts" — Redner und Chor im Wechsel — ihm den Zugang zu reicheren Schätzen geöffnet hat, als Kriebitzsch sie gehoben.

Dresden. **A. Knacker.**

Boock, Johannes, Dr., Oberlehrer an der 6. städtischen Realschule und Lehrer des Deutschen an der Crainschen höheren Mädchenschule zu Berlin: 1. Methodik des deutschen Unterrichts in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. VIII und 266 S., 5 M. — 2. Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Grammatik. Für höhere Lehranstalten bearbeitet. VIII und 128 S., 1,40 M. — Beide Berlin 1901, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung, H. Heyfelder.

Man begegnet heute, wo fast jeder mit einigermaßen sicherer Erfahrung auf dem Felde des höheren deutschen Unterrichts einen alleinseligmachenden Weg gefunden zu haben wähnt, neuen einschlägigen Lehrgebäuden gewiß mit vollem Recht mißtrauisch. Ein Einblick in Boocks „Methodik" heilte mich rasch von einer Anwandlung ähnlichen Gefühls; denn sofort stieß ich da auf gar vielerlei, was ich seit Jahren vermißt und gesucht hatte: ich fand eine reichhaltige, schön geordnete Fülle von Anleitung und Anregung für die Unterstufe des muttersprachlichen Unterrichts an einer höheren Lehranstalt, dazu eine Menge hochwillkommener Ergänzungen zu den bisherigen Normen für die Mittelklassen. Jedoch wollte ich trotzdem kein öffentliches Wort über dies selbständig aufgeführte Lehrgebäude sagen, bevor ich nicht wenigstens seine Grundgedanken nebst einer Anzahl bezeichnender Stützen in der Wirklichkeit der lebenden „deutschen Stunde" erprobt hätte. Ich habe nun letzteres bei zwei völlig verschiedenen Schülerstämmen — Aschaffenburg und München — getan und will die Boocksche Methodik als wohlgegliedertes Ganzes ebenso wie in ihren unabhängig verwertbaren Einzelabschnitten angelegentlich empfehlen. Das Werk ist ersichtlich eine Frucht ernstester Lehrtätigkeit und warmer Vertiefung in die technischen, ideellen, praktischen Ziele des deutschen Unterrichts oberhalb der Volksschule, und der bescheidene Verfasser brauchte wahrlich nicht sich mit der Berufung auf vorgesetzte Behörden wegen der Veröffentlichung gleichsam zu entschuldigen.

Nun hätte ich ja eigentlich die Pflicht, die besonderen Vorzüge des hier so gelobten Zuwachses unseres Rüstzeugs des näheren zu verdeutlichen. Das scheint mir jedoch keineswegs angebracht. Von einem festgefügten neuen Hause gibt eine Führung durch die einzelnen Stockwerke und Zimmer wohl einen nüchternen äußerlich aufklärenden Begriff, vermittelt aber kaum die Absicht des Baumeisters und den Grad der Erfüllung. Boock möchte neben Rudolf Lehmanns allbekanntes gediegenes Handbuch „Der deutsche Unterricht" eine Methodenlehre stellen, die den Verlegenheiten und Schwankungen für die Unterweisung und Schulung unserer neun- bis fünfzehnjährigen Zöglinge abhelfe. Es schließt sich bei seinem Vorgehen sicher ein Baustein an den anderen, und die drei Teile, „Die Lektüre", „Die Grammatik", „Die Stilübungen", stellen eben drei Stockwerke dar, die sich mit innerer Verfügung übereinander türmen. In allen drei Kapiteln greifen formale Betrachtung, theoretische Anweisung, Verbildlichung durch passende Beispiele schön ineinander. Obwohl dabei die Theorie, sowohl nach der pädagogischen als nach der fachmäßigen Seite, allerorts voranschreitet oder auch gegebenen Falls die aufs Praktische zielenden Auseinandersetzungen durchbricht, kann man nirgends über zuviel Dogmatik klagen. Das ganze Werk mit seiner wiederholten Bezugnahme auf so vortreffliche, auf der Praxis fußende Theoretiker wie Schiller, Kern, Münch u. a. macht durchaus den Eindruck eines vollreifen Erzeugnisses, das aus langjährigem ernsten Nachdenken im Bunde mit genau registrierten Katheder-Erfahrungen heraus geboren ist.

Wenn ich nun ein paar Kleinigkeiten erwähne, die mir nicht recht gefallen wollen, so betone ich, daß sie keinen verständigen Schulmeister beim Benutzen stören. Es sind das hauptsächlich die in der „speziellen Methodik", und zwar merkwürdigerweise weit mehr bei der Grammatik als bei der Stilistik, gar reichlich gebrauchte lateinische oder besser der Rhetorik entlehnte Terminologie (die Boocks feinsinnigem Durchdringen des Stoffes und seiner frischen Unmittelbarkeit der Anteilnahme nicht vonnöten gewesen wäre), sowie die zu stark vorherrschende Rücksicht auf preußische Lehrpläne und Schulverhältnisse, was sich gottlob jedoch nicht in dem Ursprungsgebiet seiner erläuternden Dispositionen u. ä. ausspricht; vielmehr lehnen sich letztere, auch dem Zuge der Zeit gemäß, ganz vorwiegend an Vaterländisches in Literatur und Geschichte an, knüpfen auch öfters mit Glück an den neusprachlichen Parallelunterricht an. Freilich sind viele Forderungen und Folgerungen Boocks, so über die Zuteilung und den Stufenaufbau des deutschen Unterrichts, rein auf preußische oder wenigstens norddeutsche Klassifikation zugeschnitten; von ihrer Richtigkeit und Bedeutung büßen sie dadurch natürlich nichts ein. Ist dann übrigens für den Volksschüler der ausgleichenden — ich ver-

meide „nivellierenden" — Weltstadt Berlin, wo Boock lehrt, die Behauptung (S. 11) grundsätzlich stichfest, daß Hochdeutsch ihm „beinahe ebenso Fremdsprache, wie Gymnasial- und Realschülern ihr Lateinisch, Griechisch, Französisch und Englisch" ist, so daß noch in der Unterklasse der höheren Anstalt die höhere Schrift- oder „Hochsprache" ihm etwas fast Neues ist? Ich möchte hoffen: nein! Aber ich schreibe diesen feinen Unterschied bloß Boocks musterhafter Genauigkeit zu, die überall, zumal bei jeder Grundlegung eines Abschnitts, seine Entwicklung auszeichnet.

Man sollte es, wenn man von dem prächtigen geist- und gemütdurchtränkten methodologischen Handbuche herkommt, zunächst kaum für möglich halten, daß ein und derselbe Mann das rein formalistische „Hilfsbuch" für den Grammatikunterricht der höheren Lehranstalten verfaßt, ja ganz gleichzeitig veröffentlicht hat. Um so mehr erstaunt man, bei weiterem Einblick ihn auch in diesem Sattel völlig gerecht zu finden, in ihm sogar einem nicht bloß kundigen, sondern auch für das tatsächliche grammatikalische Lernmaterial und dessen paragraphenmäßige Vermittlung äußerst geschickten Praktiker zu begegnen, der sich nicht scheut, für die ganz trocken destillierte Masse der Formen- und Satzlehre den knappsten, übersichtlichsten Ausdruck zu fassen. Recht wertvoll erscheint mir das dem Anhange von Muster-Satzanalysen folgende Übungsbuch zur Syntax, das, gegenüber dem üblichen Mangel eines solchen bei der großen Mehrzahl älterer wie neuerer Grammatik-Lehrbücher, auch derjenigen viel dickeren Umfangs, wegen seines innigen Anschlusses an die straffen Kapitel des darlegenden Teils warm bewillkommnet sei. Leider überragen in diesem Übungsbuche — mit dem genannten Prüfungsanhange, der ihm vorangeht, nimmt es rund zwei Fünftel des Ganzen ein — die Beispielsätze aus dem römischen Altertume, dabei sogar die aus der karthagischen Periode, die anderen, teilweise der nüchternen Alltäglichkeit entnommenen; beide aber, die aus grauer fremdgeschichtlicher Vorzeit — außer etwa beim Gymnasiasten einer Klasse, die gerade in dem betreffenden Jahrhunderte steckt — nicht weniger als die hausbackenen vom Schlage der folgenden (S. 127): „Karl soll nicht spielen, sondern muß jetzt arbeiten", „Es ist empfehlenswert, diese Blume alle Tage zu begießen", lassen den Schüler sachlich kalt und prägen ihm darum auch die Regeln mühseliger ein.

Die Vorzüge des überlegt ausgewählten Grundrisses sind in kurzem: sehr klare, auch in der Druckanordnung scharf herausgehobene Systematik, einleuchtende induktive Art im Anschlusse der phrasenlos gestalteten Regel an Anschauungsbelege, Aufnahme der Satzzeichenlehre in den Lehrstoff auch durch einen eigenen Analyseabschnitt und Streichen der Interpunktion im Übungsteile, Durchführung einer gleichmäßigen, bald geläufigen

Fragemethode, synthetische Satzkomposition, die eine Ausnutzung auf höherer Stufe anbahnen soll. — Mittlerweile hat uns nun Boock noch ein selbständig angelegtes, mit seiner gewohnten, gründlichen Um- und Einsicht gearbeitetes Hilfsbuch zu einer Vertiefung, einer Verinnerlichung des Schulbetriebs muttersprachlichen Studiums geschenkt: „Sprachästhetik, Grundlegung, Methodik und Technik für die Behandlung der Formenschönheit im deutschen Unterricht" (Berlin, R. Gärtner, 1902, 224 S., 4 M.). Diese ausführlich und fesselnd begründete Anleitung zu vollbewußter Pflege des Schönen beim Sprechen, Lesen, Vortragen einer-, in der Wortfügung anderseits bezieht auch das ganze seelische Nachempfinden, die äußere und innere Accentuation, die historische und praktische Metrik und Rhythmik mit ein, und das sind ja Probleme, die sich hier ebensowenig übers Knie brechen lassen, wie eine solche Nebenbeibehandlung der Boockschen Verdienste unwürdig wäre. Dagegen muß hier erwähnt werden, daß Boocks „Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Grammatik" inzwischen (Ende 1902) schon eine zweite Auflage, die die neue Rechtschreibung einführt und nach dem gering — von 1,40 M. auf 1,60 M. — erhöhten Preise etwas erweitert sein muß, erleben durfte. Außerdem legte der unermüdliche germanistische Pädagog Anfang Winter 1902/03 eine „Deutsche Elementarstilistik. Nach den Grundsätzen der Typenbildung für die Unter- und Mittelklassen höherer Schulen, für Präparandenanstalten, Fortbildungs- und Fachschulen" (Berlin, R. Gärtner, 200 S., 3 M.) vor; hier führt er in die Grundlagen der Aufsatz- und Stilbildung bis zur Altersgrenze ein, die den zukünftigen Nichtakademiker abschließen heißt, und spendet dazu reichliche, stufenweise aufsteigende Lehrproben als Anschauungsmittel.

München. **Ludwig Fränkel.**

Henry Edward Jost, Über die beste Art, geistig zu arbeiten. 5. bis zur Vollständigkeit des Originals erweiterte Auflage. Deutsche Ausgabe. Charlottenburg, Modern-pädagogischer und psychologischer Verlag, 1902. 3 M.

Die fünfte deutsche Auflage des von der maßgebenden Kritik durchweg günstig beurteilten Buches verdient noch mehr Empfehlung als die früheren, weil sie das zeitgemäße treffliche Werk vollständig in deutschem Gewande bietet. Verfasser geht von dem richtigen Grundgedanken aus, daß man auf unseren Schulen und Hochschulen zwar schon seit langer Zeit recht viel lernt, aber nichts davon erfährt, auf welche Weise man am leichtesten und in kürzester Zeit sich das höchste Maß von Kenntnissen und produktiver Fähigkeit erwerben kann. Er hat erkannt, daß die meisten Gelehrten bei ihrem wissenschaftlichen Arbeiten falsch ver-

fahren und gerade den umgekehrten Weg als den von ihm empfohlenen zu gehen pflegen.

Verfasser findet, daß der geistig befähigte Forscher und Arbeiter die Gesetze seines Schaffens in sich selber trägt und sich vor allem täglich richtig konzentrieren muß, um sich nicht zu verirren und in seinen Studien zurückzukommen. Die von Jost gewählte Behandlung des Stoffes in Briefen, von denen nur je einer täglich gelesen werden soll, wird man um so eher billigen, als man in jedem einzelnen derselben sehr viele Anregungen findet. Da sich die Methode des Verfassers insbesondere auch für schriftliche Ausarbeitungen jeder Art und nicht am wenigsten für deutsche Aufsätze empfiehlt, glaubten wir die gediegene Arbeit auch in unserer Zeitschrift anzeigen zu müssen.

Das Werk bietet übrigens auch eine beachtenswerte Fortsetzung und Ergänzung der Untersuchungen des Psychologen Kräpelin über die Hygiene der geistigen Arbeit.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Ausführliches grammatisch-orthographisches Nachschlagebuch der deutschen Sprache mit Einschluß der gebräuchlicheren Fremdwörter und Angabe der schwierigeren Silbentrennungen. Zum täglichen Gebrauch für jedermann. Nach der neuesten, für Deutschland, Österreich und die Schweiz geltenden Orthographie von 1902 bearbeitet von Dr. August Vogel, Rektor a. D. der städtischen höheren Knabenschule in Potsdam. Berlin 1902. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt). gr. 8°. VIII u. 508 S. (anmutig, künstlerisch und dauerhaft) gebunden 2,80 M.

Die vielen, vielartigen und vielseitigen praktisch-sprachlichen Hilfsmittel, die dem Langenscheidtschen Verlag seit mehreren Jahrzehnten einen verdient anerkannten Weltruf erworben haben, beziehen sich seit einiger Zeit mit Glück auch auf das Deutsche. Dasselbe war bis dahin neben den berühmten französisch-englischen Lexicis und verwandten Werken unter den Veröffentlichungen dieser für die Praxis der Sprachbelehrung rastlos strebsamen Firma[1]) wohl nur durch die ja mancherseits angefeindeten, aber in ihrer Fülle von Stoff und Mannigfaltigkeit an Winken längst nicht nach Gebühr gewürdigten oder gar ausgenützten Schriften des

1) Daß dies nichts weniger als eine leere Redensart, vielmehr der offene Ausdruck hundertfältiger Einsicht ist, weiß jeder, der, wie ich, seit vielen Jahren die Hilfswerke dieses einzigen deutschen Buchverlags verwertet, dessen Gründer und Namengeber durch den Professortitel geehrt wurde.

† Prof. Daniel Sanders vertreten. An Sanders' mit Recht weitverbreitetes „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache' (430 S., 4 M.) — dessen 30 Auflagen beweisen jedenfalls die unanfechtbare Nutzbarkeit — erinnert Rektor Dr. A. Vogels vorliegendes „ausführliches grammatisch-orthographisches Nachschlagebuch der deutschen Sprache", das schon durchweg von der neuen amtlichen Rechtschreibung ausgeht. Der Wortschatz ist ungemein übersichtlich verarbeitet und auch das Fremdwort des alltäglichen, geschäftlich-gewerblichen und amtlichen Lebens mit einbezogen. Fast alle Substantiva, Verba usw. sind flektiert, und zwar nach gleichmäßigem Schema, die Adjektiva gesteigert, bei den übrigen Wortarten alles Zweifelhafte oder Wissenswerte angegeben, dabei auch die sog. Konstruktionen der Zeit-, Verhältnis-, Eigenschaftswörter. All dies tritt uns nun aber nicht in langatmiger Regelentwicklung vor Augen, sondern knapp und durch kurze Anwendungsbeispiele verdeutlicht. Besonders dankenswert erscheint noch die Rücksicht auf die bisher mannigfach schwankende, neuerdings vielfach abweichend festgesetzte Silbentrennung. Alles in allem: „Jedermann" in Schule und Haus wird sich bei dem schön und freundlich dargebotenen Helfer bei Augenblicks-Schwierigkeiten und grundsätzlichen Bedenken sofort klaren, ausreichenden Rat erholen können.

München. **Ludwig Fränkel.**

Wägner, Nordisch-germanische Götter und Helden. In Schilderungen für Jugend und Volk. 7., neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag von Otto Spamer, 1902. geb. 8,50 M.

Die Neubearbeitung des tüchtigen Werkes, in der auch die vielen wissenschaftlichen Ergebnisse der letzten Jahrzehnte mit Geschick verwertet sind, zeichnet sich durch übersichtlichere Anordnung des Stoffes vor den früheren Auflagen vorteilhaft aus. Es zeigt sich dies besonders darin, daß alles auf den ersten Blick lediglich nordische Sagenmaterial, also alles zur Götterdämmerung irgendwie in Beziehung Stehende in den Abschnitt: „Das Weltdrama" verwiesen ist.

Verfasser hat ähnlich wie Schwab in seiner Darstellung der griechischen Sagenwelt mehrere vorhandene Überlieferungen einer und derselben Mythe mit gesundem Urteil zu einer leicht verständlichen, aber doch nirgends subjektiv ersonnenen oder vervollständigten Erzählung abgerundet, so daß das durchgängig auf genauer Quellenkenntnis und gründlichem wissenschaftlichem Studium beruhende Werk doch auch für die reifere Jugend als sehr geeignet bezeichnet werden muß.

Der Standpunkt des Bearbeiters ist der rein germanische, und so wird man denn durch das recht empfehlenswerte Buch

leicht ein tiefes Verständnis germanischen Geistes gewinnen können, was um so notwendiger erscheint, als es die neuen preußischen Lehrpläne schon für Unter-Tertia in den Hauptpunkten ausdrücklich fordern und wieder von Ober-Sekunda an eine eingehendere Behandlung des nordischen Sagenkreises betonen.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Emil Strauß, Freund Hein. Eine Lebensgeschichte. Berlin, S. Fischer, 1902. 334 S. 5,35 M.

Büchern der heimischen Erzählungsliteratur pflegte in unseren Kreisen, weil sie zunächst nur unterhalten wollen, ein eigentlicher Kunstwert kaum beigemessen zu werden. Erst seit, nicht eben vor langer Zeit, die Novellen von Keller, Storm, C. F. Meyer, Ludwig und Raabe gebührende Würdigung als „Dichtungen" gefunden haben, wird den neuen Erscheinungen dieser Gattung ein erhöhtes Interesse zugewandt. Auf seinem Wege über den Naturalismus hinaus, der das äußere Leben, oft allerdings nur ein Vielerlei von großen Vorfällen, aber glaubhafter und ergreifender darzustellen vermocht hat, als es vordem geschehen, ist der moderne heimische Romandichter glücklich dahin gelangt in richtiger Auffassung einer edleren Kunst, die realistische Darstellung des Seelenlebens sich zur Aufgabe zu machen und gerade mit möglichst geringem Aufwande von äußerem Leben das innere in die stärkste Bewegung zu bringen. Zu den neuen gesunden Talenten, die sich in ihrer Wesensart den Keller und Meyer nähern, nicht ohne sich das Gute der Entwicklungszeit zu eigen gemacht zu haben, gehört Emil Strauß, der Verfasser des Freund Hein. Es ist der dritte Band in der Reihe seiner Erzählungen. Die beiden früheren, „Menschenwege" und „Der Engelwirt", obwohl auch sie sich durch schöpferische Phantasie und poetische Gestaltungskraft über die Unterhaltungsliteratur hinausheben, zeigen noch nicht die scharf ausgeprägte dichterische Persönlichkeit, die seine letzte Erzählung, die Lebensgeschichte Heinrich Lindners, zu einem hervorragenden Kunstwerk stempelt.

Der Lehrer wird dieses Buch mit doppeltem Gewinne lesen. Es wird ihm wie jedem Freunde ausgesuchter Kunst einige Stunden edlen Genießens bieten und in dem Gemüte des einen oder anderen eine nachhaltige Teilnahme für das von echter Tragik erfüllte Schicksal eines Jünglings erwecken, der, allein für die Musik geschaffen, vom eigenen Vater und mehr noch von der Schule verkannt, in ehrlichem hartem Ringen dem feindseligen Leben erliegt. Eben weil seine Gestalt so überaus sympathisch erscheint — des Lesers Freundschaft gewinnt er sich mit dem

Tage seiner Geburt und sie wächst dann mit seinem Menschwerden von Seite zu Seite —, so wird sich der wenngleich etwas überraschende herbe Ausgang seines kurzen, in den letzten Jahren tief traurigen, aber durchweg reichen Lebens unauslöschlich in der Seele des teilnehmenden Lesers festklammern. Gerade uns gibt das Buch zu denken, wieviel richtiger es für uns ist, sich darüber klar zu werden, auf welcher Seite des Schülers Begabung liegt und wie sie dementsprechend angegriffen werden müsse, als sich hinter dem „nach bestem Wissen und Gewissen handeln“ kühl zu verschanzen und das „Landgraf werde hart“ als ausschließliches Erziehungsprinzip gelten zu lassen. Jedoch kommt in diesem Lebensbilde nur das Allgemeinmenschliche zu Wort. Nicht das Mißgeschick eines armen Schuljungen, der trotz qualvoller Schinderei die Mathematik nicht zwingt, versetzt unser Herz in Bewegung, sondern ein leidendes Menschenkind, das im Bewußtsein, seiner Pflicht ernst und ehrlich bis zur Grenze der Kraft nachgegangen zu sein, einer feindseligen Macht, hier der Schule, erliegt. Bei alledem bleibt diesem Kinde sein gottgegebener Beruf eine reiche Quelle des Trostes, so daß dieses immer wieder siegreich hervorbrechende Glücksgefühl sich dem Leser mitteilt und ihn mehr erfüllt als das nur zeitweise niederdrückende Bedauern über ein hartes Mißgeschick.

Elbing. **Friedrich Graz.**

Kleine Mitteilungen.

Die Gesellschaft für Theatergeschichte, die bereits ca. 400 Mitglieder zählt, veröffentlicht als erste Publikation soeben einen Neudruck von „Schmids Chronologie des Deutschen Theaters“ (1775), herausgegeben von Dr. Paul Legband. Dieser bedeutendste und berühmteste der älteren Versuche einer umfassenden deutschen Theatergeschichte ist durch eine sehr lebendig geschriebene Biographie und Charakteristik des weiland Gießner Professors, einen umfangreichen Kommentar und sorgfältiges Register für alle Theater- und Literaturfreunde noch interessanter und wissenschaftlich erst wirklich brauchbar geworden. Die von Reg.-Rat Glossy-Wien herausgegebenen Tagebücher Schreyvogels sollen als weitere Vereinsschrift folgen. Die Publikationen der Gesellschaft für Theatergeschichte sind nicht im Buchhandel erhältlich, sondern werden nur für die Mitglieder (Jahresbeitrag 12 Mark) hergestellt. Neuanmeldungen sind an das Sekretariat der Gesellschaft, Berlin W., Augsburgerstr. 16, zu richten. In den Vorstand der Gesellschaft sind neueingetreten die Generalintendanten Excellenz Graf Hochberg und Georg v. Hülsen-Berlin

Zeitschriften.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 18. Jahrgang. Nr. 6. Inhalt: Deutsche Kunstausdrücke des Fußballspiels. Von Prof. Dr. Konrad Koch. — Familienfideikommiß = Ahnengut. Von Oberlandesgerichtsrat Julius Erler. — Zur Verdeutschung der lateinischen Fachausdrücke in der

deutschen Sprachlehre (Fortsetzung). Von Prof. Dr. Konrad Rudolph. — Glauche. Von Prof. Dr. H. Dunger. — Kleine Mitteilungen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 1903. Nr. 5, Mai. Inhalt: Brugmann, Kurze vergleich. Grammatik der indogermanischen Sprachen, bespr. von Thumb. — Grünbaum, Aufsätze zur Sprach- und Sagenkunde, bespr. von Jellinek. — Baier, Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an G. F. Benecke, bespr. von Panzer. — Weber, Die Iwein-Bilder im Hessenhof zu Schmalkalden, bespr. von Panzer. —— Nr. 6, Juni. Inhalt: Die Bruchstücke der Kleireins, herausgegeben von E. Dietrich, bespr. von Behaghel. — Seiler, Der Gegenwartswert der Hamburgischen Dramaturgie, bespr. von Volkelt. — Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethe-Denkmals, bespr. von Strack.

Die Zeit. Nationalsoziale Wochenschrift. 1903. Nr. 34. Inhalt: Max Banner, Deutscher Schulaufsatz und deutsches Schrifttum.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Literatur und für Pädagogik. 6. Jahrgang. 1903. XI. und XII. Bandes 5. Heft. Inhalt: I. Abteilung (XI. Band): Die Sprachstatistik in Anwendung auf Platon und Goethe (Schluß). Von Prof. Dr. Constantin Ritter in Ellwangen. — Die Ursachen der Völkerwanderung. Von Bibliothekar Dr. Ludwig Schmidt in Dresden. — Wielands Sonnenhymne. Von Dr. Otto Ladendorf in Leipzig. — Max Lehmanns Stein. Von Archivar Dr. Herman v. Petersdorff in Stettin. — II. Abteilung (XII. Band): Die Stoa. Ein Beitrag zur philosophischen Propädeutik. Von Dr. Alfred Rausch, Rektor der Lateinischen Hauptschule und Kondirektor der Frankeschen Stiftungen in Halle a. S. — Die Philosophie im Gymnasialunterricht. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Max Siebourg in Bonn. — Die Kasseler Versammlung der Reformschulmänner und was aus ihr zu lernen ist. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Paul Cauer in Düsseldorf.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 3. Band, Heft 2. Inhalt: Karl Voßler, Weltgeschichte und Politik in der italienischen Dichtung vor Dante. — Johannes Knepper, Sprüche und Anekdoten aus dem elsässischen Humanismus. — Ludwig Geiger, Schreyvogel über Gries' Calderon-Übersetzung. — Emil Horner, Das Robertdrama der Birch-Pfeiffer.

Monatschrift für höhere Schulen. 2. Jahrgang. 5. Heft, Mai. Inhalt Die Reform des höheren Schulwesens in Frankreich. Von Oberlehrer Dr. J. Caro in Frankfurt a. M. — Goethes Stellung zu dem Begriff deutscher Nationalkultur. Von Oberlehrer Dr. P. Lorenz in Sorau. — 6. Heft, Juni. Inhalt: Die Schülerreisen an unseren höheren Schulen. Von Oberlehrer S. Schwarz in Blankenese.

Die Deutsche Schule. 7. Jahrgang. 5. Heft, Mai 1903. Inhalt: T. Ziller als Interpret der Herbartischen Pädagogik. Von Dr. E. v. Sallwürk. — Über Ökonomie und Technik des Lernens. Von Dr. E. Meumann (Fortsetzung).

Der Deutsche Schulmann. 6. Jahrgang. Heft 5, Mai 1903. Inhalt: Die Anschauung im philosophischen System Schopenhauers. Von Dr. H. Walsemann, Potsdam (Schluß). — Heft 6, Juni 1903. Inhalt: Jakob Frohschammers Weltanschauung. Von G. Sievert in Niederschelden a. Sieg.

Pädagogische Blätter von Kehr. Herausgegeben von Muthesius. 1903. Heft 6. Inhalt: Kabisch, Religiöse Gewissensbedenken der Lehrseminaristen. — Padderatz, Die Behandlung der mittelhochdeutschen Volksepen im Seminar.

Neu erschienene Bücher.

Gustav Adolf Müller, Als die Götter starben. Roman. Berlin, Otto Janke. 276 S.

Prof. Dr. Lehmann, Übersicht über die Entwicklung der deutschen Sprache und Literatur. 4. Aufl. Berlin, Weidmann, 1903. 184 S. Preis 1,40 M.

Prof. H. Heidelberg, Elementargrammatik der deutschen Sprache. 10. Aufl. von Dr. Carl Wagener. Berlin, Weidmann, 1903. 108 S. Preis 1,40 M.

Gustav Adolf Müller, Die Braut von Fikensholt. Roman. Bremerhaven, L. v. Vangerow. 160 S.

Dr. Carl Lange, Über Apperzeption. 8. Aufl. Leipzig, R. Voigtländer, 1903. 255 S.

Dr. P. Expeditus Schmidt, Die Bühnenverhältnisse des deutschen Schuldramas und seiner volkstümlichen Ableger im sechzehnten Jahrhundert. Berlin, A. Duncker, 1903. 193 S.

Kammerer, Deutsche Stillehre. Stuttgart, Hobbing u. Büchle, 1903. 160 S.

Richard Levy, Martial und die deutsche Epigrammatik des siebzehnten Jahrhunderts. Stuttgart, Levy u. Müller, 1903. 110 S.

Gustav Adolf Müller, Die Nachtigall von Sesenheim. Ein Liebessang vom Rhein. Berlin-Charlottenburg, Verlag Continent (Theo Gutmann). 173 S.

Dr. Ludwig Keller, Comenius und die Erziehung des Menschengeschlechts. Ein Lebensbild von Joh. Gottfr. Herder. Berlin SW., Weidmann, 1903. 15 S.

Dr. Fr. Weidling, Drei deutsche Psyche-Dichtungen. Jauer, O. Hellmann. 23 S.

Dr. Emil Sulger-Gebing, Wilhelm Heinse. Eine Charakteristik zu seinem 100. Todestage. München, Th. Ackermann, 1903. 39 S.

Karl Schiller, Handbuch der deutschen Sprache. 2. Aufl. 1. Teil, 1. Lieferung. Wien, A. Hartleben, 1903. 48 S.

Ernst Lehmann, Silbierfibel für Schule und Haus. Wenigenjena, Selbstverlag des Verfassers, 1903. 32 S.

Prof. Dr. Anselm Salzer, Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. 1. und 2. Lieferung. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Ernst Martin, Gudrun. Übersetzung. Mit Bildern von Julius Jürß. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz, 1903. 59 S.

Gustav Adolf Müller, Die wilde Annsch. 3. Aufl. Berlin-Charlottenburg, Verlag Continent. 298 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52 I.

Jagdschreie und Weidsprüche.

Von Schulrat **R. Dürnwirth** in Klagenfurt.

Der Geschichtsverein für Kärnten in Klagenfurt verwahrt in seiner Handschriftensammlung einen 407 Blätter starken Lederfolianten, dessen Titelblatt in sauber verzierten, kräftigen Schriftzügen die Aufschrift trägt: „Ain Puech von Allerlai Jägerei und Waidmanschafften."

Das zweite Blatt enthält eine gedrängte Inhaltsangabe nebst dem Namen des Verfassers: „Von dem Vrsprung, Namen und Nuczparkhaiten des Jagens. Von arth und aigenschafft Vnterschidlicher wilder Thier, Hiersch, Pern, Schwein, Rech Lüx und Etlicher Stiebenden und fliegenden. Von der Paiß[1]). Von dem Vischen. Von denen Schießen, Von Vilerlai Inuentionen wie allerlai Thier, Vögl und Visch zu fangen Seyen usw. auch waß noch mehrers disen waidmanschafften unnd Khünnsten angehörig ist."

„Alles durch mich Martin Straßer auf Kholnitz[2]) usw. auß aigener Erfahrnhait mit aigener Handt Meinen Lieben Kindern vnd anderen Erlichen waidleiten zu Lieb vnd meiner gedechtnus geschriben."

Wann Straßer an das mühevolle Unternehmen geschritten, das erfährt man auf Bl. 22. Da schreibt er nämlich: „ainen Hürsch hab ich vor zwey Jaren, daß ist Ao. 1622 zu Wienn in österreich in Jer Khays. May. Rosstal gesechen, der hat alle Jar zwaimal daß Khürn[3]) abgeworffen usw." Hiermit haben wir den Beginn des Unternehmens in das Jahr 1624 zu setzen.

Ein Weidmann von echtem Schrot und Korn, das war dieser Straßer fürwahr, da er es in dem hohen Alter von 68 Jahren noch über sich gewann, das edle Weidwerk und was darum und daran aus „aigener Erfahrnhait" in einem so umfangreichen Schriftwerke zu behandeln. Was ihn zunächst dazu veranlaßte, darüber äußert er sich in treuherziger Weise Bl. 110: „Weilen Müer (mir) dan Bishero nit Bewust, das ainiches

1) Falknerei.

2) Martin Straßer zu Neidel kam urkundlich 1603 durch Kauf in den Besitz der Herrschaft Kollnitz im kärntischen Lavanttale, nahe dem Benediktinerstifte St. Paul. — 1611 schloß er mit dem Hochstifte Bamberg einen Vertrag wegen Jagdbarkeit und Wildbann. Später verkaufte er die Herrschaft an Herrn Otto Gottfried Graf v. Kollonitsch. (Zeitschr. Carinthia 1833, Nr. 39.)

3) Gehörn, Gestänge.

Puech[1]) von den Vnterschidlichen Maniern dißer Landtsarth[2]) nach zu Jagen oder wie allerlai waidmanschafften geübt werden, wäre an dem Tag gegöben worden, also hab ich alein für mich und mein posteritet vnd andern Ehrlichen waidleithen zu Lieb meiner geringen Erfahrung nach die Jenigen Maniern wölliche Ich nunmehr Lange Jahr practiciert Schrüfftlich zu hinter Lassen mich Resoluiert und die mühe in meinem acht vnd Sechzigsten Jar daran gewendet."

Ohne Zweifel waren unserm schriftstellerischen Weidmanne die älteren Jagdbücher wie „Die Jagd" Hadamars von Laber, Suchenwirts „Gejaid" und „Geheimes Jagdbuch" des Kaisers Max I. u. a., wie nicht minder die in der sogenannten Hausväterliteratur enthaltenen Abhandlungen über die Jagd ganz und gar unbekannt. Was er aufgezeichnet hat, ist das getreue Ergebnis seiner jahrelang gemachten Beobachtungen und Erfahrungen im Jagdwesen, und daß ihm ein reicher Schatz an Erlebnissen hierfür zu Gebote stand, davon zeugt schon die reichhaltige Inhaltsangabe.

Und mit welch anheimelnder, echt weidmännischer Unbefangenheit er alles das erzählt, was er als Jägersmann gesehen und erlebt, was ihm beim Beschleichen des heimlichen Naturlebens auf freier Weite oder im geheimnisvollen Tannicht, im Licht des Tages wie im Dämmerdunkel begegnet ist! Und das alles in der ungezwungenen Sprache des Weidmannes, gewürzt mit ureignen Kraftausdrücken des kärntischen Volkes oder kräftigen Weidmannsschlagern.[3]) Vor allem aber bezaubert einen unwillkürlich, selbst wenn man nicht der grünen Gilde angehört, die ausdauernde Begeisterung, die unser Mann bei all den verschiedenen Vorkommnissen im frisch-frei-frommen Weidmannsleben bewahrt, die Unverdrossenheit, mit der er sein mühsames Unternehmen zu Ende führt und die der Lust und Liebe beim ersten Anlaufe stets treu die Wage hält. Nirgends merkt man einen Niedergang geistiger Spannkraft, geschweige denn ein völliges Erlahmen; derselbe ruhige Ernst der Sache, dieselbe frische Sprache, dazu die gemütliche Plauderlust des 68jährigen Weidmannes vom Anfang bis zum Ende, endlich auch die gleich kräftigen Schriftzüge, während doch bei diesem Alter eine mitunter unsichere Hand gar gut zu entschuldigen wäre. Grammatik und vor allem Orthographie sind ihm allerdings ganz und gar Nebensache.

---

1) irgend ein Buch. 2) landesübliche Weise.

3) So spricht er sich u. a. über die Vorsicht des Hirsches, Bl. 18, folgendermaßen aus: „Der Edle Hürsch ist auch nit so geittig oder so gefräßig und unbedachtsamb, daß Er gleich Strakhs in die waidt hineinfallen oder dapn wie ain Pfeiffer in ain wierdtshauß oder ain Pauer in die Nußen, sondern besiecht sich wol zuvor, duet (tut) einen Niedergang oder mehr, gehet bißweillen nach den Hag oder Zaun auf und ab . . usw."

Den reichen Stoff gliedert Straßer genau nach dem eingangs angegebenen Inhaltsverzeichnisse in vier Hauptteile, denen er eine Einleitung vorausschickt, in der er besonders vom Ursprung und Nutzen der Jagd, wie auch von „Vnterschidlichen Jägern und Nothwendigen Qualiteten" spricht. Dann geht er aber sogleich zu den Arten der Jagd über; Bl. 5 schreibt er: „Damit ich aber zu meinen proposito kume, haben zwar die Waidmannschafften Kain zal aber doch nach Gelegenheit der Länder Vnterschidliche Manier und Namen. In den österreichischen, Pairischen und Salzburg. Landen Befinde Ich fürnemblich Viererlai, den hochen wiltpan, daß Reißgeiadt, die Falkhnerei oder Paißen und daß Vischen. Vnter dem hochen wiltpann verstече Ich daß Hürsch, Gämbs, Stainpockh Pern Schwein wolff vnd lux geiadt."

„Vndter dem Reißgeiadt Verstече Ich daß Rech, den fux, den dax vnd alles Stiebets[1]) vnd fliegets wiltprät."

Über diese zwei Arten der Jagd ergeht sich unser Mann mit sichtlichem Behagen und in besonders eingehender Weise; weniger weiß er von der Falknerei zu sprechen. Daher gesteht er: „vnd weillen von der Falkhnerei in Mererlai Sprachen Vnterschidliche Püecher außgangen Ich auch derselben Hochadelichen vnd Künstlichen waidmanschafft (außer der Paiß mit Häbichen und Sparbern auf Huener, wachtlen v. dgl. wildes gefligel) nit Erfaren, So wil Ich auch mehrers darvon nit schreiben alß So viel mein Geringe Erfahrnhait mit sich bringt."

Mit ganz besonderer Vorliebe aber behandelt Straßer die Jagd auf den „Edlen Hirsch", der er den Hauptteil des Buches von Bl. 10 bis 173 widmet. Daß dem Hunde darin auch sein gut Teil zukommt, läßt sich denken. Unmittelbar daran reihen sich die Jagdschreie und Weidsprüche, die hier als ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache wie auch als kleines Bild aus dem Leben des deutschen Volkes folgen mögen.

Der Löwenanteil an den Jagdschreien kommt wohl dem Hunde zu. Der Hund ist ja des Weidmanns notwendiger Begleiter, „dan ain Jäger", schreibt Straßer, „ohn die Nottwendigen Hundt Khumbt mier für alß wie ain schreiber ohne ain föder oder wan derselb kain guete föder hat vnd mit ainem Hölzlein schreiben will. Ja es ist mit Ihme mitleiden zu haben, dan es beschicht Ihme hart darpey."

Unter den vielen Arten von Hunden, die der Jäger benötigt und die unser Verfasser mit ihren bezeichnenden Namen benennt, hat der

---

1) Vergl. E. v. Dombrowski, Deutsche Weidmannssprache, Neudam 1897, S. 112; Lexer, Mhd. Taschenwörterbuch, Leipzig 1879, 185.

Leithund[1]) den Vorrang, der nach uraltem Jägerbrauch „wan es ain hundt ist alzeit und anderst nit alß Gesöllmann: so es aber ain hintin ist, Hailin genent wird." Der Jäger heißt ihn auch „sein Traut wollauten hunt oder Knecht", wie die Hailin „sein wollaute Traute diern". Der Leithund ist aber auch des Jägers Geselle und Knecht „dan waß den Jäger manglt an dem gesicht, daß Erstatet sein gesöllmann vnd sein Knecht mit der Scharffen witernus[2]), dargegen waß dem Gsölman oder der Hailin manglt an der Vernunfft, daß Ersözet der Jäger mit Erkhantnus." Leithund aber heißt sowohl der Gesellmann als die Hailin oder Häle nach Straßers Ansicht, „dan sy müeßen den Jäger zue vnd nach den förten deß Edlen Hürsch oder ander Thier laitn."

I. Jagdschreie.

Zur Leithundarbeit (Abrichtung)[3]) gehört nach Straßer auch „das Feischigen", d. h. die Vorbereitung zur Jagd auf den Feisthirsch, was ein besonderes Vorgehen von seiten des Weidmannes, darunter das „Fürtragen" des Geweihes heischt.

Zuerst schlage der Jäger, sagt Straßer, einen Pfahl in die Erde, hefte den Leithund mit dem Hängeseil daran, oder lasse ihn von einem Weidjungen halten. Dann fasse er das schönste frische Hirschgeweih, „so neu gefangen worden", mit beiden Händen in der Mitte der Stangen und kehre „die Eissprißl"[4]) gegen den Hund, die Krone[5]) aber mag er über oder unter sich kehren — über sich hält Straßer für edler. Dann wende der Jäger das Gestänge wiederholt hin und her, wie es der Hirsch zu tun pflegt, wenn es einen Kampf mit dem Hunde gilt und er dabei mit dem Gehörne auf den Hund losschlagen will. Sobald der Leithund gegen den Jäger anspringt, rufe dieser:

„Du mein braut wollauter Hundt,
Ich Thue dier Heudt zu Khundt,
Den ansechlichen Fürsten und Herrn
Den frauen zimer vnd waidleiten zu ehren.
Kumb dieser Edl Hürsch heut her,
Diser heut und Nümer mehr.
Du mein braut wollauter Gsöll,
Daß dich khain Raiß Schnöll,
Laß dich's nit Verdrießen,
Du solst heut deß Edlen Hürsch
genießen."

1) Auch Spürhund oder Bracke heißt der Jagdhund, der die Fährte des Rotwildes und der Sauen aufzusuchen, sowie das Wild zu bestätigen und einzukreisen hat. — O. Wendt, Kl. Hauslexikon, 520. Dombrowski a. a. O. 86.

2) Winden, wind bekommen. Dombr. 129.

3) Die Leithundarbeit galt, wie heute jene mit dem Schweißhunde, mit Recht gleichsam als hohe Schule des Weidwerks. Dombr. 86.

4) Dombr. S. 52. Der Eissproß, d. i. das zweite, knapp ober dem Augsproß von der Stange abzweigende Ende des Rothirschgeweihes.

5) Gipfelteil der Stangen.

Hierauf trete der Jäger mit dem Gehörne zum Hunde, daß er mit dem Vorderlauf auf den Eissproß treten mag, um von dem Gehirn auf der Hirnschale Wind zu bekommen, und nun schreie ihm der Jäger zu:

„Mein braut lauter Gsölman
Ich Sprüch dich heut an,
Drit[1]) her zu mir, alß ich zu dier
Ain Edles Hürsch Khürn Bring Ich dier."

Nun lasse der Jäger den Hund auf dem Gestänge des Hirsches Hirn genießen und rufe ihm zu: „Ju, Ju, Ju."

„Mein braut Lauter gsölman Hab dankh
diß ist Heut ain Guetter anfankh." Ju, Ju, Ju.

Jagdschreie bei verschiedenen Gelegenheiten (Anlässen).

Weckruf frühmorgens am Jagdtage. Sobald der Jäger die nötigen Vorkehrungen zur Jagd getroffen, blase er dreimal mit dem Horn[2]) zum Morgengebet anstatt des sogenannten „Grußläutens", u. zw. „Jedes mal Edliche Lange Hüfft."[3]) — Sodann wecke er lauten Rufes „mit Volgenden oder der gelichen waidschreyen Jägerisch" die Jagdgenossen auf:

„Wollauf der helle Liechte Morgen
ohne alle Sorgen,
der helle liechte Tag
alß Ich Euch sag
Dueth herfür bringen,
die Vögelein höben an zu singen.
Wolauf, wolauf Jung und alt
Daß Sein heut der Liebgott walt.
Wollauf in dessen heiligen Namen
Der da beschuef den wilden und den zamen
Wolauf daß Unß der Gerath
Der Unß al Erschaffen Hat."

Abermals blase der Jäger mit seinem Horn „ain Lange hüfft". — Falls er aber merkt, daß sein Weckruf bei manchem nicht Gehör gefunden, so „soll Er sich mit geschrai und Plaßen weiter hören laßen".

„Wolauf die Faulen und die Drägen
Die heut noch gern Lenger Lägen.
Wolauf frisch und wolgemueth
alß heut der Edle Hürsch dueth
Wolauf frisch und fröhlich,
daß Stehet heut Jägerlich,
Wolauf brauth gueth waidman
Schaide dich Von der Lieben herdán."[4])

Nun folgt die Einladung zum Frühmahl (zu der Supen) und dann der Ruf zum Aufbruch „an das geiaidt":

---

1) tritt.

2) Straßer unterscheidet — nach der Größe — 4 Arten von Jagdhörnern: 1. Waldhörner, 2. Mittelhörner, 3. Rüdenhörner, 4. Zinggl (Zinken), „die Cleinisten (kleinsten), und wär ainem Jäger spötlich gewöst, wan Er ain solliches Claines horn dragen höte, dan die Cleineren Sorten der Jägerhorn haben nur die Rüdenhözer, hundtspueben vnd andere geiaidts Verwandten getragen."

3) Stoß in das Jagdhorn.

4) herdán = von dannen, hieher, kärnt. Idiotism.

„Wolauf fürsten und herrn
die dem Edlen Hürsch zu Schauen Begern.
Wolauf Jer grafen Rüter und Knecht
und al guet gsöllen
wölliche mit an daß geiaidt wöllen.
wolauf Frauen und Junkhfrauen,
wölliche den Edlen Hürschen Begern zu schauen.

Abermals ein Hornruf.

Vor Beginn der Jagd. Auf der Wanderung durch Feld und Busch und Au mag der Jäger, der mit seinem Leithunde voranzieht, zu diesem „ohngefär auf nachvolgunte oder dergleichen weise" sprechen:

„Wolhinan mein braut: Lauter Gsölman
was wüttert[1]) dich mein Knecht heut an,
Du mein wollauter hunt laß Sechen.
Ob bier was guets wol Beschechen.
Von dem Edlen Hürsch wolgetan.
Du mein Bildraut: Lauter gsölman.
Du mein brauter Hundt Schau Umb.
Ob nit daher ein Edler Hürsch Khumb.
Ob Er Billeicht daherein Thue Schleichen.
Alß zuvor hat gethan Seines gleichen.
wolhin du mein trauter Gsöll.
was heut der liebe Gott wöll
wolan, wolhinan du mein brauter Gsölman
wol hinan gen holz,
da ist mancher hürsch Stolz."[2])

Ist alles zum Jagen angeordnet und sind „von den jeitgesellen die warte an allen ende bestân und zeucht der Jäger auf bei oder nach den Fährten deß Edlen Hürschen gen Holz", dann spreche er zu seinem Hunde folgendermaßen:

„Wolhinan, mein braut Lauter Gsölman
wolhinan zu des Edlen Thiers Förth,
Deren Ich und Du offt haben Begert.
wolhinan zu des Edlen Thiers gespür.
Da kumbt der Edle Hürsch herfür.
Da gehet der Edl Hürsch heut hinein.
Du braut wollauter hunt mein.
Da kumbt der Edl Hürsch gangen
Mit Seinen Zierlichen Stangen.
Nach Ime Stehet unßer Verlangen.
wolhin zu Jener Grüenen Puechen
da wöllen wüer den Edlen Hürsch Suechen.
wolhin zu Jener Schenen aichen.
Da finden wür des Edlen Hürsch zaichen.
wolhin zu Jener dikhen Linden.
Da wolen wüer den Edln Hirsch finden.
Du mein braut Lauter Knecht
Du hast halt heut noch Recht."

Ist der Leithund auf richtiger Fährte, was ja der Jäger aus des Hundes Wesen sofort erkennt, dann mag er „ihm bisweilen Lieblen" (schmeicheln), ihn zu sich rufen und mit der Linken an sich nehmen und mit der Rechten über den Kopf und teilweise nach den Rippen streicheln, doch ja **nicht über den Rücken.** Außerdem mag er ihm hier und da zusprechen und ihn ermuntern durch „Jüchling schreyen" (jauchzen oder Juch rufen) und die Fährte verfolgen lassen.

Hat der Hund jedoch die Fährte verloren, dann stehe der Jäger eine Weile still, halte den Hund zurück und spreche: „Wende dich Gesölman,

1) Die Fährte zu finden hoffen, winden. Lexer mhd. T. 196. 2) adj.

nun laß sechen, wo Kumbt der Edl Hürsch hinauß?" — Findet der Hund die rechte Fährte wieder, dann spreche der Jäger: „Schön mein Gesöl oder Hailin, Laß Sechen", nehme den Hund wieder an sich und spreche: „Du hast recht mein trauter Knecht" oder „traute Hailin, mein Liebe diern."

Wird der Hirsch im Holz aufgejagt oder vom Lager gesprengt, dann mag der Jäger seinen Hund lieblen „(aufs wenigist 3 mal)", oder nach dem Werte des Hirsches wiederholt „Jüchling schreyen". —

Flieht der Hirsch, dann soll der Jäger mit seinem „wollauten Hunt" und „offenen Hengrüemen mit Jagerischem waidgeschrai" fröhlich ihm nacheilen und laut rufen:

„Da weicht, da Fleucht,
da wenkht, da Srenkht [1])
das Edle Thier
mit Seiner Zier,
mit großer Macht
das mancher ast tracht." Ju, Ju, Ju, Ju.

Gewahrt der Jäger, daß der Hirsch flieht, oder erkennt er aus dem Geschrei der Rüdenhetzer oder Schützen (Wächter), daß der Hirsch gefangen oder tot ist, dann soll er seinem Hunde zurufen und recht geben also:

„Da fleucht der Edl' Hürsch, Gang
Schwankhs
Seiner Mueter Sün Heut Undankhs [2])
Ju, Ju, Ju.
Da fleucht der Edl' Hirsch heut daher
Heut und wil's got Nümmer mehr."
Ju, Ju, Ju.
„Da fleucht der Edl heut Von dannen
Mit seinen langen Stangen.
Mit seiner Edlen Khron.
Fleucht der Edl Hürsch heut daruon.
Mit Seiner weitten Rükh [3])
Daß hat Er gethan offt und dükh
Er fleucht dahin zum Grundt.
Du mein draut: hochlauter Hundt.
Er fleucht wol gegen dem Zeug [4])
Gott göb, daß es Jn nit geren,
Gögen den Schüzen wol und Recht
Du mein vildraut: wollauter Knecht."
Ju, Ju, Ju, Ju, Ju.

Wenn aber ein Jäger einem verwundeten Hirsche nachsetzt, soll er rufen:

„Da fleucht der Edl Hürsch heut, heut
Daß macht unß mein gsölman freudt,
Mit seiner wundten Fäsching [5]) heut
Unß zu Lieb Jm selbst zu Leith [6]):
Mit seinen gespalten Fueß
Der Unß heut die Zöch zalen mueß." Ju, Ju, Ju.

---

1) wanken und schrenken = mhd. taumeln. L. mhd. T. 164.
2) adv. ungern, unfreiwillig. 3) Ziemer. Dombr. 101.
4) zum Fange bestimmte Vorrichtungen, Geräte usw. Dombr. 180.
5) Schweiß. 6) Leid.

Gelingt es aber einem Hirsch, nur leicht verwundet oder wohl gar heil aus dem Revier zu entfliehen, dann mag der Jäger rufen:

Da fleucht der Edl Hürsch heut dahin.
Mein gsöllman khlain ist unßer gwün,
Dennacht hab Ich ain frischen Sün.
Klain ist Jezu Unßer Freidt,
Er fleucht dahin mit Seiner Fäsching heut.
Er fleucht zwar heut dahin.
Drögt[1]) mir die haut dahin.

Laß Unß Gott aufs Jar Löben
Wiert Er mir ain Poßere[2]) haut göben.
Er fleucht dahin nach glükhs Rath
Daß Unß Gott aines Poßern Berath
Wolauf gschwindt und Palt
Der Edl Hürsch fleucht Von walt.

Zeigt der Jäger den Jagdgesellen an, daß ein Hirsch gefangen, zu Holz geschossen oder verendet ist, so geschieht es also:

Ju, Ju, Ju. „Du mein Viltrauter Lauter Knecht
Du hast halt heut noch Recht.“ Ju, Ju, Ju
Der Leuth[3]) und Peuth
Der Edl Hürsch auf der Faisching heuth. Ju, Ju, Ju.

„Waidmann Guet,
Sey wolgemueth
Der Edl Hürsch Lügt auf dem Wagen,
Seine Leuff mügen[4]) Jn nit mer dragen.“

Zum Leithauß![5])
so schlägt Unß daß Riß[6]) khein[7]) auß
Zu der Flaschen,
da wölen wir Unßere gober[8]) waschen.

Noch etliche Weidschreie.

„Dahin, dahin, fleucht der Edl' Hürsch heut dahin.
Von seinem gestranzten[9]) Pöt durch den grienen walt
Daß hat der Edl Hirsch gethan offt und Manigfalt,
Durch den grienen Khlee und Schmelen[10])
Hört man meine hunt jagen und quelen[11])
Der Edl' fleucht dahin durch walt und grüeß[12])
Wie gern der Edl Hürsch heut genüeß.
Habt gueten Vleiß: Jer Lieben waidleuth
Biß der Edl Hürsch auf der Seitten Leuth[13])
Sodan wöllen wier denselben verdränkhen[14])
Und seiner darpei Jm Pösten[15]) gedenkhen.
Wolauf, wolauf Jung und alt.
Geschwindt und Palt.
Daß sein heut der Liebe gott walt.
Der Liebe (liechte?) Tag Scheindt Vor den grienen walt.
Daher, daher, ain Hürsch oder drei
Jst dan Mehr darpey[16])
So ist es auch Frey
Und desto mer Freidt und Nuz darpey.

---

1) trägt. 2) bessere. 3) liegt. 4) = können.
5) mhd. lîthûs = Schenke, L. mhd. T. 109. 6) Der Bruch.
7) niemand. 8) mhd. = Gurgel. L. mhd. T. 61.
9) stranz'n = L. kt. Wörterb. 248 sich strecken, Faulbett.
10) Schmelen = Schmiele, phleum pratense. L. kt. Jb. 221.
11) quelen = kal'n, bellen. L. kt. W. 158.
12) grieß = sandiges Ufer, trockenes Bett der Wildbäche. L. kt. W. 124.
13) = liegt. 14) vertrinken. 15) am besten. 16) dabei.

„Wie man St. Osbalts Vogl das ist dem Raben seinen Thail, daß Spizel Von deß Hürsch Herzen waidmanisch mit waidgeschrai praesentieren solle."

Khöpl [1]), du hast mir heudt gesagt hail.
Darumen gib ich dier Pillich [2]) dein Tail.
Mein Köpl fleug hin und her.
Und Sag mir palt mehr.
Ich windsche dier einen boten hundt
Mir aber ainen Erlichen Roten Mundt.
So werden wier Paide Erfreidt.
Heut und zu Jeder zeit.
Sag mir offt dergleichen Hail.
So wierdet auch dier alzeit dein Theil.

II. Weidsprüche und Jägerfragen.

Die Jagdschreie lassen uns den Weidmann in seinem innigen, traulichen Verkehr mit Mutter Natur im allgemeinen, im besondern aber mit seinem treuen Gefährten, dem Hunde sehen. Die Weidsprüche und Jägerfragen aber sind unmittelbar aus dem geselligen Verkehr der grünen Gilde unter sich hervorgegangen. Beim Begegnen auf dem Birschgange, dem Abspüren im Revier und bei noch so manch andrer Gelegenheit angewendet, namentlich, wenn es galt, einem jungen Weidmann berufsgemäß auf den Zahn zu fühlen, dienten diese schon aus dem 13. Jahrhunderte stammenden, formelhaften Sprüche, die die echten Jäger miteinander tauschten, vor allem zur Reinerhaltung des edlen Jägerstandes. Auf die charakteristische Frage die regelrechte Antwort zu geben, war eine Forderung, die mit äußerster Strenge lange gehandhabt wurde, bis sie mit manch anderm alten Jägerbrauche etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in Vergessenheit geriet. Unser Straßer aber legt noch sehr großen Wert darauf und kennt ein gar artiges hübsches Sümmchen dieser durch Fachausdrücke und Idiotismen gekennzeichneten Sprüche. Sie füllen nicht weniger als 16 Folioseiten seines Werkes und mögen hier folgen.

Wie man ainen Fremden oder Jungen Jäger anspröchen oder fragen Kan.

„Lieben Waidleith Ich Hab Vernumen,
das Heut ain frembder Jäger ist zu Uns Kummen,
den wil ich heut fragen Eben,
Hoffe Er werde mier antwort geben."
Lieber und brauter waidman.
wöllest mir nichts Verübel han [3]),
Daß Ich dich Thue sprächen an.

1) Khöpl Demin. von Koppe = mhd. Rabe. (L. mhd. T. 95.) 2) billig.
3) Nicht böse aufnehmen. L. kt. W. 264.

Ich sich daß Horn und waidmösser sein.
Sambt anderer zier an der Seiten dein.
Derwögen wierdestu sein Beflissen
Und auf meine fragen antwort zu göben wissen
wierdestu mir Khünen antworten Recht.
So halt Ich dich für ainen Jägers Knecht.
Wierdestu mir aber auf meine fragen
nit wissen Recht andtworth zu sagen.
So wierde Ich dich für Kainen Jäger Erkhenen
Ja auch Kainen Rechten waidman Nenen
Sonder wierde dier Treulich Rathen sein.
daß du noch ain weil ain hundts Pueb [1]) solst sein
und solst werden mer weiß und Klueg
oder dem Pauern Zwikhen [2]) den Pflueg.
Wölst mir derowögn nit für übl han
Sonder guetwillig Sagen an.
Waß wütert dich und deine Hunt heut an.[3])

A. (Antwort.) Der Edl' Hürsch und ain hauets [4]) Schwein
waß mag heut Pösser sein.
Fr. (Frage.) Lieber waidman Sag mir an
Waß hat der Edl Hürsch heut zu Veldt getan.
A. Zu Velt
hat der Edl Hürsch heut gewalde gezelt.
Fr. Lieber waidman Sag mir an
wieviel hat der Edl Hürsch heut wieder geng gethan.
A. Söchs oder Siben
hat der Hürsch heut wieder geng gethriben.
Fr. Mein drauter Waidman Sag mir an
wo hastu heut den Edlen Hürsch gelan.
A. Ich hab demselben ain Schmelen gepunden
wils gott So wierdt Er palt werden gefunden.
Fr. Sag an waidman
wo wiltu heut so früe an
A. Dort hinauß wol in daß Schene Holz.
Etwa begögnet mir ain Edler Hürsch Stolz.
Fr. Sag an mein Lieber waidman fein und Stolz.
Waß bewegt den Edlen Hürsch gen Velt auß den Holz.
A. Der Edl Hürsch drit darvon [5])
mit Seiner Edlen Cron
Mit Seiner Edlen Prust,
darauf Verbringt er seines Herzens Lust
Er dritt und gehet in den Habern und in das Korn,
daß dueth manichen Pauern Zorn.
Fr. Drauter waidman Sag an,
waß hat der Edl Hürsch heut zu Velt gethan.
A. Laub und Graß
hat der Hürsch heut zu Velt gaß [6]).

---

1) Jägerlehrling im 1. Jahre. 2) Zerren, ziehen. L. mhd. T. 318.
3) Zu finden hoffen. — „Sag an, Waidmann, was wittert heut dich und deinen Leithund an?“ — „Der Hirsch mit den vierzehn Enden ...“ Dombr. 25.
4) Männliches Wildschwein, wenn es mindestens 4 oder 5 Jahre alt ist, daher die Hauzähne völlig entwickelt sind. — Dombr. 69.
5) tritt hervor. 6) gegessen.

Fr. Sag an mein waidman Stolz,
waß Bewögt den Edlen Hürschen von Velt gen Holz.
A. Der helle Liechte dage schein
Bewögt den Edlen Hürschen von Velt gen Holz hinein.
Fr. Sag mir an du mein brauter waidman,
waß bueth der Edl Hürsch, wan Er Von Velt gen Holz buet gan.
A. Der Edl Hürsch drit auf ainen Grüenen Schlag
Darauf drükhnet[1]) sich der hürsch an der Son den dag
hernach gehet Er in ainen grüenen dikhen Pusch
· darinen bueth sich der Edl Hürsch nider mit Lust.
Fr. Sag weiter an mein Trauter Lieber waidman
wievil hat der Edl Hürsch zu holz wider geng gethan.
A. Dreymal vmb ainen Grüenen Pusch,
herwider, so findet der Edl Hürsch Seines Herzen Lust.
Fr. Waidman Sag an,
wo hast den Hürsch heut gelan.
A. Im holz Unter ainer grienen' Puechen
Bei der Liechten Sunen will Ich Ihn wider herfür Suechen.
Fr. Du mein brauter waidman Thue mir Sagen,
waß duet den Edlen Hürsch Uber die haide dragen.
A. Sein Mutter in Irem Leib Beschaiden
drögt den Edlen Hürsch über die haiden.
Fr. Wöllest mir Sagen mein Lieber waidman
wan und wie Lauffen deine hunt den Edlen Hürsch an.
A. Hög[2]) Wög und Stög, zeün und Stügl[3])
Ich Jag den Edlen Hürsch Lieber Dan ain ygl.[4])
Fr. Sag an du Viltrauter Lieber waidman
waß drögt heuth der Edl Hirsch unten und oben an.
A. Lieber waidman daß Kan Ich dier wol sagen
wöllest mier doch nichts fürübl haben.
an den fueß drögt Er dem Pallen, auf dem Kopf Sein Cron,
daß drögt der Edl Hirsch heudt unten und oben an.[5])
Fr. Sag ferer an, mein Vilgeliebter waidman,
waß hat der Hirsch heut in den wasser und grieß gethan.
A. In dem wasser und grüeß
wusch der Hürsch seine Fieß.
Fr. Sag an Lieber waidman frisch und gesundt
wo seindt dir heut Bekhumen meine wollauthen hundt.
A. Lieber waidman, es ist noch nit drei Stundt
Begögneten mir drei wollaute hundt.
Sy waren Schwarz, Rot, und weiß.
Sy Jagten den Edlen Hürsch so Heiß,

---

1) trocknet. 2) Hag.

3) Stufe, erhöhtes Brett an einem Zaune, um leichter darüber steigen zu können. L. kt. W. 241. 4) Igel.

5) a in an dial. fast wie o in ohne, daher im Reime gut verwendbar. So auch in Hahn wie Hohn, Mann wie Mohn, überhaupt besonders in Verbindung mit folgendem n.

Sy Jagten nach dem Hürsch sowol und zumal
daß es in dem Ganzen waldt Erschall
Es waren drei Starkhe wollaute hundt
Der Edl Hürsch war Seer Verwundt
und ist Jhnen auch nit Endgangen
Sonder Sy haben denselbigen gefangen.

Fr. Lieber waidman Thue mir Kundt
Wer hat heut den Edlen Hürsch am Ersten Verwunt.

A. Du Solst wissen,
der Jäger hat sich beflissen
und mit seinem Laithunt
dem Hürsch am Ersten verwunt.

Fr. Lieber waidman Sag mir an,
wan hat der Edl Hürsch sein Erstes Zeichen gethan.
Kanst du mir diß sagen,
So magstu heut mich wider fragen.

A. Jm Seiner Muetter Leib so fein,
Sag Jch dier Lieber waidman mein,
alß Got der her hat göben,
dem Edlen Hürsch daß Löben,
alß sy Jhn auf halbe Zeit hat dragen,
daß Thue Jch dier in der warheit Sagen,
Vergiß es nicht, Jch Thue diers schenkhen,
und wöllest meiner darpey gedenkhen,
Vertrau solches nit Jederman,
dan es gepiert [1]) allein zu wissen ainem Jagersman.

Fr. Lieber waidman wöllst mir Sagen,
was hat heut der Edl Hürsch von Velt gen holz dragen.

A. Daß Khüele Thau auf seiner Cron,
Sag Jch dier mein Lieber weidman,
dragt der Edl Hürsch von Velt gen holz,
alß zuvor offt hat gethan Seines gleichen Stolz.

Fr. Lieber waidman Sag mir an
was hat der Edl Hürsch heut zu holz gethan,
alß du ihn hast angetroffen
und Jhm deine hundt haben angeloffen.

A. Lieber waidman hab du Khain Zagen
Dißes wil Jch dier gern Sagen.
Es floch der Hürsch ain Pogen [2]) in den andern
Von ainer dikhen [3]) zu der andern
Er Schob die Mueter und den Sun Voran
Es holff Jhn nicht, Er mueß daran
Er folch [4]) hög, wög und Stög mit Seiner Rükh
Daß hat der Edl Hürsch heut offt und dikh
Er floch und füel mit Seinen Langen Stangen
Jn denn zeug [5]) da haben sy Jhn gefangen.

---

1) gebührt. 2) Revier. 3) Dickicht. 4) laps. cal., floh.
5) zeug, alle zum Fange usw. bestimmten Vorrichtungen, Gerätschaften. Dombr. 180.

Fr. Lieber waidman Ich Thue dich fragen.
warum duestu deinen hunt daß Khürn fürtragen.[1])

A. Darum daß der Edl Hürsch . . . gefangen
mir und meinem hunt Stehet nach Im Unser Verlangen
auch daß Er Ligt in dem Sail[2])
darumben wiert Pillich meinem hundt sein Thail.

Fr. Lieber waidman Es sei auf der Aeper[3]) oder dem Schnee
wan Thuen dem Edlen Hürsch die zendt weh.

A. Wan die hundt ainen Hürsch Erlangen
und denselbigen auch Thuen fangen,
So Thuen dem Hürschen der hundt zendt weh.
Es sei gleich bei der Äper oder dem Schnee.

Fr. Lieber waidman sag mir an
Wie ainer ain Hürsch Spürn Khan,
da Er nie gewösen ist
Sag du mir zu dißer Frist
und Khan Nümermer dahin Khumen
Also hastu mich wolvernumen,
Kanstu mir diß Sagen
So will ich dich für ainen waidman haben.

A. Lieber waidmann Ich will diers Sagen,
der Hürsch dueth den müeß[4]) mit den Khürn auf die Pämb[5]) schlagen,
darpey Khanstu wol abnemben
daß der Hürsch nit Khan auf den Pämb Khemen
aber daß solliches ain Hürsch hat gethan
daß Spürestu mein draut Lieber waidman.

Ain andere dergleichen aber noch Schwärere Frag.

Fr. Lieber und waggerer waidman Thue mir Sagen,
Wie es sich doch müge zuetragen
du Spürest ain Hürsch zu diser frist
an Einen orth, da Er nie gewesen ist,
auch Nimermehr dahin Khumen Kan.
Jedoch Kanstu mit warheit Sagen an
und auß derselben gespur erkhenen frey
ob der hürsch groß, Clain, faist, Mager, Jung oder alt sey
Kanstu mir Sagen, wie daß Kan sein
So will ich dich halten für ainen waidman fein.

A. Lieber waidman daß wil Ich dier Erzöllen.
auf den gepürg hats Vil went[6]) und Stöllen
darein Khain Hürsch nie Khumen ist oder Khan
Er gehet aber offt daro (?) hinan.[7])

---

1) Vergl. Jagdschrei „Fürtragen" S. 468. 2) Netz oder Garn. Dombr. 109.
3) Äper oder Aper, vom Schnee bereits entblößter Erdfleck. L. kt. W. 8.
4) Baummoos. L. kt. W. 190. 5) Bäume. 6) Felswände.
7) Wahrscheinlich darob.

Lasset die Losung [1]) von Jme in die Stöllen fallen
dort Kanstu den Hürsch Bei der Losung Spürn zumalen
ob Er schon dorthin nie Kumen mag oder ist
So Spürestu Bei der Losung In dennacht [2]) zu derselbigen Frist
Und Khanst Bei der Losung Erkhenen frey
Ob Er groß oder Clain, faist oder Mager, Jung oder alt Sey.

Fr. Sag an mein Lieber weidman hibsch und fein,
Wan mag des Hürschen geringste Spur sein.

A. In Mörzen
Lust [3]) den Edlen Hürsch nit Vil zu Scherzen
wan Er hinwökh hat geworffen das khürin [4]) fein
dan so ist die Ringste [5]) gspur sein.

Fr. Sag mier Lieber weidman wolgemueth
waß der Edle hürsch für ain zaichen dueth
wan Er sich kurz dueth Besinen
und dueth Von seinen Geranzten [6]) Pöth auffspringen.

A. Der Edl Hürsch Sözet seinen gerechten [7]) Lauff
Mütten auf daß geranzte Pött hinauf.

Fr. Mein Lieber waidman Sag mir an
waß dueth ain Jäger, wan Er zu Morgets auf wil Stan.

A. Wan der Jeger auffstehen will
So Bitt Er Gott Vmb glikhs Vill.

Fr. Sag an waidman fein
waß für ain Tag im Jar mag sein,
an wöllichen der Edl hürsch in Vertrauen
sein Khürn auf dem Kopf Thue Beschauen.

A. An Sanct Lorenzen Tag mein Jäger frumb
gehet der Edl hürsch Vmb ainen dükhen Pämb herumb,
Die Son zaigt Jm den Schaten des Khürns Sein
wie Er dasselbig hab außberaitet sein.

Fr. Sag an waidman fein, waß mag des Raben Thail auß dem hürschen sein,
wan man Jhn zerwürkhet [8]) fein.

A. Wan Gott der herr zum fang des Hürschen gibt glikh vnd hail
So dan ist daß Spizl Von des Hirschen Herz des Raben Thail.

Fr. Sag an waidman fein,
waß mag daß Edliste wiltprät auß dem Hürschen sein.

A. Lieber waidman Thue mich Vernemmen
der Hürsch dueth die waidt zu sich Nemmen
mit den Spiz der zungen fein,
derowegen dasselbig daß Edliste wiltprät am hürsch mag sein.

---

1) Die Exkremente des edlen Wildes oder Hundes. Dombr. 84.

2) dennoch. 3) gelüstet. 4) Geweih.

5) unbedeutendste, im kärnt. Dialekt statt geringste.

6) s. v. a. gestranzten. S. daselbst. 7) Scharf ausgeprägt. Dombr. 64.

8) Ein Stück hohes Haarwild aus der Haut schlagen und in einzelne Teile zerlegen. Dombr. 130.

Fr. Sag an waidman fein und zart[1] . . . . .
A. Lieber waidman Ich Thue dier Sagen,
Vor ainer Stundt hört Ich Jagen,
es waren drei wollauthe hundt,
Sy Jagten dem Edlen hürsch zum Grundt
Sy Jagten dem Edlen hürsch wolgetan
für ainen Schlaffenden waidman.
Er floch dahin durch Laub und Graß
der Edl Hürsch ward heut Seer Naß
Er floch dahin nach glikhes Rath
daß Unß got Palt aines andern Berath.
Fr. Sag an waidman wolgethan
Waß 3 Monath Im Jar facht der hürsch an
Seinen Kopf zu Ringlen[2]) fein
Von den Schwären Khürn sein.
A. Dort in dem Mörzen, dunkht mich gar fein,
wiert der Hürsch am Ringsten vmb den Kopf sein.
Fr. Sag an Lieber waidman draut und fein,
Wan wiert der Hürsch wider Schwär Umb den Kopf sein,
und Sag mir auch darpei
Wan der Edl Hürsch am höchsten und Schwäristen Sey.
A. Lieber waidman du solst wissen,
daß der Edl Hürsch hat sich beflissen
Im Monat July daß Khürn fein
anzufangen und außzubraiten auf den Kopf sein,
derowegen der Edl Hürsch Von dißer Zeit an,
Sag ich dier mein Lieber waidman,
Biß auf den Lösten Unßer Frauen Tag fein
am höchsten und Schwäristen ist worden an den ganzen Leib sein.
Fr. Lieber waidman wölst mir Sagen,
wievil wochen dueth daß wilt dem Edlen Hürsch Im Leib dragen.
A. Lieber waidman daß wil Ich dier wol sagen,
daß wilt dueth dem Edlen Hürsch 36 wochen Im Leib Tragen.
Fr. Draut Lieber waidman Sag an,
waß wütert dich vnd dein hunt zu holz an.
A. Ain Edler Hürsch mit 14 Enden,
Ich hoffe Er werde sich Palt wenden
und fliehen gögen dem zeug,
got göb, daß es Ihn nit gereu
und die hunt Ihn noch heut dempfen,
daß ich sy palt höre mit Im kempfen.
Fr. Lieber waidman Sag mier an,
waß der Edl Hürsch undten und oben hat gethan.
A. Der Edl Hürsch hat die Sach wol Erwogen,
und manichen Jäger Unten und oben betrogen.

---

1) Leider fehlt eine Zeile.

2) Befreien, leicht, gering machen durch das Abwerfen des Geweihes. — Abwurfperiode beim Rothirsch zwischen 15. Februar und 15. April. Dombr. 17.

Fr. Lieber waidman Sag mir zu dißer Frist,
wo lügt der hürsch, wan man nit waiß, ob Er Jung oder alt ist.
A. Wan Jn Sein Muetter Jm Leib dueth dragen
Kan Kainer (wie alt oder Jung Er sey) Sagen.
Fr. Sag an waidman fein
waß mag des Jägers Lon oder Tail oder Jäger recht Sein.
A. Der Fürschlag und die haut Von Hürschen gahr fein
Sol Pillich des Jägers Lon und Jagerrecht Sein
sambt den Eißpain [1]) und ynßlet [2]) guet
macht den Jäger wolgemueth.
Fr. Sag an waidmann wolgethan,
waß hat der Edl Hürsch heut Jm Loß [3]) und graß gethan.
A. Der Edl Hürsch Sache sich nach ainem Jäger Umb,
Es dunkhet Jm der Jäger sei Jme Vil zu dumb
an Vernunfft vnd an den Jaren,
daß hat manicher Junger Jäger Erfaren.
Fr. Lieber Jäger hastu mich Vernumen,
wo ist der Edl Hürsch Von Holz hin Khummen.
A. Er ist dorth hinauß durch den Grienen walt
Jch hoffe, Er werde heut noch gefangen Palt.
Fr. Lieber waidman Jch Beger zu wissen mit Verlangen,
warumb der Edle hürsch heüt yber den wög Sei gangen.
A. Daß Solstu Lieber waidman Leicht verstehen,
weil der Hürsch darunter nit hat mügen [4]) durch gehen.

Ein Beitrag zur schulmäßigen Behandlung der „Jungfrau von Orleans“.

Von Prof. **F. A. Meidel** in Karlsruhe.

Schillers Jungfrau von Orleans erschien auf der Bühne des Berliner Schauspielhauses zum erstenmal am 23. November 1801 und wurde hier vor Jahresschluß dreizehnmal wiederholt. Noch fast zwei Monate aber nach jener ersten Aufführung, am 29. Januar 1802, las man im Berliner Bürgerblatt: Allgemein war die Sensation, welche Schillers „Jungfrau von Orleans“ erregt hat. Unsre wirklichen Kunstrichter finden noch keine Erklärung über dieses große Phänomen und drücken nur einstweilen in abgebrochenen Worten ihre Bewunderung aus. Ein längeres Studium des Gedichtes kann es ihnen erst verstatten, eine Theorie für diese eigne Dichtungsart festzustellen. — Der größere

1) Die beiden das Schloß bildenden Knochen, also Hüft- und Schlüsselbein bei dem zur hohen Jagd gehörigen Haarwilde. Dombr. 52.

2) Unschlitt. L. ft. W. 248.

3) Loās, Läs, kärnt. Idiotism. aus slaw. les = Holz, Wald. 4) können.

Teil des Publikums begnügt sich einstweilen am Lesen und schweigt am Ende ohne eignes Urteil oder ruft nur: „Ei, wie schön!“ — (Vergl. Düntzer in der Einleitung.)

Ohne es gerade zu beabsichtigen, unterscheidet hier der Schreiber des Bürgerblattes scharf die zwei Arten von Kunstfreunden, die überhaupt bei der Aufnahme eines Kunstwerkes in Betracht kommen: die große Gruppe der naiv oder nur gefühlsmäßig genießenden und die weit kleinere der kritisch betrachtenden.

Von dorther tönt uns der bündige und doch alles sagende Ausdruck der Befriedigung über des Dichters eigenartige dramatische Kunst entgegen, hier herrscht noch zurückhaltendes Schweigen.

Während aber die Wirkung bei dem großen Publikum der naiv Genießenden heute noch dieselbe ist wie vor hundert Jahren, während der Wohllaut der Sprache, die Wucht der dramatischen Mittel, die Erscheinung der anmutigen und doch machtvoll alle andern überragenden Jungfrau, die über das Ganze gebreitete vaterländische Stimmung und nicht zuletzt der äußere Glanz der Aufführung die Masse auch jetzt noch recht wohl gefangen zu nehmen vermögen, ist es ebenso selbstverständlich, daß das Bild auf der Seite der kritischen Betrachtung sich geändert hat. An die Stelle des Schweigens ist eine überreiche, fast verwirrende Fülle der Ansichten getreten: die Erwägungen über das Verhältnis der Dichtung zur Geschichte, über die Heranziehung der Wunderwelt, über die Persönlichkeit Johannas, über den tragischen Gehalt des Stückes u. a. haben zu Urteilen geführt, die nicht nur in vielem einzelnen voneinander abweichen, sondern sich auch mehr als einmal schnurstracks zuwiderlaufen.

Dieser Umstand gerade ist es, der die ohne Zweifel an und für sich schon vorhandenen Schwierigkeiten, die diese romantische Tragödie der Schulbehandlung bereitet, noch erheblich steigert. Mit Recht schaut man sich daher nach einem Standpunkte um, von dem aus die Fülle des Stoffes leichter zu sichten wäre, von dem aus man, ohne die Forderungen der Wissenschaft zu übersehen, mit ziemlicher Sicherheit das auswählen könnte, was den Zwecken der Schule am ersten entspräche.[1]) Eben diesem Wunsche ist auch die vorliegende Arbeit entsprungen: sie will den Versuch einer Lösung bieten, ohne den Anspruch zu erheben, eine solche wirklich zu sein.

1) Vergl. auch Veit Valentins Aufsatz im 10. Jahrg. dieser Zeitschr. S. 670 flg.: Die Behandlung von Schillers „Jungfrau von Orleans“ in Wissenschaft und Schule.

Der Standpunkt der Behandlung.

Mit dem bloßen Gefühle ein Kunstwerk zu genießen vermag jeder, dem die Gottheit in sein Herz einen Funken des heiligen Feuers gesenkt hat, dessen Flamme einst in der Seele des schaffenden Künstlers brannte. Wie in der Kunst überhaupt, so ist es auch in der Dichtkunst. Die Aufgabe der Schule läßt sich somit hier unschwer lösen. Sie wird sich darauf erstrecken, die Fähigkeit, die Musik der Sprache auch unmittelbar zu empfinden, sich vom Fluge der dichterischen Gedanken ohne weiteres mit fortreißen zu lassen, wo nötig zu wecken und jedenfalls zu fördern, insbesondere durch den Vortrag des Schönsten in der Klasse selbst.

Größere Schwierigkeit bereitet die Einführung in die ästhetische Erkenntnis des Kunstwerkes, so in das Verständnis der poetischen Darstellungsmittel und der Gesetze, an die in der Dichtung die Entwicklung des Stoffes gebunden ist. Aber auch an den Takt des Lehrenden stellt diese Aufgabe Anforderungen. Denn daß hier ein Zuviel insbesondere der Kritik in den jungen Köpfen nur schädlich wirken kann, braucht nicht erst von uns behauptet und erwiesen zu werden. Der jugendliche Geist darf in dem Dichterwerke keinen Tummelplatz für seinen unreifen Witz sehen, sondern muß sich stets bewußt bleiben, daß er hier als der Kleinere dem Größeren gegenübersteht, und daß sich Besseres tun läßt, als vom hohen Roß grauer Theorie und vorgefaßter Meinung herab den Dichter meistern zu wollen. Durch nichts aber könnte die gewünschte Geistesverfassung sicherer gewährleistet werden, als wenn es gelänge, den Schüler immer mit den Absichten des Meisters bekannt zu machen, ihn in dessen geistige Werkstätte einzuführen und die Arbeit in ihren einzelnen Teilen wie im ganzen gleichsam unter der Leitung des Schöpfers selbst beurteilen zu lehren. In allen Fällen, wo dies möglich wäre, hätte man unsers Erachtens fast ein Ideal von Standpunkt für die Zwecke der Schule gewonnen. Deshalb wird der Leser erlauben, daß wir, diese Anschauung für Schillers Jungfrau von Orleans geltend machend, Äußerungen des Dichters über das Drama nicht bloß einleitend zusammenstellen, wie dies oft geschieht, sondern auch unser Urteil dadurch entscheidend beeinflussen lassen.[1])

Die Persönlichkeit Johannas.

Den von der Geschichte dargebotenen Stoff dramatisierte Schiller bekanntlich zu einer Zeit, wo die gebildeten Kreise durch Shakespeares

1) Selbstverständlich bleibt die Wichtigkeit der Anhaltspunkte, die in den Stücken selbst zu finden sind, unbestritten. Eine wie eigne Sache es jedoch darum ist, zeigt eben unsre Tragödie, wo die verschiedensten Ansichten sich auf Belege aus dem Stücke stützen.

Heinrich VI. (1. Tl.), noch mehr aber durch Voltaires Pucelle d'Orléans in ihrem Urteil über Johanna derart ungünstig beeinflußt waren, daß es ein Wagnis schien, sich auf dieses Gebiet zu begeben. Bekannt ist die ablehnende Haltung Karl Augusts, bekannt auch Körners briefliche Äußerung: „An Schwierigkeiten fehlte es dir nicht. Mancher stutzt schon bei dem Namen, der einmal die Pucelle gelesen hat." — Und Schiller selbst sagt in einem Schreiben an Wieland, Voltaire habe einem dramatischen Nachfolger das Spiel schwer gemacht: habe dieser die Pucelle zu tief in den Schmutz herabgezogen, so habe er die seinige vielleicht zu hoch gestellt; aber auf keine andre Weise habe das Brandmal ausgelöscht werden können.

Jedoch gerade der bewußte Gegensatz zu der Zeitanschauung, der helle Zorn über des Franzosen unwürdiges Tun und dessen Erfolg war es, der ihn zu diesem dramatischen Stoff hinzog. Denn „seine Seele war jener geheimnisvollen Kraft verbunden, die über die Materie hinausschreitet und den Widerstand der stumpfen Welt besiegt, und sie erschloß ihm das Verständnis dieser seltenen Natur". (Bulthaupt.) Seine gegensätzliche Stellung bezeichnet Schiller selbst scharf genug in dem Gedichte „Das Mädchen von Orleans", und es stimmt dazu, was er am 26. Juli 1800, also zu einer Zeit, wo er sich schon zur Bearbeitung der Geschichte der Jungfrau von Orleans entschlossen, ja die Arbeit schon begonnen hatte, über die Aufgabe der deutschen Tragödie an Professor Süvern schreibt: „Unsere Tragödie, wenn wir eine hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüt zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen." — Mit vollem Herzen aber ist der Dichter bei seinem Stoffe, und zum Herzen soll dieser hinwiederum sprechen: so äußert er sich in Poesie und Prosa. Zusammenfassend können wir daher sagen, daß man bei der Beurteilung der Persönlichkeit Johannas keinen Augenblick vergessen darf, daß Schiller sich im Gegensatz zur allgemeinen Auffassung wußte, daß er Johannas Bild mit voller Hingebung zeichnete, daß er sie endlich lieber etwas zu hoch stellen als zu gering schildern wollte. Wenn wir aber auf diesem Standpunkte stehen, so müssen wir grundsätzlich[1]) zwei Auffassungen ablehnen: die, daß Johanna durch

1) Den Einzelnachweis der Unwahrscheinlichkeit des Hochmutes in Johanna führt in einleuchtender Weise E. Otto im 10. Jahrg. dieser Zeitschr. S. 251 flg. gegenüber den Darlegungen, die V. Valentin in einem Vortrag gegeben hatte. V. Valentin selbst entwickelt in demselben Jahrg. S. 670 flg. nochmals seine Ansicht in methodisch musterhafter, aber keineswegs uns überzeugender Weise. Dasselbe gilt von der eingehenden Arbeit, die Evers im 12. Jahrg. S. 113 flg.

Hochmut sündige, und die andre, daß allmählich in ihr die Sinnlichkeit erregt werde, die dann in der Liebe des Weibes den höchsten Ausdruck finde. Jene ging, wie es scheint, von dem jetzt meistenteils als unecht angesehenen Schillerbrief Böttigers aus und hat einen überraschend großen Kreis von Anhängern gefunden, die indes im einzelnen wieder vielfach voneinander abweichen; diese wird z. B. von Unbescheid (Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre) vertreten.[1]) Wir müssen beide ablehnen. Denn der sich selbst überhebende Hochmut, den viele bei der Heldin sich entwickeln sehen, sogar schon im Prologe, wirkt durch die in ihm ruhende Verblendung und Anmaßung so abstoßend, daß wir dem Genius Schillers zu nahe treten würden, wollten wir annehmen, er hätte die „fromme Schäferin" damit entstellt vor uns treten lassen wollen, sie, die Strahlende, die die Dichtkunst mit einer Glorie umgeben hat, der sie ihre Götterrechte reicht, um sich mit ihr den ew'gen Sternen zuzuschwingen. („Das Mädchen von Orleans.")

Noch zwingender fast ist die Notwendigkeit, der zweiten Auffassung zu widersprechen. Kämpfte doch der Dichter mit aller Kraft gerade gegen Voltaire an, bei dem Johanna „eine Dirne bedenklicher Herkunft", „ein ordinäres Ding" ist, und gegen den „Bankerott aller sittlichen Gefühle, der in seinem Epos zutage tritt". (Bulthaupt.) Es ist deshalb kaum glaublich, daß er an „die stetig wachsende Aufregung der Sinnlichkeit" als Motiv der dramatischen Entwicklung gedacht haben sollte. Wir sind uns hierbei wohl bewußt, daß Unbescheid das Wort Sinnlichkeit im allgemeinen Sinne genommen wünscht, wie die Ausführung der Stufen der inneren Handlung zeigt; wenn wir aber bei Stufe 2a lesen: ihre geäußerte Empfindung für die Schönheit des Walliserjünglings — und bei Stufe 3: die tiefe Erregung, weil sie die Liebe zum Manne als eine ihr auferlegte Entbehrung erkennt (bei der Werbung der Edelleute[2]), so bleibt unser oben geäußertes Bedenken vollauf bestehen; ja wir sind der Ansicht, daß es keine bessere Rechtfertigung für die so oft angegriffene und ebenso oft verteidigte Tatsache des *plötzlichen* Hereinbrechens der Liebe über Johanna gibt, als eben

veröffentlicht hat. Wenn übrigens Otto bedauert, daß Schiller der höheren Verheißung (des Himmelslohnes) eine niedere (der „*kriegerischen Ehren*") beigesellt habe, so braucht man unter letzteren nur kriegerische *Erfolge* zu verstehen, und jeder Anstoß schwindet.

1) Eine gute Übersicht bis zum Jahre 1890 gibt Hubert Beckhaus in der Beilage zum Programm von Ostrowo.

2) *Diese* Erregung, bezw. *ihr Grund*, ist indes nicht erweislich, ebensowenig als das *sinnliche* Wohlgefallen an Montgomery: das Bedürfnis, Vorstufen zur Lionelszene zu gewinnen, ist offenbar der Ausgangspunkt solcher Deutungen.

der Umstand ist, daß Schiller einen wahren Abscheu davor haben mußte, in seiner Heldin die Sinnlichkeit sich allmählich entwickeln zu lassen, wo doch Shakespeare und Voltaire sie gerade in sittlicher Hinsicht so sehr in den Schmutz gezogen hatten.

Mußten wir schon, von Schillers deutlich ausgesprochenen Absichten ausgehend, die erwähnten Auffassungen ablehnen, so finden wir unsere Stellung noch durch die Rücksicht auf die geschichtliche Überlieferung, die jenem vorlag, gefestigt.[1]) Zwar wissen wir ja, daß der Dichter insbesondere im zweiten Teil seiner Tragödie von dem äußern Gang der Schicksale Johannas sehr erheblich abgewichen ist; aber nicht weniger bekannt ist, daß er selbst glaubte, der Geschichte, soweit angängig und wichtig, Rechnung getragen zu haben. Sagt er doch in dem Briefe vom 24. Dezember 1800 an Goethe: „Das Historische ist überwunden und doch, soviel ich urteilen kann, in seinem möglichsten Umfange benutzt." — Was er hier im allgemeinen sagt, gilt gewiß im besondern auch für die Persönlichkeit der Heldin, zumal diese mehr als sonst üblich den alles überragenden Mittelpunkt der Ereignisse bildet. In seinen Quellen[2]) nun fand Schiller keine Spur von Sinnlichkeit bei Johanna; ja nach De l'Averdy gelobte sie aus eigenstem Antriebe, unbeeinflußt von den Gestalten ihrer Visionen, die Jungfräulichkeit: wie also hätte Schiller dazu kommen sollen, sie ohne Not von der Höhe dieses Standpunktes herunterzuziehen?

Anderseits steht auch die Demut der Jungfrau nach Schillers Quellen außer Zweifel. Sie drängt sich nicht in die Stellung, die ihr Ruhm verheißt; De l'Averdy läßt sie vielmehr erzählen, sie habe geweint, als eine Stimme sie aufgefordert habe, nach Frankreich zu gehen. In den Mémoires sagt sie: „Ich glaubte zu empfinden und empfand in der Tat Eingebungen, ihm (dem König) Dienste zu leisten, die ich als über meine Fähigkeiten und meinen Verstand hinausgehend erachtete." — In der Histoire admirable ist Johanna nach dem Zeugnis ihrer Eltern stets demütig und bescheiden gewesen. Nach der Histoire du siège warf sie sich nach der Eroberung von Orleans mit aller Sanftmut vor den König nieder, umfaßte seine Kniee und forderte ihn auf, sofort nach Reims zu ziehen. In demselben Buche endlich wird erzählt, sie habe bei Crespy — somit nach ihrem höchsten Erfolge, der Krönung in Reims! — zum Grafen Dunois gesagt, sie möchte, wenn Gott es gefiele, zu Vater und Mutter zurückkehren, um ihre Lämmer zu hüten und zu tun, was sie gewohnt sei. Dabei habe sie Gott gedankt und sehr demütig die Augen gen Himmel erhoben.

1) Dies zugleich eine Ergänzung zu Ottos oben erwähnten Ausführungen.
2) Angaben nach Düntzer und Gaudig.

Es ist also eine erdrückende Fülle von Zeugnissen für Johannas Demut, die Schiller in seinen Quellen entgegentrat, so recht seinen Absichten entsprechend. Wir werden deshalb auch hier nicht glauben, daß er ohne alle Not die ihm überlieferte Demut durch den Hochmut ersetzt habe. Nein, es bleibt dabei: die Jungfrau ist nicht hochmütig oder sinnlich, noch auch wird sie im Verlaufe des Dramas das eine oder andre.

Welches aber ist nach unsrer Ansicht unter den Eigenschaften der Heldin diejenige, auf der die dramatische Entwicklung beruht?

Unbestritten und leicht als Grundlagen ihres Wesens zu erkennen sind zunächst ihre innige Frömmigkeit, ihre begeisterte Liebe zu König und Vaterland und ihr persönlicher Mut. Aber sie genügen nicht vollkommen. In schweren Zeiten bleibt die Liebe zu König und Vaterland kein rein psychologischer Begriff mehr, das Leben fordert von ihr greifbare Beweise, und diese zu liefern ist nur selbstloser, opferwilliger Sinn fähig. Wenn das schon beim Manne der Fall ist, um wie viel größere Beachtung verdient dieser Zug beim Weibe, das, um dem Vaterlande zu dienen, aus den Schranken heraustritt, die ihm Natur und Sitte gesetzt haben! Wir möchten daher auch diesen Opfermut geradezu als die Blüte und Vollendung jener drei ersten Eigenschaften bezeichnen und behaupten, daß Schiller ihn hätte erfinden müssen, wenn seine Quellen ihn nicht schon überliefert hätten.[1]) Dies war aber der Fall. Wie schon oben gesagt, weint Johanna, nachdem die Stimme sie aufgefordert hat, dem König zuzuziehen: und doch folgt sie dem himmlischen Rufe und geht aus dem stillen Frieden ihres Dorfes in das Kriegsgetümmel, unter die rohe Soldateska. Lange hat sie mit dem Mißtrauen und eigentlich immer mit kleinerem oder größerem Widerstand zu kämpfen. Ihre Erfolge helfen ihr darüber hinaus, aber nur für kurze Zeit; denn nach der Krönung wird sie geradezu preisgegeben. Und doch bleibt sie unermüdlich im Dienste des Vaterlandes, an der oberen Loire auf eigne Faust weiterkämpfend und später sich nach dem hartbedrängten Compiègne werfend, wo sie auch gefangen wird. Und sie stirbt, ohne daß von französischer Seite aus auch nur eine Hand gerührt würde, um sie zu retten.

So kann man ohne Übertreibung sagen, daß Schiller in der geschichtlichen Johanna geradezu ein Urbild opferfreudiger Königstreue

1) Auffallend ist, daß Bellermann in seinen feinsinnigen psychologischen Entwicklungen gerade diese Seite in Johannas Wesen fast übergeht, da er unsres Erinnerns bloß einmal, S. 253/254, die Eigenschaft der Selbstlosigkeit nennt, sie indes nur streifend. Mehrmals dagegen gedenkt Beckhaus a. a. O. der Opferfähigkeit der Jungfrau.

und Vaterlandsliebe fand, und daß sich ihm damit zugleich ungesucht auch die Triebfeder enthüllte, durch die er, der Geschichte bewußt nachgehend, die dramatische Handlung in Bewegung setzen lassen konnte, ja mußte. Daß er sie aber in der Tat ausgiebig hat spielen lassen, wird uns die Betrachtung bald zeigen; ja wir werden sehen, daß ihm jener Zug in dem Wesen der Heldin so wichtig geschienen hat, daß er ihn im einzelnen sogar noch stärker hervortreten läßt, als dies in der Überlieferung der Fall ist.[1]) — In der Tat, Opfer der schwersten Art stehen am Eingange von Johannas Laufbahn und warten ihrer, nachdem sie „diesen furchtbaren Beruf" ergriffen hat, auf Schritt und Tritt bis zu ihrem Tode. Sie ist im friedsamen, einfältigen Leben der weltverlorenen Heimat aufgewachsen und soll hinaus in das sturmbewegte Kriegstreiben, an den üppigen Königshof.[2])

Sie ist geschaffen, ein Engel der Erbarmung zu sein[3]), und muß geloben, mit dem Schwerte zu töten alles Lebende, das ihr der Schlachtengott entgegenführt.

Sie ist „liebenswert und liebeweckend", und nicht darf Männerliebe ihr Herz berühren.

Sie prangt in Jugendfülle, und sie soll sterben für das Vaterland.

Eine solche Last der Entsagung ruht auf dem zarten Weibe, wo es zum erstenmal vor uns hintritt, eine größere Last, als der Überlieferung nach ihr aufgebürdet war. Denn nach dieser[4]) tötete sie keinen Menschen, gelobte sie aus freiem Antrieb Keuschheit, konnte sie zwar sterben in den Kämpfen, mußte es aber nicht.[5]) Für unsre Auffassung ist diese Vergleichung recht wichtig. Denn wenn wir sehen, wie der Dichter in nicht weniger als drei der genannten Punkte eine Verschärfung des Anspruchs an Johannas Opfersinn eingeführt hat, so finden wir zunächst auch von dieser Seite aus eine Bestätigung unsrer oben ausgesprochenen Ansicht über die Triebfeder des Ganzen. Es müssen demnach diese sämtlichen drei Bedingungen im weiteren Verlauf des Dramas eine gewisse Rolle spielen. Auch ist es ganz klar, daß eben durch die Vergrößerung der der Jungfrau aufgebürdeten Last ein Konflikt zwischen

1) Wir wollen an dieser Stelle es nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß Johannas weibliches Gegenstück, die scharfblickende und rücksichtslos, aber sicher urteilende Isabeau, gerade den Opfersinn jener hervorhebt, wenn sie V, 5 nach deren Gefangennahme sagt: „Eine Närrin ist sie, die für ihren König sich opferte und jetzt den Königslohn dafür empfängt."

2) VI, 1: „Doch du rissest mich ins Leben, in den stolzen Fürstensaal."

3) Vergl. Bellermanns Ausführungen über Johannas echt weibliches Wesen (S. 251 flg.).

4) Ausgenommen die Hist. admirable.

5) Erst später sprachen ihre inneren Stimmen von Gefangenschaft und Tod.

der menschlichen Schwäche und der Schwere der übernommenen Pflichten sich viel leichter erheben kann, als unter andern Verhältnissen dies der Fall wäre. Wenn wir zudem hören, daß Johanna nur nach längerem Widerstreben den Wünschen des Himmels sich fügte, so begreifen wir noch besser, daß sie Kämpfen der Seele entgegengeht, die sich täglich und stündlich wiederholen können, und denen sie vielleicht auch einmal unterliegt. Diese Erkenntnis aber erhöht nicht nur unsre Spannung, sondern fesselt auch unsre Teilnahme ganz anders, als wenn man sie, wie das geschehen ist, fast von Anfang an voll weiblicher Schwächen sieht oder anderseits als „übernatürlich gutes Wesen“ betrachtet, bis die Liebe zu Lionel blitzartig über sie kommt, sie zwingend, sich des Himmels würdig oder unwert zu zeigen.[1]) Denn übernatürlich gut ist sie bloß, weil sie ein willenloses Werkzeug der Gottheit ist[2]): wie aber könnte ein willenloses Wesen uns fesseln, unsre Teilnahme gewinnen?

Nein also: nicht willenlos ist sie, sondern willensstark. Denn ein „blindes“ Werkzeug Gottes wird Johanna, so paradox dies auch klingen mag, nur durch die höchste Betätigung ihres Willens, indem sie zielbewußt und kraftvoll die eignen Neigungen bändigt und so Schritt für Schritt durch immer wiederholtes Ringen um die pflichtmäßige Erfüllung des Übernommenen ihr Ziel erreicht, in jedem einzelnen Fall des Himmels Unterstützung sich verdienend. So sehen wir sie denn in der Montgomeryszene ihr blutiges Werk verrichten, obgleich ihre Seele „in Mitleid schmilzt“. So lehnt sie die Werbung der Edlen ab und flieht „gepreßt und geängstigt“ vor der Gefahr der lockenden Bilder[3]), die alle, auch der Erzbischof, vor ihr zu entwerfen sich beeifern. So widersteht sie den Einflüsterungen des schwarzen Ritters, der ihre Pflichttreue einschläfern möchte durch den Hinweis auf das erreichte Ziel, durch Warnungen vor drohendem Unheil. Diese Einflüsterungen, diese Warnungen aber müssen sich auf innere Kämpfe in Johanna gründen, wenn sie volle Bedeutung haben sollen: auf das Grauen vor dem Tode insbesondere, das das junge Wesen da und dort beschleichen muß: denn je näher das Ziel kommt, desto näher rückt auch die Vernichtung ihres leiblichen Daseins. — Unmittelbar darauf unterliegt die Jungfrau unzweifelhaft, wenn auch nur für einen Augenblick, einer Regung des Egoismus: sie „sieht“[4]), d. h. Lionel ist ihr nicht mehr der Feind, sondern nur

---

1) So Fielitz, Studien zu Schillers Dramen, S. 81/82 und 93.

2) Auch Gaudig sagt, sie sei im 2. Akt das willenlose Organ Gottes.

3) Wer gedenkt hier nicht der Worte des Vaterunsers: „Und führe uns nicht in Versuchung!“

4) IV, 1: „Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schild.“

noch der Mann, in dessen Augen, in dessen Zügen seine schöne, große Seele gerade in dem Augenblick der Todesfassung so recht ergreifend sich spiegelt. Die Kriegerin Gottes wird zum Weib: Johanna vermag Lionel nicht zu töten, lieber stürbe sie selbst. So vergißt sie Gelübde und Vaterland und schont den gefährlichsten Feind, den Frankreich jetzt noch hat. Es ist eine Regung des Egoismus; denn sie will den erhalten, dem ihre Seele gehört. Und doch, wie sieghaft ringt sich auch in diesem Augenblick der Schuld die Selbstlosigkeit ihres Wesens empor! Sie will Lionel retten, aber nicht, um ihn zu besitzen: „mit Entsetzen"[1]) nur hört sie seine Aufforderung, ihm zu folgen, und niemals mehr soll er sie wiedersehen.

Bevor sie jedoch voll und ganz zu ihrem Opferleben zurückkehrt, ficht sie einen jener innern Kämpfe aus, deren Vorhandensein wir schon im ersten Teile vermuten mußten und fanden, wenn sie auch leichter überstanden wurden. Hier sehen wir ihn in der 1. Szene des 4. Aufzugs durch die vier letzten Strophen in seiner ganzen Schärfe gekennzeichnet, wenn sie wünscht, die hohe Himmelskönigin möchte ihr nie erschienen sein, um ihr diesen furchtbaren Beruf aufzuladen, dem nur unsterbliche, reine Geister gewachsen seien, nicht aber die zarte Jungfrau, die schuldlos ihre Lämmer geweidet habe, bis sie ohne ihre eigne Wahl ins Leben gerissen worden sei, um dort schuldig zu werden.

Auch dieser Kampf aber entscheidet sich siegreich für Johanna: sie verharrt nicht in der Auflehnung gegen den Himmel, sondern kehrt ihren ganzen starken Willen wieder dem alten Ziele, der Befreiung ihres Vaterlandes, zu. Schweigend nimmt sie von jetzt an alles auf sich, die Anklage des Vaters, die Zweifel der Ihrigen, Verbannung und Verlassenheit. So gewinnt sie in der Tat den Frieden wieder und ist stark genug, auch die letzte Anwandlung der Schwäche und Angst, die sie vor dem Zusammentreffen mit Lionel befällt, zu überwinden und alles aufzugeben, was an Vorteil dieser ihr bieten könnte.[2]) Und warum gibt sie es auf? Um ihren König, ihr Vaterland zu retten, sei es auch mit der Hingabe des eignen Lebens. Denn während sie bisher über ihr Geschick sich nicht ganz bestimmt hat aussprechen können[3]), weiß sie jetzt, daß sie im nächsten Kampfe den Tod finden wird. V, 10 sagt sie zu Fastolf: „Mein Volk wird siegen, und ich werde sterben." — Aber sie opfert sich freudig. „Es ist der letzte Kampf! Den einen Sieg noch,

1) So die Bühnenanweisung.

2) Trefflich ist Gaudigs Auseinandersetzung über die Lage Johannas gerade in diesem Augenblicke. (Zu V, 9 u. 10.)

3) Vergl. Otto a. a. O. S. 261/263.

und der Feind liegt nieder!“ ruft sie V, 11[1]), und bald ist ihr doppeltes Wort wahr geworden.

So ist denn in der Tat in Johanna der selbstlose Opfersinn in solchem Maße ausgeprägt, daß unsre Behauptung, man habe in ihm die Blüte und Vollendung aller andern Eigenschaften zu sehen, wohl berechtigt erscheint.

Unsre Darlegungen wären aber nicht vollständig, wenn wir nicht zur Ergänzung einen Punkt beizögen, der auch von andern bemerkt und verwendet worden ist.

Jedem, der das Drama mit Aufmerksamkeit liest, muß es auffallen, daß der Dichter gar nicht müde wird, uns auf das Kindliche im Wesen Johannas aufmerksam zu machen. Und doch besteht zwischen dieser Eigenschaft und ihrer kriegerischen Tätigkeit ein anscheinend vollendeter, ganz unvereinbarer Gegensatz. Es muß also Schiller den allergrößten Wert gerade auf jene Vereinigung gelegt haben. Warum dies? Bellermann führt den kindlichen Zug in ihr unter den Beweisen an, die zeigen sollen, daß Johannas Gemüt echt weiblich, also liebenswert und liebeweckend sei. Wohl, es mag dies gelten für Fälle, wo sie echt weibliche Tätigkeit entfalten kann, wie bei den Versöhnungen; wie aber ist es, wenn sie im Begriff ist, „alles Lebende zu töten“, wenn sie also eine Tätigkeit ausübt, die nichts weniger als weiblich genannt werden kann? Und doch sagt Montg. II, 7: „... Dein Blick ist sanft, ... es zieht das Herz mich zu der lieblichen Gestalt.“ — Ebensowenig kann es sich beim Tode Johannas um Kennzeichnung echt weiblichen Wesens handeln, wenn Burgund V, 14 sagt: „Seht, wie sie daliegt, schmerzlos und ruhig wie ein schlafend Kind.“ Diese Erwägung führt uns darauf, daß das Merkmal der Kindlichkeit keine wesentliche, sondern nur zufällige Eigenschaft des Weibes ist, daß sie aber als ein wesentlicher Zug aller derjenigen, seien es Frauen oder Männer, angesehen werden muß, die sich selbstlos für andre mühen, für andre opfern.[2]) Hier tritt uns das kindliche Wesen als untrennbare Begleiterscheinung der Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit entgegen. Wenn deshalb der Dichter jenen Gegensatz des kriegerischen Heldentums und der unberührten Kindlichkeit nicht

---

1) Diese Worte, unmittelbar vor ihrem Ende gesprochen, sind zugleich die bündigste Widerlegung der ebenfalls von dem Weimarer Gymnasialdirektor Böttiger herstammenden Ansicht, es mache sich Johanna einer Überhebung schuldig, wenn sie in der Szene mit dem schwarzen Ritter ihre Aufgabe nicht mit der Krönung Karls, sondern erst mit der Niederwerfung Englands beendet sehe.

2) Dabei soll indes nicht geleugnet werden, daß in Hinsicht auf diese Tugend die Frau dem Manne vielleicht überlegen ist, wie ein Blick auf die in der Aufopferung unerschöpfliche Mutterliebe lehren kann.

nur nicht scheute, sondern geradezu hervorhob, so konnte er dies nur, wenn er in Johannas Person den selbstlosen Opfersinn sich verkörpert dachte. So kommen wir auch von dieser Seite aus auf den Kern unsrer Ausführungen über die Jungfrau zurück, und wir glauben unsre Darlegungen nicht besser schließen zu können, als mit dem Hinweis darauf, daß gerade mit der Einführung und fortwährenden Betonung des besprochenen Gegensatzes Schillers psychologischer und dramatischer Scharfblick sich glänzend bewährt. Diese Vereinigung macht das Bild der Heldin zu einem ausgesprochen eigenartigen, zu einem Bilde, das uns anmutet und unwiderstehlich ergreift, derart daß man kaum fehlgehen dürfte, wenn man behauptete, es beruhe die Kraft, mit der Johannas Persönlichkeit auch heute noch jedes unverdorbene Gemüt fesselt, fast nur auf der Verschmelzung jener anscheinend unvereinbaren Gegensätze, die, wie wir gesehen haben, ihren gemeinsamen Grund in Johannas selbstlosem Opfermut haben.

Das Tragische in der Jungfrau von Orleans.

Schiller war sich wohl bewußt, daß er eine Tragödie besonderer Art schreiben werde, als er sich mit der Jungfrau von Orleans beschäftigte. Am 26. Juli 1800 bemerkt er in einem Brief an Goethe, man müsse es wagen, bei einem neuen Stoff die Form neu zu erfinden, und sich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten. Zwei Tage später schreibt er an Körner, die Idee des Trauerspiels müsse immer beweglich und werdend sein.

Daraus geht die Notwendigkeit hervor zu prüfen, worin die Besonderheit dieser Tragödie besteht. Die Frage lautet somit: Findet sich in ihr eine tragische Schuld, und wenn nicht, worauf beruht die Tragik in diesem Stücke?

Es gibt Erklärer, die überhaupt keine Schuld an Johanna finden, so Ganz im Jahrgang 1889 dieser Zeitschrift, so Beckhaus und Bulthaupt. Wohl mit Unrecht. Denn wenn man auch in dem blitzartigen Aufflammen der Liebe keine Verschuldung erblicken kann, so wird es anders im weiteren Verlauf der Dinge. Man bedenke nur: Montgomery gegenüber ist Johanna von Mitleid bewegt, für Lionel empfindet sie Liebe. Jenes Gefühl ist für sie keine Sünde[1]), die Hingabe an die Liebe aber ist ihr schlechthin verboten. Was jedoch tut sie? Dort gibt sie dem erlaubten Gefühle keine Folge und tötet den harmlosen Walliser; hier schenkt sie unter dem Einfluß der Liebe, die ihr nicht gestattet ist, einem englischen Feldherrn das Leben. Diese Vergleichung zeigt, daß eine

1) Vergl. ihre eignen Worte IV, 1: „Ist Mitleid Sünde?"

Schuld im objektiven Sinne vorhanden ist; und daß sie auch subjektiv nicht fehlt, beweisen Johannas Worte und Taten in den zwei letzten Aufzügen deutlich genug.

Die Schuld ist aber keine tragische. Denn sie führt nicht zum Tode der Heldin; diese ist vielmehr schon vor ihrem Ende mit dem Himmel völlig wieder ausgesöhnt. Von einer unmittelbaren Verbindung zwischen Schuld und Tod ist also keine Rede. Deshalb können wir auch Gaudig nicht folgen, wenn er meint, die Tragik der Jungfrau von Orleans bewege sich um Schuld und Sühne, und ebensowenig Bellermann — der wie Gaudig in der Lionelszene das tragische Ziel der Handlung sieht, — wenn er es versucht, einen wenigstens mittelbaren Zusammenhang herzustellen.[1]) Denn es wird hier mit Annahmen vorgegangen, die doch gegen die eine Tatsache nicht aufkommen können, daß die Heldin von aller Schuld frei ist und sich frei fühlt, als der Tod sie ereilt.[2])

Warum aber hat Schiller eine Schuld eingeführt, wenn er sie nicht zur tragisch wirkenden machen wollte? Die Erklärung liegt unsres Erachtens in den Ausführungen, die wir zu Johannas Persönlichkeit gegeben haben. Wir erkannten dort, daß die Sachlage, wie sie bei ihrem Eintritt ins öffentliche Leben sich darstellt, mit zwingender Notwendigkeit zu inneren Kämpfen führen müsse, und wir sahen solche auch, wenngleich nur vorübergehend, auftauchen. Der Dramatiker konnte sie, wollte er nicht gegen das Wesen des Dramas, das vorwärts drängt, verstoßen, nicht alle gleichmäßig ausmalen; anderseits aber durfte er auch nicht ganz auf die Entwicklung eines Kampfes verzichten, da äußerer und innerer Kampf ebenfalls zum Wesen der dramatischen Dichtung gehören. So gestaltete er denn das Ringen des Weibes zwischen Liebe und Entsagung zu einem ergreifenden Seelengemälde. In diesem Kampfe jedoch durfte Johanna nicht untergehen, sondern mußte siegen. Dies war eine Forderung, die, wie wir ebenfalls oben gesehen, in den Absichten des Dichters, in seinem Gegensatz zur allgemein verbreiteten Ansicht über die Jungfrau begründet lag. Das mag auch für ihn der Grund gewesen sein, die Sühne nicht erst mit ihrem Tode abzuschließen, sondern schon vorher; denn ihr Sieg war um so herrlicher, je mehr sie ihn aus sich selbst heraus, aus eigner Kraft und noch mitten im Leben stehend errang.

Haben wir gefunden, daß zwar eine Schuld vorhanden ist, aber keine tragische, so bleibt noch zu erörtern, worin wohl die Tragik bei diesem Stücke zu suchen ist.

---

1) S. 279 flg.

2) Vergl. auch die Fußnote am Ende dieses Abschnittes.

Gaudig sagt S. 195, unser Drama gewinne erst im dritten Aufzuge tragischen Charakter. Jeder Versuch, aus dem Früheren tragische Stimmung herauszufühlen, mißglücke. Nirgends werde das Tragische in Sicht gestellt, es sei plötzlich da. Bei dieser Annahme wird eines völlig außer acht gelassen, die Aussicht auf den Tod der Heldin; und doch spricht man ohne tödlichen Ausgang kaum von einem tragischen Eindruck.[1]) Jene Aussicht aber tritt uns schon im Anfang des Stückes entgegen, ein Umstand, auf den Düntzer bei Besprechung der Montgomeryszene aufmerksam macht.

„Schon im Prolog sagte Johanna, sie werde nicht wiederkehren. Schiller läßt sie hier[2]) ihren von ihm erfundenen Tod in der Schlacht ahnen. . . . Diese rührende Vorhersagung wirft einen tragischen Schatten über ihr Geschick." Düntzer nützt diese von ihm selbst gemachte Bemerkung übrigens nicht aus, er ist ein Vertreter der oben besprochenen Überhebungstheorie. Wir unserseits zögern nicht, jene Beobachtung zu der unsrigen zu machen, obgleich wir es fast bedauern möchten, daß dem so ist, da in der Tat in dieser Vorausbestimmung des Todes ein antikisierender Zug enthalten ist, während Bellermann einen solchen in Abrede stellt. Immerhin aber ist ihr Tod keine willkürliche Bestimmung Gottes, sondern beruht auf einem Vertrag zwischen diesem und Johanna selbst. Sobald wir nun wissen und stets vor Augen haben, daß sie dem Tode geweiht ist, schauen wir sie mit ganz andern Augen, ganz andrer Teilnahme an, als ohne das.[3]) Es bewahrheitet sich auch hier Lessings Urteil[4]): „Unser Anteil wird um so lebhafter und stärker sein, je länger und zuverlässiger wir es (sc. was die Helden treffen muß) vorausgesehen haben."

Aber nicht nur wir werden von jenem Gedanken beeinflußt: auch Johanna unterliegt seiner Wirkung, und es breitet das Bewußtsein des nahen Todes einen Schleier wehmütiger Stimmung über ihre Worte und Taten, nicht einmal im Kampfgewühl sie ganz verlassend. So sagt auch Bulthaupt ganz treffend von ihr: „Alles um sie ist glücklich, nur sie nicht. Ihr Glück ist nicht von dieser Erde. Sie trägt das irdische Band schwer atmend wie eine Kette."

Mitleid im reichsten Maße fast überall und Furcht gegenüber ihren Seelenkämpfen sind somit die Gefühle, mit denen wir die Geschicke der

---

1) Bellermann 1. Tl., S. 22/23, wo auch noch eines scheinbaren Ausnahmefalls gedacht wird.

2) d. h. in der Montgomeryszene.

3) So z. B. wird unsre Auffassung von ihrem Verhalten bei der Adelung eine ganz andre sein als bei Düntzer u. a.

4) Hamb. Dram. 48.

Gesendeten begleiten. Und wen übermannt nicht ein tiefes Mitleid, wenn diese Heldin mit dem Kindergemüt, die stark und treu alles für König und Vaterland geopfert hat, gerade in dem Augenblicke in die Arme des Todes sinkt, wo ihr Werk herrlich vollendet ist, wo sie den inneren Frieden und die Liebe der Ihrigen wieder gewonnen hat![1])

So scheint mir denn unsre Betrachtung zu ergeben, daß der Tod Johannas zwar nicht die Folge ihrer Schuld ist, dennoch aber die Grundlage der tragischen Wirkung des Stückes bildet, insofern als die Aussicht auf sein unfehlbares und baldiges Eintreten, wie sein Eintritt selbst, geeignet ist, die Begleitgefühle des Tragischen, Mitleid und Furcht, in der erforderlichen Weise zu wecken.

Der Bau des Dramas.

Das Urteil über den Bau unsrer Tragödie wird nicht nur durch die Theorie beeinflußt, sondern auch durch die Auffassung der alles beherrschenden Persönlichkeit Johannas.

Wer wie Gaudig[2]) davon überzeugt ist, daß es „zumeist ein ganz vergebliches Bemühen ist, in den Dramen unsrer Klassiker die von Freytag aufgestellten Gesetze wiederzuerkennen", wird zu andern Aufstellungen kommen, als derjenige, der in jener „Technik des Dramas" eine wesentliche Stütze erblickt, um in die verständnisvolle Würdigung der Dichterarbeit einzudringen. Anderseits wird derjenige ein andres Ergebnis haben, der in unsrer Heldin sich den Hochmut oder die Sinnlichkeit entwickeln sieht, wie ein Blick auf Veit Valentins und Unbescheids Schemata lehrt.[3])

Schiller selbst machte die Gruppierung des Stoffes anfangs große Schwierigkeiten. In dem schon erwähnten Brief an Goethe vom 26. Juli 1800 beklagt er, daß er über das Schema seiner Tragödie immer noch nicht in Ordnung sei, und sagt später, man müsse es wagen, bei einem neuen Stoff die Form neu zu erfinden. In seinem

---

1) Bellermann legt dar, ein Weiterleben Johannas sei schwer vorstellbar: fremd und unbegriffen würde sie sowohl unter den Großen und Mächtigen stehen, als auch unter den Landleuten. Auch könnte sie später Schuld und Verhalten in Reims nicht aufklären. Wir glauben, daß sich noch ein Mittelding sehr wohl denken läßt: Johanna im Kloster, an der Spitze eines solchen Gemeinwesens, verehrt von Hohen und Niedrigen, durch Wohltaten ein Friedensengel dem Volke, dem sie im Kriege als Heldin vorangeschritten war. Ihre Schuld aber zu nennen und ihr Verhalten in Reims zu erklären braucht sie nicht. Wer die Worte des Erzbischofs am Ende von V, 7 berücksichtigt, wird dies zugeben.

2) Vorbemerkung zum 5. Band von Fricks Wegweiser.

3) V. Valentin in der Einführung zu seiner Ausgabe in Ehlermanns Verlag. Unbescheid a. a. O. S. 154.

Briefe an Körner (28. Juli) bemerkt er, die Zahl der Bogen werde zwar kleiner sein, als die der Maria Stuart, aber die dramatische Handlung der Jungfrau von Orleans habe einen größeren Umfang und bewege sich mit größerer Kühnheit und Freiheit. Jeder Stoff wolle seine eigne Form, und die Kunst bestehe darin, die ihm anpassende zu finden.

In diesen Äußerungen tritt uns also zweimal der Gedanke entgegen, daß es sich hier um einen ganz neuartigen Stoff handle, dessen Gestaltung für den Dramatiker eben deswegen besonders schwierig sei. — Vielleicht gehen wir nicht fehl, wenn wir annehmen, daß Schiller hierbei auch an die Heranziehung der Wunderwelt gedacht habe, ein Umstand, der allerdings etwas Neuartiges war, auf dessen Verwendung jedoch der feinfühlige Historiker und Dichter nicht verzichten konnte, wenn er Johannas Persönlichkeit nicht eines unterscheidenden Merkmals ihres Wesens berauben wollte.

In der Tat hat er, der doch „ein starker Freigeist war und ohne mystische Regung"[1]), das Wunderbare nicht nur, soweit es überliefert war, benutzt, sondern es bekanntlich noch weiter ausgestaltet, indem er die Kenntnis des Todes Salisburys, die Weissagungen über die Zukunft der Länder, die Erscheinung des schwarzen Ritters, den Donner in der Anklageszene, das Zerbrechen der Ketten, die Verklärung am Schlusse aus eigner Erfindung hinzutat. Bemerkenswert ist hierbei, daß alle diese Weiterungen sich weniger auf eine Ausmalung des Charakters Johannas, als auf die Gestaltung der Handlung und die theatralische Wirkung beziehen. Denn die beiden ersten sind geeignet, auf die jeweilige Umgebung der Seherin tiefen Eindruck zu machen und ihr die Herrschaft über Geister und Herzen zu sichern; die vier letzten gehen auf Erhöhung der eigentlichen Bühnenwirkung aus, haben also die Zuschauer im Auge. Unsre Auffassung wird durch eine Bemerkung bestätigt, die Schiller in einem Briefe vom 3. April 1801 an Goethe macht: „Der Schluß des vorletzten Akts ist sehr theatralisch, und der donnernde Deus ex machina wird seine Wirkung nicht verfehlen."

Nehmen wir hierzu die Erwägung, daß die wunderbare Art Johannas sich überhaupt vorwiegend in äußeren Erfolgen zeigen muß, und daß der Mangel solcher, ja das Gegenteil von Erfolg eintritt, wo die Wunderkraft sie im Stich läßt, während anderseits anzuerkennen ist und wohl auch allgemein anerkannt wird, daß die innere, die psychologische Entwicklung, eine natürliche ist und lückenlos vor sich geht, so ergibt sich, wie uns scheint, unzweifelhaft ein Doppeltes: erstlich mußte

1) Bulthaupt S. 366.

die künstlerische Vereinigung der vom Wunder so stark beeinflußten äußeren Ereignisse mit den inneren des seelischen Prozesses dem Dichter in der Tat große Schwierigkeiten bereiten; zweitens ist es für uns, um mit den Schülern einen Einblick in den Bau der Tragödie zu gewinnen, fast unerläßlich, jene Vereinigung zu lösen und die Entwicklung der äußeren und inneren Handlung getrennt darzustellen. Ist dies geschehen, so ist es eine ebenso leichte als lohnende Aufgabe, die Zusammenhänge herauszufinden und sich ein Gesamtbild zu schaffen. — Schon aus dem eben Dargelegten ergibt sich als wahrscheinlich, daß jene beiden Entwicklungen keineswegs gleichen Schritt einzuhalten brauchen, derart, daß etwa jeder Stufe der äußern Handlung genau eine innere entspräche.[1]) Dies wird aber auch durch die Betrachtung im einzelnen bestätigt und zwar gerade in Hauptpunkten des Baues. So liegt das erregende Moment der inneren Handlung schon vor den Ereignissen des Prologs: es ist in den Erscheinungen und dem diese abschließenden Vertrag zu sehen; denn es können daraus Seelenkämpfe sofort entstehen und werden über kurz oder lang sicher einsetzen. Dagegen liegt der erregende Punkt für die äußere Handlung innerhalb des Prologes selbst: es ist die Überbringung des Helmes durch Bertrand. Wollten wir hieran zweifeln, so müßten uns Johannas eigne Worte überzeugen:

> Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen,
> Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm,
> Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen,
> Und mich durchflammt der Mut der Cherubim;
> Ins Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
> Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm ....

Auch zum Höhenpunkt eilt die innere Handlung voraus: sie erreicht ihn in der Lionelszene, während die äußere Handlung erst in der Krönungsfeier dahin gelangt. Dort zeigt als sogenanntes tragisches Moment die in Johanna plötzlich aufflammende Liebe, hier die ebenso plötzlich hervortretende Anklage durch den Vater den Beginn der Umkehr an. In der Katastrophe dagegen erscheinen beide Handlungen vereinigt. Denn der Tod der Jungfrau ist für ihr opfervolles irdisches Dasein das letzte und größte Opfer, für ihr seelisches Leben mit dessen Opferwilligkeit die vollendende Verklärung gemäß Johannas eignem Wort: „Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude.“ —

Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir zu einer kurzen Entwicklung beider Handlungen über. Für die Exposition der inneren Handlung würde das, was im Prolog enthalten ist, fast genügen; doch gibt Johannas

1) Anders Unbescheid a. a. O., bes. S. 59.

Erzählung in I, 10 eine nicht unwichtige Ergänzung, das einzelne ihrer Berufung.

An das erregende Moment, die Erscheinungen mit dem Vertragsschluß, fügen sich als Steigerung die von uns in dem Abschnitt über die Persönlichkeit der Heldin gekennzeichneten Stufen siegreicher Seelenkämpfe an. In der Höhenpunktszene selbst tritt auch schon, wie oben gezeigt, die Umkehr ein. Die fallende Handlung bringt zuerst einen kurze Zeit währenden Kampf zwischen Reue und Auflehnung gegen Gott, bis jene siegt und Johanna in altem Opfersinn alles voll Ergebung auf sich nimmt: Anklage, Verbannung und Verlassenheit. Einen wichtigen Fortschritt der fallenden Handlung bedeuten deshalb in der weiteren Folge ihre Worte V, 4: „In mir ist Friede." Wie ein Sonnenstrahl aus dunkler Wetternacht taucht hier der Gedanke der Versöhnung mit Gott, der Ausdruck des inneren Ausgleichs hervor. Aber erst nachdem sie V, 9 zu Lionel das Wort hat sprechen können: „Du bist der Feind mir, der verhaßte, meines Volkes, nichts kann gemein sein zwischen dir und mir", erst dann flutet die volle Sonne der Gnade über sie herab und umleuchtet sie bis zu ihrem seligen Ende.

Die Exposition der äußeren Handlung ruht ebenfalls im Prologe, bedarf jedoch notwendig der genaueren Einzelheiten, die der erste Aufzug zur Kennzeichnung der verzweifelten Lage Frankreichs bringt. Die lebhaft bewegte Handlung aber nimmt, wie oben dargelegt, ihren Ausgang von dem Augenblick, wo Johanna in den Besitz des Helmes gelangt. Sofort macht sie sich auf, um Frankreich zu helfen. Daher schließen sich in steigender Handlung ihre Erfolge an, die bis zur Höhe, der Krönungsfeier, führen. Zunächst gehört hierher der Sieg bei Vermanton (in unsichtbarer Handlung), der zugleich den Bastard zurückführt und der Jungfrau die Anerkennung durch die weltliche und geistliche Macht bringt. Es folgt [nach der ebenfalls in unsichtbarer Handlung erreichten Entsetzung von Orleans] der Sieg nahe bei Orleans und bringt dem Dauphin den Herzog von Burgund zurück.[1]) Daran schließt sich der Erfolg vor den Toren von Reims, der den gefährlichsten Gegner, Talbot, beseitigt und die Stadt öffnet. Der Höhenpunkt, die Krönungsfeier

1) Vilmar nennt die Szene, wo Johanna den Herzog rührt und gewinnt, eine wunderliche Explikation. Bulthaupt findet sie in Gedanken wundervoll ergreifend, in der Darstellung nicht faßbar und wirklich. Uns will es scheinen, als wäre Schiller durch das Studium Shakespeares auf diese Szene gekommen. Der englische Dramatiker war der erste, der die geschichtlich 1435 stattfindende Aussöhnung in Johannas Zeit verlegte und durch diese selbst herbeiführen ließ, König Heinrich VI., 1. Tl., III, 3. Der Ton der ganzen Szene ist recht gewöhnlich. Sollte da unser Dichter nicht auf den Gedanken gekommen sein, ein Gegenstück zu schaffen? Und wie sehr ist ihm dies gelungen!

mit ihrer fast abgöttischen Verehrung für die Heldin, ist unmittelbar gefolgt von der Umkehr, wie schon gezeigt. Die fallende Handlung endlich bringt für Johanna Verstoßung, Verlassenheit und Gefangennahme, für Frankreich aber einen Wechsel des Kriegsglücks und erneuten inneren Zwist. Ein Wandel tritt erst mit Johannas alles endgültig entscheidendem, für sie selbst aber todbringendem Siege ein.

Dies die beiden Handlungen.

Man gestatte uns noch eine Bemerkung über das Spiel und Gegenspiel. Wenn man gesagt hat, es sei kein Gegenspiel vorhanden, so scheint uns dies nicht ganz zuzutreffen. In der äußeren Handlung stehen zuerst Johanna (mit den Franzosen) und die Engländer (mit Isabeau und Burgund) einander gegenüber, später hat Johanna mit der Gegnerschaft der Ihrigen und der Engländer zu kämpfen. Während die Handlung in der Steigerung von ihr geführt worden ist, liegt im Fallen die Leitung in der Hand des genannten Gegenspiels. Abweichendes von der gewöhnlichen Art zeigt sich freilich bei der inneren Handlung. Es kommen hier die zwei Vertragschließenden in Betracht, Gott[1]) und Johanna. Bis zum Höhenpunkt ist es mehr jener, der die Handlung leitet, während die Jungfrau diese in der Folge zu führen hat, nachdem sie, in die Schuld verfallen, auf sich selbst gestellt worden ist.[2])

* * *

Damit sind wir am Schlusse unsrer Darlegungen angelangt, und es erübrigt noch, das Hauptergebnis derselben, wie es von dem gewählten Standpunkte aus gewonnen worden ist, in einigen Sätzen anzufügen, etwa folgendermaßen:

1. In Johannas Charakter ist der begeisterungsvolle Opfermut der dramatisch wichtigste Zug. Er muß also auch bei der Besprechung in den Mittelpunkt der Erwägungen gestellt werden.

2. Eine Schuld ist vorhanden, aber keine tragische. Die gleich im Anfang gegebene Aussicht aber auf den Tod der Heldin und zuletzt dieser selbst breiten eine tragische Stimmung über das ganze Drama aus.

---

1) Vergl. die Braut von Messina, wo das Schicksal als Gegenspiel zu denken ist.

2) Mit dieser Auffassung stimmt eine Äußerung Schillers in dem schon erwähnten Brief an Goethe (3. April 1801) überein: „Von meinem letzten Akt auguriere ich viel Gutes, er erklärt den ersten, und so beißt sich die Schlange in den Schwanz. Weil meine Heldin darin auf sich allein steht und im Unglück von den Göttern deseriert ist, so zeigt sich ihre Selbständigkeit und ihr Charakteranspruch auf die Prophetenrolle deutlicher." Für die richtige Beurteilung sei noch auf die Verwendung des Komparativs am Schlusse aufmerksam gemacht.

3. Zur Erläuterung des Baues der Tragödie empfiehlt sich eine gesonderte Entwicklung der äußeren und inneren Handlung mit nachfolgender Zusammenstellung beider.

Wem gebührt das unbestrittene Verdienst der ersten christlich-deutschen Kulturarbeit in der Gegend südlich von Leipzig?

Von **Robert Jahn** in Leipzig.

Denken wir acht Jahrhunderte bis 1101 zurück, also in eine Zeit, in der die heidnische Slawenbevölkerung der hiesigen wald- und sumpfreichen Gegend durch andauernde Stammeskämpfe vorher stark dezimiert worden war. Wir begleiten im Geiste den mächtigen Grafen Wiprecht den Älteren von seiner Burg Groitzsch und seinem Hauskloster Pegau auf einer Reise bis zur Königl. Abtei Corvei. Hier erwirkte er durch Vorschlag des dortigen Abtes Marquard die Wahl des geistig gewandten, religiös strengen und wirtschaftlich tüchtigen Mönchs Windolf zum neuen Abte des Pegauer Benediktinerklosters. Einige Brüder, auch der Prior Ludiger, wurden dem neuen Abte zur Unterstützung beigesellt. Als Geschenk aus Corvei stiftete Abt Windolf der Pegauer Klosterbibliothek folgende Bücher: ein Antiphonar, d. i. eine Sammlung der üblichen Wechselgesänge im Gottesdienste, ferner das Graduale, das sind Text und Noten für den Priestergesang, der von den Altarstufen aus während der Messe zwischen dem Gloria und Credo gesungen wird, ein Meßbuch und die Regel, d. i. die Ordensvorschrift der Benediktiner. Er brachte aber noch mehr mit, seine ganze Wissenschaft und enthaltsame, pflichteifrige Vorbildlichkeit. In Pegau fand Abt Windolf Gelegenheit, sein organisatorisches Talent durch rastlose wirtschaftliche und geistige Tätigkeit zu beweisen. Als einflußreicher Herrscher in seinem Gebiete schlug er eigne Münzen und eroberte das dem Kloster geschenkte Gebiet — mit dem Pfluge. Er erkannte aus den bescheidenen Einrichtungen des Klosters und dem noch wilden, unsauberen, unkultivierten Orte den Kleinmut seines Vorgängers Bero. Die früheren Gebäude wurden sofort beseitigt, würdigere aufgebaut, unschöne, sumpfige Stellen ausgefüllt, geebnet und von Unrat und Dornengestrüpp gesäubert, Wälder und Gebüsche ausgerodet, Äcker weiter ausgedehnt, durch tägliche Arbeit eine hinter Wällen und Gräben geschützt liegende Erderhöhung abgetragen und in einen recht erträglichen Obst- und Gemüsegarten verwandelt, also Fruchtbäume

veredelt und Küchengewächse eingeführt, alles erweitert, vergrößert, dem Gotteshause das Gepräge der Schönheit verliehen und die Zahl der Brüder auf 40 erhöht.

Windolfs Kulturarbeit ging auch über die Klostermauern hinaus. Drei Stunden ostwärts von Pegau ließ er am Wyrha-Ufer nicht weit von Borna die Gebüsche vollständig ausroden, den dichten Wald lichten, Äcker weiter ausdehnen und ein Gotteshaus dort errichten. Noch heute heißt jener alte Kulturplatz zu Ehren des berühmten Abtes Windolf „Abtsdorf". Ferner erbaute er unmittelbar an Pegau angrenzend das Dorf Wolftitz und erhöhte das jährliche Einkommen daraus auf ein Talent. Ebenso machte er einen Ort westlich von Wolftitz urbar, der für die Bedürfnisse der Brüder acht Solidi einbrachte.

Diese planmäßige Kulturarbeit des Abtes Windolf für Wiprechts Hauskloster wurde von dem Grafen anerkannt, eifrig unterstützt, ja von Wiprecht für seinen ganzen Groitzscher Burgward zwischen Schnauder und Wyrha, sogar darüber hinaus bis zur Mulde in der Richtung Groitzsch — Pegau, Borna, Lausigk, Colditz erstrebt. Denn im Jahre 1104 ließ Wiprecht ein neues Stück Land im Merseburger Sprengel durch Ansiedler aus Lengefeld in Franken urbar machen, von diesen erblich bewohnen und die Dörfer nach dem jeweiligen Kolonisten benennen. Die einwandernden Franken kamen nicht leer. Voran zogen ihre Herden; die schweren Ochsenwagen waren mit Räderpflug und Rodeaxt, mit Samen und Geräten beladen. Die jungen Herzen schwellte der Mut; der Blick war voll Siegeshoffnung einer neuen Heimat zugekehrt, wo unermeßliche Wälder der Rodung, Sümpfe der Austrocknung, die Brache des Pfluges harrten. Es galt in der von Wenden spärlich besäten und gar nicht kultivierten Waldwüste in hiesiger Gegend ein Neuland auf friedlichem Wege zu erobern, in das sie vom Grafen Wiprecht gerufen wurden. Sie sollten dort als freie Bauern, als neuer Bauernstand, der schon zur Landwirtschaft das Handwerk fügte, ein neues Dasein beginnen. Vielleicht erklang damals zuerst jenes unsterbliche Lied der deutschen Siedler und Kulturträger:

Nach Ostland wollen wir reiten;
Ins Ostland ziehen wir ein
All' über die grüne Heide,
Frisch über die Heide,
Da ist ein besser Sein.

Als wir nach Ostland kamen
Ins hohe Haus hinein,
Wohin man uns gerufen
Frisch über die Heide,
Hieß man willkommen uns sein.

Die Kolonisten suchten im Walde die Lichtungen oder erzeugten solche und legten die Siedlungen zuerst im Waldesdunkel an, bis sie durch Wege verbunden wurden. Auch durch die sich ausdehnenden Feldmarken wurde immer mehr Zugang geschaffen. Die lichten Wälder wurden

früher urbar gemacht als die dichten Waldungen. Schließlich lagen die Waldreste zerstreut zwischen den Acker- und Wiesenflächen, die nun das Übergewicht erlangten. So zeigt noch heute unsre Gegend in der Verteilung der Waldreste diesen Ursprung ihrer Dörfer. (Hardt bei Zwenkau — Forst bei Lucka — Ratswald bei Borna — Colditzer Wald.) Es ist von Wert für die Auffassung der ältesten Geschichte eines Waldgebiets, in dem sich heute ein wichtiges Kulturgebiet ausbreitet, daß man in ihm nicht einen menschenleeren, menschenfeindlichen Landstrich sehe. Man muß sich immer erinnern, daß der Wald auch Schutz und Nahrung gewährte. In den Ortsnamen finden wir noch Belege für die Neugründung von Ansiedlungen auf frisch gerodetem Boden mitten im Walde: Weideroda, Blumroda, Käferhain, Falkenhain, Espenhain, Tautenhain, Wickershain, Ober- und Niederfrankenhain.

Da und dort gab es auch hohle Flächen, auf denen das Wasser den Boden durchtränkte und zum Sumpfe umgestaltete. Solche Sümpfe prägten manchen Strecken unsres Gebiets den Stempel der Unbewohnbarkeit auf. Aber die Becken waren seicht und konnten darum leicht ausgetrocknet und dem Anbau und der Bewohnung gewonnen werden, um Ackerland zu erhalten, das den Wert der Bodenfläche vermehrte. So entstanden denn durch die Kolonisten des Grafen Wiprecht folgende Dörfer zwischen den Flüssen Schnauder und Wyhra: Scazlausdorf, Ottendorf, Scadorf, Monichoroth, Suversdorf, Zulanesdorf, Belanesdorf, Milanisdorf, Drogisdorf, Scazindorf, Wadisdorf, Wiseska, Everhardisdorf, Moisdorf, Sescuice, Kozowo.

Graf Wiprecht gründete ferner 1104 für die von seinem Hauskloster Pegau und seinem Burgorte Groitzsch entfernt liegenden Güterkomplexe zunächst als Institut mehr wirtschaftlichen als religiösen Charakters eine cellula, ein Kloster in Lausigk, das dem Pegauer Mutterkloster unterstand. Der Merseburger Bischof gab ein Privileg, daß außer Lausigk die Zehnten der neugegründeten 16 und noch zu gründenden andern Dörfer zwischen Wyhra und Schnauder im Burgward Groitzsch dem Pegauer Kloster gehören sollen. Fassen wir kurz zusammen:

Graf Wiprecht hat das große, unbestrittene Verdienst, daß er zuerst vor 800 Jahren seinen Burgward Groitzsch durch Gründung der Klöster Pegau (1096) und Lausigk (1104) zum Kulturmittelpunkte für die Leipziger Gegend und durch Gründung vieler deutscher Dörfer zum Ausgangspunkte der christlich-deutschen Kolonisation für unser heutiges Vaterland gemacht hat.

Inwiefern war es nun Wiprechts großer Persönlichkeit möglich, in jener Zeit für die hiesige Gegend der Träger jenes bedeutenden historischen Geschehens zu werden?

„Nicht die große Person allein regiert die Geschichte, sondern ebenso auch der Zustand.“ Darum spitzt sich unsre weitere Behandlung der Frage zu: Welches ist das Verhältnis der beiden Elemente des geschichtlichen Geschehens jener Zeit zueinander? Oder, da es sich um Kraftäußerungen in der Geschichte handelt: Wie verhält sich die Macht der großen geschichtlichen Persönlichkeit Wiprechts zur Kraft der damaligen zuständlichen Zeitströmung? Wir meinen: Die Kraft der zeitlichen Zustände war für Wiprecht die gegebene Notwendigkeit; sie war verursachend für das geschichtliche Leben des Groitzscher Grafen.

Für die Grenze der beiden Zeitalter des 11. und 12. Jahrhunderts gilt das Wort: „Da die Zeit erfüllt war.“

Unsre Gegend war von den heidnischen Slawen bewohnt. Durch jahrhundertelang andauernde Kämpfe zwischen Stämmen und Herrschergeschlechtern war die Bevölkerung stark dezimiert worden. Die Slawen waren nicht geeignet, wilde Strecken urbar zu machen. Sie besaßen nicht die technischen Mittel, hatten auch nicht die Erfahrung, Wald-, Sumpf- und Wiesenboden mit Erfolg zu kultivieren. Seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts waren endlich friedliche Zustände für die hiesige Gegend eingetreten. Auch war im westlich angrenzenden deutschen Muttergebiete der Ausbau des Landes vollendet. Überschüssige Bevölkerung des deutsch-christlichen Mutterlandes bot sich den Herrengeschlechtern in den Grenzgebieten an oder wurde dahin gerufen. Diese deutschen Bauern waren besonders erfahrene Siedler. Wiprecht lebte also in jener Zeit, als sich der Blick des deutschen Bauern zu erweitern begann, als dieser den Gesichtskreis von seiner Scholle und seinem Heimatdorfe mutvoll hinauslenkte. Das war die große Zeit, als in Flandern und in Franken, in Bayern und in Thüringen, in Hessen und in Sachsen die Bauernsöhne die überreichlich besetzten Hufen Altdeutschlands verließen. Nicht die wirtschaftliche Notlage hat den deutschen Bauer des Mittelalters in unser heidnisches Slawengebiet getrieben. Ein von hartem wirtschaftlichen und sozialen Druck vertriebener Bauer hätte schwerlich das Riesenwerk der mittelalterlichen Kolonisation unternehmen können. Der deutsche Kolonisationsbauer war nicht jener Paria des ausgehenden Mittelalters, als sich ein unheilvoller Zwiespalt zwischen einseitig hoch entwickelter städtischer Kultur und dem zurückgebliebenen Lande ergeben hatte. Er war nicht der Bauerntölpel, auf den die bürgerliche Poesie Spottverse dichtete:

„rustica gens,
optima flens,
pessima gaudens.“

Er war vielmehr der trotzig selbstbewußte Bauer des 11. und 12. Jahrhunderts, wie er uns etwa in Meier Helmbrecht und in den Liedern Neidharts von Neuenthal noch deutlich entgegentritt.[1])

Kein Wunder, daß Graf Wiprecht erst damals, als die Zeit erfüllt war, zum Urbarmachen, Bebauen und Besiedeln des Landes, zum Schutze der Landesgrenze und zum Zwecke der Stärkung des christlichen Elementes gegen die heidnischen Slaven die siedlungstüchtigen Franken rief, die besonders das Gebiet zwischen Elster und Mulde in der Richtung Groitzsch — Pegau, Borna, Lausigk, Colditz kolonisierten, während sich zwischen Saale und Mulde in der Richtung Halle, Leipzig, Wurzen die Sachsen ansiedelten.

Für den Grafen Wiprecht war die Zeit auch noch in einem andern Sinne erfüllt. Er war ein Zeitgenosse Heinrichs IV., dessen kaiserliche Gewalt im Kampfe mit der Kirche gelähmt war. Er lebte also in dem günstigen Augenblicke, mit List und Gewalt mehr denn je zu gewinnen, seine Besitzungen zu erweitern und abzuschließen, immer ausgedehntere Hoheitsrechte über seine Hintersassen im Burgward Groitzsch zu erlangen und seine Territorien sich und seinen Nachkommen zu sichern.

Den Grund seiner Machtstellung legte Wiprecht durch seine Heirat mit Jutta, der Tochter des mächtigen Böhmenherzogs Wratislaw. Denn dadurch erhielt er den östlichen Teil der Mark Meißen und die jetzige Oberlausitz als böhmisches Afterlehen zur Mitgift.

Die Erhaltung seiner Machtstellung erstrebte Wiprecht durch gute Beziehungen zum Böhmenherzoge und zum Deutschen Kaiser. Deswegen trat er in den Dienst dieser beiden Fürsten. Im Dienste des Böhmenherzogs kämpfte er 1080 gegen Rudolf von Schwaben. In diesem Feldzuge wurde die Gegend zwischen Leipzig und Wurzen arg verwüstet. Während der Schlacht bei Mölsen, 15. Oktober 1080, kämpfte Wiprecht im Interesse des Kaisers Heinrich IV. 1083 hat er die Romfahrt des Deutschen Kaisers mit unternommen und sich rühmlich ausgezeichnet. Auch wurde Wiprecht vom Kaiser mehrfach zu Gesandtschaften nach Italien verwendet. Wegen seines Anschlusses an den Kaiser wurde Wiprecht in den Bann getan. Zur Lösung des Bannes unternahm er alsdann eine Wallfahrt nach Rom und Compostella und stiftete zur Sühne in seinem Burgward Groitzsch 1096 das Kloster Pegau.

Wiprechts böhmische Beziehungen wurden aber später die Ursache der Erschütterung seiner Machtstellung. Als 1107 sein

1) Heute liegen die Dinge ähnlich wie in jenen Höhentagen des deutschen Mittelalters. Auch heute drängt ein rascher wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Aufschwung, ein rasches Steigen der Bevölkerungszahl gebieterisch nach neuen Schauplätzen für die Betätigung.

Schwager von einem Rivalen vertrieben wurde, bot Wiprecht seinen ganzen Einfluß auf, daß das Deutsche Reich für seinen Schwager eintrete. Kaiser Heinrich V. unternahm auch mit Wiprecht einen Feldzug. Es gelang ihnen jedoch nicht, den Rivalen zu vertreiben. Dieser wurde sogar von Heinrich V. anerkannt. Die Folge davon war eine langjährige Entzweiung zwischen Wiprecht und dem Kaiser, die für die Machtstellung des Groitzscher Grafen verhängnisvoll wurde. Erst nach einem kampfesreichen, aber für Wiprecht unglückbringenden Jahrzehnt, das ihn als fast besitzlosen Gefangenen auf der Feste Trifels sah, wurde der Graf nach seiner Freilassung und Versöhnung mit Heinrich V. des Kaisers Parteigänger. Als 1123 Heinrich von Wettin starb, erhielt Wiprecht vom Kaiser die Markgrafschaft Meißen und die Niederlausitz. Aber Konrad von Wettin rief die Hilfe der sächsischen Großen an. An ihre Spitze stellte sich Lothar, rückte in die Mark ein und erklärte Konrad von Wettin als den legitimen Markgrafen von Meißen. Wiprechts Verteidigung mit Hilfe der Böhmen war jedoch vergeblich. Er gelangte also nicht in den tatsächlichen Besitz der ihm vom Kaiser verliehenen Mark Meißen. Ein Jahr danach starb Wiprecht am 22. Mai 1124 in seinem Hauskloster Pegau.

Noch heute befindet sich in einem kapellenartigen Raume unter dem südlichen Turme der Laurentiuskirche zu Pegau sein Grabmal, das ursprünglich in der Klosterkirche aufgestellt war, aber bereits 1556 aus der inzwischen baufällig gewordenen Kirche in die Stadtkirche zu Laurentii überführt worden ist. Dort liegt der Held in Stein ausgestreckt auf einem Sarkophage. Im Germanischen Museum zu Nürnberg und im Skulpturensaale des Museums zu Leipzig lehnt je eine Nachbildung vom Grabmale aufrecht an der Wand. Das Werk ist aus einem 2,30 m langen, 85 cm breiten und 40 cm starken Blocke von festem, weißen Sandstein hergestellt. Die 1,85 m lange Gestalt ruht mit dem Haupte auf einem von dem Fahnenblatte teilweise bedeckten Kissen. Das Fußkissen stützt eine Löwenfigur, deren fehlende Teile 1869 bei Restaurierung des Grabmals absichtlich nicht ergänzt wurden. Der Held stützt die nervige Linke auf den dreieckigen Schild, hat das Langschwert im Gürtel und die Streitfahne in der Hand. Den langen, faltenreichen blauen Leibrock umfaßt ein mit Steinen geschmückter Gürtel; die Schulter deckt ein mit Pelz ausgeschlagener Mantel. Der Schild trägt kein Wappenzeichen, aber an dessen Stelle Rankenornamente. Dem Grabmale fehlt eine Inschrift. Das Werk stammt von einem unbekannten Meister und gehört der Blüte der großen sächsischen Bildhauerschule vom Anfange des 13. Jahrhunderts an. Der außerordentliche Wert des Werkes verpflichtet, dieses dem Grabmale Dedos von Rochlitz und

Bertas von Groitzsch in der Schloßkirche zu Wechselburg verwandte Werk in einem freieren und lichteren Raume als gegenwärtig aufzustellen.

Fassen wir kurz zusammen: Wiprecht ist eine Gestalt auf der Grenze zweier Zeitalter. Er ist neben den Wettinern als Mitbewerber um die Mark Meißen aufgetreten. Die wirtschaftlichen und politischen Zustände seiner Zeit ermöglichten die Erweiterung seiner Macht und die christlich-deutsche Kolonisation seines Territoriums. Wiprechts Beziehungen zu Böhmen waren anfangs der Grund, schließlich die Erschütterung seiner Machtstellung. Durch den organisatorisch tüchtigen Abt Windolf und durch siedlungstüchtige Franken erwarb sich Graf Wiprecht das unbestrittene Verdienst der ersten deutschen Kulturarbeit für die Gegend südlich von Leipzig.

Über die Glaubwürdigkeit der Quellen, die von dem Kulturkämpfer Wiprecht berichten.

1. Die Annalen des Pegauer Mönchs berichten über Wiprechts Bedeutung für die Lokalgeschichte.
2. Die Chronik des Ekkehard von Aura enthält Berichte über Wiprechts Beziehungen zu den Deutschen Kaisern.
3. Die Chronik des Cosmas von Prag gibt Aufschluß über Wiprechts Beziehungen zum Herzog von Böhmen.

ad 1. Das Manuskript der Pegauer Annalen liegt seit dem 23. Dezember 1854 in der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Es gehört der Stadtkirche zu Pegau. Die Kircheninspektion von Pegau hatte es vor genanntem Termin für 20 Friedrichsdor unbefugterweise an die Königl. Bibliothek zu Berlin verkauft.[1]) Das Manuskript ist ein Pergamentkodex aus dem 12. Jahrhundert. Der Einband besteht aus Holzdeckeln mit Leder überzogen und Messingbeschlägen geziert, durch Köpfe des Virgil, Ovid, Cicero und die in Gold dargestellte Themis mit Schwert und Wage geschmückt. Der Schmuck deutet auf das 16. Jahrhundert als das Zeitalter des Wiederauflebens der klassischen Literatur. Die Handschrift enthält auf 232 Blättern von

Blatt 1—200a eine Abschrift des Ekkehard von Aura (Kaiserchronik, Redaktion C),

Blatt 200b—213a die vita Viperti (Leben Wiprechts),

Blatt 213a, Zeile 9—224a die eigentlichen annales Pegavienses bis 1227 (jedoch von andrer Hand geschrieben als die beiden ersten Teile),

1) Vergl. Bemerkung auf der Innenseite des Einbanddeckels der Handschrift.

Blatt 224a und die erste Hälfte von 224b, aus dem Jahre 1326 stammend,

Blatt 224b (zweite Hälfte) von einer Hand des 15. Jahrhunderts geschrieben,

Blatt 224b—232b die Gosecker Chronik[1]) in Schriftzügen des 12. Jahrhunderts.

Der Pegauer Mönch, wahrscheinlich ein Schüler Windolfs, hat die vita Viperti nicht vor dem Jahre 1156 vollendet, also über 30 Jahre nach Wiprechts Tode. Er gibt also keinen gleichzeitigen Bericht, sondern erzählt auf Grund mündlicher Überlieferung und schriftlicher Quellen. Seine Nachrichten bedürfen daher nicht nur einer rationalistischen Tatsachenkritik, sondern vor allem einer quellenkritischen Untersuchung. Diese ergab für mich folgendes Resultat:

Für die lokalgeschichtlichen Nachrichten fehlt uns Quellenvergleichsmaterial. Sie sind nur insofern historisch, als sie den Eindruck von Wiprechts Kulturtaten (Klosterstiftung und Dörfergründung) auf die Zeitgenossen widerspiegeln. Die Motivierung der Taten Wiprechts läßt den Geist des Mönchs und seiner Umgebung erkennen, ist aber für uns nicht historisch, sondern gilt nur als Motivierungsversuch.

Die reichsgeschichtliche Überlieferung ist lokal bedingt, meist unselbständig, chronologisch ungenau, ohne Kritik, ohne Pragma, ohne politische Tendenz. Nicht genügend kontrollierbar sind die Nachrichten über Wiprechts Teilnahme an der Schlacht bei Flarchheim, 27. Januar 1080, Heinrichs IV. Hoftag in Regensburg, Wiprechts Motive für seine Flucht zum Böhmenherzoge und für seinen Soldvertrag mit Heinrich IV. Sie sind darum zur Aufnahme in eine historische Darstellung nicht geeignet. Von den übrigen genügend kontrollierbaren Nachrichten erweisen sich als unhistorisch: Heinrichs IV. Hoftag in Würzburg und die dortige Krönung des Böhmenherzogs zum Könige; die Gefangennahme des Papstes Petrus Leo (Romfahrtsbericht). Hingegen bilden die Berichte über den Feldzug des Grafen Wiprecht von Groitzsch und des Böhmenherzogs Wratislaw gegen den König Rudolf (im Juli 1080, Verwüstung der Gegend zwischen Leipzig und Wurzen), die Schlacht bei Mölsen und die Flucht des kaiserlichen Heeres von Mölsen bis zum Dorfe Wiederau das glaubwürdige historische Plus der reichsgeschichtlichen Überlieferung des Pegauer Mönchs.

ad 2. Der verdienstvolle Herausgeber von Ekkehards Chronik ist Waitz. Seine mustergültige Arbeit, niedergelegt im 6. Bande der

---

1) Zwischen den Klöstern Pegau und Goseck bestanden enge Beziehungen; denn 1134 wurde der Pegauer Mönch Reuther nach Goseck berufen, um die verfallene Klosterzucht wieder herzustellen. (Chron. Gozec., M. G. Scr. X, 156.)

Monumenta Germaniae historica Scriptores, hat das weitschichtige Werk zum erstenmal in seinem ganzen Umfange der historischen Forschung zugeführt und dem Autor, dessen Name längst verschollen war, seinen verdienten Ruhm zurückgegeben. Eine wissenschaftliche Durcharbeitung seiner Chronik hat diese Ausgabe durch die Unterscheidung verschiedener Redaktionen erst ermöglicht.

Auffällig ist der Unterschied zwischen den Redaktionen A und C. Erstere unterrichtet uns ausführlich von Wiprechts Teilnahme an den Ereignissen der Reichsgeschichte im Jahre 1105 und über Wiprechts Beteiligung an der kaiserlichen Gesandtschaft an Paschalis II. im Jahre 1106. Letztere schweigt darüber. Auch der Pegauer Mönch, der Redaktion C als historischen Leitfaden benutzt hat, weiß nichts von Wiprechts Taten, die in Redaktion A berichtet werden. C ist die Kaiserchronik, die Heinrich V. bei seiner Hochzeit überreicht wurde. Daher erklären sich manche Weglassungen.

Kündigt sich in den Pegauer Annalen (vita Viperti) ein romantischer Zug an, der der Geschichtsschreibung der folgenden Jahrhunderte verderblich wurde, so überwiegt doch bei Ekkehard die besonnene, nüchterne Überlegung, man darf sagen: der kritische Verstand. Er hatte ein lebhaftes Gefühl für historische Wahrheit und ist für uns ein glaubwürdiger Berichterstatter, soweit dies die Nachrichten über Wiprecht betrifft. Ekkehard schrieb als Mönch des St. Michaelisklosters zu Bamberg und war Zeitgenosse Wiprechts.

ad 3. Cosmas von Prag erwarb sich den Ehrennamen eines Vaters der böhmischen Geschichte durch sein Chronicon Bohemorum, diente in Prag mehreren Bischöfen als Sekretär und Geschäftsführer, schrieb die Nachrichten über Wiprechts Beziehungen zum Böhmenherzoge aus eigner Erfahrung, ist wortreich und breit, gilt aber als wahrheitsliebend. Er starb als Dekan der Prager Kirche am 21. Oktober 1125, also ein Jahr nach Wiprechts Tode.

Die kritische Literatur über unsern Gegenstand.

Chon, Mitteilungen d. Ges. d. Osterlandes, IV, S. 484 flg.

Blumschein, Wipr. v. Gr. — Zeitschrift d. V. f. thüring. Gesch., Band 10, S. 340 flg.

Giesebrecht, Deutsche Kaiserzeit. Band III, 1, S. 487 flg. Band III, 2, S. 1155.

Sander, S. 168 flg. Annales Pegavienses.

Flathe, Wipr. v. Gr. — Archiv f. s. Gesch. Band III, S. 95 flg.

E. O. Schulze, Kolonisierung, S. 165.

T., Wipr. v. Gr. — Wissensch. Beilage d. L. Z. Nr. 98. 1901.

Der sinnliche Gehalt steigernder Zusammensetzungen.

Von Oberlehrer Dr. **Bruno Baumgarten** in Wittenberge.

„Die Darstellung der Begriffe ist in der ganzen Sprache eine Zurückführung des Allgemeinen auf das sinnlich angeschaute Besondere" heißt es bei Becker=Lyon (Der deutsche Stil, S. 23).

Es ist nun immer interessant, im einzelnen zu verfolgen, wie der Geist der Sprache bemüht ist, diesen Übergang vom Allgemeinen zum Sinnlich=Anschaulichen zu unterstützen. Solange es sich nur darum handelt, einen Gegenstand seiner Art nach zu vermitteln, ist begreiflich, daß sich die Sprache durch alle möglichen näheren Bestimmungen, auch durch Vergleiche an die Einbildungskraft wendet. Weniger selbstverständlich dürfte dies sein, wo es sich um die Bezeichnung des Grades handelt, wobei natürlich von solchen Fällen abgesehen ist, in denen der Grad einer Eigenschaft nach Maßen und zahlenmäßig angegeben wird. Soll nur ausgesagt werden, daß etwas in hohem Grade der Fall sei, so würde für die Verständlichkeit der Rede überall ein „sehr", „außerordentlich", „äußerst" usw. genügen — alles Wörter, die, ihrer sinnlichen Grundbedeutung unbeschadet, keine neue Vorstellung vermitteln, sondern nur einer anderweitig ausgedrückten logischen Nachdruck verschaffen. Im gewöhnlichen nüchternen Gesellschaftston wird man denn auch sehr wohl mit solchen steigernden Wörtchen auskommen.

Wo aber die Seele in Lust oder Unlust ein Interesse daran nimmt, ob etwas in hohem Maße der Fall sei, und wo sie sich nicht scheut, dies Interesse durchfühlen zu lassen, also besonders in der poetischen und volkstümlich derben Sprache: da genügen solche inhaltleer gewordenen, lediglich noch quantitativen Bezeichnungen nicht. Einem, der sich trotz körperlicher Gebrechen tagaus, tagein für seine Familie quält, wird es nicht nur „sehr sauer", sondern „blutsauer"; wer sich den Mund verbrennt, schilt den Kaffee nicht nur „äußerst heiß", sondern etwa „siedend heiß", „brühwarm". „Sehr kalt soll es draußen sein", meint der Rentier, behaglich im warmen Pfühle sitzend, worauf sein Jüngster mit dem Lustgefühl des Renommisten ruft: „Ja, riesig kalt!" Aber der Schneeschipper draußen flucht: „Eine Hundekälte!" Die Mutter freut sich, wie kerzengerade sich ihr Sohn hält, der eben vom Militär kommt. Es kann einem himmelangst werden, wenn man in den Höllenlärm einer Fabrik gerät usw.

Ihrem logischen Gehalte nach besagen die meisten derartigen Zusammensetzungen nichts mehr als eine Steigerung des im Grundwort enthaltenen Begriffs. Das sieht man besonders deutlich an mehrfach

zusammengesetzten Adjektiven wie „splitterfadennackt, kohlrabenschwarz“, in denen offenbar eine Steigerung der Steigerung vorliegt, indem das erste zur Bezeichnung des Nachdrucks gewählte Bild noch nicht genügt und darum durch ein zweites übertrumpft wird. Sollte es sich um nähere Bestimmung der Art handeln, so würde solche doppelte Angabe die Anschauung eher verwirren als klären.

Wir haben also in solchen Fällen Beispiele dafür, wie die Sprache sogar bei Bezeichnung des Grades, der zum Inhalt des Begriffs nichts Neues hinzubringt, diesen Inhalt selbst sinnlich-anschaulich bereichert. Irgend ein Lust- oder Unlustgefühl ist nun bei diesen steigernden Zusammensetzungen immer im Spiele, und sei es selbst kein andres als dasjenige, das durch ein ungewohntes, besonderes, erstaunliches Maß an sich schon hervorgerufen werden kann, so gleichgültig die Sache selbst gelegentlich sein mag. Aus dieser Gefühlserregung erklärt sich dann, daß wir nicht nur Begriff und Grad, sondern auch die Wirkung mitteilen wollen, die beides auf uns ausübt.

Ja, wir müssen noch weiter gehen. Wie erkennen wir denn überhaupt den hohen Grad eines Zustandes? Niemals in abstracto (man müßte denn an Wärmemessungen u. dergl. denken), sondern immer nur an der Wirkung, die etwas auf uns ausübt; z. B. die Hitze des Wassers daran, daß wir uns die Hände verbrühen: brühwarm. Es liegt bereits eine aus Proportionen gewonnene Abstraktion vor, wenn wir in solchem Falle das Wasser s e h r heiß und bei andrer Gelegenheit ein Geschirr s e h r blank (anstatt blitzblank) nennen; heiß: sehr heiß = blank: sehr blank. Daß es so ist, zeigt am deutlichsten das Wort „sehr“ selbst, das ursprünglich nur die bis zum Schmerze gesteigerte Wirkung eines Zustandes ausdrückte, nun aber ganz zur Bezeichnung des hohen Grades im allgemeinen verblaßt ist. Aber wenn in diesem Falle die Sprache zu logischen Zwecken ein Wörtlein seines sinnlichen Gehalts entleert, so schafft sie dafür mannigfachen Ersatz eben in jenen Zusammensetzungen, die uns den Grad eines Zustandes, einer Eigenschaft durch ihre Wirkung vermitteln.

Das kann u n m i t t e l b a r und m i t t e l b a r geschehen.

U n m i t t e l b a r, wobei der Sinn des Bestimmungswortes ein deutlich konsekutiver ist: k l i t s c h e n a ß, b r ü h w a r m, n a g e l n e u (so daß man noch die Nägel sieht), b l i t z b l a n k, b l i t z s a u b e r (so daß es blitzt), k i n d e r-leicht (so daß ein Kind es tun könnte?), stichdunkel (vergl. Pauls Wörterbuch), t o t s i c h e r (so daß man gleichsam „Gift darauf nehmen“ kann?), s p o t t b i l l i g und das prächtige „q u i e t s c h v e r g n ü g t“. Wenn, wie Paul will, k r e u z unglücklich, -brav, -fidel mit dem Fluche „Kreuz!“ zusammenhängt, so kommt hier die Wirkung des hohen Grades noch unmittelbarer

zum Ausdruck, da sie nicht nur genannt wird, sondern sich auch vor dem Ohre des Hörenden in einem Fluche geltend macht.

Mittelbar: Die Wirkung besteht häufig darin, daß die hochgradige Eigenschaft eines Dinges, eben weil wir sie bei ihm in solchem Maße nicht erwarten, lebhaft an ein andres Ding erinnert, mit dem wir diese Eigenschaft in solchem Grade zu verbinden gewohnter sind. Die Schnelligkeit eines Zuges wirkt wie das Zucken eines Blitzes, ganz besonders dunkle Wolken erinnern an den schwarzen Raben. Je entlegener das Bild, je kühner der Vergleich, desto nachdrücklicher ist die Wirkung dargestellt, die mir die Eigenschaft macht. — Nach den verschiedenen Sinnesorganen, die in Betracht kommen, gruppiere ich folgende Beispiele:

Tastsinn: aalglatt, bombenfest, felsenfest, knüppeldick, steinhart, windelweich, federleicht, zentnerschwer. — Wärmegefühl: eiskalt, brühwarm. — Geruch? — Geschmack: honigsüß. — Gehör: totenstill, Höllenlärm. — Gesicht: aschgrau, bildhübsch, blitzschnell, baumlang, fadendürr, fuchswild, haarscharf, hageldicht, himmelweit, kohlrabenschwarz, kreideweiß, leichenblaß, riesengroß, pechschwarz, rabenschwarz, schneeweiß, splitterfadennackt, splitternackt, stockblind, totenblaß, turmhoch, zaundürr.

So klar wie in den hier angeführten Beispielen ist das metaphorische Element nicht überall. Es gibt eine ganze Reihe von Bestimmungswörtern, die ihren Anschauungswert mehr oder minder eingebüßt und statt dessen einen typischen Steigerungswert gewonnen haben, der es ihnen ermöglicht, mit sehr vielen Grundwörtern eine Zusammensetzung einzugehen. So: Heidenangst, Heidenschreck, Heidengeld; Höllenlärm, Höllenangst, Höllenschmerz; Mordslärm, Mordsspektakel, Mordshunger, Mordskerl usw. Hier liegt nur noch die allgemeine Vorstellung von etwas Gräßlichem und Riesigem zugrunde; daher auch diese Bestimmungswörter sich in Flüchen wiederfinden. (Vergl. noch Bombenhitze, Bombenkerl u. a.) Aber der Begriff des Gräßlichen verblaßt oft ganz, so daß einfach steigernder Sinn übrig bleibt. So wird nach dem Beispiel von Heidenangst auch Heidenspaß gebildet; neben kreuzunglücklich steht kreuzfidel und kreuzbrav, neben sterbensmatt: sterbensfroh. Blutsauer hat nicht nur blutarm und blutwenig, sondern auch blutjung im Gefolge. Vergleicht man stocktaub, stockblind mit stockstill, stockdumm und endlich Stockbayer, stockfinster, so zeigt sich, wie stufenweise der Anschauungswert von dem Steigerungswert verdrängt wird. Hierher gehört vielleicht auch Himmelangst im Vergleich mit himmelweit, himmelhoch; doch hat wohl die Analogie zu Höllenangst mitgewirkt. Aus der Tierwelt entnommene

Schimpfwörter steigern einfach in malam partem: Affenschande, affenjung, Schweineglück, saugrob (daneben: sauwohl, das aber schwerlich hierher gehört, sondern direkt metaphorisch gemeint wird). Auch Hundekälte, hundsgemein möchte ich hier anführen (etwas anders Paul, D. Wörterbuch). — Der typische Steigerungswert der meisten dieser Bestimmungswörter, und zwar durchweg solcher, die in malam partem geprägt sind, zeigt sich in der adjektivischen Umschreibung mit -mäßig, die den Zusammensetzungen parallel geht und die Anwendung jener Steigerungen da erleichtert, wo die Zusammensetzung noch nicht gewagt wird: z. B. mordsmäßige Freude, heidenmäßige Schnelligkeit.

Auch Bestimmungswörter, die weniger leicht neue Verbindungen eingehen, sind zum Teil ganz verblaßt, so daß bei einigen die Deutung nicht leicht ist: mutterseelenallein, mutternackt, pikfein, spinnefeind, steinreich, sternhagelvoll, stichdunkel u. a. Hier bleibt für den Lexikographen noch viel zu tun.

Gegen manche der angeführten Beispiele ließe sich nun einwenden, daß sie gar nicht grad-, sondern artbestimmend wären. In der Tat gibt es Worte, bei denen man in dieser Hinsicht schwanken könnte. Z. B. „honigsüß" kann eine bestimmte Art der Süßigkeit bezeichnen wie „essigsauer" eine Art der Säure. Jenes wird oft, dieses wohl nie einfach in steigerndem Sinne verwendet. Bei blutrot, aschgrau, schneeweiß und andern Farbenbezeichnungen könnte man ebenfalls zweifeln, ob sie hierher gehören.

Da stellt sich nun als das beste Kriterium der Akzent heraus. Wir müssen hier eine eigentümliche Durchbrechung des Akzentgesetzes für nominale Komposition feststellen.

Zwar ruht der Regel nach, wie auch Lyon (Handbuch der deutschen Sprache S. 252) lehrt, der Hauptton auf dem Bestimmungsworte: es heißt éssigsàuer, níederträchtig, lúngenkrànk, auch hónigsüß, blútròt usw.; aber wenn das Bestimmungswort steigern soll, liegt gewöhnlich auf dem Grundworte nicht, wie es die Regel verlangt, ein Nebenton, sondern noch ein Hauptton.

Man sagt blútàrm, um eine bestimmte Art, aber blútárm, um einen hohen Grad der Armut zu bezeichnen. Ähnlich stéinreìch und stéinréich, also auch blútròt und blútrót, hónigsüß und hónigsǘß; aber nie éssigsáuer oder zíegelrót. Je nachdrücklicher die Steigerung sein soll, um so deutlicher wird dieser doppelte Hauptton zu hören sein. Man setzt eben zweimal mit der Stimme an, um das Bedeutende bedeutend zu sagen. Wir haben also nach Zeit und Betonung eigentlich zwei Wörter, wo der grammatischen Bildung nach nur eines vorliegt. Nur dieser doppelte Hauptton macht es z. B. Schiller möglich,

jene bewegte, zuletzt in vierhebigen Versen verlaufende Schilderung der Feuersbrunst in der Glocke abzuschließen mit dem einen Worte: riesengróß. Unmöglich würde dem erhabenen Inhalt hier gerecht, wer die letzte Silbe mit einem Nebenton verklingen ließe, wie das bei dem ersten Wort des nächsten Absatzes geboten ist: „hóffnungslòs". — Ja bei mehrfach zusammengesetzten Wörtern sind noch mehr Haupttöne möglich: kóhlrábenschwárz, tótstérbenskránk, fúnkelnágelnéu, ja péchkóhlrábenschwárz.

Freilich, da solche Worte auch Mode werden, wo der Affekt, der sie erzeugte, nur schwach ist oder fehlt, so kommt es häufig genug vor, daß sie nach dem erwähnten allgemeinen Akzentgesetz betont werden, und zwar um so häufiger, je weniger der Begriff auf das Gemüt wirkt, z. B. baumlang, steinhart — um so seltener, je mehr dies der Fall ist, z. B. bei fuchswild, totenstill u. a. Anderseits wird man sogar nicht selten den Nebenton auf dem Bestimmungswort finden, also –̀ –́, was ganz gegen die Regel –́ –̀ verstößt und ohne die festgestellte Zwischenstufe –́ –́ nicht möglich wäre. So z. B. zuckersüß, noch häufiger: kerngesúnd, z. B. „Der Mann ist doch nicht krank! Er ist ja kerngesúnd." Hauptsächlich bei Gegensätzen, ausgesprochenen und unausgesprochenen, findet man diese Betonung; naturgemäß, denn der Gegensatz liegt in der Art der Dinge, also im Grundwort.

Wie sehr diese eigentümliche Art der Betonung mithilft, um anzudeuten, daß das Bestimmungswort als eine Steigerung empfunden werden soll, mag zum Schluß noch ein Hinweis auf das Wort „kugelrund" zeigen. Man denke es sich angewendet auf eine recht dicke Person, und man wird beide Teile so langsam und nachdrücklich sprechen, als wollte man sich Zeit nehmen, den Umfang ringsherum tastend nachzuprüfen.

Zur ästhetischen Beurteilung von Schillers „Braut von Messina".

Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. **Gotthold Sachse** in Bartenstein i. Ostpr.

In der Grillparzer-Biographie bezeichnet Erhardt „Die Braut von Messina" als eine Schicksalstragödie und mißt ihr einen Einfluß auf Grillparzers Ahnfrau bei. Bekannt ist aber, daß der österreichische Dichter diese Benennung für sein Stück abgewiesen hat. Andre Beurteiler rechnen Schillers Stück nicht zu den Schicksalstragödien. Eine unbefangene Beurteilung dieser Tragödie führt zu demselben Ergebnis.

Auf sein Stück hat, wie Schiller selbst zugibt, der König Ödipus des Sophokles Einfluß ausgeübt, den man, wie ich glaube, mit Recht

eine Schicksalstragödie nennt. Diese Art der Tragödie hat, wie Bellermann dargelegt hat, die Merkmale der Vorherverkündigung und der Unabwendbarkeit des über den Personen schwebenden Schicksals.

Im König Ödipus werden zwei Orakel erwähnt; das eine erhält Laios, er werde von seinem eignen Sohne getötet werden; dieses Geschick sucht er durch die Tötung des Knaben abzuwenden. Jokaste sagt V. 719, der Vater habe das Kind in einem unwirtlichen Gebirge aussetzen lassen, der Hirt V. 1173, die Mutter habe ihm den Knaben gegeben, damit er ihn töte; man habe sich erzählt, er werde seine Eltern töten. Das zweite Orakel wird dem Ödipus verkündigt: er werde seinen Erzeuger töten und seine Mutter heiraten. Auch sein Bestreben ist darauf gerichtet, die Erfüllung zu verhindern. Er kehrt nicht mehr nach Korinth zurück. Als er nach dem Tode des Polybos die Herrschaft in Korinth übernehmen soll, weigert er sich trotz der Sehnsucht nach den „vermeintlichen" Eltern den Bitten der früheren Mitbürger zu folgen, damit er sich vor dem Frevel der Ehe mit der Mutter bewahre. Ödipus tut also alles, um seinem Verhängnis zu entgehen; und doch hat er das Orakel erfüllt. Daß er einen alten Mann erschlug, ist ja furchtbar, aber er war der Angegriffene und stand einer Übermacht gegenüber; und daß er eine ältere Frau heiratet, ist ja eigentümlich, aber wohl zu begreifen; erhielt der durch das Orakel um eine Königsherrschaft gebrachte Königssohn doch mit der Hand der Witwe eines Königs einen Thron. Diese beiden Handlungen waren nicht derart, daß sich Ödipus die Augen ausstechen mußte, hat er doch jahrelang ohne Gewissensbisse sich seines Glückes erfreut; die Vorgänge wurden erst tragisch, als er hörte, daß der Ermordete sein Vater und seine Gattin, die Mutter seiner Kinder, seine Mutter war.

Die Handlung in der Braut von Messina kann man kurz folgendermaßen beschreiben. Ein Mann tötet seinen Bruder, weil er in seinen Armen die Geliebte findet, und tötet sich selbst, nachdem er erkennt, daß diese seine Schwester ist. Der Dichter hat alles getan, um diese Tat begreiflich zu machen. Don Cesar erscheint als ein Mensch, der in seinem Ehrgefühl sehr leicht verletzt wird, der die Bevorzugung eines andern, auch des Bruders, nicht ertragen kann, der „zu stolz zur Demut" ist (I, 475), mit dem schwer auszukommen ist, der schnell in seinen Entschlüssen ist, „dem ersten mächtigen Gefühl zu gern vertraut" (II, 491) und erst nach dem Tun nachdenkt. Daher ist es leicht begreiflich, daß er ohne weiteres seinen Bruder ersticht, ohne sich die Frage vorzulegen, wie es möglich sei, daß Don Manuel und Beatrice in der kurzen Zeit so bekannt, so vertraut sind, daß er eine Gunstbezeigung erfährt, deren er bei der Begegnung mit ihr sich nicht erfreuen durfte. Cesar liebt Beatrice über alle Maßen (II, 553—561) und kann und will nicht von ihr lassen. II, 161 flg.:

„Ich habe dich wieder, und der Geist verlasse eher die Glieder, eh' ich von dir scheide." Als er erfährt, wie schwer er in seinem aufwallenden Zorngefühl gefehlt hat (IV, 456 flg.), und daß eine Vereinigung mit der Geliebten als seiner Schwester unmöglich ist, will er, trotzdem er auf andre Weise seine Schuld sühnen kann, reuig (IV, 629 flg.) aus dem Leben scheiden.

Warum hatten die Brüder keine Ahnung von der Existenz der Schwester? Diese Unkenntnis konnte verschieden begründet werden; Schiller erklärt sie folgendermaßen: die Mutter hat die Tochter unmittelbar nach der Geburt in ein Kloster bringen und dort, ungekannt von den Brüdern und ohne Wissen des Vaters, erziehen lassen. Der Grund war die Deutung zweier Träume. Des Vaters Traum sollte bedeuten, daß die Tochter die Veranlassung zu dem Tode der beiden Söhne und zu dem Untergange des ganzen Geschlechtes sein werde. Der Mutter Traum war gedeutet worden, daß die Tochter „der Söhne streitende Gemüter in heißer Liebesglut vereinen" werde. Der Dichter verlangt von dem Leser den Glauben, daß in diesen Träumen sich die Gottheit geoffenbart habe, und daß der Tod der beiden Brüder und der Untergang des Geschlechtes als von der Vorsehung gewollt anzusehen sei.

I, 964 flg. Und der Ahnherr schüttete im Zorne
Grauenvoller Flüche schrecklichen Samen
Auf den sündigen Ehebund aus.

974 flg. Es ist kein Zufall und blindes Los,
Daß die Brüder sich wütend selbst zerstören;
Denn verflucht war der Mutter Schoß,
Sie sollte den Haß und den Streit gebären;
— Aber ich will es schweigend verhüllen,
Denn die Rachegötter schaffen im stillen. (Chor.)

II, 571 flg. Den eigenen freien Weg, ich seh' es wohl,
Will das Verhängnis gehn mit meinen Kindern. —
So unterwerf' ich mich, wie kann ich's ändern?
Der unregiersam stärkern Götter Hand,
Die meines Hauses Schicksal dunkel spinnt.
(Isabella.)

II, 715 flg. Wann endlich wird der alte Fluch sich lösen,
Der über diesem Hause lastend ruht?
Mit meiner Hoffnung spielt ein tückisch Wesen,
Und nimmer stillt sich seines Neides Wut.
(Isabella.)

IV, 199. Nichts trennt uns mehr; das Schicksal ist befriedigt.
(Isabella.)

IV, 376 flg. Warum dünktest du
Dich weiser als die Allesschauenden,
Die Nah' und Fernes aneinander knüpfen
Und in der Zukunft späte Saaten sehn. (Beatrice.)

IV, 415 flg. Redlich wollten wir
Den Frieden, aber Blut beschloß der Himmel.
(Cesar.)

IV, 460 flg. Wie die Seher verkündet, so ist es gekommen;
Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick.
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbauend vollenden.
(Chor.)

IV, 476 flg. Den Rachegeistern überlaß ich
Dies Haus. — Ein Frevel führte mich herein,
Ein Frevel treibt mich aus.
(Isabella.)

IV, 501 flg. Denn unser furchtbar aufgelöstes Schicksal
Macht unsre Rechte gleich, wie unser Unglück.

614 flg. Den alten Fluch des Hauses lös' ich sterbend auf,
Der freie Tod nur bricht die Kette des Geschicks.

672 flg. Dann wird der Fluch
Entwaffnet sein.

682. Daß ich
Hinunter steige und den Fluch versöhne.
(Cesar.)

IV. 721 flg. Und ein verderblich Schicksal kehret all
Mein Hoffen in sein Gegenteil mir um.
(Isabella.)

723. Es erfüllt
Sich alles, was versprochen ward.
(Cesar.)

770. Mich fordert
Der Fluch, der dieses Haus verfolgt.
(Beatrice.)

Was ist geschehen, das diesen Fluch und damit den Untergang des Geschlechtes verschuldete? Der Sohn hat die Braut des Vaters zu seiner Gemahlin gemacht (I, 961 flg.) und dafür den Fluch des Beraubten, oder wie Erhardt sagt „des verliebten Alten" erhalten. Das ist doch keine Tat, die von Gott mit solcher Strafe belegt werden müßte, auf die das Wort des Alten Testamentes Anwendung fände, daß der eifrige Gott die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Man fragt sich: Warum geht der Vater straflos aus? Warum muß die Mutter, die von sich sagt: „Mit Widerwillen hab' ich's betreten und mit Furcht bewohnt" (IV, 478), dies alles ertragen, und warum müssen die Kinder büßen?

Aber wird der Haß der Brüder und die Ermordung des älteren durch das Walten des Fluches verständlicher? Keineswegs. Die Brüder waren so geartet, daß keiner es sehen konnte, wenn dem andern von den Eltern eine Gunst erwiesen wurde (I, 303 flg.). Man beachte besonders Cesars Worte:

II, 430. Verschwende, Mutter, deines Segens Fülle
Nicht an den einen erstgebornen Sohn!

IV, 496 flg. Doch nicht
Um den Geliebten weine! Diesen Vorzug,
Den du dem Toten gibst, ertrag' ich nicht.

528 flg. Sie hat mich nie geliebt! Verraten endlich
Hat sich ihr Herz, der Schmerz hat es geöffnet.
Sie nennt ihn ihren bessern Sohn! So hat sie
Verstellung ausgeübt ihr ganzes Leben! —
Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,
Der, fortgezeugt in unglücksel'ger Kette,
Die neu'ste Unbill dieses Tags geboren.
Denn alle schweren Taten, die bis jetzt geschahn,
Sind nur des Argwohns und der Rache Kinder.

(I, 416 flg.) — So natürlich schildert Isabella die Ursache der Entfremdung und ihre Verschärfung, daß damit ihre Worte zu den Ältesten von Messina (I, 24 flg.: aus unbekannt verhängnisvollem Samen wuchs ein unsel'ger Bruderhaß hervor) unvereinbar sind, vielmehr den Glauben erwecken sollen, als ob dieser Haß die Strafe für eine frühere Schuld sei.

Was für eine Bedeutung sollen die Träume für das Stück haben? Nach den Worten der Personen soll sich darin die Stimme der Gottheit offenbaren.

IV, 805 flg. Lernt die Lügen kennen,
Womit die Träume uns, die Seher täuschen!
Glaube noch einer an der Götter Mund!

338. So widersprachen die Orakel sich.

(Isabella.)

351. Die Orakel sehen und treffen ein.

(Chor.)

355 flg. Warum besuchen wir die heil'gen Häuser
Und heben zu dem Himmel fromme Hände?
Gutmüt'ge Toren, was gewinnen wir
Mit unserm Glauben? So unmöglich ist's,
Die Götter, die Hochwohnenden, zu treffen,
Als in den Mond mit einem Pfeil zu schießen.
Vermauert ist dem Sterblichen die Zukunft,
Und kein Gebet durchbohrt den eh'rnen Himmel,
Ob rechts die Vögel fliegen oder links,
Die Sterne so sich oder anders fügen,
Nicht Sinn ist in dem Buche der Natur,
Die Traumkunst träumt und alle Zeichen trügen.

(Isabella.)

369. Die Götter leben!

(Chor.)

464 flg. Was kümmert's mich noch, ob die Götter sich
Als Lügner zeigen oder sich als wahr bestätigen?

481 flg. Doch bei Ehren bleiben
Die Orakel, und gerettet sind die Götter.
(Isabella.)

Wenn Isabella wirklich in den Träumen die Stimme, den Willen der Gottheit sah, so ist die Frage berechtigt, warum hat sie nicht unmittelbar nach dem Tode des Gatten die Tochter ins Vaterhaus holen lassen? Die Erklärung, die sie ihrem Sohne auf diese Frage gibt (II, 395 flg., 401 flg.), genügt nicht. Was sollte die Tochter noch, wenn die Brüder sich schon unfriedlich ansahen? Zwischen ihrem Tun und Reden ist ein Widerspruch, wenn Isabella sagt:

IV, 6. Es stand bei mir, dies Unglück zu verhüten.
u. 9 flg. Hätt' ich sie früher an das Licht gezogen,
Wie mich des Herzens Stimme mächtig trieb!

Sie hat die Gottheit, das Orakel meistern, den Zeitpunkt für die Rückkehr der Tochter und für ihre Vermittlung bei der Versöhnung der Brüder nach eignem Ermessen bestimmen wollen. Durch ihr Zögern hat sie die Erfüllung des göttlichen Willens, wie sie ihn zu erkennen glaubte, verhindert und ist schuld an dem Untergange des Geschlechtes. Ihr Tun zeigt eine Überhebung über den Willen der Gottheit. Man kann ja eine Ähnlichkeit mit Jokaste finden; auch Isabella kennt den Willen der Gottheit vor ihrem Tun und findet, daß das Geschick unabwendbar ist. Aber nicht weil Jokaste das Geschick kennt und es hereinbrechen sieht, nennt man das Stück des Sophokles eine Schicksalstragödie. Ferner haben Träume für uns wie für die beteiligten Personen im Stücke nicht die überzeugende Kraft wie die Orakel für die Griechen. Nur der ihr selber unbewußte Liebreiz hat die Augen und Herzen der Brüder auf Beatrice gelenkt und sie in ihrem Denken, Fühlen, Wollen eins gemacht. Wenn Cesar den Bruder in Gegenwart der Schwester ermordet, darf man auch hier nicht die Erfüllung eines durch die Träume angekündigten Geschicks sehen; denn erstens wußte er nicht, daß die Geliebte seine Schwester ist, und dann, wenn er an die ihm kurz vorher erzählten Träume gedacht hätte, würde er, der auf seine Herrscherstellung so stolz war, alles vermieden haben, um sich ihrer nicht zu berauben. Denn die Ermordung des Bruders war der erste Schritt zur Vernichtung des Geschlechtes.

Man darf nicht annehmen, daß sich in den Träumen ein den beteiligten Personen unabwendbar scheinendes ehernes Geschick offenbare; denn der Traum der Mutter war schon erfüllt, ehe die Geschwister etwas davon hörten, und der Traum des Vaters war der Erfüllung nahe, als Beatrice beide Träume hörte. Das Tun der Geschwister ist vielmehr aus ihrer Naturanlage zu begreifen und nicht durch die Träume bestimmt.

Die Träume haben also für die Geschwister nicht dieselbe Bedeutung wie das Orakel für Ödipus.

Noch ein Einwurf ist zurückzuweisen: Isabella, Cesar, Beatrice sprechen von der Wirkung eines Fluches. Aber sie reden erst davon, als die Mutter den Tod Manuels, Beatrice ihre Herkunft erfahren hat und Cesar in der Geliebten seine Schwester erkennen muß. Was wollen sie tun, um den Untergang des Geschlechtes abzuwenden? Beatrice will in den Tod gehen, Isabella flucht zuerst dem Sohne; als sie aber zur Einsicht kommt, daß sie durch ihre Leidenschaftlichkeit wegen der Empfindlichkeit des überlebenden Sohnes die Vernichtung der Herrschaft beschleunigt, bittet sie ihn, am Leben zu bleiben. Cesar sucht den Tod, um die Schuld zu sühnen.

Die Personen handeln aber nicht als willenlose Werkzeuge eines unerbittlichen Geschicks. Isabella ist eine auf die Machtstellung stolze Frau und will alles tun, um sie zu behalten, wenn sie auch schwach genug ist, um ihre Gefühlsausbrüche zurückzuhalten, Beatrice mag nicht leben, weil ihr ganzes Herz an Manuel hängt, und Cesar kann die Bevorzugung Manuels durch Mutter und Schwester nicht ertragen. Ferner, wie kann der Fluch entsühnt werden, wenn nur Cesar in den Tod geht?

Das Ergebnis meiner Ausführungen ist dies: Die Braut von Messina kann nicht als Schicksalstragödie bezeichnet werden. Der Schicksalsbegriff hängt mit der Handlung sehr lose zusammen, diese ist ohne ihn viel besser zu begreifen. Das Schicksal ist ferner den davon betroffenen Personen vor ihrem den Untergang des Geschlechtes verschuldenden Handeln nicht bekannt, kann daher auch nicht unabwendbar genannt werden. So wie hier die Vorsehung in die Geschicke eines Hauses eingreift, ist es im Leben immer der Fall. Der Charakter bestimmt das Tun des Menschen.

Sprechzimmer.

1.

Der neutrale Saal in Lessings „Minna"

wird nur zu oft — selbst an ersten Bühnen — falsch dargestellt.[1]) Der Dialog belehrt über das Nähere: der Wirt ruft — ohne weiteres — in die Szene, also muß die Tür nach der sichtbaren Haupttreppe, der gegenüber (nach dem Zuschauer) die Fenster zu denken sind, geöffnet

1) Die Rollen Riccauts oder der Marlossin hat man z. B. in Wien (1768) und in Leipzig (unter Haase) zu unterschlagen gewagt.

sein — es ist der letzte der Hundstage —; links und rechts liegen Minnas und ihres Oheims Zimmer; die Handlung geschieht im ersten Stockwerke (im Erdgeschosse ist u. a. die Küche), der Major geht von da „herab" und Minna kommt dahin „herauf".

Blasewitz. Thdr. Distl.

2.

Weitere kleine Lessingiana.

In meiner Lessing-Ausgabe befinden sich hier und da Striche am Rande. Damit einige derselben nutzbar werden, teile ich hier folgendes mit: „Meine Zähne wollen mir kaum erlauben, mehr zu schreiben — ich stecke itzt in Arbeit bis über die Ohren und quäle und püffle mich den ganzen Tag — was ich . . . zu hofen hatte — Hauffen — die . . . erstücken können — was will Sie (sie) denn mit ihrem Närgeln und Schmähen? — ihr Segen . . . soll begleiben (bleiben) — Unbäßlichkeit (neben) Unpäßlichkeit — ahnden (ahnen) — Überzeigung — drolligt — den dummen und boshaften Camzern zu gefallen — ich werde um Ihnen sein — aushunzen (Daum schreibt scherzweise einmal, daß ihm die Hundstage verhunzet worden seien)."

Blasewitz. Thdr. Distl.

3.

Zu Schillers Wallenstein und Maria Stuart.

In der Zeitschr. für Deutsche Philologie XXVI, S. 229—235 bespricht A. Schoene in Kiel ein Beispiel für einen Widerspruch eines dramatischen Dichters mit sich selbst, nämlich Lessings in seiner Emilia Galotti III 3 und 5 verglichen mit II 6, und gibt daselbst S. 233 folgende treffliche Erklärung für diesen und ähnliche Widersprüche: „Sie entspringen nicht sowohl aus Flüchtigkeit oder Vergeßlichkeit, als vielmehr aus dem momentanen Übergewicht, das die Einzelszene oder Einzelschilderung in der schaffenden Phantasie gewonnen hat, so daß sie sich für den Augenblick aus dem Gebote löst, welches die Gesamtkomposition ihr auferlegt."

Drei weitere Beispiele, die durch den von Schoene aufgestellten Satz erst ihre richtige Erklärung finden, entnehme ich Schillers Wallenstein und Maria Stuart.

I. Wallensteins Tod III 15 (V. 1918) spricht Wallenstein bei der Unterredung mit den Pappenheimischen Kürassieren: „Seht, auf diese Brust zielt man, nach diesem greisen Haupte!", während ebenda

V 4 (V. 3564) derselbe Wallenstein einen Tag später in der Unterredung mit seinem Jugendgefährten Gordon die Worte äußert: „und seh' ich mich dir gegenüber, ja, so möcht' ich rühmend sagen, daß über meinem braunen Scheitelhaar die schnellen Jahre machtlos hingegangen." Mit dieser zweiten Stelle stimmt Theklas Urteil über das Aussehen ihres Vaters überein Piccol. II 3 (V. 740): „Mein Vater hat nicht gealtert; wie sein Bild in mir gelebt, so steht er blühend jetzt vor meinen Augen." Bemerkt wird dieser Widerspruch von einigen Herausgebern, entschuldigt jedoch erst durch die Schoenesche Erklärung. Wir sehen jetzt den Grund des Widerspruches deutlich! In der Szene mit den Pappenheimischen Kürassieren kommt es dem Dichter darauf an, seinen Helden hervorheben zu lassen, wie sehr man den alten und so viele Jahre hindurch treugedienten Kriegsmann jetzt kränke und undankbar behandle, während in der zweiten Stelle Wallenstein kurz vor seinem Sturze als der hoffnungsvolle, jugendfrische Geist im Gegensatz zu Gordon, dem nur etwas älteren (vergl. W. Tod IV 2 V. 2546), aber stark gealterten („abgelebten Mann" [V. 3551]) ehemaligen Jugendgefährten am Hofe zu Burgau, der mit seinen Hoffnungen und Lebenszielen schon „im Hafen" angekommen ist, dargestellt werden soll. Auch in der dritten oben angeführten Stelle soll Wallenstein als der auf der Höhe stehende tatkräftige Held erscheinen.

Die Phantasie des Dichters hat sich eben hier durch das momentane Übergewicht der Einzelszene verleiten lassen, gegen die Gesamtkomposition zu verstoßen.

II. Dasselbe gilt auch noch für eine andre Stelle Wallensteins. Die Handlung der ganzen Trilogie verteilt sich bekanntlich, wie aus den von Schiller eingestreuten zeitlichen Bemerkungen klar zu ersehen ist, auf vier Tage, nämlich: Lager und Piccol. I—IV inkl. auf den ersten Tag, Piccol. V auf die Nacht und den Morgen zwischen dem ersten und zweiten Tag, W. Tod I. II auf den zweiten Tag, III auf den dritten Tag, IV und V auf den vierten Tag der dramatischen Handlung. Der historische Wallenstein ist am 24. Februar 1634, einem Freitage, ermordet worden; der erste Tag der dramatischen Handlung ist also ein Dienstag. Die Ankunft der Herzogin im Pilsener Lager am ersten Tage der dramatischen Handlung wird erwähnt Lager 2 (V. 57) „Die Herzogin kommt ja heute herein mit dem fürstlichen Fräulein" und Piccol. I 1 (V. 33) „Sie treffen diesen Vormittag noch ein", auch I 2 (V. 269) „Dies Signal bedeutet uns, die Fürstin sei herein." Mit diesem Dienstag stimmt aber nicht der Anfang der Kapuzinerpredigt 8 (V. 488): „Treibt man so mit dem Sonntag Spott?" Mit der Angabe des Sonntags stimmt ferner nicht Lager 5 (V. 160): „Fort in

die Feldschule! Marsch, ihr Buben!" Wir müssen also konstatieren, daß Schiller bei der bekanntlich erst Oktober 1798 in die schon fertige Dichtung des Lagers eingelegten Kapuzinerpredigt die klare Einteilung auf vier Tage außer acht gelassen, aber so einen dramatischen Effekt erzielt hat. Denn daß die Scheltworte des Kapuziners gerade an einem Sonntage mehr Berechtigung haben als an einem Wochentage, liegt auf der Hand.[1]) Also hat auch hier die Einzelszene momentan die Gesamtkomposition überwogen.

III. Ähnlich ist es in Maria Stuart, deren dramatische Handlung auf drei Tage entfällt, nämlich: Akt I auf den ersten Tag, II. III. IV auf den zweiten, V auf den dritten Tag. Da nun der Tod der historischen Maria Stuart am 8. Februar 1587 erfolgte, so müssen wir also die Gesamthandlung auf den 6., 7. und 8. Februar verlegen (vergl. Bellermann a. a. O. II S. 192, Rauch, Einleitung p. VIII). Wie vereinigt sich aber mit diesem Wintermonat — das hat Bellermann nicht bemerkt — die Schilderung der Natur III 1 am zweiten Tage der dramatischen Handlung, wo der Dichter die (bekanntlich von ihm frei erfundene) Zusammenkunft der beiden Königinnen im Parke zu Fotheringhay darstellt? Maria spricht dort von dem „grünen Teppich der Wiesen" (V. 5), ferner von „freundlich grünen Bäumen" (V. 15) und Kennedy von „der Bäume dicht Gesträuch" (V. 14). Grüne Wiesen und dicht belaubte Bäume und Sträucher im Februar in England? Nein, auch hier wieder hat das Bestreben, die Schönheit der freien Natur im Gegensatz zu des „Kerkers Mauern", dem „finsteren Gefängnis", der „traurigen Gruft", die die Königin nach langer Haft zum erstenmal verlassen, so lockend und reizvoll wie möglich zu malen, den Dichter für den Augenblick vergessen lassen, daß er sich damit in Widerspruch mit der Gesamtkomposition setzt.

Gotha. **Max Schneider.**

---

1) Der von Schoene a. a. O. 230 zitierte Widerspruch aus Wallensteins Lager 2 (V. 54): „Meinst du, man hab' uns ohne Grund heute die doppelte Löhnung gegeben" und Lager 11 (V. 882) „Wer uns nicht zahlt, das ist der Kaiser. Hat man uns nicht seit vierzig Wochen die Löhnung immer umsonst versprochen", und Piccol. II 7 (V. 1148): „Ein Jahr schon fehlt die Löhnung" ist, wie Bellermann, Schillers Dramen II S. 155 richtig erklärt, kein Widerspruch, da V. 54 zu verstehen ist, daß Wallenstein aus eigner Tasche heute die doppelte Löhnung gegeben hat. Ebenso gibt Bellermann m. E. auch für den vermeintlichen Widerspruch zwischen W. Tod I 5 (V. 333): „Fünfzehntausend Mann" mit I 5 (288): 1600 und III 13 (V. 1822): „von sechzehntausend Schweden" eine durchaus richtige Erklärung, wenn er sagt: „Die niedrigere Zahl ist hier wohl ein neuer Beweis von der schwedischen Zähigkeit, die sofort etwas abmarktet. In Wirklichkeit sind es nachher sogar bloß 1200, vergl. IV 7 (2756)".

4.

Zu Chamissos Dichtung „Böser Markt".

In vorliegender Zeitschrift für den deutschen Unterricht möchte Dr. Hofmann (Solingen) — vergl. 17. Jahrg. S. 56 — als Quelle für Chamissos hübsches Gedicht „Böser Markt" eine Anekdote in Anspruch nehmen, die unter der Überschrift „Blind geladen" im Gesellschafter von 1827 mitgeteilt ist. Daß Chamisso die dort angezogene Anekdote gekannt hat, ist an sich möglich, doch glaube ich nicht, daß sie als direkte Quelle für seine Dichtung irgendwie in Betracht kommt: dazu weicht sie auch inhaltlich von Chamisso zu sehr ab. Vielmehr hat Chamisso hier keinen geringeren Stoffdarbieter benutzt als Johann Peter Hebel († 1826), in dessen „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" unter der gleichen Überschrift, die der Dichter verwendet („Böser Markt"), folgendes zu lesen ist:

„In der großen Stadt London und rings um sie her gibt es außerordentlich viel gute Narren, die an andrer Leute Geld oder Sackuhren oder kostbaren Fingerringen eine kindische Freude haben und nicht ruhen, bis sie dieselben haben. Dies bringen sie zuwege manchmal durch List und Betrug, noch öfter durch kühnen Angriff, manchmal am hellen lichten Tag und an der offenen Landstraße. Einem gerät es, dem andern nicht. Der Kerkermeister zu London und der Scharfrichter wissen davon zu erzählen. Eine seltsame Geschichte begegnete aber eines Tages einem vornehmen und reichen Manne. Der König und viele andre große Herren und Frauen waren an einem schönen Sommertage in einem großen königlichen Garten versammelt, dessen lange gewundene Gänge sich in der Ferne in einem Walde verloren. Viele andre Personen waren auch zugegen, denen es nicht auf einen Gang und auf ein paar Stunden ankam, ihren geliebten König und seine Familie froh und glücklich zu sehen. Man aß und trank, man spielte und tanzte; man ging spazieren in den schönen Gängen und zwischen dem duftenden Rosengebüsch paarweise und allein, wie es sich traf. Da stellte sich ein Mensch, wohlgekleidet, als wenn er auch dazu gehörte, mit einer Pistole unter dem Rocke, in einer abgelegenen Gegend an einen Baum, wo der Garten an den Wald grenzt, dachte, es wird schon jemand kommen. Wie gesagt, so geschehen, kommt ein Herr mit funkelndem Fingerring, mit klingenden Uhrenketten, mit diamantenen Schnallen, mit breitem Ordensband und goldenem Sterne, will spazieren gehen im kühlen Schatten und denkt an nichts. Indem er an nichts denkt, kommt der Geselle hinter dem Baume hervor, macht dem guten Herrn ein bescheidenes

Kompliment, zieht die Pistole zwischen dem Rock und Kamisol heraus, richtet ihre Mündung auf des Herrn Brust und bittet ihn höflich, keinen Lärm zu machen, es brauche niemand zu wissen, was sie miteinander zu reden haben. Man muß übel daran sein, wenn man vor einer Pistole steht, weil man nicht weiß, was darin steckt. Der Herr dachte vernünftig: Der Leib ist kostbarer als das Geld: lieber den Ring verloren als den Finger, und versprach zu schweigen. „Gnädiger Herr", fuhr jetzt der Geselle fort, „wären Euch Eure zwei goldenen Uhren nicht feil für gute Bezahlung? Unser Schulmeister richtet die Uhr alle Tage anders, man weiß nie, wie man daran ist, und an der Sonnenuhr sind die Zahlen verwischt." Will der reiche Herr wohl oder übel, so muß er dem Halunken die Uhren verkaufen für ein paar Stüber oder etwas, wofür man kaum ein Schöpplein trinken kann. Und so handelt ihm der Spitzbube Ring und Schnallen und Ordensstern und das goldene Herz, das er vorn auf der Brust im Hemde hatte, Stück für Stück ab um schlechtes Geld und immer mit der Pistole in der linken Hand. Als endlich der Herr dachte: „Jetzt bin ich absolviert, gottlob!" fing der Spitzbube von neuem an: „Gnädiger Herr, weil wir so gut miteinander zurecht kommen, wollt Ihr mir nicht auch von meinen Waren etwas abhandeln?" Der Herr denkt an das Sprichwort, daß man müsse zu einem bösen Markte ein gutes Gesicht machen, und sagt: „Laßt sehen!" Da zog der Bursche allerlei Kleinigkeiten aus der Tasche hervor, die er vom Zweibatzenkrämer gekauft oder auch schon auf einer ungewischten Bank gefunden hatte, und der gute Herr mußte ihm alles abkaufen, Stück für Stück um teures Geld. Als endlich der Spitzbube nicht mehr als die Pistole übrig hatte und sah, daß der Herr noch ein paar schöne Dublonen in dem grünen seidenen Geldbeutel hatte, sprach er noch: „Gnädiger Herr, wollt Ihr mir für den Rest, den Ihr da in den Händen habt, nicht die Pistole abkaufen? Sie ist vom besten Büchsenschmied in London und zwei Dublonen unter Brüdern wert." Der Herr dachte in der Überraschung: „Du dummer Dieb!" und kaufte die Pistole. Als er aber die Pistole gekauft hatte, kehrte er den Stiel um und sprach: „Nun halt, sauberer Geselle, und geh augenblicklich voraus, wohin ich dich heißen werde, oder ich schieße dich auf der Stelle tot." Der Spitzbube aber nahm einen Sprung in den Wald und sagte: „Schießt herzhaft los, gnädiger Herr, sie ist nicht geladen." Der Herr drückte ab, und es ging wirklich nicht los. Er ließ den Ladestock in den Lauf fallen, und es war kein Körnlein Pulver darin. Der Dieb aber war unterdessen schon tief im Walde, und der vornehme Engländer ging schamrot zurück, daß er sich also habe in Schrecken setzen lassen, und dachte an vieles."

Es kann meines Erachtens keinem Zweifel unterliegen, daß wir hier die echte Quelle vor uns haben, aus der Chamisso geschöpft hat. Sogar Wendungen wie „zwischen Rock und Kamisol“ wiederholen sich wörtlich; auch die Erwähnung des „Schulmeisters, der die Uhr alle Tage anders richtet“, erinnert an die Worte bei Chamisso:

> Nimmer richtig ist die Dorfuhr noch gegangen,
> Tut der Küster auch so wichtig,
> Weiß er's doch nicht anzufangen.

Freilich spielt in der Vorlage die Szene — wie übrigens auch in der von Hofmann entdeckten Erzählung — auf englischem Boden, während bei Chamisso eine diesbezügliche Hindeutung fehlt. Ja nach dem Namen des Büchsenschmieds — Kuchenreuter — möchte man sich eher versucht fühlen zu glauben, daß Chamisso den Schauplatz geflissentlich nach Deutschland verlegt hat, um seinen zahlreichen Lesern aus allen Ständen die Sache gemütlich näher zu rücken. Doch darauf kommt nichts an. Hebel erwähnt als Zahlungsmittel Dublonen, Chamisso Batzen und Dukaten. Auch das hat nichts zu sagen. Nun aber noch eine andre Frage! Läßt sich beweisen, daß Chamisso das oben zitierte Buch Hebels in der Hand gehabt hat? Wäre nicht der Fall denkbar, daß Chamisso die Anekdote im Freundeskreise vom ersten besten Witzbold hörte, der sie vielleicht seinerseits aus Hebel geschöpft haben könnte? Das wird dadurch unwahrscheinlich, daß — wie wenig bekannt sein dürfte — noch bei einem andern gleichfalls im Jahre 1833 entstandenen Chamissoschen Gedichte der Stoff ohne Zweifel auf denselben Johann Peter Hebel zurückgeht: ich meine das bekannte, auch in der Schülerwelt beliebte „Der rechte Barbier“. Unter der Überschrift: „Der Barbierjunge von Segringen“ erzählt Hebel folgende Geschichte:

„Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahre kam in dem Wirtshause zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte und fast wunderlich aussah, also, daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirt, eh' er etwas zu essen oder zu trinken fordert: „Habt Ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasieren kann?“ Der Wirt sagt ja und holt den Barbier. Zu dem sagt der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitzlige Haut. Wenn Ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahl' ich Euch vier Kronentaler. Wenn Ihr mich aber schneidet, so stech' ich Euch tot. Ihr wäret nicht der erste.“ Wie der erschrockene Mann das hörte (denn der fremde Herr machte ein Gesicht, als wenn es nicht vexiert wäre, und das spitzige, kalte Eisen lag auf dem Tische), so springt er fort und schickt den Gesellen. Zu dem sagt der Herr das nämliche. Wie der Geselle das nämliche hört,

springt er ebenfalls fort und schickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Gelde und denkt: „Ich wag's. Gerät es und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für vier Kronentaler einen neuen Rock auf die Kirchweihe kaufen und einen Schnepper. Gerät's nicht, so weiß ich, was ich tue", und rasiert den Herrn. Der Herr hält ruhig still, weiß nicht, in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene Lehrjunge spaziert ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn's nur um einen Sechser oder im Falle eines Schnittes um ein Stücklein Zunder oder Fließpapier darauf zu tun wäre und nicht um vier Kronentaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesichte ohne Schnitt und ohne Blut und dachte doch, als er fertig war: „Gottlob!"

Als aber der Herr aufgestanden war und sich im Spiegel beschaut und abgetrocknet hatte und gibt dem Jungen die vier Kronentaler, sagt er zu ihm: „Aber junger Mensch, wer hat dir den Mut gegeben, mich zu rasieren, so doch dein Herr und der Geselle sind fortgesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätt' ich dich erstochen." Der Lehrjunge aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr hättet mich nicht erstochen, sondern wenn Ihr gezuckt hättet und ich hätt' Euch ins Gesicht geschnitten, so wär' ich Euch zuvorgekommen, hätt' Euch augenblicklich die Gurgel abgehauen und wäre auf und davon gesprungen." Als der fremde Herr das hörte und an die Gefahr dachte, in der er gesessen war, ward er erst blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen noch einen Kronentaler extra und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich steche dich tot, wenn du mich schneidest."

So weit Hebel. Auch hier wiederholen sich gewisse Wendungen in beiden Texten — dem prosaischen wie dem poetischen — fast wörtlich, z. B. „Habt Ihr Barbiere hier im Ort?", „Doch kitzlig sehr ist meine Haut", „Ihr wäret nicht der erste", das „spitze, kalte Eisen", „Gottlob! nun seid Ihr fertig!" — Daß in andern Chamissoschen Gedichten, z. B. im „Riesenspielzeug", sowie in dem bekannten „Die Sonne bringt es an den Tag" der Stoff in der Hauptsache den Sagen- und Märchensammlungen der Gebrüder Grimm entnommen ist, darf als bekannt gelten.

Wurzen. Dr. **Paul Wagler.**

5.

Unter der Marke „Humor im Kinderliede" steht S. 806 (12. Heft, 15. Jahrgang) eine Sammlung von Liedern, welche die Kinder am Martinstage, dem 10. November, singen. Auch bei uns an der

Weser ziehen Scharen von Kindern von Haus zu Haus und singen um Äpfel, Nüsse u. dergl. Selbst die größeren Schüler höherer Schulen suchen, wie anderswo zur Karnevalszeit, verkleidet oder unkenntlich gemacht, bekannte Familien, auch ihre Lehrer auf und bekommen wohl Zigarren, auch Bier oder Wein angeboten. Als Ergänzung des dort Mitgeteilten mag folgendes dienen:

Als Martin noch ein Knabe war,
Hat er gesungen manches Jahr
Vor fremder Leute Türen.
Er sang so schön, er sang so zart,
So recht nach frommer Kinder Art;
Das konnt' ein Herz wohl rühren.

Wir saßen wohl unter dem Lindenbaum,
Verzehrten das heilige Abendmahl.
Ein güldener Tisch,
Ein gebratener Fisch,
Ein Gläschen Wein —
Das soll unseres Herrn Mahlzeit sein.

Wir singen, liebe Leute, auch
Nach frommer Sitt' und altem Brauch.
Drum dürft ihr uns nicht schelten.
Und wenn ihr reichlich uns bedenkt,
Mit schönen Äpfeln uns beschenkt,
Wird Gott es euch gedenken.

Wo die Kinder keine Gabe erhalten, singen sie beim Abziehen:

Witten Twērn, schwarten Twērn,
Olle Hexe giwt nich gērn.

Hameln. Prof. **Walther.**

6.

Noch einmal „Sprokenkreuz“. (Vergl. Zeitschr. XV, 732; XVI, 778.)

Es war mir sehr erfreulich, auf meine Anfrage (15, 732) wegen des Ausdrucks „Sprokenkreuz“ und der dadurch bezeichneten Sitte Antwort sowie durch Wilhelm Kohlschmidt, Kassel (XVI, 778) die Bestätigung für meine Ableitung des Wortes zu erhalten. Die Mitteilung des letzteren Herrn bestätigt auch, daß es sich um einen auf niederdeutschem und niederländischem Sprachgebiet geläufigen Ausdruck handelt. Die Auskunft, die mir persönlich noch zuging, wird sicher auch für weitere Kreise von Wert sein, weshalb ich das Wesentliche davon hier mitteilen will. Herr Oberlehrer Jörgens, Insterburg, weiß zwar über Ursprung und Sitte des Sprokenkreuzes nichts weiteres anzugeben, sagt aber, „daß der Ausdruck 'Sprock' im südlichen Ostpreußen (Masuren) vom Volke allgemein für Baumreisig angewandt wird“. Herr Volksschullehrer Th. Zink, Kaiserslautern, vermeldet: „Sprock“ (gesprochen sbrock) bedeutet in der Mundart meiner Heimat Ulmet in der Westpfalz so viel als spröde, leicht zerbrechlich (besonders von Kohlen, Holz, Steinen). „Elrsholz is ârig sbrock“ = Erlenholz ist sehr brüchig. „Sunnesprickeln“ nennt man in meiner Heimat die Sommersprossen. Vogeleier sind „gesprickelt“, Hühner mit gesperbertem Federkleide ebenfalls. Hier, bei

Kaiserslautern, sind zahlreiche Wälder, und hier ist die Sitte allgemein üblich, aus faulem Holze kleine Kreuze, etwa von der Länge eines Armes, anzufertigen und sie an dunkle Orte zu legen, wo sie durch ihr Leuchten erschrecken sollen. Die Arbeiterschaft übt diesen Brauch sehr oft. Auch abends erschreckt man damit gern Furchtsame. Beliebte Plätze zum Anbringen sind Hausgang, Kellerhals, Keller. Im ganzen Westrich (Westpfalz) ist die Sitte noch in Schwang." Endlich teilt Herr Professor E. Meyer, Herford i. W., mit, „daß in der Provinz Brandenburg, meiner Heimat, und zwar auf dem Wege von Bärfelde in der Neumark nach dem Dorfe Nordhausen vor etwa 30 Jahren ein solches Kreuz noch zu sehen war; ob es auch heute noch vorhanden ist, kann ich nicht angeben. Dasselbe war ein etwa zwei Fuß hoher Haufen abgebrochener Reiser am Fahrwege. Der Name ist mir unbekannt. Man sagte bei uns: Hier ist vor Jahren ein Mann erschlagen worden, und es ist Brauch, daß jeder Wandrer, der dieses Weges kommt, einen Zweig abbricht und ihn darauf legt". Weiter berichtet derselbe Gewährsmann: „Im westlichen Münsterland kennt man den Ausdruck Sprokenkrüs = Spukkreuz; man deutet es so, daß, wenn jemand an einem Orte erschlagen ist, er dort umgeht; es wird ein einfaches Kreuz errichtet, ohne daß darauf abgerissene Zweige gelegt werden. Bekannt ist dort der Ausdruck „Spröckeln" (= Reisig) nur in der Verbindung „Spröckeln und Spönn" (= Späne)." Das alles stimmt vorzüglich zu dem, was ich Zeitschr. XV, 732 beibrachte. Daß Sprokenkrüs = Spukkreuz gedeutet wird, weil der Erschlagene nach dem Volksglauben dort umgeht, wundert mich nicht. Da er eben eines plötzlichen Todes und ohne Sündenvergebung hat sterben müssen, findet er nicht die Ruhe im Grabe; deshalb wird oder wurde für sein Seelenheil von den Vorübergehenden gebetet.

Ich habe dem Vorstehenden nichts beizufügen als meinen herzlichen Dank an die Herren Einsender und den Wunsch, daß durch weitere freundliche Berichte — auch des kleinsten Anklanges an das Wort oder die Sitte — der heutige Gebrauch des Wortes und die heutige Verbreitung der interessanten Sitte möchte festgestellt werden; offenbar handelt es sich auch hier um ein Stück absterbenden deutschen Altertums.

Gohrisch b. Königstein (Elbe). **Julius Sahr.**

7.

Zu Schillers Gedicht „Poesie des Lebens".

Schiller will zeigen, daß, wenn man nur die Erfahrung gelten lasse, alle Poesie aus dem Leben schwinde. Er läßt auf die strenge Weisung eines Mannes, der allen Schein verbannen will, die Gebilde

der Phantasie und Poesie von der Erde verschwinden. Was bleibt zurück? „Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab."

Nun kommen in unsern Ausgaben die Worte:

> Von seinen Augen nimmt
> Die zauberische Binde
> Cytherens Sohn; die Liebe sieht,
> Sie sieht in ihrem Götterkinde
> Den Sterblichen, erschrickt und flieht.

Hiernach muß also Cytherens Sohn selbst eine zauberische Binde vor den Augen gehabt und durch sie ein schöneres Bild von der Welt gewonnen haben.

Ist das denkbar? Nicht die Gottheiten, die der Dichter erwähnt, Apollo, Hermes, Amor, sehen die Welt in verklärter Gestalt, sondern sie betrachten es nach seiner Darstellung als ihre Aufgabe, sie den Menschen in solcher Gestalt zu zeigen, und verzichten nur widerwillig darauf.

So stellt es Schiller hier dar, so auch in der Braut von Messina, I, 8:

> Auch die Liebe beweget das Leben,
> Daß sich die graulichten Farben erheben.
> Reizend betrügt sie die glücklichen Jahre,
> Die gefällige Tochter des Schaums;
> In das Gemeine und Traurigwahre
> Webt sie die Bilder des goldenen Traums.

Die zauberische Binde, von der in unserm Gedichte die Rede ist, muß zu den Mitteln gehören, deren sich die Götter bedienen, um die Menschen statt des Wesens der Dinge den schönen Schein sehen zu lassen. Ist das aber richtig, so kann es nicht heißen: Von seinen Augen ..., sondern muß heißen: Von deinen Augen ...

Darauf führt auch der ganze Zusammenhang. Der Dichter hat ausgeführt, wie Apollo und andre Götter mit ihren Attributen die Welt verlassen, und daß diese nun als ein Grab erscheint. Wem? Natürlich dem Beschauer, demselben, der nach dem Vorhergehenden aus der Erfahrung sicherem Porte auf diese Welt des schönen Scheins hingeblickt hat und ihre allmähliche Veränderung nun wahrnehmen muß. Ihm wird durch den Sohn Cytherens nun auch noch die zauberische Binde, die ihm vorgebunden war, von den Augen genommen, und seine Liebe, die in ihrem Gegenstande bis dahin ein höheres Wesen sah, schwindet dahin. An ihn wendet sich der Dichter auch im folgenden, um ihm die Folgen seiner Forderung vorzuführen: Auf deinen Lippen selbst erkaltet der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung ergreift dich die Versteinerung.

Der Fehler ist schon bei dem ersten Drucke gemacht und seitdem nicht verbessert worden.

Inowrazlaw. E. Viedt.

8.

Lebensschifflein.

Daß der Vergleich des Lebens mit einem Schiff bezw. einer Schiffahrt naheliegend ist, beweisen uns mannigfache Redensarten. Man vergleiche Wendungen wie: „mit vollem Winde segeln“, „in den Hafen der Ehe einlaufen“, „Schiffbruch leiden am Leben“ usw.; namentlich aber Schillers bekanntes Distichon:

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.

Das hohe Alter aber des Gleichnisses zeigt eine Stelle in Ezzos Gesang von den Wundern Christi (Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler I, 92), wo das Bild bis ins einzelne durchgeführt ist.

O crux salvatoris,
dû unser segelgerte bist.
disiu werlt elliu ist daz meri,
mîn trehtin segel unte vere,
diu rehten werch unser seil:
diu rihtent uns die vart heim.
der segel, der wâre geloubo,
der hilfet uns der wole zuo.
der heilige âtem ist der wint,
der vuoret unsih an den sint.
himelrîche ist unser heimuot,
dâ sculen wir lenten, gotelob.

Weitere Beispiele für diesen Vergleich führen die Herausgeber in Bd. II, 180flg. an.

Basel. E. Hoffmann-Krayer.

9.

Etwas ausbaden müssen. (Zu Zeitschr. XVI, 711.)

Für Weigands Erklärung „ein unfreiwilliges Bad bis zu Ende erleiden“ spricht die dritte Historie des Eulenspiegels (Knusts Abdruck der Ausgabe von 1515 S. 7), wo dieser, nachdem ihm das Seil, auf dem er sich „dumlen“ wollte, durchschnitten ist, in die Saale fällt. Es heißt dort: „Da fiel Ulnspiegel in das wasser mit großem spot, und badet redlichen in der Sal. Da wurden die bauren gar ser lachen, und die jungen rufften im fast nach, he he bad nur wol uß usw. Du hast lang nach dem bad gerungen.“

Northeim. R. Sprenger.

10.

Morgen ist auch ein Tag. (Zu Zeitschr. XVI, 709.)

Diese Redensart findet sich auch niederdeutsch in Theodor Storms „Gode Nacht" (Sämtl. Werke Bd. 8 S. 218):

Över de stillen Sträten
Geit klår de Klokkenslag;
God Nacht! Din Hart will slapen,
Un morgen is ok en Dag.

Sie wird noch allgemein gebraucht in derselben Bedeutung wie das Sprichwort: „Rom ist auch nicht an einem Tage gebaut."

Northeim. R. Sprenger.

11.

Der Lehrer Rudolf Hildebrand als Schüler.

In der Quinta der Thomasschule zu Leipzig (1861/62) gab Rudolf Hildebrand u. a. den lateinischen Unterricht. Einmal wurde das Stück aus Ellendts Lesebuch „Cervus" übersetzt, und als der große Sprachmeister von den „dünnen Beinen" des sich im Wasser erblickenden Hirsches sprach, stand der Sohn eines Försters oder Weidmannes mit der Bemerkung auf: „Ich erlaube mir zu bemerken, daß das Rotwild Läufe hat." Nun war es um das Latein geschehen: der Rest der Stunde wurde den sonstigen weidmännischen Ausdrücken[1]) — der „grüne" Schüler belehrte — gewidmet, und der Lehrer schloß dieselbe mit den Worten: „Unser Latein ist heute zu einer Art Jägerlatein geworden, aber gelernt haben wir alle und dabei ins frische Waldesgrün geschaut."

Blasewitz. Thdr. Distel.

Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Untersuchung von Gotthold Ephraim Lessing. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Eduard Clausnitzer und Dr. Bruno Wehnert. Halle a. S., Pädagogischer Verlag von Hermann Schrödel, 1902. 67 S.

Im ersten Augenblicke erscheint es ein kühnes Unterfangen, dem höheren deutschen Unterrichte, der unter dem Andrängen der „realistischen" Strömung immer mehr von den Einschlägen aus dem Gebiete des klassischen Altertums entlastet werden soll, von der Prosa-Geistesfülle

1) Lange verbreitete sich H. besonders über die Wörter „Geäse" = Maul, „Lichter" = Augen, „Gehöre" = Ohren.

unsres Stilmeisters Lessing gerade eine Abhandlung durchaus griechisch-humanistischen Bodens neu darzubieten. Sieht man sich aber das Verfahren der beiden Herausgeber und den Text selbst näher an, so begreift man die Annahme der verbündeten Erklärer, mit ihrer Arbeit eine manchem willkommene Tat geleistet zu haben. Sie mußten freilich dem 36 Druckseiten einnehmenden Texte — er beruht auf dem Erstdrucke von 1769 und der Lachmannschen Gesamtausgabe, wobei jedoch, abgesehen von bezeichnenden Sprachformen des Verfassers Schreibung und Satzzeichen die heutigen sind (s. S. II und 11) — eine 28seitige Einleitung voransetzen. In dieser bespricht Wehnerts Abschnitt „Die literarische Bedeutung der Abhandlung": A. deren Entstehung, gibt in B. eine Charakteristik, die sich auf Aufbau, Stil und Sprache, Maßhalten in der Polemik erstreckt, überblickt C. das Urteil der Zeitgenossen. Clausnitzers Abschnitt „Die kunstgeschichtliche Bedeutung der Abhandlung", der, laut Anmerkung S. 16 flg., mit auf einer die Daten der einschlägigen kunstgeschichtlichen Handbücher jahrelang nachprüfenden Absuchung von Kirchhöfen fußt, läßt sich ein auf A. Lessings Ansichten über die Darstellung des Todes bei den Alten, B. den Klassizismus (in Kunst und Literatur, wie ihn neben Winckelmann Lessing mit erweckte), C. die Darstellung des Todes und die Grabdenkmäler bis etwa 1770, D. die Einwirkung der Abhandlung auf den Klassizismus, E. die Einwirkung der Abhandlung auf die christlichen Grabdenkmäler, F. die Stellung der Gegenwart. — Auf engem Raume haben beide Herausgeber eine Menge anziehenden Stoffes zusammengetragen, die literarischen Begleitumstände und den praktisch-kunsthistorischen Gehalt des kleinen aber feinen Werkchens zu erläutern. Letzterer Absicht im einzelnen dienen die knappen, durchweg sachlich gefaßten Fußnoten, die insbesondere die vielen vorkommenden Personen der Kunst, Poesie, Philologie usw. bündig vorstellen (ein paar kleine Druckversehen darin — S. 44 A. 1 lies Connetable, S. 62 A. 1 lies Statius' Thebaïs — verbessern sich selbst); ältere und seltene Sprachformen u. dergl. sind meistens durch Rückverweis auf die übersichtliche Zusammenstellung S. 10—13, einen hübschen Beitrag zur Kenntnis der deutschen Sprache am Übergange zur klassisch ausgereiften Ausdrucksweise, erledigt. Lessings eigne Anmerkungen, durchweg realer Art, fielen als für die Schule belanglos. Dagegen ist der Lessingsche Text am Rande durch Zahlen und Buchstaben klar gegliedert, die die in der Einleitung § 1 Ba gegebene Stoffanordnung aufnehmen. Der Titel S. 29 gibt getreu den des Originals wieder, das Clausnitzer besitzt, desgleichen stammen daraus die S. IV gelieferten Abbildungen sechs antiker Todesdarstellungen. Möge die fleißige Arbeit in dem jetzt allein noch möglichen gelegentlichen Gebrauche einer ver-

ständnisfähigen Klasse, im übrigen bei allen Lessing- und Altertumsfreunden ihren Lohn finden!

München. **Ludwig Fränkel.**

Züngerthal, Ein Beitrag zur Würdigung von Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus. Beilage zum Jahresbericht der Städtischen Realschule zu Bielefeld. Ostern 1902. 16 S. gr. 8°.

Züngerthal will in seiner lehrreichen Studie scheiden, was am Simplicissimus dauernd wertvoll ist, und was der Zeit der Entstehung angehört und mit ihr veraltete. Er geht aber auch den Bahnen des Dichters nach, um zu zeigen, in welcher Absicht er das einzelne so und nicht anders geschrieben hat. Vorausschicken will ich, daß Grimmelshausens Werk nicht nur kulturgeschichtlichen Wert hat, daß es in der Tat auch in seinem dichterischen Kern eine nie veraltende Perle unsrer Literatur ist. Die Studie will den Beweis liefern, daß dem Verfasser die dichterische Gestaltung seines Stoffes gar nicht die Hauptsache ist, daß vielmehr eine moralisch-didaktische Tendenz seine Schreibart wesentlich bestimmt hat. Dies sowie die Rücksicht auf Geschmack und Anschauungsweise der niederen Volkskreise, für die er schrieb, durfte wohl geeignet sein, die Mängel des Werkes bis zu einem gewissen Grade zu erklären. Alle sonstigen Fragen nach Vorbildern und Quellen, nach dem persönlichen Lebensgang des Dichters u. a. bleiben hier unberücksichtigt, auch von Zitaten und sonstigem gelehrten Apparat ist möglichst abzusehen. Man muß anerkennen, daß es Züngerthal gelungen ist, die schriftstellerischen Absichten des Verfassers des Simplicius Simplicissimus klarzulegen. Der Simplicius ist ein „Nationalroman", d. h. eine Art Fortsetzung der alten Nationalepopöe. Der Verfasser will durch humoristische Einkleidung in bezug auf das kriegerische Leben und Treiben, sowie hinsichtlich der sittlichen Zustände jener Zeit die Wahrheit ans Licht bringen. „Es hat mir so wollen behagen, die Wahrheit mit Lachen zu sagen" setzt er als Motto über die Ausgabe von 1671. Die Wahrheit, so wie sie ihm aufgegangen ist, will er sagen über all die Torheiten seines Volkes, über all die Laster und geistige Verkommenheit seiner Zeit, über all die konventionellen Lügen und gesellschaftlichen Mißstände um ihn her. Unverkennbar hat dem Dichter noch ein andres Ziel vorgeschwebt. Außer dem universalen Sittengemälde seiner kriegserschütterten Jugendzeit hat er bei Abfassung seines Simplicissimus die Aufgabe vor Augen gehabt, sein eignes Selbst zu dichterischer Darstellung zu bringen. S. 8flg. behandelt Züngerthal die Satire bei Grimmelshausen. Vorwiegend scherzhaft ist die Satire, wo es sich mehr um sittliche Adiaphora handelt, wenn er etwa törichte Kleidermoden u. a. dem Gelächter preisgibt. Vor-

wiegend pathetisch ist sie dagegen, wo es gilt, sittliche Grundübel aufzudecken. Der Ernst steigert sich zu zorniger Strenge, ja zu vernichtendem Ingrimme bei Gesinnungssünden. Wenn irgend die Umstände lächerlich sind, so bricht der Schalk mutwillig und neckisch hervor, der auch in den ernsthaftesten Ausführungen immer im Hintergrunde lauert. So ist die Auffassung des spezifisch „teutschen Lasters", des Trinkens, eine recht milde; es begegnen Ausdrücke wie „ein ehrsames" oder selbst „christliches Räuschlein". Nur gegen freche Spötterei, herzlose Grausamkeit, mutwillige Zerstörungssucht, gegen Heuchelei und Büberei aller Art ist er unerbittlich streng. Da nach Schiller Satire und Idyll aus gemeinsamer Wurzel entspringen, so treffen wir im Simplicissimus auch idyllische und allegorisch-visionäre Stücke. Grimmelshausen hat eine außerordentliche Vorliebe für Symbolisierung seiner Gedanken. S. 12flg. wird das Problem des letzten Teils im einzelnen betrachtet. Tüngerthal kommt zu dem Schluß, daß die Continuatio (VI) ein notwendiges Stück des Romans ist, der Schlußstein zum Aufbau des ganzen Werkes; ohne sie wäre es ein Torso, denn hier erst finden wir die Läuterung im Charakter des Helden zu Ende geführt, hier erst wird er der erprobte, welterfahrene, abgeklärte Weise, als welchen ihn Grimmelshausen aus den Kämpfen seines Lebens hat hervorgehen lassen wollen. Wenn wir annehmen, daß die ersten Teile des Werkes in nicht näher nachzuweisendem Grade Konfessionen des Dichters über seine eignen Lebenserfahrungen enthalten, warum sollte nicht auch der letzte auf inneren Erlebnissen beruhen. Es mag recht wohl auch in seinem Leben eine Periode gegeben haben — etwa nach seinem förmlichen Übertritt zum Katholizismus —, wo er dem Gedanken an das Klosterleben näher getreten ist. Aber sein Tätigkeitsdrang trieb ihn wieder hinaus in ein Leben der Arbeit, wo er als Schultheiß zu Renchen im kleinen, als Popularschriftsteller im großen sich nützlich zu machen eifrig bemüht war. Der Simplicius Simplicissimus ist nach Tüngerthal wie der Faust dem gleichen inneren Bedürfnis eines Mannes entsprungen, der dichterisch das Ergebnis der eignen Lebenserfahrungen ziehen wollte.

Die interessante Studie wird allen denen willkommen sein, die in dem Simplicissimus ein Kunstwerk sehen, das dem Rätsel aufgibt, der sich hinein zu versenken bemüht.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Karl v. Heinzel, Im Isartal. Dresden und Leipzig, E. Pierson, 1902. 2 M.

Das Buch ist eine romanhaft gefärbte, aber doch in gewissem Sinne historische Erzählung aus der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges.

Sie behandelt in sittlich reiner Weise die Liebesgeschichte zweier Kinder aus Bayern, Max und Walburg, sowie die wechselnden Seelenzustände der Mutter des ersteren, Witwe Apollonia Seebacher, die ihren Gatten bei Sendling durch den Tod verloren hat und das Liebesverhältnis ihres Sohnes zu ihrer Nichte durchaus hintertreiben, auch selber ihren Knecht, den „Raufpeter", einen entlaufenen Soldaten und späteren Räuberhauptmann, heiraten will. Nach langer Zeit sieht die Witwe ein, daß die Liebenden im Recht sind, und räumt ihnen das Feld.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Die gute und die schlechte Erziehung in Beispielen. Von .... Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn, 1902. Leinwandband mit Goldschnitt. 1,20 M.

Das interessante Buch, welches in Form von Gesprächen und an Beispielen entwickelt einige treffliche, selbst das geschlechtliche Gebiet nicht ausschließende Regeln zur Kindererziehung vom ersten Tage des Lebens an enthält, verdient die beste Empfehlung. Es zeigt recht deutlich, daß die von jeher so vielfach bemerkten Unarten der Kinder meist auf mangelhafter oder geradezu schlechter Erziehung seitens der Eltern beruhen.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

C. F. Müller, **Zur Sprache und Poetik Fritz Reuters.** I. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königl. Gymnasiums in Kiel. Ostern 1902. 25 S. gr. 8°.

Der Verfasser bringt hier Beiträge zur Sprache Fritz Reuters, denen in nicht allzuferner Zeit solche zur Poetik des Dichters folgen sollen. Er vermißt es, daß Reuters Sprache nicht längst zu mehr wissenschaftlichen Studien Anlaß gegeben hat, wie sie F. Latendorf vor 25 Jahren im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (III, S. 83) als wünschenswert hinstellte.[1]) Das erste Kapitel „Die französischen Ausdrücke und die Wortbildungen nach dem Französischen" schließt sich an die beiden Programmabhandlungen von R. Mentz[2]) an, der die Frage, wann die französischen Wörter übernommen sind, in eingehender und überzeugender Weise behandelt. Er weist auf die flandrischen Ansiedler nach der Eroberung Mecklenburgs durch Heinrich den Löwen (1160) hin und verfolgt auch den französischen Einfluß in den folgenden

1) Jetzt sind übrigens billigere Reuter-Ausgaben zu haben als die damalige Volksausgabe zu 26 M.

2) Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten. Beilagen zu den Jahresberichten des Realprogymnasiums zu Delitzsch, Ostern 1897 und 1898 (2 Teile); dazu: O. Glöde, Herrigs Archiv C I, Heft 3 u. 4, S. 403—406; C III, Heft 3 u. 4, S. 368—370.

Jahrhunderten. Müller macht noch auf den Einfluß der französischen Emigranten in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts aufmerksam, den Reuter selber in Läuschen un Rimels I, 50 (im Eingang) so köstlich charakterisiert. Die Ausführungen von Mentz scheinen Müller aber noch nicht ausreichend, um die Frage zu beantworten, warum gerade in Mecklenburg die plattdeutsche Sprache so stark von Gallizismen durchseucht ist, während in andern Staaten, bei denen im wesentlichen dieselben Faktoren für die Verbreitung des Französischen mitwirkten, z. B. in Hannover, Schleswig-Holstein, Oldenburg usw., das Niederdeutsche, wenn auch nicht von diesen Einflüssen ganz frei geblieben, sich doch im allgemeinen ungleich viel reiner erhalten hat.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Berichtigung.

Auf S. 374 dieses Jahrgangs der Zeitschrift muß es heißen bei der Besprechung der Literaturgeschichte von Karl Barthel Z. 22 v. o.: und die Perle unter allen: Geteiltes Herz, nicht Zwei Gefangene.

Freiberg i. Sachsen. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Zeitschriften.

Pädagogische Studien. 24. Jahrgang. 3. Heft. Inhalt: Gotthold Deile, Die Phantasie im Dienste des Unterrichts.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Literatur und für Pädagogik. 6. Jahrgang 1903. XI. und XII. Bandes 6. Heft. Inhalt: I. Abteilung (XI. Band): Die Bedeutung der Modi im Griechischen und Lateinischen. Von Professor Dr. Hermann Lattmann in Ilfeld. — Franz Grillparzer und die Ursachen seiner langen Verkennung. Von Professor Dr. Theodor A. Meyer in Schönthal a. J. — II. Abteilung (XII. Band): Über die Lektüre des Platon in der Schule und einiges andre. Von Gymnasialdirektor Dr. Karl Goebel in Soest. — Der Sport und die Schule. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Rudolf Gasch in Leipzig.

Monatschrift für höhere Schulen. 2. Jahrgang. 7. Heft. Juli. Inhalt: Die Unfreiheit des einzelnen innerhalb der modernen Kultur. Von Direktor Professor Dr. P. Cauer in Düsseldorf. — Die Oberrealschule und das Universitätsstudium. Von Direktor Quossek in Krefeld. — Über ein künftiges deutsches Reichsschulmuseum. Von Oberstudiendirektor Dr. J. Ziehen in Berlin. — Zur Stellung und Behandlung der deutschen Literaturgeschichte nach den Lehrplänen von 1901. Von Direktor Dr. A. Zehme in Stendal.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 14. Jahrgang. 9. Heft. Inhalt: Kunst und Oberrealschule. Von Oberlehrer Dr. Max Georg Schmidt in Marburg a. d. Lahn. — Die Entwicklung des höheren Schulwesens in Preußen unter der Regierung Wilhelms II. Von Professor Dr. E. Wunder in Halle a. d. Saale.

—— 14. Jahrgang. 10. Heft. Inhalt: Revision des deutschen Unterrichts. Vom Herausgeber. — Die deutsche Lektüre der obersten Klassen höherer Lehranstalten. Von Professor A. Heintze in Stolp. — Kunst und Oberrealschule (Fortsetzung). Von Dr. Max Georg Schmidt in Marburg a. d. Lahn.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1903. Heft 7. Inhalt: Ernst, Die erhöhten Bildungsziele im Sprachunterricht der preußischen Seminare.

Die Deutsche Schule. 7. Jahrgang. 6. Heft. Juni 1903. Inhalt: T. Ziller als Interpret der Herbartischen Pädagogik. Von Dr. E. v. Sallwürk (Fortsetzung). — Über Ökonomie und Technik des Lernens. Von Dr. E. Meumann (Fortsetzung).

Neu erschienene Bücher.

Prof. Dr. J. Hense, Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 1. Teil: Dichtung des Mittelalters. 4. verb. Aufl. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung, 1903. 252 S.

Bötticher und Kinzel, Altdeutsches Lesebuch. Halle, Waisenhaus, 1903. 192 S.

Dr. Robert Petsch, Heinrich v. Kleist, Prinz Friedrich von Homburg. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 48 S. (Lyon, Ästhet. Erläut. der Dichter des 19. Jahrh.)

Dr. Robert Petsch, Richard Wagner, Die Meistersinger. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 48 S. (Lyon, Ästhet. Erläut. der Dichter des 19. Jahrh.)

Helene Zubeich, Neugermanien. Zukunftsschwank aus dem Jahre 2075. Dresden, Holze u. Pahl, 1903. 60 S.

Antiquariatskatalog Nr. 71. Ältere deutsche Literatur bis auf Gottscheds Zeit (Vorklassische Periode). Adolf Weigel, Buchhandlung in Leipzig, Wintergartenstraße Nr. 4.

Johannes Meyer, Deutsches Sprachbuch (Rechtschreibung und Sprachlehre). Ausgabe A. Berlin SW., Carl Meyer (Gustav Prior), 1903. 200 S.

Friedrich Dukmeyer, Des Sittenmeisters Ärgernisse. Eine Komödie in drei Akten. München, Staegmeyr, 1901. 90 S.

Friedrich Dukmeyer, Der Zorn Jehovahs. Tragödie in einem Akt. München, Staegmeyr, 1902. 32 S.

Friedrich Dukmeyer, Einer für alle. Tragödie in fünf Akten. München, Staegmeyr, 1901. 124 S.

Friedrich v. Schiller, Wilhelm Tell. 1. Teil: Textausgabe. Mit Karte der Örtlichkeit. Leipzig, H. Bredt, 1903. 122 S.

Dr. Peter Hau, Shakespeares Macbeth. Leipzig, H. Bredt, 1903. 117 S.

Eduard Kuenen, Kleists Prinz Friedrich von Homburg. Leipzig, H. Bredt, 1903. 115 S.

Walter Harlan, Schule des Lustspiels. Berlin C., Theaterverlag Eduard Bloch. 156 S.

Dr. B. Krembs, Dichter und Maler. Leipzig, Dürr, 1903. 127 S.

J. H. Schütz, Die Gerechtigkeit gegenüber den Schülern an den höheren Lehranstalten. Berlin, Leo-Hospiz, 1903. 30 S.

Prof. Dr. O. Weise, Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 142 S.

Dr. Rudolf Fürst, Gottfried Keller, Martin Salander. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 42 S. (Lyon, Ästhet. Erläut. der Dichter des 19. Jahrh.)

Richard Lange, Übungsschule zur Erlernung der Rechtschreibung und Zeichensetzung. 5. Aufl. Leipzig, Dürr, 1904. 96 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.

Zur Stillehre.

Von Dr. **Otto Oertel** in Dresden.

Zur Lage.

Die Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium" hat im vorigen Jahre die Entdeckung gebracht, daß in Berlin manche Schüler höherer Schulen ihre deutschen Arbeiten gegen Bezahlung von fremder Hand anfertigen lassen.

Diese aufgedeckte Tatsache beleuchtet die Lage des Stilunterrichts nicht nur hell, sondern grell. Sie wirft nicht etwa nur auf Schülerfaulheit ihr Licht; denn diese ist es vielfach gar nicht, die dazu zwingt, mit fremdem Kalbe zu pflügen.

Was ist es denn?

Ich kenne einen Herrn, der als Knabe ein durchaus einwandfreier Schüler war, der infolge guter Begabung alle gestellten Aufgaben mühelos löste, dem aber ein guter Aufsatz nie gelingen wollte, der darüber sehr unglücklich war, der sich marterte und plagte und sich und die Seinen ängstigte und so mit jedem neuen Aufsatzthema Schrecken in das Haus brachte, dem einmal nach soviel Qual und Mühe wegen liederlicher Arbeit eine Stunde Karzer zugesprochen wurde, der darüber außer sich war, und der noch heute, zehn Jahre nach seiner Entlassung, seine Deutschlehrer mit dem Vorwurfe verwünscht: „Wenn mir nur einer einmal gezeigt hätte, wie ein Aufsatz anzulegen und auszuführen ist!"

Von soviel Verzweiflung aus, die noch heute viele Schüler faßt, wenn sie einen Aufsatz schreiben sollen, ist der Weg zum Gebrauche fremder Hilfe nicht weit.

Daß dem Schüler, der aus seiner Not heraus will, der Lehrer oft die Hand nicht zur Führung zu reichen vermag, geht aus der landläufigen Rederei hervor: „Der 'Stil' ist eine ganz individuelle Sache, die sich der Beeinflussung durch den Lehrer so gut wie ganz entzieht; ein guter Stilist muß geboren sein, wer von Haus aus keiner ist, kann auch keiner werden, mag er Schule um Schule besuchen."

Ich selbst habe solche Worte nicht nur von einem Lehrer, der Aufsatzunterricht erteilt, gehört. Wenn sich ein solcher im Ernste so ausspricht, so ist er mit dem zu vergleichen, der sich als Maurer ver-

bingen will, aber noch nicht gelernt hat, die Kelle richtig anzufassen. Wenn es aber möglich ist, daß selbst Fachleute solche Geständnisse ablegen, ohne zu erröten, so muß es sehr schlimm um den Aufsatzunterricht aussehen, so schlimm, daß wir es vollkommen begreifen, wenn sich ein Schüler unerlaubter Hilfe bedient.

Das allgemeine Elend wird gefühlt. Man hat sich auch schon nach Abhilfe umgesehen. Viele Stimmen, welche Hilfe bringen wollen, klingen in die Forderung zusammen, Fachaufsätze schreiben zu lassen. An dieser mag anerkannt werden, daß sie nach einer Bereicherung des Inhaltes der Aufsätze strebt. Zugleich aber muß bemerkt werden, daß damit nicht ohne weiteres ein Gewinn verheißen ist, es kann sogar ein bedenklicher Verlust das Ende sein, was wir dort untersuchen wollen, wo wir einige Worte über den Zweck des Aufsatzunterrichts zu sagen haben werden. Hier mag darauf hingewiesen werden, daß mit der Forderung der Fachaufsätze zugleich verlangt wird, daß der Fachlehrer einen Teil der Aufsatzübung übernehme. Mir scheint es, als ob man damit eine wichtige Arbeit falschen Händen anvertraue. Dabei will ich noch gar nicht einmal ein Geschrei erheben über die Zurücksetzung des Deutschen andern Fächern wie z. B. den Naturwissenschaften gegenüber, in denen unterrichten zu können sich der Fachmann mit Recht nur selbst zutraut. Immerhin aber mag gesagt sein, daß man dem Deutschen doch wenigstens soviel Bedeutung beilegen sollte, daß man es nicht nebenbei von Lehrern andrer Fächer betreiben lassen sollte. Man kann mir freilich einwenden, daß ich eben erst die Ohnmacht mancher Deutschlehrer zugegeben habe. Daraufhin erwidere ich, daß ich von einem andern erst recht keinen Gewinn für den Schüler erwarte, wenn schon der, der eigentlich wissen sollte, was er zu tun habe, nicht recht weiß, wie er die Jugend im Gebrauche der Muttersprache fördern soll. Die Forderung, daß jeder Lehrer verstehe, die Schüler darin planmäßig anzuleiten und vorwärts zu bringen, ist ja recht schön und durchaus anzuerkennen. Aber der Blick auf die Lage des Stilunterrichts in der Gegenwart zeigt uns doch deutlich genug, daß viele von uns gar keine gründliche Ausbildung im Deutschen hinter sich haben können, und daß darum durchaus nicht jeder fähig sein kann, dem Deutschunterricht mit Erfolg zu dienen. Am meisten darf man immer noch vom Fachmanne im Deutschen erhoffen, da er sich doch wenigstens bemüht hat, sein Gebiet gründlich kennen zu lernen.

Die Forderung der Fachaufsätze wird dann erst ganz verständlich, wenn man weiß, daß unter denen, die sie aufstellen, nicht wenige sind, die da meinen, man könne den Fachlehrer darum ohne weiteres zur Hilfe heranziehen, weil man schon genug tue, wenn man tüchtig schreiben

lasse. Und diese Meinung geht Arm in Arm mit dem allgemeinen Irrtum, daß mit der Klarheit über den Stoff auch Klarheit und Richtigkeit des Stiles gegeben sei. Wenn das wahr wäre, dann wäre es vielleicht sogar ganz allein richtig, nur den Lehrern für Naturgeschichte, Geschichte, Geographie usw., die ja in der Hauptsache klares Wissen in den verschiedensten Stoffgebieten vermitteln, die die Anschauungen über die verschiedensten Dinge klären sollen, den Aufsatzunterricht zu übertragen. Aber wer da wirklich glaubt, Klarheit über den Stoff und im Ausdrucke seien unzertrennliche Zwillinge, der blättere einmal in den Werken unsrer bedeutendsten Gelehrten oder in den Reichsgerichtsakten. Zur Ehre unsrer Denker und zur Ehre unsrer Richter wird er doch wohl mit mir annehmen, daß bei den Leuchten unsrer Wissenschaft und unsrer Rechtspflege die größte Klarheit über das, was in ihre Gebiete fällt, zu finden sein wird. Wenn er nicht so boshaft ist, das zu leugnen, wird er nicht wenig darüber erschrecken, in vielen gelehrten Schriften und Reichsgerichtsurteilen ein Deutsch zu finden, das den vorausgesetzten klaren Inhalt geradezu verdunkelt, das diesem oft so gut sitzt wie der Rock eines gutgenährten Metzgers einem spindeldürren Schneider. Würde er von dieser Entdeckung aus bei der Annahme unauflöslicher Kameradschaftlichkeit der sachlichen und sprachlichen Klarheit auf den Stand unsrer Wissenschaft und unsrer Justiz schließen, so würde er zu Ergebnissen kommen, die sehr traurig wären, so daß wir heilfroh sein können, mit der Möglichkeit rechnen zu dürfen, daß beide Dinge eben nicht immer beieinander sind.

Der deutliche Widerspruch zwischen der Klarheit des Inhalts und der Form klagt die Schule an, daß sie nur bemüht gewesen ist, die Klarheit des Denkens und nicht auch die der Darstellung zu vermitteln. Indem er uns zugleich zeigt, daß es z. B. einem Reichsgerichtsrate trotz jahrzehntelanger Übung nicht gelungen ist, den Gegensatz auszugleichen, spricht er ein vernichtendes Urteil über die Meinung, man könne alles für die Stilbildung tun, wenn man Klarheit über einen Stoff schaffe und darüber schreiben lasse; besonderer Anleitung bedürfe es dann nicht mehr.

Tatsachen überzeugen mehr als bloße Erwägungen. Dennoch sollen auch diese nicht fehlen.

Die Ansicht, eine besondere Anleitung, den Stoff zu formen, sei nach der Vermittlung der Klarheit über diesen nicht mehr nötig, hat darin ihren Ursprung, daß man nicht weiß, wie man anleiten soll. Wenn man sich das nicht sagen könnte, so wüßte man schlechterdings nicht, woher sie stammen könnte; denn sie wird von jedem Lehrer täglich unzähligemal über den Haufen geworfen. Jeder hält es für eine selbstverständliche Sache, daß man z. B. in dem naturgeschichtlichen

Unterrichte den Schüler bei der Betrachtung eines Gegenstandes oder eines Vorganges anleitet zu sehen, weil man weiß, daß unsre Jugend nicht sehen kann, weil sie dies erst lernen muß. Wenn man aber die leichtere Tätigkeit des Sehens sorgfältig lange Zeit hindurch unterstützen muß, so ist es mir ganz unbegreiflich, wie man bei der schwierigen Aufgabe, Tatsachenreihen und Gedankengänge auf eine stilistische Form zu bringen, nicht die helfende Hand bieten will. Ich halte es für ganz unmöglich, daß man im Ernste diese Unbegreiflichkeit für berechtigt halten könnte.

Wenn wir weiterkommen wollen, so geht es nicht anders, als daß nur tüchtigen Deutschlehrern der Aufsatzunterricht in die Hand gegeben wird, die wissen, daß neben der Darbietung des Inhalts auch die Herausarbeitung der Form eine wichtige Aufgabe des Lehrers ist.

Diese zu lösen, ist freilich jetzt noch nicht leicht. Der Grund dafür liegt darin, daß lange Zeit hindurch im Sprachunterrichte so gut wie nur Grammatik getrieben worden ist. Man wird natürlich niemals ohne diese, aber auch niemals allein durch diese in der Schule ans Ziel kommen. Aber gerade das ist zeitweise ganz und gar vergessen worden. Dabei ist man so tief in das etwas sparrige Gestrüpp der Grammatik geraten, daß man nach und nach die Fähigkeit, auch etwas vom Stile zu sagen, fast ganz eingebüßt hat. Daher erklärt sich das Stammeln, wenn Stikstik getrieben werden soll, das Gerede über Flitterwerk, das man zuweilen einem Ganzen anhängt, das aber gar nichts Wesentliches am Stile ist. Darum befriedigen auch die Bücher über Stillehre noch so wenig. Wie kann aber auch aus einer Sache, die man in den Winkel stellt und nicht pflegt, mehr werden als ein verblaßtes Ding, der Pflanze ähnlich, die ohne Licht und Luft im Keller verkümmert ist! Es scheint auch noch gar nicht einmal, als ob man das Aschenbrödel hervorholen wollte. Selbst bei den meisten Universitätslehrern, die doch sonst auch für die widerwärtigsten Dinge ein Übermaß von Liebe haben, wenn es gilt, zu forschen und die Erkenntnis zu fördern, scheint die Stilistik bis zum Bedauern unbeliebt zu sein, während die Professoren sich den Liebenswürdigkeiten der Grammatik allem Anscheine nach nicht so weit entziehen können, wie es besonders zum Heile derer, die Germanistik studieren wollen, wünschenswert wäre. Solange das nicht anders wird, so lange werden wir auch in den niederen und höheren Schulen nicht vorwärts kommen. Wenn sich nur wenige um die gute Sache bemühen, so werden wir nicht das Übel überwinden. Erst wenn viele Hände zusammengreifen, ist zu erwarten, daß einmal eine Stilistik geschrieben wird, mit der sich in der Schule etwas anfangen läßt. Gerade das aber ist es, was wir an so mancher Stillehre, deren Wert sonst keinen Zweifel leidet, vermissen.

Das landläufige Übel legt jedermann die Pflicht auf, Erfahrungen aus dem Aufsatzunterrichte der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Nur dieser Verpflichtung will ich nachkommen, wenn ich die Blätter, die denen mit den Bemerkungen über Zweck und Stoff des Stilunterrichts folgen, hinausschicke. Sie wollen nur Beiträge zur Stillehre sein und nur von einigen Erörterungen reden, die ich mit den Schülern anstelle, und denen ich manchen guten Erfolg danke.

Vom Stoffe und Zwecke.

Mit der Forderung der Fachaufsätze verlangt man, daß über „reale" Dinge geschrieben werde. Daß man dies bisher so wenig getan hat, soll am ganzen Elende schuld sein. Es wird ja gewiß niemand bestreiten, daß der Schüler reicher wird, wenn er über den Maulwurf, über das Gewitter oder über die Elbe schreiben muß. Wohl aber wird man den Gewinn bezweifeln, wenn man hört, daß z. B. auch über das Lied „Der Mai ist gekommen" oder gar etwa über „das Wippen" geschrieben werden soll; denn am Ende kommt es doch wohl beim Schüler darauf an, das Lied singen und die Übung turnen zu können. Geradezu bedauern müßte man die Verirrung, wenn etwa gar die Zeit, die zur Einübung da ist, durch Gerede ausgefüllt und so etwa das Turnen um der Fachaufsätze willen in der Lösung seiner schönen Aufgabe, den Verfall des Volkes aufzuhalten, beengt würde. Da würde ein Verlust vorhanden sein, der nicht durch den Gewinn, etwas über die Anlegung eines Aufsatzes gelernt zu haben, aufgewogen würde. Ein solcher würde auch dann zu beklagen sein, wenn man zwar vorsichtiger, aber doch nur oder wenigstens vorzugsweise Themen aus den wirklichen „realen" Fächern stellte. Man würde sich den Vorwurf nicht ersparen können, daß man sich beim Aufsatzunterrichte oft die Gelegenheit entgehen lasse, mehr zu tun, als das Verständnis zu vertiefen und die Fähigkeit, einen Aufsatz anzulegen, auszubilden. Zwar ist diese letzte Aufgabe ein Hauptzweck der Aufsatzübung. Aber ich darf mich bei einer Arbeit um mehrere Zwecke bemühen, ganz wie der Tischler, der besorgt ist, ein schönes Stück zu schaffen, zugleich aber auch einen schönen Lohn zu gewinnen.

Einem zweiten, überaus wichtigen Zwecke kann man aber dienen, wenn man „literarische" Themen stellt, die zwar neuerdings etwas in Verruf geraten, die aber doch besser als ihr Ruf sind, wie sich gleich zeigen wird.

Viele „literarische" Themen veranlassen die Schüler, sich in die besten Werke unsrer Dichter, dieser echten Herzenskündiger, zu versenken, bei dem und jenem Helden zu verweilen und niederzuschreiben, welche gewaltigen Herzenskämpfe mancher gute Mensch kämpft, zu welchen schweren

Entschlüssen sich mancher durchringt. Dabei wird sich zunächst unter verständiger Führung durch den Lehrer ein Einleben in treffliche Menschen vollziehen, und dieses wird sich dann in ein Nachleben umsetzen. Eine solche Beeinflussung des Willens ist aber Charakterbildung, und eine wirksamere Art kann ich mir gar nicht denken. Charakterbildung aber ist unsre höchste Aufgabe, die gerade heute, da alle Welt nach Persönlichkeiten, nach Charakteren schreit, niemals zurückgestellt werden darf. Darum wird man so oft, wie es nur möglich ist, zu „literarischen" Themen greifen müssen, die die Schüler in Dichtungen hineinführen, aus denen die menschlichen Charaktere in ihrer schönsten Gestaltung zu uns sprechen. Auch durch den Einwand, daß die erwachsenen Menschen der Dichterwerke zu hoch über den Kindern stünden, darf man sich nicht abhalten lassen; denn der Mensch ist z. B. mit seiner Fähigkeit, den Willen frei zu bestimmen oder sich einer höheren Gewalt gehorsam zu fügen, dem Kinde näher als das Tier, das einem schwer begreifbaren Instinkte folgt. Auch zum erwachsenen Helden, von dem es in seinen geistigen Eigenschaften nur dem Grade nach verschieden ist, hat es den Schlüssel in sich selbst, nicht aber zum Tier, von dem es qualitative Unterschiede trennen. Wollte jemand die „literarischen" Themen verschmähen, so würde er etwas verwerfen, was genau so wie jede Arbeit über „reale" Stoffe die Fähigkeit, einen Aufsatz anzulegen, vermitteln, was aber auch noch mehr tun, nämlich unsre wichtigste Aufgabe, die Charakterbildung, lösen helfen, also eine Arbeit leisten kann, zu der die Fachaufsätze nicht fähig sind.

Es soll nun nicht etwa geleugnet werden, daß z. B. in dem naturgeschichtlichen Unterrichte auch etwas für die Charakterbildung getan werden könne. Ich kann mir wohl denken, daß man dieser dienen kann, indem man z. B. zeigt, wie Millionen von Kornblumen fast ganz gleiche Blüten haben, wie bei Milliarden von Kleeblüten immer das zehnte Staubgefäß freisteht und nicht mit den übrigen in ein Bündel verwachsen ist, wie also in der Natur eine gewaltige, in ihrer Größe geradezu heilige Einheit der Gestaltung gleicher Wesen waltet, eine Einheit, die man verehren, der man sich beugen muß. Ich weiß auch, daß die Natur solche Mittel, auf den Charakter zu wirken, in Menge hat. Dabei, daß man von diesen Dingen so gut wie gar keinen Gebrauch macht, daß man meist nur bemüht ist, leere Schädel aufzufüllen, damit diese wie ein Krämerladen Schatzkammern werden, will ich mich gar nicht aufhalten; denn was da versäumt wird, kann bald getan werden. Aber darauf muß Gewicht gelegt werden, daß die tote Natur, die Tier- und Pflanzenwelt eben darum, weil sie dem Kinde fernsteht, nicht mit der großen Macht des Beispiels wie ein Mensch wirken kann. Außerdem sollte über den Algen, Quallen und Spinnen nicht ganz vergessen werden, daß der

Mensch doch auch zur Natur gehört, daß er sogar deren höchstes Geschöpf ist, daß er schon darum das meiste Anrecht auf sorgsamste Betrachtung hat.

Demnach wüßte ich nichts, was uns abhalten könnte, recht oft — nicht immer — „literarische" Themen oder zuweilen auch solche über Dinge aus der kindlichen Lebenserfahrung zu stellen. Wenn wir an ihnen festhalten, wenn wir die Schüler recht oft in die Herzen trefflicher Menschen blicken lassen, können wir sogar die Hoffnung haben, daß man wieder begreifen lerne, was Friedrich Hebbel in den Worten ausspricht: „Schautet ihr tief in die Herzen, wie könntet ihr schwärmen für Käfer!"

Vom Sammeln.

Daß man für jede deutsche Arbeit Stoff sammeln muß, ist eine landläufige Weisheit. Jeder Schüler kennt und befolgt sie, wenn auch nicht immer sorgfältig. Aber dabei wird oft eine recht einfache Sache nicht beachtet, eine Sache, an der der ganze Erfolg hängt, die ganz selbstverständlich ist, die aber nach meiner Erfahrung für viele ein Geheimnis ist, das fast nur die besten unter unsern Schriftstellern, die Dichter, zu kennen scheinen.

Daß sie tatsächlich für viele ein Geheimnis ist, beweisen z. B. von hundert Festrednern wenigstens neunzig. Sie werfen an vaterländischen Gedenktagen z. B. mit Worten wie Dankbarkeit, Vaterlandsliebe, Treue usw. um sich und dreschen auf diesen herum. Aber dabei gibt's keine Körner. Darum rücken die, die Zuhörer zu sein verdammt sind, bald unruhig auf ihren Stühlen hin und her. Selbst gutmütige Naturen werden ungeduldig, da sie merken, daß das, was ihnen zugeworfen wird, nicht sättigt, weil es taub, leer ist. Mit dem Urteile, einen Schwätzer vor sich gehabt zu haben, gehen viele davon, sehr froh, wenn die Rede wenigstens den Vorzug gehabt hat, kurz zu sein.

Solche Redner treiben es nicht viel anders als ein Baumeister, der wie jene die äußere Form eines Vortrages die eines Hauses im Kopfe hat, der es aber unterläßt, Steine oder Ziegel anzufahren, der das Gebäude mit leeren, mit mathematischen Vierecken aufführen will. Beide bringen es zu nichts.

Von einem Redner solcher Art kann man nicht lernen, was man zu tun hat, wenn man für einen Aufsatz Stoff sammeln will, wohl aber von dem Alten, der in einem kleinen Dorfe den Bauern am Sedantage erzählt, was er in den Kriegsjahren erlebt hat. Er fesselt nicht durch Redefluß. Er hat sogar große Mühe, die Worte über die Lippen zu bringen. Aber man ist schon ganz gefangen, wenn er beginnt: „Es ist nun schon dreiunddreißig Jahre her, und doch ist es mir, als wäre es

gestern gewesen, so deutlich sehe ich es noch, wie unser Hauptmann usw." Jedes Auge hängt an ihm, und als er fertig ist, will man noch mehr hören.

Er legt den Zuhörern so gut wie keiner sonst ans Herz, warum wir den Sedantag feiern müssen. Von Dankbarkeit und Liebe zum Vaterlande braucht er nicht zu reden, weil diese gleichsam in den Worten glühen und so die Herzen wärmen. Er überwältigt diese, weil er hinein in sein Leben greift, und weil er die Wirklichkeit gleichsam noch einmal durchlebt. An ihm können wir einen Teil der Gründe kennen lernen, die Goethe zu dem Ausspruche getrieben haben: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!"

Es kann freilich eingewendet werden, ein so reiches Eigenleben habe nicht jeder.

Daß man aber auch ohne ein solches fesseln kann, beweist mancher gute Kanzelredner. Durch seine Gemeinde geht es zuweilen wie eine geheimnisvolle Belebung, jedermann rückt sich zurecht und lauscht mit ganzem Ohre. Der Zauber, der das bewirkt, geht von den Worten: „Es war einmal" aus, die die Erzählung irgend eines Menschenschicksales ankündigen.

Es ist eine ganz natürliche Sache, daß die Gemeinde dafür viel dankbarer ist, als wenn der Geistliche nachts zuvor in seinem Gehirn herumgewühlt und nach Gedanken gesucht hat und diese nun ausschüttet. Weil alle Weisheit aus dem Leben stammt, eine Sache der Erfahrung ist, gewinnt sie uns eher, wenn sie als Leben zu uns redet, als wenn sie als ein der Wirklichkeit entkleideter, nachgedachter, verblaßter Gedanke uns entgegentritt.

Das wissen die Dichter auch, die wie mancher Geistliche auch nicht immer ins eigne, sondern in fremdes Leben greifen und dieses an unserm Auge vorüberziehen lassen. Schiller gibt in seinem Gedichte: „Die Bürgschaft" in 19 Strophen nichts als Leben, und neben dieser reichen Wirklichkeit steht nur der eine Gedanke: „Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn", die Idee, die gleichsam in den Tatsachen als Seele lebt.

Nicht mit einer Fülle von Gedanken, mit einem reichen Leben, in das er einen Gedanken kleidet oder aus dem er einen herausschält, mit einer Fülle von Ereignissen und Handlungen bezwingt uns der Dichter.

Sein Geheimnis wollen wir uns bei jedem Aufsatze zunutze machen. Dabei wollen wir aber nicht die Absicht haben, Dichter zu werden. Es soll uns nur erlaubt sein, von dem zu lernen, dessen Art zu reden man immer so gern mit der des Volkes und des Kindes vergleicht.

Ganz wie das Wort Stoffsammlung verlangt, soll es die erste Arbeit sein, wenn man an einen Aufsatz geht, in der Wirklichkeit zu graben, so viele Tatsachen, als sich nur bieten, zusammenzutragen, damit das Ganze mit recht viel Tatsächlichkeit befrachtet werde, aus der sich wenige Gedanken herausheben lassen.

Wer das nicht vergißt, wird nicht stundenlang sein Gehirn nach Gedanken durchwühlen, wird nicht einen Halter nach dem andern zerkauen, wenn er z. B. davon erzählen soll, wie Hawermann sein Unglück trägt. Er wird vielmehr fleißig Reuters „Ut mine Stromtid" durchsuchen und sich u. a. anmerken, wie Hawermann im Hofe beim Anblicke der Versteigerung standhaft bleibt; wie er bei den höhnischen Worten des Gutsherrn, die von seinen Bekannten scharf zurückgewiesen werden, schweigt; wie er den Aktuar bittet, auch die vom Gericht zurückgestellten notwendigsten Sachen zu versteigern, damit er aus dem Erlöse den Sarg und das Grab für seine Frau bezahlen kann; wie er selbst Leichenwacht bei der teuern Toten hält und die treue Stine nach Hause schickt. Erst danach wird er vielleicht den Gedanken niederschreiben, daß so Hawermann niemand unter seinem Unglücke leiden läßt, daß er sein Unglück standhaft allein trägt.

Es so zu machen, sieht so selbstverständlich aus. Dennoch gehört viel Geduld dazu, die Schüler dahin zu bringen, daß sie es so anfangen. Wie verkehrt es wäre, diese Sache ihrer Selbstverständlichkeit wegen besonderer Beachtung nicht für wert zu halten und sie im Unterrichte beiseite zu setzen, geht aus dem Geständnisse eines neunzehnjährigen begabten Schülers, der alle Pein eines mangelhaften Deutschunterrichts über sich hatte ergehen lassen müssen, hervor, daß ihm das Geheimnis aller Dichter plötzlich kurz vor seinem Abgange — also eher nicht — aufgegangen, daß es ihm auf einmal wie Schuppen von den Augen gefallen sei, und daß er dem Umstande es verdanke, daß er nach fast lauter Mißerfolgen in seinen Versuchen, Aufsätze zu schreiben, mit den letzten Arbeiten fast alle Mitschüler geschlagen habe.

Neben diesem Bekenntnis steht die Erfahrung, daß der Schüler dann, wenn er etwa über ein Thema „Wie Hawermann sein Unglück trägt" schreiben soll, über die Tatsachen hinwegstiert und am liebsten nur nach solchen Gedanken wie dem, daß der heimgesuchte Pächter sein Unglück ganz allein trägt, sucht, also damit beginnen will, womit er aufhören soll.

Daran ist nicht nur zu beklagen, daß er nutzlos sein Gehirn martert, sondern auch, daß er nach und nach ein ebenso blutleeres, fleischloses Gemächte, wie so viele Festreden sind, zusammengrübelt.

Es mangelt also nicht an Gründen, die uns veranlassen müssen, den Schüler zur Tatsachenjagd anzutreiben.

Vom Gruppieren.

Bei der Sammlung des Stoffes werden nicht selten zwei wichtige Arbeiten, die die Gruppierung sehr erleichtern, mit zu wenig Sorgfalt erledigt. Die eine ist die Zubereitung des Stoffes. Wie der Baumeister dem rohen Steine schon im Steinbruche eine bestimmte Gestalt geben läßt, muß auch jede einzelne Tatsache, die in einem Aufsatze untergebracht werden soll, auf eine bestimmte Form, am besten auf die des Stichwortes gebracht werden. Bei der Bearbeitung von literarischen Themen wird dies dem keine Schwierigkeit machen, der sich daran gewöhnt hat, nach jedem Abschnitt, den er gelesen hat, zu fragen, was darin stehe. Gibt er dann immer den Inhalt mit allgemeinen Begriffen wie Frage, Antwort, Bitte, Zusage, Ablehnung usw. wieder, so wird er übrigens nicht nur für die Gruppierung, sondern auch für den Satzbau gewinnen; denn er wird nie um die Verben der Sätze verlegen sein. Das wird dadurch zum Ausdruck kommen, daß er seine Aufsätze nicht mit indirekten Reden, die immer ein Zeichen von geringem Können sind, füllt. Er wird z. B. nicht schreiben: „Da sagte der Pächter Grot, daß Hawermann mit seinem Töchterchen zu ihm kommen und bei ihm bleiben solle, worauf dieser entgegnete, daß er das nicht tun könne, weil er noch etwas zu besorgen habe." Seine Sätze werden vielmehr lauten: „Da bot der Pächter Grot Hawermann auf einige Tage ein Obdach an. Dieser aber lehnte das Anerbieten ab, da er noch etwas zu besorgen hatte."

Ein andrer Gewinn der sorgfältigen Bildung von Stichwörtern ist der, daß man diese ihrer Gleichförmigkeit wegen zum Zwecke der Gruppierung sehr gut miteinander vergleichen kann.

Wie die Zubereitung des Stoffes wird auch oft noch ein andres wichtiges Geschäft unterlassen. Das beweisen z. B. alle die Redner, die sich zur Sache rufen lassen müssen, und alle die Schriftsteller, die vom Hundertsten ins Tausendste kommen und in ihren Werken von allem Möglichen und Unmöglichen erzählen. Sie ziehen sich Tadel zu, weil sie unterlassen haben, den Stoff, der ihnen zugeströmt ist, zu sichten.

Wieviel mit der Sichtung, die der Gruppierung so sehr vorarbeitet, daß sie gar nicht davon zu trennen ist, unterblieben ist, wird sich gleich zeigen.

Wenn wir uns überlegen, wieviel Schiller in seiner Bürgschaft aus dem reichen Leben des Tyrannen, von den Verhältnissen und geheimen Plänen der Unzufriedenen hätte erzählen können, und wenn wir im Gegensatze dazu sehen, wieviel er verschwiegen und wie wenig er in die Dichtung aufgenommen hat, so lernen wir, daß er sich sehr be-

schränkt hat. Erkennen wir dazu, daß alle Tatsachen, die der Selbstüberwindung des Freundes, der Überwindung des Stromes, der Räuber, der Ermattung, der Selbstüberwindung des Damon und der Überwindung des harten Tyrannenherzens nur das eine verkünden: „Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn", nur das eine, daß die Treue eine gewaltige Kraft ist, die alles besiegt, in Fleisch und Blut darstellen, so wird uns zugleich klar, daß Schiller mit Bedacht ausgewählt, und daß er dabei alle Tatsachen am Thema geprüft hat, daß dieses also der Prüfstein gewesen ist.

Dazu lehrt uns eine Vertiefung in die Rütliszene, daß es nicht genug damit ist zu untersuchen, ob diese oder jene Tatsache zum Thema gehört, daß es noch mehr zu tun gibt, als nur das Fremde zur Seite zu schieben. Wir finden unschwer heraus, daß der Vorschlag Rösselmanns, nach den alten Bräuchen zu tagen, die Zustimmung Stauffachers, Melchthals und Konrad Hunns, die Wahl des Ammanns, die Aufrichtung der Schwerter und die Ringbildung, die Art und Weise, Stauffachers Nachweis der Einheit des Schweizervolkes und des Rechtes auf Freiheit, Stauffachers Hinweis auf die Bedrohung der Freiheit durch die Vögte, Konrad Hunns Bericht über die Nichtbestätigung der Freiheitsbriefe durch den Kaiser aber Gründe der Tagung und Verschwörung sind. Wir entdecken also zwei Gruppen, die wir uns dadurch entstanden denken können, daß nicht nur geprüft worden ist, ob, sondern inwiefern die einzelnen Tatsachen zum Thema gehören, und daß dabei immer die, die in einem gleichen Verhältnis zum Thema stehen, zusammengelegt worden sind.

So käme man zur Annahme einer doppelten Prüfung, einer Annahme, zu der wir uns zum Heile des Aufsatzunterrichts recht gern verstehen wollen, die wir rasch zur Forderung machen, und an der wir selbst dann, wenn uns jemand nachweisen sollte, der große Schiller habe sich das Prüfen geschenkt, mit dem Hinweise hartnäckig festhalten wollen, daß das, was einem Riesen erlaubt sei, sich nicht auch sofort für die Zwerge schicke. Geben wir sie nicht auf, so wird der Schüler nach und nach auch den Zweck der doppelten Prüfung begreifen lernen: dafür zu sorgen, daß nur verwandte Tatsachen in einem einheitlichen Ganzen untergebracht werden, und daß unter diesen wieder die, die insofern enger miteinander verwandt sind, weil sie nicht nur wie alle andern zum Thema gehören, sondern weil sie ein gleiches Verhältnis dazu haben, in besonderen Gruppen untergebracht werden, ganz so, wie wir es in guten Dichtungen sehen können.

Aber die Nachprüfungen, die wir an Musterstücken anstellen, lehren uns noch mehr. Betrachten wir, wie sich die einzelnen Tatsachen einer

Gruppe, und wie sich die ganzen Gruppen zueinander verhalten, so erhalten wir oft recht wertvolle Aufschlüsse.

Untersucht man nach dem Nibelungenliede das Verhältnis zwischen Dietrich von Bern und den Burgunden, so kann man aus den dabei sich ergebenden Stichwörtern die zwei Gruppen bilden:

1. Dietrichs Entgegenritt, Begrüßung und Warnung der Burgunden durch Dietrich, Geleit nach der Etzelburg, offenes Bekenntnis Dietrichs vor Kriemhild, daß er die Burgunden gewarnt habe, Verweigerung des Kampfes, Abzug aus dem Saale beim Beginne des Kampfes.
2. Tötung Rüdegers, des Freundes von Dietrich, Verweigerung der Auslieferung der Leiche, Schmähung der Mannen Dietrichs durch die Burgunden, Vernichtung der Mannen Dietrichs, Dietrichs Rüstung zur Rache, Kampf Dietrichs mit Hagen und Gunther, Überwindung beider durch Dietrich.

Der Inhalt der ersten Gruppe, die Beweise der Freundschaft aufzählt, läßt sich in die Sätze fassen: Dietrich von Bern reitet den Burgunden entgegen, begrüßt und warnt sie, und nach der Geleitung zur Etzelburg bekennt er sich vor Kriemhild als Warner, verweigert den Kampf gegen die Freunde und verläßt beim Beginne der Feindseligkeiten den Saal.

Ihrer Gleichartigkeit wegen lassen sich also alle Tatsachen in einer großen Satzverbindung vereinigen, deren Sätze durch das beiordnende Und zusammengehalten werden.

Die zweite Gruppe dagegen, die Gründe und Folgen der Feindschaft enthält, läßt sich auf die Form bringen: Die Freundes- und Mannentreue Dietrichs wird herausgefordert, darum wendet sich dieser im Kampfe gegen Hagen und Gunther. Das ist aber eine begründende Satzverbindung.

Betrachtet man dazu noch das Verhältnis zwischen beiden Gruppen genauer, so wird man leicht herausfinden, daß es sich etwa mit den Worten darstellen läßt: Durch die freundschaftliche Begrüßung, die gutgemeinte Warnung, die entschiedene Verweigerung des Kampfes und den erbetenen Abzug aus dem Saale erweist sich Dietrich zuerst als Freund der Burgunden, nach der durch die Tötung Rüdegers und der Amelungen erfolgten Herausforderung der Freundes- und Mannentreue dagegen wendet er sich in feindlichem Kampfe gegen die Burgunden und überwindet sie.

So hätten wir eine entgegenstellende Satzverbindung erhalten.

Auch andre Beispiele zeigen uns, wie Stil- und Sprachlehre Hand in Hand gehen könnten.

In der Rütliszene, also dem zweiten Abschnitte der Volkshandlung, den man neben der vorausliegenden Verbrüderungsszene bei Walther Fürst und der nachfolgenden Szenengruppe mit den Beweisen für die Tatenlosigkeit der Schweizer als Gruppe für sich auffassen kann, erhalten wir zuerst Aufschluß über die handelnden Personen, dann über ihre Tätigkeit, und zwar über deren Ort, Zeit, Art und Weise und Grund.

Wer die Teile eines erweiterten einfachen Satzes kennt, trifft hier auf alte Bekannte.

Aus diesen Nachprüfungen und Erörterungen, die eine Art Anschauungsunterricht sind, gilt es zu lernen: Bei der Stoffsammlung ist sorgfältig zu prüfen, und dabei ist das Thema als Prüfstein zu gebrauchen, damit sich nicht fremde Tatsachen einschleichen können. Indem man aus den aufgenommenen, verwandten, gleichartigen Dingen die mit engerer Verwandtschaft zusammenstellt, sind Gruppen zu bilden. Sollte die Gruppenbildung sehr viele Schwierigkeiten machen, so ist es ratsam zu versuchen, ob die Sprachlehre mit dem, was sie über Satzverbindung und Satzerweiterung sagt, nicht ein wenig helfen kann. Nach den Beziehungen zwischen Stil- und Sprachlehre, die uns eine Betrachtung mancher Gruppen enthüllt hat, ist zu hoffen, daß der Stoff zuweilen gefügig werde, wenn man ihm mit unserm grammatischen Wissen, das darum gar nicht hoch genug geschätzt werden kann, entgegentritt. In manchen Fällen wenigstens wird es einem Sprung aus der Hilflosigkeit, in der man nicht weiß, was man in besondere Gruppen stecken, womit man diese füllen soll, gleichkommen, wenn man sich besinnt, in manchen Gruppen Dinge beieinander gefunden zu haben, die sich ihrem Inhalte nach wie die Glieder mancher Satzverbindung zueinander verhalten haben, in andern wieder so vielerlei Dinge wie in einem erweiterten Satze entdeckt zu haben, dem keins der Glieder fehlt.

Vom Zusammenfassen.

Ist die Gruppierung vollzogen, so drängt sich eine andre Arbeit geradezu auf. Aber, wie es scheint, ist sie noch nicht aufdringlich genug; denn noch immer ist es ein Kennzeichen fast aller Schülerarbeiten, daß sie zu keinem Ergebnisse kommen, daß „die Rederei zu nichts führt".

Heilmittel gegen das allgemeine Übel können wieder Beispiele sein, die uns gute Dichter bieten.

Nachdem Ludwig Uhland in seinem Gedichte „Des Sängers Fluch" die einzelnen Stücke der Verfluchung vorgeführt hat, schließt er mit den Worten: „Das ist des Sängers Fluch." Als Hermann Allmers erzählt hat, wie es den Tag über auf einem nordwestdeutschen Marschenhofe

zugeht, endet er: „Das ist ein Tag auf dem Marschhofe — ein Stück norddeutschen Bauernlebens.“ Die Schlußstrophe von Klopstocks herrlichem „Psalm“ aber lautet:

Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geister erschuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Ähre hebt,
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wanderer labt,
Anbetung dir!
Denn dein ist das Reich und die Macht
Und die Herrlichkeit. Amen!

Uhland, Allmers und Klopstock reißen sich am Schlusse also vom Einzelnen los und erheben sich ins Allgemeine, das jede einzelne Tatsache enthält. Klopstock steigt zuletzt hinauf zu der Forderung, die die einzelnen Tatsachen gemeinsam ausrufen, gemeinsam predigen: Anbetung dir! Denn dein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit.

Eine solche Heraushebung, Zusammenfassung des Gemeinsamen — die natürlich nur dann möglich ist, wenn eine gründliche Stoffprüfung dafür gesorgt hat, daß alle Tatsachen verwandt, gleichartig sind — eine solche Loslösung vom Einzelnen sättigt gleichsam unsre Seele und befriedigt sie. Sie würde uns freilich wenig sein, wenn sie allein stünde. Sie muß vor unsern Augen erarbeitet sein wie bei Klopstock, der uns in seinem Psalm zuerst in eine Unmenge von Tatsachen hineinführt, sich dann plötzlich von der Schwere der Menge befreit und sich und uns darüber erhebt.

Recht deutliche und darum in der Schule recht brauchbare Beispiele bietet auch Schiller. In allem, was er in der 4. Szene des 1. Aufzuges von „Wilhelm Tell“ bietet: in Melchthals Angst und Sorgenqual, in Stauffachers Besuch im Hause Walther Fürsts, in Stauffachers Bericht über die Untaten der Vögte, in Walther Fürsts Erkenntnis der Unmöglichkeit zur Beschreitung des Rechtsweges, in allem lebt die Absicht der Verbrüderung als Seele, die die einzelnen Stücke gleichsam als ein gemeinsames Band verbindet. Wegen dessen Wichtigkeit läßt Schiller die drei Männer nicht schon nach der Umwandlung Walther Fürsts, wo wir wissen, daß alle drei nun innerlich eins und entschlossen sind, als Brüder in der Not fest zusammenzustehen, auseinandergehen: für Schiller ist's nicht genug, den brüderlichen Zusammenschluß nur ahnen, nur durchblicken zu lassen: nein, er hält es für durchaus notwendig, die unter Überwindung von Hindernissen herbeigeführte Verbrüderung als Ergebnis besonders vorzuführen, ja sie ihrer Wichtigkeit wegen mit Feierlichkeit zu umgeben, ganz genau so, wie er es am Ende der Rütliszene mit dem Schwure tut, mit dem er auch das den einzelnen Tatsachen Gemeinsame heraushebt; denn die Absicht der Verschwörung ist ja die Triebfeder für alle Begebenheiten auf dem Rütli.

Es ist von ganz besonderer Wichtigkeit für den Schüler, daß er aus den Beispielen ersehe, wie immer Einzelnes und Allgemeines beisammenstehen muß. Das eine darf nicht über dem andern vergessen, beides muß vorgeführt werden, aber das Einzelne soll nur Mittel sein. Mit ihm werden die Stufen gebaut, auf denen man sich zuletzt — das Wörtchen „zuletzt" ist wohl zu beachten — über die einzelnen Tatsachen zum Allgemeinen, zum Gemeinsamen erhebt. Die Erhebung am Ende jedes Abschnittes — ich betone das Wort „Ende" — darf nicht unterbleiben; denn durch sie erfährt man es erst, daß in allen Tatsachen eine Seele lebt, daß alle Tatsachen durch ein gemeinsames Band verbunden sind, daß das Ganze eine Einheit ist.

Ein Schüler, der den Dichtern abgelauscht hat, wie diese es anfangen, damit ihre Werke geschlossen erscheinen, führt bei der Bearbeitung des Themas: „Wie der junge Helmbrecht ins Verderben läuft" im zweiten Abschnitte aus: „Helmbrecht blieb nur einige Tage im Vaterhause, da ihm bald die Zeit lang wurde und er sich nach seinen Raubgesellen sehnte. Er war ungehalten, als ihn die Seinen nicht ziehen lassen wollten, und rühmte sich seiner Schandtaten. Da wurde er vom Vater gewarnt, sich vor dem Galgen zu hüten. Darüber war er so aufgebracht, daß er seinen Eltern entgegenwarf, ihr Gut nicht mehr vor seinen Raubgesellen schützen zu wollen. So war er, der einst aus Eigensinn und Eitelkeit die Seinen verlassen hatte, von Stufe zu Stufe gesunken, so tief, daß er es fertig brachte, sein Vaterhaus zu bedrohen."

Der Schüler kommt also zu einem Ergebnis, seine Ausführungen sind keine leere Rederei.

Ein andrer, der kaum mittelmäßig begabt ist, also etwas Nachsicht verlangt, bringt es, indem er sich immer gegenwärtig hält, daß man „zu etwas kommen" müsse, zu folgender Arbeit, als er über das Thema: „Wie ein Werber einen Jüngling zu gewinnen sucht" schreiben muß: „Wie uns Lenau in einem Gedichte erzählt, zog einst ein Werber mit einer Zigeunerbande durch Ungarn, um zu werben. Da stellte er einmal in einem Dorfe seinen Tisch auf und belegte ihn mit Waffen, Kleidungsstücken und mit einer Liste. Dann ließ er die Zigeuner alte Heldenweisen spielen, damit die Bewohner des Dorfes angelockt würden.

Als er glaubte, daß alle versammelt seien, begann er sein Werbegeschäft. Er trieb die Zigeuner durch laute Zurufe zu wilderem Spiele an, durch das die Herzen der jungen Männer, die herzugelaufen waren, erregt werden sollten. Er selbst wurde durch die Musik so ergriffen, daß seine Augen glühten und die Säbelnarben auf seiner Stirn sich röteten. Stolz ging er am Tische auf und ab, wobei sein Schwert, das

sich oft im Blute des Feindes gewaschen hatte, klirrte und der Federbusch auf dem Tschako taumelte. Plötzlich bemerkte der Werber unter der Menge einen großen und starken Jüngling. Da erwachte in ihm der Wunsch, den jungen Ungarn zu gewinnen. Er trat auf ihn zu, lobte dessen Wuchs und Kraft und reichte die mit feurigem Weine gefüllte Flasche zum Brüderschaftstrunke dar. So warb er mit Schmeicheleien.

Er hatte aber keinen Erfolg. Er mußte sehen, daß der Jüngling den Kopf senkte, also unentschlossen war. Da begann er anders zu werben. Er erzählte von den Ritten auf flinken Pferden über die Pußta, von mutigen Angriffen und von den Freuden des Lagerlebens. So warb er nach dem ersten Mißerfolge mit schönen Versprechungen.

Als aber auch diesmal der Erfolg ausblieb, wurde der Werber zornig: er fühlte sich an seiner Ehre gekränkt. Durch Blicke der Verachtung feuerte er die Zigeuner zu noch wilderem Spiele an. Dann nannte er den Jüngling einen Feigling, der nur an Mutter und Braut hänge und kein Herz für sein Vaterland habe. So warb er zuletzt, indem er das Ehrgefühl des Jünglings verletzte.

Was er durch Schmeicheleien und Versprechungen nicht erreicht hatte, das erlangte er durch Spott und Hohn: der Jüngling ertrug die Schmähung nicht, stürzte auf den Werber zu, reichte ihm die Hand und wurde Husar."

Dieser Arbeit mag eine Ausarbeitung eines andern Schülers über das Thema: „Wie Hawermann sein Unglück trägt" folgen, die auch durch ihre straffe Einheitlichkeit und Geschlossenheit befriedigt.

„Hawermann, von dessen Schicksalen Fritz Reuter in seinem Roman 'Ut mine Stromtid' erzählt, war Pächter eines Gutes an der Peene. Mit festem Willen hatte er fleißig gearbeitet, gespart und zu hohem Preise das Gut gepachtet, um das Mädchen, das er liebte, als Gattin heimführen zu können. Vier Jahre hatte er mit ihr zusammen gelebt und mit emsigem Fleiße gewirtschaftet, als seine treue Gefährtin plötzlich krank wurde und zum großen Schmerze Hawermanns verschied. Während sie auf dem Totenbette lag, wurde sein Hab und Gut zur Versteigerung gebracht.

Da — es war am Johannistage des Jahres 1829 — zog er sich in seinem Schmerze in die Eschenlaube im stillen Garten zurück. Tränenden Auges saß er gebückt da. Heute hörte er nicht den lieblichen Gesang der Vögel und sog nicht den süßen Duft der Blumen ein. Er faltete die Hände und blickte nach oben, wo er im Gebet bei Gott Trost suchte. Auf einmal leuchtete es in seinem Auge auf: er hatte sein Töchterchen kommen sehen. Freudig nahm er es auf den Arm und herzte und küßte

es. Gebückt und mit verzweifeltem Gesichte war er in die Laube gegangen, aufrechten Ganges und freudigen Blickes kam er heraus. Er fühlte, daß ihm Gott durch das Kind Trost geschickt hatte.

Hawermann ging in den Hof. Er blieb beim Anblicke der Versteigerung standhaft. Schweigend ließ er sich die höhnischen Worte des Gutsbesitzers gefallen, die seine Bekannten und Nachbarn scharf zurückwiesen. Er bat den Aktuar, auch die vom Gericht zurückgestellten notwendigsten Gegenstände zu versteigern. Seinen Freunden und Bekannten gegenüber lehnte er dankend das ihm angebotene Obdach und Grabgeleite ab. Nachdem er sich von ihnen verabschiedet hatte, ging er in das Haus. Stine, die bei seiner toten Frau geblieben war, schickte er heim. Auch lehnte er es ab, daß sie über Nacht sein Kind behielt. Als er danach vom Aktuar das wenige Geld für die versteigerten Gegenstände bekam, zählte er gewissenhaft das ab, was der Tischler, der Totengräber und Stine zu fordern hatten, damit diese nicht zu Schaden kämen. Dann blickte er hinaus nach den Sternen. Als er sich umwandte, sah er, daß sein Töchterchen nach der Mutter langte. Er hob es in die Höhe, damit es das kalte Gesicht streicheln konnte. Dann wickelte er das Kind in seinen Mantel, ließ es auf seinem Arme schlafen und hielt selbst die Leichenwacht. So ließ der Schwergeprüfte niemand unter seinem Unglück leiden, trug er es standhaft allein.

In der Frühe des nächsten Morgens ließ er von Tagelöhnern seine teure Frau begraben. Dann ging er mit seinem Kinde durch das Dorf. Ehe er es verließ, lenkte er seine Schritte in das letzte Haus, wo Stine wohnte. Er bot ihr für ihre treuen Dienste Lohn, den sie jedoch ablehnte. Als danach Stine Hawermann bat, sein Kind dazulassen, schlug er die Erfüllung dieser Bitte ab, weil er sich nicht von seinem Lieblinge trennen konnte. Er zog mit ihm zum Dorfe hinaus und in die ungewisse Zukunft hinein. So klammerte sich Hawermann, der seine Gattin, seine Habe und sein Heim verloren hatte, an sein Töchterchen, an den einzigen Schatz, der ihm geblieben war. An ihm wollte er sich in der Zeit der Not und Trübsal immer wieder aufrichten.

So half sich der tüchtige Mann mit Gott und seinem Kinde durch das Elend hindurch."

Die beiden Aufsätze lehren zugleich, daß es sich, wenn Einheitlichkeit und Geschlossenheit erreicht werden sollen, empfiehlt, immer den gleichen Standpunkt beizubehalten, ganz so wie der eine Schüler, der nicht von der Seite des Werbers, und wie der andre, der nicht von der Hawermanns weicht. Wenn man so „bei der Stange bleibt", werden fremde Tatsachen, die sich einschmuggeln wollen, leicht erkannt. Sind sie aber einmal entdeckt, so können sie zurückgewiesen werden. Dann wird

es nicht dazu kommen, daß sie das Band, das die gleichartigen Tatsachen eines Abschnittes verbinden will und soll, zerreißen.

Vom Gliedern.

Bei der gründlichen Prüfung der Tatsachen, bei deren Vergleichung und Gruppierung und bei der Heraushebung des Gemeinsamen läuft uns die Gliederung gleichsam zu.

Wenn man bei dem einen Aufsatz heraushebt: Dietrich handelt zuerst als Freund der Burgunden, danach wird er zum Feinde und überwindet Hagen und Gunther; wenn man bei einem andern zu den Ergebnissen kommt: drei Schweizer verbrüdern sich zur Abwehr, dreißig Vertreter des Volkes verschwören sich zum Verteidigungskampfe, raffen sich aber nicht zu Taten auf; wenn man ein andres Mal zusammenfaßt: Hawermann sucht Trost und Kraft bei Gott, dann trägt er standhaft und unverzagt sein Unglück allein, dabei klammert er sich an sein Kind; wenn man bei einer Darstellung der Ächtung des Herzogs Ernst von Schwaben den Inhalt der einzelnen Abschnitte in die Sätze bringt: Ernst hat zuerst Aussicht auf Begnadigung, um des Freundes willen nimmt er aber Acht und Bann auf sich, zuletzt wird er ein Opfer seiner Freundestreue: so gewinnt man dabei zugleich die Gliederung; denn die zusammengehörigen einzelnen Stücke sind immer die Glieder eines Ganzen, das sie zusammensetzen.

An diesen Beispielen kann man lernen, wie ungekünstelt die Dichter gliedern. Schiller und Uhland haben dabei weiter nichts getan, als Einschnitte in die Zeit, in der sich die Handlung der beiden Dramen abspielt, zu machen, allerdings an der rechten Stelle, nämlich immer da, wo eine Gruppe von Nebenhandlungen, die gleichartig sind, sich abgespielt hat. Wie auf diese Weise die Zeit, zerlegen sie zugleich auch die Haupthandlungen in einzelne Stücke, die sich — ganz allgemein gesprochen — etwa mit den Worten Anfang, Mitte und Ende wiedergeben lassen.

Wer da glaubt, eine solche Gliederung gehe nicht tief, sei ganz äußerlich, der irrt sich. Die Zeit ist in Wirklichkeit eine Macht, die z. B. uns — bildlich gesagt — nicht nur die Haut ritzt. Wenn sie in unserm Leben Kindheit, Mannheit und Greisentum scheidet, so trennt sie zugleich kindliches Tun von männlichem Handeln und greisenhaftem Beginnen, also durch innere Verwandtschaft festgefügte Gruppen von Dingen und Handlungen, Gruppen, die dem Wesen nach ganz und gar verschieden sind.

Anders als das, was mit der Zeit dahinfließt, ist bei einer Gliederung das zu behandeln, was im Raume festliegt.

Soll der Schulzenhof, auf den uns Immermann in seinem „Münchhausen" führt, beschrieben oder geschildert werden, so würde man, ehe man an die Gliederung gehen darf, den Standpunkt aufsuchen müssen,

von dem aus sich das ganze Gehöft am besten überblicken läßt. Um diese Mühe darf sich kein Schüler drücken, schon darum nicht, weil er später mit der Gewohnheit, immer nach dem richtigen Standpunkte zu suchen, recht gute Geschäfte machen wird, wenn er Gelegenheit hat, ein gutes Gemälde zu betrachten. Das Schulzengehöft mit seiner engeren und weiteren Umgebung aber bietet keinen Punkt, von dem aus der Blick alles bewältigen könnte, nur der Wipfel einer alten Eiche im Torwege dürfte ein solcher sein. Aber dieser ist nicht für jedermann erreichbar. Ein Ausweg aus der Not ist, daß man, ehe man beschreibt, einen Gang durch das Gehöft und dessen Liegenschaften unternimmt, daß man sich danach entweder in die Mitte des Hofes stellt oder im Geiste über das Ganze zu einer Betrachtung aus der Vogelschau erhebt. Nimmt man dann das Ganze auf, so wird man leicht zwei Gruppen von Dingen bilden können; den Gegenständen der einen wird gemeinsam sein, daß sie zum Äußern, denen der andern, daß sie zum Innern des Ganzen gehören. Mit der Heraushebung der beiden Stücke ist zugleich die Gliederung gegeben.

Diesmal ist es eine andre Macht, die die Gliederung besorgt, so daß es für uns weiter nichts zu tun gibt, als ihr nachzuspüren und sie aufzudecken: es ist der Raum, bei dem wir auch von einem Außen und Innen, einem Oben und Unten, einem Vorn und Hinten, einem Rechts und Links sprechen. Sind wir uns dieser durch unser oder der Dinge Verhältnis zum Raume bedingten Glieder bewußt, so werden wir, wenn wir z. B. ein größeres Gemälde beschreiben sollen, uns nicht lange zu besinnen brauchen, sondern wir werden Vordergrund und Hintergrund, rechte und linke Seite scheiden. Soll ein Hof — kein Gehöft — geschildert werden, so wendet man sich nach der Darstellung des Rahmens zum Eingefaßten. Wenn man bei der Charakteristik eines Menschen Äußeres und Inneres, Körper und Seele und bei andern Darstellungen Form und Inhalt auseinanderhält, so liegt im Grunde die letzte Veranlassung der Scheidung im Raume.

Eine dritte Macht, der wir zuweilen nachgehen müssen, wenn wir gliedern wollen, können wir den Schülern in Schillers „Wilhelm Tell“ nachweisen. Dieses Schauspiel bietet wie jedes, das einen tiefen Gehalt hat, nicht nur Handlungen, sondern damit zugleich Abhandlungen in einer besonders wirksamen und darum vollkommenen Form. Um in das Wesen einer Abhandlung einzuführen, könnte man im Anschlusse an eine Betrachtung des Schauspiels das Thema: „Die Verschwörung der Schweizer“ stellen. Bei der Bearbeitung käme man dann, indem man nach dem Vorbilde Schillers Gruppen bildete, zu der Gliederung Gründe, Art und Weise, Folgen der Verschwörung.

Wenn man aber so von den Gründen (den Ursachen, Bedingungen) zu der Art und Weise (der Beschaffenheit, dem Wesen) und von da zu den Folgen (Wirkungen) fortschreitet, läßt man sich von der Kausalität leiten, die in den Dingen, Personen oder Ereignissen wirksam ist. Diese kann natürlich nicht von Zeit und Raum losgelöst werden. Aber deren Macht tritt diesmal bei der Gliederung zurück, weil nicht nur die einzelnen Stücke einer Handlung aufgezählt werden sollen, sondern weil der innere Zusammenhang, die innere Abhängigkeit, die zwischen den Tatsachen besteht, bloßzulegen ist.

Die drei gewaltigen Mächte: Raum, Zeit und Kausalität sind es also, die alles beherrschen, alles gliedern. Es bleibt uns nichts übrig, als uns ihnen zu unterwerfen, als ihnen nachzugehen und aufzudecken, was sie tun und bereits getan haben. Welcher von den Mächten man sich im einzelnen Falle unterzuordnen hat, wird dadurch entschieden, daß man die Frage beantwortet, ob man eine Beschreibung (Schilderung), eine Erzählung (Bericht über eine Handlung) oder eine Abhandlung schreiben soll.

Vom Ordnen.

Die Mächte Raum, Zeit und Kausalität, die alles beherrschen und gliedern, sind auch die Führer bei der Anordnung der Dinge und Tatsachen.

Da z. B. das eigensinnige Verlassen des Elternhauses durch Helmbrecht sich eher als dessen bejammernswerte Umwandlung in einen Raubritter schlimmster Sorte vollzieht, so hat ein Schüler, der nicht Novellen, Romane und Dramen mit eingestreuten Erzählungen zu schreiben hat, dieser Reihenfolge sich zu unterwerfen. Er darf das gegebene Nacheinander nicht durch eine Umstellung zerstören.

Nun ist es aber möglich, daß sich verschiedene Begebenheiten in dem gleichen Zeitraume abspielen. Solche Gleichzeitigkeit der Ereignisse würde auch dann vorhanden sein, wenn man z. B. einen größeren Zeitabschnitt aus dem Leben Helmbrechts, etwa eins der Jahre, die er auf der Burg verbringt, oder auch dessen ganze Raubritterzeit als Einheit setzt und dann erzählt, was er alles darin getrieben oder verbrochen hat. Die gleichartigen Tatsachen dieser Gruppe würden dann etwa in der Art anzuordnen sein: „Helmbrecht trieb die Herden von der Weide, schlug Schlösser und Türen ein und stahl die Vorräte aus Küche und Keller und das Schwein aus dem Stalle. Er nahm den Mantel von der Wand und raubte das Wams vom Leibe. Den einen Bauern aber, der sich zur Wehr setzte, band er über einem Ameisennest fest, einem andern zog er mit Zangen die Haare aus dem Bart, und einen dritten hing er an einen Weidenbaum."

Wenn man die Tatsachen so ordnet, so richtet man sich nach ihrer gradweisen Verschiedenheit und sorgt dafür, daß das Gewichtigste zuletzt steht, daß also eine Steigerung zustande kommt.

Ebenso wird man bei der Begründung der Verschwörung der Schweizer nach Schillers Beispiel zu immer gewichtigeren Gründen fortschreiten. Wollte man an die letzte Stelle den schwächsten von ihnen setzen, so würde man deren Kraft abschwächen, während man doch dahin wirken muß, daß diese so stark erscheine, daß sie die Herzen bezwingt und mit sich fortreißt.

Auch bei einer Beschreibung kann man nach dem Grundsatze der Steigerung darstellen. Wenn man den Schulzenhof, der als ein Ganzes zwischen dem Wohnhause, dem Pferdestalle, der Scheune und dem Schuppen liegt, als eine — allerdings nicht mathematische — Raumeinheit setzt und danach eine klare Vorstellung von dem, was darauf steht und liegt, geben will, so kann man von dem Amboß und dem Leiterwagen mitten im Hofe ausgehen, dann sich zu den Hühnern, Gänsen und Schweinen auf dem zerwühlten Boden vor dem Pferdestalle wenden und zuletzt von dem Hofschulzen vor dem Amboß und dem Roßkamm und dem Rendanten am Tische unter der Linde vor dem Wohnhause sprechen. Dabei würde man vom Unbelebten zum Belebten, vom Niederen zum Höheren sich erheben.

Wäre auch verlangt, den Rahmen des Ganzen darzustellen, so würde es sich empfehlen, vom Wohnhause zum gegenüberliegenden Pferdestall, von den Wirtschaftsgebäuden zur gegenüberliegenden Scheune, also von einem Dinge zu seinem Gegenüber zu schreiten. Auch sonst ist die Anordnung nach dem Gegensatze ein ausgezeichnetes Mittel zur Erzielung klarer Vorstellungen. Fast immer aber handelt es sich bei der Anordnung darum, vorzuführen, wie die einzelnen Tatsachen im Raume beieinanderliegen, wie sie in der Zeit und in einer Kausalitätsreihe aufeinander folgen.

Eine andre Aufgabe hat die Einordnung. Sie wird vollzogen, wenn man z. B. die Beschreibung des Schulzenhofes mit dem Satze beginnt: „In Westdeutschland, in der Münster Bucht, am Abhange des Haarstranges, unweit der Stadt Unna, in Feldern, hinter Eichenbäumen liegt ein Gehöft."

Indem man so von der Weite nach der Enge fortschreitet, ordnet man den Schulzenhof in die Unendlichkeit des Raumes ein.

Bei einer Betrachtung der Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung wird man damit beginnen aufzuzeigen, wie das, was vorgeführt werden soll, in das Ganze der Zeit eingefügt ist, und etwa schreiben: „Im Mittelalter, zur Zeit der Kreuzzüge, zur Zeit der hohenstaufischen Kaiser, um 1200 also hatte die deutsche Dichtung eine Blütezeit."

Die Abhandlung über die Verschwörung der Schweizer könnte man einleiten: „Kein Ding will Gewalt leiden, am wenigsten der Mensch, der die Fähigkeit besitzt, seinen Willen selbst zu bestimmen. Um dieses Vermögens willen sträubt er sich gegen jede Beschränkung der Freiheit seines Wollens. Das offenbart sich am Schweizervolke, dessen Bedrängnis am Anfange des 14. Jahrhunderts uns Schiller in seinem Schauspiel „Wilhelm Tell" vorführt."

So würde man den einzelnen Fall des Widerstrebens der Schweizer gegen die versuchte Entrechtung einem ganz allgemeinen kausalen Gesetze unterordnen, wodurch man das, was danach erörtert wird, mit einem Schlage in helles Licht rückte.

Diese dreifache Einordnung hat der Schüler im Auge, der an den Anfang einer Bearbeitung des Themas: „Wie der junge Helmbrecht ins Verderben läuft" die Sätze stellt: „Noch heute liegt in dem Winkel zwischen Inn und Salzach das Lenzengut, das im 13. Jahrhundert einem Bauern gehörte, der Helmbrecht hieß. Dieser hatte einen ungeratenen Sohn. Dessen Lebensgeschichte hat Werner der Gärtner um 1250 in einer Dichtung niedergelegt, welche zeigt, wie Hochmut vor den Fall kommt."

Wenn so gleich anfangs über den Wohnort, die Zeit des Auftretens und die Herkunft des jungen Helmbrecht berichtet wird, wird einem eine Ungewißheit erspart, in der man nicht nur von der Unendlichkeit von Raum und Zeit, sondern auch von der Mannigfaltigkeit der Menschheit bedrängt wird.

In der Einleitung, die immer den Leser festen Boden unter den Füßen gewinnen lassen soll, indem sie das Kleine ins Große, das Einzelne ins Ganze, das Besondere ins Allgemeine einordnet, steigt man in die Fülle einzelner Dinge und Tatsachen herab. Aber das geschieht nicht, um immer darin zu verweilen. Man muß Stufen bauen, auf denen man sich wieder erhebt. Als solche ist das Allgemeine, das aus jedem Abschnitt herauszuziehen ist, zu benützen. Da dieses immer nur Ergebnis ist, hat es in der Regel hinter dem Besonderen zu stehen. Es wäre also anzuordnen: „Dietrich reitet den Burgunden zur Begrüßung entgegen. Er warnt sie vor Kriemhild. Deren Bitte, gegen die Burgunden zu kämpfen, schlägt er ab. Als der Kampf im Saale ausbricht, entfernt er sich. So erweist sich Dietrich als Freund der Burgunden."

Es würde ja nicht gerade zu tadeln sein, wenn jemand schriebe: „Dietrich von Bern erweist sich als Freund der Burgunden: denn er reitet diesen zur Begrüßung entgegen, warnt sie vor Kriemhild, schlägt deren Bitte ab, gegen die Burgunden zu kämpfen, und entfernt sich aus dem Saale, als der Kampf ausbricht."

Aber soviel muß gesagt werden, daß bei der Ausarbeitung die Vorausnahme dessen, was man bei gründlichem Durchdenken gewonnen hat, und die Verwendung der Tatsachen zur Begründung nicht natürlich ist. Was ein Ergebnis ist, hat nun einmal seinen richtigsten Platz am Ende einer Erörterung. Löst man sich, indem man es zuletzt ausspricht, mit ihm von den einzelnen Tatsachen los, so wird man fühlen, daß man sich gleichsam mit ihm eine Stufe baut, daß man sich mit ihm emporhebt.

Hat man sich so hinaufgearbeitet, so blickt man zurück, übersieht noch einmal und faßt zusammen, was man gewonnen, was man aufgebaut hat. Darum schreibe man am Schlusse der Ausführungen über das Thema: „Wie der junge Helmbrecht ins Verderben läuft" etwa: „So führen seine Eitelkeit und sein Eigensinn zum Verbrechen, und so entledigt sich die Menschheit durch des Gesetzes Arm eines Entarteten, ganz so, wie sie es immer tut, wenn eins ihrer Glieder die 'heilige Ordnung' zu tief verletzt."

Der Hinweis auf andre zahllose Beispiele ähnlicher Selbsthilfe der Menschheit deutet an, daß man sich am Schlusse des Ganzen vom Besonderen aus, dem man sich vom Allgemeinen her zugewendet hat, wieder zum Allgemeinen erhebt, wodurch die Einordnung erst vollständig wird.

Dieses Niedersteigen vom und dieses Aufsteigen zum Allgemeinen wird die Schüler allmählich befähigen, in der Erscheinungen Flucht das Bleibende erfassen, erkennen zu können. Wenn man das, was man damit einem Menschen gibt, auf seinen Wert hin untersucht — eine Arbeit, für die bei unsern Ausführungen weder Raum noch Zeit bleibt —, so wird man zu der Erkenntnis kommen, daß man durch diese geforderte Betätigung des Schülergeistes eine Bewegung einleitet und fördert, die dann, wenn sie nicht wieder gehemmt wird, eine vertiefte Lebensauffassung und ernste Lebensführung, Dinge, die heute sehr nötig sind, erzeugen muß.

Vom Verknüpfen.

Da die Prüfung der Tatsachen dafür gesorgt hat, daß wie die ganze Arbeit, so auch jeder Abschnitt nur gleichartige Dinge enthält, ist schon ein Band da, das alles zusammenhält: die Gleichartigkeit. Aber sie soll äußerlich sichtbar sein. Um dies zu erreichen, müssen stilistische Hilfsmittel angewendet werden.

Will man zwei Sätze auch äußerlich verknüpfen, genügt es z. B. zu schreiben: „Die 'Leiden des jungen Werther' sind ein Werk Goethes. Sie sind im Jahre 1774 erschienen." Die beiden Sätze sind durch den gleichen Gegenstand, von dem sie reden, zusammengehalten. Das äußere Band ist das Wörtchen „sie". Für die vielen andern Fälle, in denen man mit dem Gegen-

stande von Satz zu Satz führt, stellt die Grammatik den ganzen Schatz der persönlichen, hinweisenden u. a. Fürwörter zur Verfügung. Aber die Gegenstände können auch einmal verschieden und nur räumlich verbunden sein. Soll nun hervorgehoben werden, wie sie sich im Raume zueinander verhalten, so läßt uns die Erwägung, daß die Sprachlehre zur genauen Bestimmung eines Verhältnisses zwischen zwei Dingen Verhältniswörter bietet, z. B. ausführen: „Am Waldesrande steht eine große Fichte. Auf ihr haust hoch oben im Wipfel ein Krähenpaar." Soll dargestellt werden, wie zwei Ereignisse zeitlich aufeinander folgen, so würde man ein gleiches Hilfsmittel zur Verknüpfung benutzen und z. B. schreiben können: „Die Mutter wurde zuerst gerettet. Nach ihr trug man den Vater ans Land." Da von den Verhältniswörtern Fürwörter abhängig sind, die Gegenstände vertreten, so helfen auch diese wieder mit verknüpfen. In manchen Fällen klingt es aber schwerfällig, wenn ein Verhältniswort und ein davon abhängiges Fürwort gebraucht werden. Da schreibt man besser: „Vor dem Wohnhause des Schulzengehöftes steht eine Linde. Darunter ist ein Tisch. Daran sitzen zwei Männer, ein Rendant und ein Pferdehändler." „Der Fink singt ein Morgenlied. Danach sucht er auf dem Boden nach einem Morgenimbiß. Dabei findet er einen fetten Käfer." Diesmal besorgen Pronominaladverbien das wichtigste Stück der Verknüpfung. Sie enthalten selbst einen Hinweis auf den Gegenstand des vorangegangenen Satzes. Zuweilen haben sie auch noch Fürwörter zur Seite, die zur Verkettung der Sätze beitragen. Nicht überall stehen aber die Pronominaladverbien am richtigen Platze. Falsch würde es sein, wenn man schriebe: „Am Tische sitzt ein Pferdehändler. Darauf hängt ein Hut." Der Roßkamm würde es sich verbitten, dadurch lächerlich gemacht zu werden, daß man ihn als Sache auffaßte.

In manchen Fällen soll weniger Gewicht auf den räumlichen und zeitlichen Zusammenhang der Tatsachen als auf deren Gleichartigkeit gelegt werden, so z. B. in der Satzreihe: „Dietrich von Bern begrüßt die Burgunden. Dazu warnt er sie vor Kriemhild. Außerdem weigert er sich, deren Bitte, gegen die Burgunden zu kämpfen, zu erfüllen. Endlich verläßt er den Saal, als der Kampf doch beginnt."

Der innere Zusammenhang der einzelnen Stücke wird durch die beiordnenden Konjunktionen sichtbar gemacht. Soll besonders ein Gegensatz betont werden, so wird man sich, wenn man seine grammatischen Kenntnisse beisammen hat, nicht lange besinnen, sondern z. B. rasch schreiben: „Der Vater war ein Bauer und ein Ehrenmann, der Sohn aber ist ein Zuchthäusler."

Kommt es dagegen darauf an, den kausalen Zusammenhang zweier Tatsachen herauszuheben, so braucht man sich nur zu vergegenwärtigen,

daß man der Sprachlehre die Kenntnis der begründenden Bindewörter dankt. Danach wird man z. B. verbinden: „Der Winter ist gekommen. Darum haben uns die Zugvögel verlassen.“

So verknüpft man gleichwertige Dinge.

Aber diese sind oft mit Beiwerk umflochten, das nicht den wesentlichen Inhalt einer Arbeit ausmacht, das aber darum nicht wegbleiben darf, weil es mit dazu beitragen muß, die zu vermittelnden Vorstellungen deutlich und klar zu machen. Darum muß ausgeführt werden, wenn z. B. die Zusammensetzung des belgischen Bodens behandelt werden soll: „Der Dünenwall Belgiens, der am Kap Gris Nez beginnt und sich an der Nordsee als ein fast lückenloser Wall bis zur Scheldemündung hinzieht, besteht aus Sand. Das Tiefland dahinter, das zwischen den Hügeln von Artois und der unteren Schelde liegt, ist zum größten Teile gute Ackererde usw.“

Berichtete man bloß die beiden wichtigsten Tatsachen, daß der Dünenwall sich aus Sand zusammensetzt, das Tiefland aber aus guter Ackererde besteht, so würde man zu viel verschweigen, zu viel voraussetzen, was zur Bildung der Vorstellung nötig ist. Diesmal ist es ratsam, Angaben über den Ort, die Lage als nähere Bestimmungen einzufügen. Ein andres Mal könnten Umstände der Art und Weise, des Grundes usw. erforderlich sein, wie die Beispiele lehren: „Der Hahn begrüßt den Morgen, indem er kräht. Ich singe, wie der Vogel singt. Die jungen Triebe sind in der kalten Frühjahrsnacht erfroren, weil der Baum zu frei steht. Die Blüten des Mandelbäumchens an der schützenden Mauer haben auch sterben müssen, da sie sehr zart sind.“

Was in diesen Sätzen nähere Bestimmung ist, hat nicht soviel Bedeutung, als daß es fordern könnte, einen Hauptsatz ganz zu füllen. Außerdem hängt es mit dem, was es näher bestimmt, so eng zusammen, daß es kaum davon losgelöst und in einem freistehenden Satze untergebracht werden könnte. Daß man solche Dinge in der Weise eng mit den wesentlichen Dingen verknüpft, daß man sie entweder als Satzteile mitten in den Hauptsatz hineinstellt, oder daß man sie bei etwas liebevollerer Behandlung, bei der Einräumung eines größeren Raumes auf die Form eines dem Hauptsatze voran- oder nachgestellten oder eingefügten Nebensatzes bringt, und daß man, um Nebensätze an Hauptsätze zu fügen, als stilistische Hilfsmittel Relativpronomen, unterordnende Konjunktionen und zuweilen auch Fragewörtchen verwenden muß, lehrt wieder die Grammatik.

Die Sprachlehre kann also überall aushelfen. Aber davon scheinen unsre Schüler gar nichts zu wissen. Sagt man: „Die Grammatik zeigt dir an Beispielen, wie die verschiedenen Sätze verbunden sind. Drehe

nun den Spieß um! Zerpflücke die Sätze nicht mehr, sondern verknüpfe sie, und zwar so, wie du sie verbunden gefunden hast!" so sieht man oft lange Gesichter, aus denen die Unbeholfenheit mit fast unübertrefflicher Blödigkeit stiert. Das ist ein Zeichen dafür, daß das grammatische Wissen, das die Schüler oft besser als einen Bibelspruch hersagen können, ganz tot in den Köpfen liegt. Es zu wecken, ist eine ganz leichte Sache. Es Leben gewinnen zu lassen, ist gerade bei der Verknüpfung sehr wenig mühevoll, da diese selbst darum eine sehr mühelose Sache ist, weil sie nichts Neues zu schaffen, sondern nur bereits vorhandene Zusammenhänge, für die die Prüfung, Gruppierung, Gliederung und Anordnung gesorgt haben, aufzudecken und durch äußere Zeichen sichtbar zu machen hat.

Aber selbst dann, wenn es sehr schwer sein sollte, die tote Grammatik in den Köpfen unsrer Schüler zu beleben, dürfte diese Arbeit nicht unterbleiben; denn sie bedeutet die Umsetzung eines Wissens in ein Können. Wer sie unterläßt, wer nur grammatische Kenntnisse vermittelt, ohne sie in den Dienst der Stilbildung zu stellen, belastet nur.

Nachwort.

Wenn ich in meinen Erörterungen wenig davon gesprochen habe, wie man die Schüler anleiten müsse, den einzelnen Satz zu formen, so ist es geschehen, weil auf dem Gebiete der Stilistik des Satzes schon recht oft und recht eifrig gearbeitet worden ist. Ich habe einen Beitrag zur Stilistik des „Ganzen" geben wollen, für die man wenig Zeit und Neigung übrig zu haben scheint. Daß sie so wenig Liebe erfährt, ist recht bedauerlich, besonders deswegen, weil sie eine der wichtigsten Sachen ist, die in der Schule getrieben werden sollen. Dahin gehört sie aber nicht etwa darum, weil sie schwierig sei. Dem Grundsatze, um der Ausbildung des Geistes willen Dinge im Unterrichte zu treiben, die „so schwer wie möglich" sind, wage ich darum nicht zuzustimmen, weil er zu große Opfer von unsrer besten Volkskraft verlangt. Wenn ich meine, daß man in der Schule der Stilistik des „Ganzen" etwas mehr Platz einräumen müsse, als sie bisher gehabt hat, so geschieht es zuerst deswegen, weil ich sie für einen deutschen Knaben für wichtiger als vieles andre halte, was man zuweilen mit recht viel Liebe pflegt. Dazu hat mir die Erfahrung gezeigt, daß die Arbeit, die ich mit dem Stoffe vornehme, damit er Form gewinne, der Schülerkraft viel eher als die Lösung mancher andern Aufgabe, vor die unsre Knaben gestellt werden zugemutet werden darf.

Manche aber werden mir entgegnen, die Folge werde sein, daß man die Aufsätze „mit zuviel Bewußtsein" aufbaue, forme. Ich denke an diesen Einwand, weil mich die Erfahrung gelehrt hat, daß viele glauben,

der Stil sei Sache eines nur gefühlten inneren Dranges. An dieser Meinung hängt ja schließlich auch ein wenig Wahrheit. Schönheit und Lebendigkeit des Stils ist gewiß oft Sache und Folge persönlicher Eigenart. Aber von diesen beiden Dingen muß die Richtigkeit des Stils scharf geschieden werden. Diese aber hat allgemeingültige Grundsätze. Wenn ich solche in den Werken unsrer besten Schriftsteller habe gewinnen können, so ist zu vermuten, daß unsre Dichter nicht im Traumzustande, sondern mit viel Bewußtsein geschrieben haben. Daß sie aber dabei ins Schablonenhafte verfallen seien, darf man natürlich nicht annehmen. Selbst in der Schule soll man das, was man als Anleitung im Stilunterricht gibt, nicht zur Schablone werden und als solche gebrauchen lassen. Man muß sich immer dessen bewußt bleiben, daß das, was man für die Schule zurechtschneidet, damit es faßbar werde, auf eine einfache Form gebracht werden muß, die für den, der sich vom Schüler zum Meister entwickelt hat, zu einfach sein würde. Dafür soll man auch dem Schüler ein Verständnis geben, indem man ihn tief in die reiche Mannigfaltigkeit der Form eines dichterischen Kunstwerkes blicken läßt. Aber erst dann, wenn er das Einfache durch gründliche Übung zum sicheren Eigentume gemacht hat, soll er mit dem Zusammengesetzten, das ja nicht mehr als ein vervielfachtes Einfaches ist, vertraut gemacht werden.

Ein Glück ist es, daß es recht wenige Dinge sind, die zum Einmaleins des Stilunterrichtes gehören. Selbst wenn man reichlich üben läßt, braucht man noch nicht so viel tun zu lassen, daß es zur Vielschreiberei käme. Daß diese vermieden werden kann, ist zum Heile der Schule. Wer ein Übermaß der herkömmlichen Übung fordert, will den Teufel der Korrektur zu oft auf den Lehrer hetzen. Dieser böse Geist aber soll uns nur sovielmal heimsuchen dürfen, als es unbedingt nötig ist; denn er macht sich an die Persönlichkeit des Lehrers, die er dann, wenn er zu oft freie Bahn hat, überaus grausam und ganz gründlich erwürgt.

Nicht jedermann will mir glauben? Nun, lieber Leser, lies einmal Stümperbeins Phantasien vierzigmal hintereinander durch! Du siehst mich groß an? Eine Zumutung wär's? Du fürchtest, dabei für das Irrenhaus reif zu werden? Siehst du? Was wird aber wohl aus dem Lehrer, der Woche um Woche „Stoß“ um „Stoß“ liebevoll, wie man es von einem pflichttreuen Mann erwartet, erledigt, nach und nach werden müssen? Glaube mir es nur! Erst faßt der Teufel den kleinen Finger. Da wehrt sich mancher noch kräftig. Aber da er unbezwingbar ist, da sich die „Stöße“ oft und mit beängstigender Regelmäßigkeit erneuern, wird mancher bald mutlos. Tritt dann dazu etwa noch die Zumutung, bei der Arbeit in der Schule die Persönlichkeit aus-

zuschalten, nach einer Schablone zu „schulmeistern“, so ist der Mensch bald hin und der Pedant bald fertig. Und was ich da schreibe, ist kein Gerede von Gespenstern. Die widerwärtige Metamorphose vollzieht sich so häufig, daß man die Lehrer — ungerechterweise — schlechthin für steife Menschen hält. Die Rückverwandlung ist darum eine sehr schwere Sache, da die Erstarrung zuweilen noch kräftige Unterstützung dadurch findet, daß sich mancher Lehrer bei der jährlichen Wiederholung seines Unterrichtsfaches ein Gleis austritt, sich in dieses nach und nach immer tiefer ein- und es dabei allmählich zu einem Hohlweg ausläuft, aus dem herauszukommen nicht häufig gelingt. Menschen mit großer Federkraft des Willens werden freilich nicht hineingeraten, aber solche sind dünn gesät. Wenn aber die Persönlichkeit des Lehrers geknebelt ist, ist seine Arbeit nicht viel mehr wert. Das scheint man in der Gegenwart zu spüren! Darum schreit man nach Persönlichkeiten! Aber der Schrei nützt, wie man sieht, sehr wenig. Nicht darum, weil es keine Persönlichkeiten, die tüchtige Menschen aus unsern Schülern machen könnten, gäbe, sondern darum, weil die Persönlichkeiten oft in der Schule geknebelt und zuletzt getötet werden. Wenn man dafür sorgen wird, daß des Lehrers Eigenart nicht mehr in der roten Tinte ertrinkt, daß der Lehrer Zeit findet, sich in der Wissenschaft und der Natur zu erfrischen, dann werden sich vielleicht die Hoffnungen erfüllen, die man auf die Schule setzt. Wenn des Lehrers Persönlichkeit, diese geheimnisvolle Führerin zum Erfolge, behütet wird, wenn der Lehrer selbst ein frischer Mensch bleiben kann, wird er zum Heile des Vaterlandes unsre Knaben zu trefflichen Jünglingen und tüchtigen Männern erziehen können.

Jede Einschränkung der Korrektur trägt etwas zur Schonung der Persönlichkeit bei. Sie ist auch im Deutschunterrichte gefahrlos; denn das, was der Schüler nach der Durchsicht der Arbeiten lernt, was also gleichsam nachgehinkt kommt, wird von ihm mit müdem Geiste aufgenommen. Was zu lernen ist, muß vor der Reinschrift gelernt sein. Vor dieser aber gibt es eine Korrektur, die wertvoll ist: es ist die, die in der Klasse unter der Leitung des Lehrers gemeinsam an den Konzepten vorgenommen wird. Dabei kann ein tüchtiger Schulmann seine Kunst zeigen, dabei kann er seine Schüler in einer Stunde mehr fördern als durch vielstündige häusliche Korrektur.

Wenn man so für eine Einschränkung oder gegen eine Vermehrung der Korrekturen ist, braucht man gleichzeitig nicht auch die Übung schmälern zu wollen. Man wird nur nicht alles Heil darin sehen, daß alles, was gelernt werden soll, durch Schreiberei, die zur Schreibseligkeit führen kann, angeeignet werde. Gemeinsame mündliche Übungen, mit denen kurze, unter Mithilfe der Schüler zu besprechende häusliche

Arbeiten wechseln können, sind das Heilsamste. Über das aber, was dabei für den Schüler herausgesprungen ist, soll einmal in einer sogenannten „guten Arbeit" Rechenschaft gegeben werden.

Das ist eine von den Möglichkeiten, die Persönlichkeit des Deutschlehrers zu schützen. Da dessen Arbeit ganz besonders dem Heile des Vaterlandes dienen soll, so ist diese Behütung geradezu eine ernste Pflicht.

Rudolf Hildebrands Vorlesungen über das deutsche Volkslied.[1])

Von Prof. Dr. **Julius Sahr** in Gohrisch b. Königstein (Elbe).

Wir können es Professor Georg Berlit nicht genug Dank wissen, daß er sich der Aufgabe unterzogen hat, aus dem Nachlasse Rudolf Hildebrands die „Materialien" zur Geschichte des älteren deutschen Volkslieds herauszugeben. Eine lohnende Aufgabe war es, aber keine leichte. Das wird jeder zugeben, dem es vergönnt war, Rudolf Hildebrand näher zu treten oder einmal einen Blick in ein Kollegienheft des eigenartigen Mannes zu werfen. Im Ergänzen und Vervollständigen seiner Kollegienhefte, im Hinzutragen neuer Notizen, im Eröffnen neuer Gesichtspunkte und Ausblicke nach allen Seiten konnte Hildebrand sich nie genug tun. Und was will das gerade bei seinen das Volkslied betreffenden Vorlesungen bedeuten! Sobald er sich für die Philologie entschieden hatte, setzte auch seine Beschäftigung mit dem Volksliede ein: sie reicht bis in seine Jugendzeit zurück. Sie zeitigte als erste literarische Frucht das Buch: Fr. L. v. Soltaus Deutsche historische Volkslieder, zweites Hundert, herausgegeben von Rudolf Hildebrand, Leipzig. 8°. 1856, ein Buch, das in weiteren Kreisen nicht genügend bekannt zu sein scheint, auf dem aber R. v. Liliencron in seinem vierbändigen Werk über die historischen Volkslieder der Deutschen seiner eignen Angabe nach „nur fortgebaut" hat. Von jenen Jugendtagen bis zu dem 1894 erfolgenden Tode des Siebzigjährigen waren und blieben Volkslied-Studien die Vorliebe des großen Forschers. In frohen wie in trüben Stunden wandte sich Hildebrand dem Volksliede zu: es war ihm nicht nur Gegenstand der Forschung, sondern Herzenssache, der er sich mit ganzer Seele hingab. Toten Gelehrten- und Formelkram gab es ja überhaupt nicht im Bereich dieses Geistes, dessen innerster Kern Leben war. Leben,

---

1) Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds. Aus Universitäts-Vorlesungen von Rudolf Hildebrand. 1. Teil. Das ältere Volkslied. Herausgegeben von Georg Berlit. Zugleich Ergänzungsheft zum 14. Jahrgange der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Der Ergänzungshefte fünftes. Leipzig, Teubner. 8°. 1900. VIII, 239 S.

deutsches Leben zu ergründen, aber nicht nur um seiner selbst willen, sondern um klar zu werden, wie es sich in das große Leben der Menschheit einfüge, wie es zur heutigen Zeit und zu den großen Aufgaben unsres Volkes in Gegenwart und Zukunft sich stelle — das betrachtete er allezeit als Ziel und Zweck seines Studierens und Lehrens. Was hatte sich in den über vierzig Jahren, wo er in diesem Sinne der Forschung nachging, nicht alles aufgesammelt und angehäuft an einzelnen Bemerkungen, Notizen, Nachträgen und Gedanken. Mit ihnen füllte er nicht nur seine zahlreichen Kollegien- und besonderen Gedankenhefte, nein, auch in jedem durchgearbeiteten Buche merkte er sich die ihn besonders anziehenden Teile und seine eigne Stellung dazu an, und Grammatisches, Etymologisches, Bedeutungsgeschichtliches, Sittengeschichtliches, Dichterisches, Philosophisches, Religiöses und Künstlerisches im allgemeinen fand die gleiche Berücksichtigung. Mit Hilfe dieser gegenseitigen Verweise war er imstande, bei der anscheinend bescheidensten Einzelheit Zusammenhänge nach rückwärts und vorwärts sowie Ausblicke zu eröffnen, bei denen es dem Hörer wie Schuppen von den Augen fiel und durch die er eine seltene Einsicht in verborgene und schwierige Entwicklungen zu erhalten vermochte. All dies kam insbesondere auch seinen Vorlesungen über das Volkslied zugute. Gerade hier förderte R. Hildebrand nicht nur sein Zug aufs Ganze, sondern auch sein Sinn für das Kleine und Kleinste. Heimisch selbst in den entlegensten Gebieten der deutschen Vergangenheit — es war dies eine Folge seiner fein spürenden, tiefgründigen Arbeit am Grimmschen Wörterbuch —, fand er Quellen erschlossen, die sonst leicht verborgen blieben; aus mancher angeblichen Schlacke wußte er noch Edelmetall zu gewinnen.

Lebendige Zeugen all dessen sind seine Vorlesungen über das deutsche Volkslied. Mit ihnen eröffnete er Sommer 1869 seine Lehrtätigkeit an der Universität Leipzig; sie wiederholte er häufig, bis einige Jahre vor seinem Tode schweres Leiden ihn an das Haus fesselte. Das alte Kollegienheft über das deutsche Volkslied behielt dabei zwar in den Grundlinien die ursprüngliche Form, aber die Vorlesung selbst nahm doch jedesmal einen andern Verlauf. Natürlich schwoll auch das Heft selbst durch zahllose Nachträge und Notizen außerordentlich an. Wo der freie breite Rand schon vollgeschrieben war, wurden lose Blätter, Zettel, gedruckte Ausschnitte mit Bemerkungen usw. eingelegt — und das alles in der bekannten kleinen, feinen und charakteristischen Handschrift, so daß schließlich nur Hildebrand selbst in diese Unmenge einzelner Notizen Licht und Ordnung zu bringen vermochte. Denn — und dies ist als wichtig zu betonen — seine Kollegienhefte boten nirgends den ausgearbeiteten Text seiner Vorlesungen. Sie boten nur den Stoff, die Masse dar, aus der

er im Kolleg selbst den wunderbaren, aufs feinste zusammenhängenden Bau seiner Ausführungen errichtete. Und wie meisterhaft und lebendig wußte er den Stoff zu formen und zu gestalten! Diese Tätigkeit hatte etwas durchaus Schöpferisches, Hildebrand gehorchte darin ganz wie der Dichter „der gebietenden Stunde". Auf das gewissenhafteste bereitete er sich für jede Vorlesungsstunde vor. Diese Vorbereitung wurde, wie das Produzieren im Kolleg selbst, bei seiner Natur zu einem stets erneuten heftigen Ringen mit dem Stoff und mit sich selbst. Denn alles, was er vortrug, mußte bei ihm erst wieder durch das Innerste der Seele hindurch, ehe es in Rede, Ton und Geste äußere Form gewann. Aber dafür wirkte es auch auf empfängliche Hörer mit der Unmittelbarkeit einer Improvisation und bleibt ihnen unvergeßlich! Mit seltener Kraft ward die unscheinbarste Einzelheit belebt, mit Blitzesschnelle in einen bedeutenden Zusammenhang gerückt und in lebendige Verbindung mit Gegenwart und Allgemein-Menschlichem gesetzt. Philosophisches, Philologisches, Geschichtliches, Dichterisches und Sittliches verschmolz zu einem Ganzen; so ward auch nicht nur eine Fähigkeit der Seele, sondern sie wurden sämtlich beim Hörer unwiderstehlich in den vorgetragenen Gegenstand hineingezogen. Und bei aller Beherrschung seines weitschichtigen und schwierigen Stoffes, beim noch so trefflich abgerundeten Vortrage glaubte Rudolf Hildebrand immer noch hinter dem Ideal, dem er nachstrebte, zurückzubleiben. Seine Klagen über seinen benommenen Kopf und ähnliches waren durchaus ernst zu nehmen. Man versteht es, daß er nach einer solchen Vorlesungsstunde erschöpft und sein Inneres lebhaft erregt war; aus den Gedanken- und Stimmungskreisen, in denen er sich bewegt hatte, kam er nicht gleich los. In heftiger Bewegung auf- und abgehend, kämpfte er noch mit dem wogenden Innern und brach gegen seinen Famulus immer wieder in die Fragen aus: „Glauben Sie wirklich, daß dieser Punkt völlig klar war, daß der Zusammenhang deutlich geworden ist? — Jenen Punkt hätte ich doch noch mehr hervorheben sollen!" Nur äußerst selten war er mit sich zufrieden; stets aber wirkten Beweise herzlichen Anteils, Zeichen des Verständnisses und der Zustimmung aus den Kreisen seiner Hörer beruhigend und erfrischend auf ihn: er bedurfte der innigen Fühlung mit der ihm lauschenden Jugend und empfand aufs deutlichste die tausend unsichtbaren aber starken Seelenbande, die ihn mit den Studenten verknüpften. Als unnahbar außer oder über seinem Hörerkreise stehender Professor hätte er sich niemals wohlgefühlt.

So lebte und webte Rudolf Hildebrand mit seinem Sinnen und Denken im Innersten deutscher und damit allgemein menschlicher Natur, denn auf diesen Zusammenhang legte er den größten Wert; so gewann

er von diesem geheimen Mittelpunkt aus schnell und sicher das Verständnis der Gegenwart wie andrer Völker. Er liebte es, seinen an der Vergangenheit geschärften Blick hinauszusenden in die Zukunft, und da ist es denn jedem, der es mit unserm Volke ernst meint, ein Halt und Trost, zu sehen, wie Rudolf Hildebrand trotz manch banger, sorgenerweckender Anzeichen in der Gegenwart mit unverwüstlichem Vertrauen, mit jugendlich sieghafter Zuversicht in die Zukunft unsres Volkes blickte, dessen große Mission hienieden er noch lange nicht für erfüllt hielt. Gebe Gott, daß er damit recht behalte!

Wer nun aber aus vorstehendem auf ein abstraktes, gelehrtes, seraphisches oder ätherisches Wesen schließen wollte, würde sich sehr irren. Den festen deutschen Boden, den des Lebens und der Wirklichkeit, verlor Hildebrand nie unter den Füßen. Er wurzelte zu tief im Volke. Wie diesem das „gegenständliche Denken", die bildliche Rede, der Sinn für Humor und Derbheit nie abhanden gekommen ist, so auch Hildebrand nicht. Gerade im Gebiete des Humors war er so zu Hause, daß ihm Beispiele davon, vom urwüchsig kräftigen bis zum feinsten und flüchtigsten stets zur Hand waren. Mancher Hörer wird sich noch der oder jener hübschen Einzelheit aus seinen Vorlesungen erinnern.

Wenn Hildebrand eine Vorlesung wiederholte, so nahm dieselbe, wie bereits erwähnt, fast jedesmal einen andern Verlauf; nicht nur die Anordnung, meist auch der Stoff war nicht ganz der nämliche. Seine Kollegienhefte waren eben meist nur Stoffsammlungen mit kurzen Bemerkungen und Stichwörtern; aus der Fülle des Materials wählte er das aus, was er vorzutragen wünschte. So war's auch mit dem Volksliede: er suchte Kapitel und Beispiele aus, und an ihrer Hand wußte er die Hörer schnell ins Innerste des Stoffes und in Fühlen und Denken vergangener Zeiten einzuführen. Dies Verfahren war nirgend mehr angebracht als beim Volksliede, dessen Wesen ja selbst etwas Sprunghaftes aufweist. Bei diesem Vorgehen fehlte es nie an der wünschenswerten Mannigfaltigkeit des Inhalts; man bekam eine gute Vorstellung von dem Reichtum des zu erforschenden Gebiets, und überall, wo Hildebrand ansetzte, drang er und führte er die Hörer in die Tiefe. Man trug stets etwas Bleibendes davon und huschte nicht an der Oberfläche des gesamten Stoffes hin; niemals bekam man auf diese Weise den Eindruck eines fertigen oder abgeschlossenen Wissens, sondern immer nur den, daß jede Probe einen eine neue Welt voll Schönheit ahnen ließ. „Das wäre ein Kapitel für sich", pflegte Hildebrand zu sagen, und Übelmeinende spotteten wohl über diese häufig wiederkehrende Redensart. Es war aber voller Ernst und auch volle Wahrheit; Hildebrand führte eben seine Hörer nicht am Gängelbande, hetzte sie nie durch ein ganzes Gebiet

hindurch, um in ihnen etwa den Stolz zu erwecken, „vieles" oder gar „alles zu wissen". Er wollte immer nur anregen und zu eignem Eindringen in ein Wissensgebiet anleiten, deshalb hat er auch nie im akademischen Sinne „eine Schule" gebildet, wohl aber ist infolge seiner Art sein Einfluß und sein Geist den mannigfachsten Gebieten deutschen Studiums und Unterrichts zugute gekommen. — Um zum Volksliede zurückzukehren, will ich nur bemerken, daß ich Hildebrands Vorlesungen darüber zweimal hören konnte; dennoch finde ich in den von Berlit herausgegebenen „Materialien" neben Wohlbekanntem eine Reihe Kapitel, die mir völlig neu sind. So wird es gewiß auch andern Hörern ergehen.

Seiner schwierigen Aufgabe, Hildebrands Volkslied-Vorlesungen in einer leidlich leserlichen Buchform herauszugeben, hat Berlit sich mit großer Hingebung und hervorragendem Geschick unterzogen. Man kann ihm, wie gesagt, für die überaus wertvolle Gabe nicht dankbar genug sein. Überall fühlt man die zarte, verständnisvolle und liebende Hand des Freundes, der in des heimgegangenen Meisters Wesen und Eigenart völlig eingeweiht war. Ich bin überzeugt, daß unter einer weniger sicheren und schonenden Hand das Buch lange keine so geschlossene und abgerundete Form angenommen hätte und daher Fernerstehende weit weniger befriedigen könnte, als es wirklich der Fall ist. Bescheidener konnte Berlit den Titel nicht wählen, als indem er das Buch „Materialien" nannte. Freilich, im Vergleich zu den lebendigen Ausführungen Hildebrands auf dem Katheder sind es nur solche, immerhin aber unterscheidet sich das Buch aufs vorteilhafteste von andern gelehrten Werken, die oft, ohne einen so anspruchslosen Titel zu haben, weit schwerfälliger und weit weniger anregend sind als Hildebrands Materialien. Das Vorwort Berlits gibt Auskunft über Ursprung und Natur seiner Unterlagen. Der Stoff ist übersichtlich angeordnet und auch im einzelnen klar gegliedert. S. 1—75 dient der Einführung in das ganze Gebiet. Hier wird der Begriff „Volkslied" uns näher gebracht, dann das Verhältnis zwischen Kunstlied und Volkslied genauer dargelegt (I. Abschnitt); Leben und Wesen des Volksliedes wird an neueren Liedern, die in alte Zeit zurückreichen, klar gemacht, so z. B. gezeigt, wie das Weihnachtsfest in der Dichtung des Volkes auftritt und ursprünglich geistliche Lieder ins Weltliche umgedichtet werden (II. Abschnitt). Ein wichtiger Abschnitt, bei dem wir „der alten Zeit ins Herz sehen", folgt dann: Die Bedeutung des Liedes im alten Leben (III. Abschnitt). Hieran schließt sich ein anspruchsloser kurzer Überblick über die Literatur und die Überlieferung des älteren Volksliedes (IV. Abschnitt). Damit sind wir bei den Proben des älteren Volksliedes angelangt, die den Hauptteil des Buches (S. 76—211) ausmachen. Hier werden in

den Abschnitten V—XV betrachtet und erläutert: Kranzsingen, Streit zwischen Sommer und Winter, Das Mädchen und die Hasel, Die Rose im Volkslied, Martinslieder, Schlemmer- und Zechlieder, Fastnachtslieder, Landsknechtslieder, Altepisches, historische Volkslieder und Kinderlied. Alles ist mit zahlreichen Proben durchsetzt, die gebotenen Liedertexte sind nach allen Seiten erläutert. Naturgemäß sind die Abschnitte von verschiedener Ausdehnung und Vollständigkeit, so ist z. B. der Abschnitt über das Kinderlied nur ganz knapp andeutend, weil wir Hildebrands köstliche Ausführungen über das Kinderlied in einer Reihe von Aufsätzen besitzen, die er für die Zeitschrift für den deutschen Unterricht schrieb und die später gesammelt erschienen.[1]) Als Beilagen gibt Prof. Berlit endlich noch I. Ungedruckte Aphorismen aus den „Gedankenheften", II. und III. Die Rezensionen über Böhme, Altdeutsches Liederbuch, Birlinger und Crecelius, Des Knaben Wunderhorn, R. v. Liliencron, Historische Volkslieder der Deutschen.

Schon die kurze Inhaltsangabe gibt einen Begriff von der Vielseitigkeit der Betrachtung und der Fülle des Stoffes. Durch Benutzung mehrerer Hörernachschriften gelang es Professor Berlit, einige Bildchen Hildebrandischer Kleinmalerei ziemlich treu herzustellen, so daß das Buch durchaus nicht nur Stoff- und Gedankensammlung ist. Soweit ich mir ein Urteil gestatten darf, trägt alles in dem Buche das Gepräge Hildebrandischer Auffassung und Behandlung, so daß man es als durchaus echt hinnehmen kann. Für jeden, der dem deutschen Volksliede näher zu treten wünscht, ist das Buch eine wahre Fundgrube wertvollsten Stoffes in wissenschaftlich zuverlässiger Zusammenstellung und vor allem ein wahrer Schatz feinsinnigster Fingerzeige und Bemerkungen über die richtige Auffassung unsres alten Volksliedes. Soviel auch schon über das Volkslied geschrieben ist, Hildebrands Materialien sind ein Führer durch das schwierige Gebiet, dem ich an Gediegenheit, Zuverlässigkeit und Geist keinen andern an die Seite zu stellen weiß. Besondern Wert hat das Buch natürlich für den, dem weder das Volksliedgebiet selbst, noch die Person und Forschungsart Hildebrands fremd ist. Wer den vor neun Jahren Heimgegangenen noch selbst hören konnte, dem werden beim stillen Studium des Buches weihevolle, unvergeßliche Stunden der Vergangenheit wieder voll aufleben. Seit Hildebrands Hinscheiden hat das Volkslied-Studium durch eine Reihe jüngerer Forscher, an deren Spitze wohl John Meier zu nennen ist, einen erneuten Antrieb er-

1) Rudolf Hildebrand, Beiträge zum deutschen Unterricht. Aus Otto Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Zugleich Ergänzungsheft zu deren zehntem Jahrgange usw. Leipzig, Teubner, 8°. 1897. X, 446. Ich nenne die Nummern 5, 6, 7, S. 27—59.

halten. Diese neue Schule sucht vor allem dadurch dem früheren, für uns oft schwer faßbaren Leben des Volksliedes beizukommen, daß sie ähnliche Vorgänge in unsrer Zeit oder von unsern Tagen rückwärts in die Vergangenheit hinein verfolgt, so z. B. den Veränderungen nachspürt, die ein in den Volksmund übergegangenes Kunstlied durchzumachen hatte. Nun, auch vor dieser Methode brauchen sich des alten Hildebrand Vorlesungen nicht zu verstecken: gleich der erste Abschnitt der „Materialien" bietet Meisterstücke derartiger Betrachtungsweise. Den höchsten und eigenartigen Wert des Buches möchte ich aber in der Auffassung erblicken, von der Hildebrands gesamtes Volkslied-Studium durchbrungen ist, die sich als Hinter- oder Untergrund durch das ganze Buch hindurchzieht: seinem persönlichen Verhältnis zum Volksliede. Darüber spricht sich Professor Berlit unter Zuhilfenahme Hildebrandischer Aufzeichnungen so aus (S. VI u. VII): „Rudolf Hildebrands Verhältnis zum Volkslied bedeutet ein Stück seines ethischen Glaubensbekenntnisses. Neben Shakespeare war ihm, wie er einmal bekannt hat, im Kampf um die Weltanschauung das Volkslied . . . „Ankergrund der Seele"; hier war er „wohlgeborgen, auch vor den philosophischen Stürmen, die . . . jahrelang durch das arme Gehirn gerast hatten . . ." Das Verarbeiten des Idealen und Realen in Eins, „das Trachten aller Kunst und — des Lebens überhaupt in aller Zeit", das fand er hier mehr als sonstwo". Ferner noch eins: „Im Liederschatze des Volkes offenbarte sich ihm das Leben der Volksseele, und das Mitleben des Einzelnen darin gab sich im Volkslied für ihn kund. Schön hat er einmal in den Gedankenheften (Mai 1878) ausgesprochen, was ihn so zum Volksliede hinzog: „Seit mehr als dreißig Jahren" (also seit etwa 1845!) sagt er, „ergötzt, ja reizt es mich, mehr als das Lied eines auch bedeutenden Dichters in mich aufzunehmen, gesungene Lieder in ihren verschiedenen, auch zersungenen Gestalten zu verfolgen, zu sammeln, zu vergleichen, den Gedanken- und Stimmungswegen darin nachzugehen, auch in ihren Abwegen. Warum? weil man da das Seelenleben so und so vieler in ihren besten Stunden in sich nachlebt, wiederlebt, weil damit der Untergrund der Seele sich ausweitet, vertieft, festet, stärkt gegen die Angriffe des Weltnichts (das allein das Etwas sein will alle Tage) — mich beglückt still nichts so sehr schon so lange. Heute sah ich den Grund, da ich einmal auf meine alten historischen Volkslieder komme. Das ist „edle Geisterschaft verbunden" (Goethe 2, 356), vielmehr edle Seelenschaft, die eigentliche Kraft, der Schwerpunkt des Weltganzen." Das nannte Hildebrand ein andermal seinen Herderschen Weltstandpunkt, den er angeboren haben müsse, wie ihm jetzt zum Bewußtsein komme; „aber Goethe",

fügt er hinzu, „hatte ihn eigentlich auch." Hier blicken wir dem seltenen Mann auf den Grund seiner reinen, großen Seele. Ich muß gestehen, in dieser Auffassung des Volkslieds scheint mir der Schwerpunkt des Buches zu liegen. Wenn ein Denker und Forscher wie Hildebrand in nahezu fünfzigjähriger Vertrautheit mit dem deutschen Volkslied zu derartigen Anschauungen kommt, so gereicht dies beiden, dem Forscher wie dem Gegenstand seiner Forschung, zur höchsten Ehre. Ich erblicke in dieser seiner hier niedergelegten Überzeugung ein Dokument von unschätzbarem Werte, einen für die Zukunft unverlierbaren Besitz. Mögen Einzelheiten des Buches, mag die Auffassung dieser und jener Stelle, mag die Bibliographie — die übrigens gar keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht — überholt sein oder werden: niemals kann die hohe Wertung des Volksliedes, wie sie in diesem Buche niedergelegt ist, ungültig oder übertroffen werden, der Edelgehalt der „Materialien" ist kein vorübergehender, sondern ein bleibender. Möchte vor allem diese tiefe, edle Auffassung vom Volksliede in die weitesten Kreise bringen! Herrn Professor Berlit aber sei der Wunsch nahegelegt, diesem ersten Teile bald den zweiten über das neuere Volkslied folgen zu lassen. Sicher bin ich nicht der erste, der ihn äußert, und dürfte auch der letzte nicht bleiben.

Ich schließe mit folgender prächtigen Stelle aus dem Buche (S. 71): „So ein Buch ist für unsre Zeit ein Segen. Das klopft einmal wieder an der rechten Tür, am Herzen. In einer Zeit, wo alles Abstraktion, ist dies Beschäftigen mit dem alten Volkslied viel wert. Es ist wieder Naturboden ... man sieht dem Mittelalter bis ins Herz hinein." Klingt das nicht wie ein Sprüchlein aus unsrer Zeit und als sei es Wort für Wort auf Hildebrands „Materialien" gemünzt? Und doch ist es ein Urteil Lenaus, der es 1842 gegen Justinus Kerner äußerte, als Uhland ihm aus seiner Abhandlung über das deutsche Volkslied vorgelesen hatte. Siebzig Jahre deutschen Forschens, Strebens und Lebens sind darüber hingegangen, und doch gilt das Wort buchstäblich: damals wie heute!

Möchte, wie die Vergangenheit Uhlands Taten für unser Volkslied würdigte, so die Gegenwart an denen Rudolf Hildebrands für einen unsrer kostbarsten Schätze nicht achtlos vorbeigehen!

Zur Behandlung ganzer Bücher in der Volksschule.

(Vgl. Ztschr. XVII, S. 19—37. Sollen wir in der Volksschule ein ganzes Buch lesen? Von K. Strobel.)

Von **Edwin Wilke** in Quedlinburg.

Die Frage, wie Werke der bildenden Kunst in der Schule zu behandeln seien, hat bekanntlich auf dem ersten Kunsterziehungstage einen Gegensatz zwischen Künstlern und Erziehern offenbart. Jene verlangten: der Lehrer soll das Kunstwerk nur durch sich wirken lassen, seine Tätigkeit soll darin bestehen, daß er nichts tut. Diese waren sich klar darüber, daß sie etwas tun könnten und tun müßten; aber über das Was? und Wie? gingen ihre Ansichten im einzelnen auseinander. Da alle Kunst im Grunde genommen eines Wesens ist, so muß dieselbe Frage auch für dichterische Kunstwerke auftauchen und erörtert werden. Oder vielmehr: sie mußte hier aufs neue aufgenommen und mit den Erkenntnissen einer neuen Zeit untersucht werden. Denn da die Schule schon längst dichterische Kunstwerke zu ihren Unterrichtsstoffen rechnet, so liegen für ihre Behandlung bereits eine Fülle von Anweisungen und Erfahrungen vor. Neu dagegen ist für die Volksschule die Forderung, größere Werke der Dichtkunst zu lesen. Für ihre Behandlung muß natürlich das Verhalten zu Kunstwerken im allgemeinen und zu den dichterischen Kunstwerken im besondern gelten, die bereits Unterrichtsgegenstand in der Volksschule waren und die wir kurz als Lesestücke und Gedichte bezeichnen können. Es sind aber andre Punkte zu erörtern: die Berechtigung der Forderung für die Volksschule ist zu erweisen, die Bedenken hinsichtlich der Zeit, der Kosten und des Erfolges sind zu zerstreuen, und vor allem: es sind geeignete Schriften vorzuschlagen.[1]) Aus solchen Erörterungen werden sich dann naturgemäß auch wieder Vorschläge für die Behandlung des dichterischen Kunstwerks ergeben. Die Frage: „Sollen wir in der Volksschule ein ganzes Buch lesen?" verdient also, gegenwärtig von vielen Seiten erwogen zu werden.

Daß K. Strobel diese Frage in der „Zeitschrift f. d. d. Unt." mit einem Ja beantwortet und dieses ausführlich begründet, erscheint mir

---

1) Es ist nicht meine Absicht, hier Strobels Vorschläge zu beurteilen. Beiläufig möchte ich aber doch bemerken, daß mir seine Schriften für das 2.(!) bis 5. Schuljahr fast durchweg verfrüht erscheinen und daß Grimms Sagen in der Auswahl der Hamburger überhaupt von der Schullektüre auszuschließen sind. Man lese „Agilulf und Theudelind" (S. 135 flg.) oder „Der Ritter mit dem Schwan" (S. 209 flg.) und frage sich, ob das Lesestoff für Kinder ist.

daher sehr dankenswert.[1]) Widerspruch muß ich aber gegen die Art und Weise erheben, wie er am Schlusse seiner Ausführungen Bezug nimmt auf eine von mir in der „Deutschen Schule“ (1901 Heft 2, S. 92—98) veröffentlichte Skizze: „Storms Pole Poppenspäler“ als Klassenlektüre. Ich werde mich dabei der größten Kürze befleißigen und hoffe, daß meine Entgegnung auch der Sache dienen wird.

1. Ob der „Vortrag“ vor Hörern gehalten worden ist, die meine Arbeit kannten, weiß ich nicht. Jedenfalls ist sie den meisten Lesern dieser Zeitschrift unbekannt. Ein abweisendes Urteil und die daran geknüpfte Befürchtung mußte der Verfasser m. E. aus meiner Arbeit heraus begründen. Er war es wenn nicht mir, so doch den Lesern schuldig.

2. Der Verfasser sagt mir nach, ich wolle „merkwürdigerweise nur anschauliches Verständnis, d. i. brutales Wissen aus dem Werk gewinnen“. Die Gleichung: anschauliches Verständnis = brutales Wissen[2]) ist mir neu. Da sie jedenfalls zur Erläuterung dienen soll, so wundert es mich, daß sie der Verfasser nicht da anwendet, wo er den der Erläuterung bedürftigen Ausdruck zum erstenmal anwendet. Es ist wohl S. 33, wo er sagt: „Die zu lesenden ganzen Schriftwerke zerfallen in schönliterarische, religiöse und realistische. Bei ihrer Behandlungsweise kommt es bei allen dreien darauf an, in dem Schüler ein anschauliches Verständnis von dem vorgetragenen Inhalt zu erwecken und zu erzeugen!“ Auch S. 34 und S. 35 betont er nochmals den Wert des „anschaulichen Verständnisses“. Ich habe den Ausdruck nicht gebraucht, für mich war und ist der Angelpunkt ein andrer. Ich empfehle die Behandlung größerer Schriftwerke, um — ich will es unumwunden aussprechen — die Kinder lesen zu lehren, aber, wie ich in dem Aufsatze in der „Deutschen Schule“ unter Hinweis auf ein Herdersches Wort erläutere, lesen „mit Verstand und Herz“. Daß eine Anleitung gerade dazu notwendig ist, betone ich gleich im Anfange (Deutsche Schule S. 93): „Wie sehr selbst Erwachsenen manchmal die Fähigkeit fehlt, ein Ganzes zu überblicken, die Fäden von Anfang bis zu Ende zu verfolgen, sich stets die Frage nach dem Warum? und Wie? und Wozu? gegenwärtig zu halten, das erfuhr ich einmal“ usw. und dann (a. a. O. S. 95): „Auch bei Behandlung des Lesebuches wird vielfach auf das Endziel alles Leseunterrichts, selbständige Auffassung des Gelesenen, nicht genügend und bewußt genug hingearbeitet. Das Hinweg-

1) Infolge einer Reihe von Zufällen habe ich, obgleich Abonnent dieser Zeitschrift, Strobels Aufsatz leider erst am 2. Juni gelesen.

2) Brutal vom lat. brutus, im übertragenen Sinne = stumpf, gefühllos, vernunftwidrig, roh. Letzteres Wort im besonderen Sinne ist wohl als Übersetzung des Fremdwortes zu denken.

räumen aller Schwierigkeiten durch ausgedehnte Vorbereitungen, die Erläuterung Satz für Satz muß immer mehr zurücktreten und ersetzt werden durch eine Anleitung des Schülers, sich selbst und den Lehrer nach allem zu fragen, was ihm beim Lesen dunkel bleibt." Da mir eine solche Anleitung des Schülers als Ziel vorschwebte, so hoffe ich auch, der Gefahr entronnen zu sein, die schöne Erklärung den Kindern zu „zerklauben" und zu „zerklären". Anschauliches Verständnis des Einzelnen kann natürlich nicht entbehrt werden. Dieser Begriff ist aber jedem Lehrer aus der Methodik geläufig. Darin liegt nichts Neues für die Behandlung größerer Schriftwerke.

3. Doch der Verfasser wird den Nachdruck auf das nur (anschauliches Verständnis usw.) legen; denn er fährt fort: „auf kindlichen Kunstgenuß, auf künstlerisches Empfinden scheint er nach der vorgeführten Behandlung[1]) ganz zu verzichten". Hier scheide ich zunächst den „kindlichen Kunstgenuß" vom „künstlerischen Empfinden". Daß ich jenen wenigstens erstrebt habe, muß ich dem Leser schon durch zwei Sätze aus meiner Arbeit beweisen: „Außer der sorgsamen Auswahl der Jugendlektüre, an der ja jetzt tapfer gearbeitet wird, außer der Beschränkung der auszugebenden Bücher kommt für eine Besserung der Verhältnisse noch in Betracht: Anleitung der Kinder, größere Ganze aufzufassen und besser zu genießen" (S. 93). „Die Kinderszenen im Schützenhause und im Paulsenschen Garten, wie Paul Lisei wiederfindet, die verunglückte Vorstellung, das Begräbnis, das hat der Meister so lebendig, an vielen Stellen mit so erquicklichem Humor vorgetragen, die ganze Erzählung zeigt einen so frischen Fortschritt der Handlung, daß die Kinder mit ganzer Seele dabei sind, bisweilen zu Tränen gerührt werden" (S. 97). Und über den bleibenden Erfolg berichte ich: „Als ich nach sechs Wochen wieder nach der Erzählung fragte, da lebten die Kinder ordentlich auf und erzählten mir mit Eifer die Hauptsachen wieder, zum Teil mit großer Genauigkeit.[2]) Auch jetzt noch (d. h. etwa ein Jahr nach der Behandlung) wird Lisei oft als Beispiel für sittliche Wahrheiten angeführt" (S. 97).

Ob man bei zwölfjährigen Volksschulkindern in gefüllten Klassen für die Form von „Pole Poppenspäler" und ähnlichen Schriftwerken „künstlerisches Empfinden" oder, wie Strobel S. 36 sagt, „künstlerisches Gefühl", „künstlerische Einsicht" erzielen kann, ob mit diesen Ausdrücken nicht für die Volksschule überhaupt ein zu hohes Ziel gesteckt wird, das

---

1) Meine Arbeit in der „Deutschen Schule" ist in der Hauptsache der Bericht über einen Versuch, den ich im Dezember 1900 mit Volksschulmädchen des 6. Schuljahres gemacht hatte.

2) Dieselbe Erfahrung konnte ich im vorigen Jahre in einer Klasse machen, in der ein Kollege „Pole Poppenspäler" behandelt hatte.

bedarf jedenfalls noch weiterer Untersuchungen und Versuche. Gefordert und erstrebt hat etwas Ähnliches schon die bisherige Methodik des Deutschunterrichts, aber dafür einfachere Ausdrücke angewandt. Einen sehr wertvollen Beitrag zu der Frage verdanken wir Ernst Linde („Wie führt man die Jugend vom stofflichen zum künstlerischen Genießen?" Zur Jugendschriftenfrage. Leipzig, Ernst Wunderlich, 1903, S. 7—18.) Er kommt zu dem Schlusse, daß man sich bei der häuslichen Lektüre mit „gelegentlichen Fingerzeigen" begnügen müsse und schlägt für die Schule Einrichtung besonderer „Vorlesestunden" vor.[1]) Warnen möchte ich aber vor der „methodisch-didaktischen Behandlung der vorliegenden Kunstform", wie sie Strobel vorschlägt. „Die Kinder müssen wissen und angeben können, ob der Stil düster, traurig, humoristisch, erhaben, feierlich, ernst, heiter, alltäglich, gewöhnlich, platt, nichtssagend usw. ist. Die Wörter schön, hübsch, lustig, reizend sind dabei abzuweisen, weil sie zu allgemein und abgebraucht sind, so daß man sich dabei nichts Genaues mehr denkt" (S. 36). So beginnt seine Anleitung zu dieser „methodisch-didaktischen Behandlung". Der Leser unterstreiche im ersten Satze „müssen wissen und angeben können" und lese ihn noch einmal! Gerade eine solche Behandlung mit solchem Ziele führt zu einem Zerklären und Zerklauben, zu einem Anlernen von Redensarten, zur Zerstörung der Freude am Kunstwerk. Gegen solche Behandlung müßten sich die Dichter ebenso verwahren, wie sich ihre Kollegen in Dresden gegen die Zerklärung der Gemälde verwahrt haben. Ich gehe an die Behandlung jedes Kunstwerks, mag es der Dichtkunst oder der bildenden Kunst angehören, mit einer gewissen Scheu heran und sehe meine Aufgabe nur darin, behutsam wegzuräumen, was seine unmittelbare Wirkung auf das Kind beeinträchtigen oder hemmen könnte. Ich hoffe, daß diese Wirkung im einzelnen Freude am Schönen und im ganzen Bildung des Geschmacks sein wird. Ich räume mir auch das Recht ein, bisweilen mein Urteil dem unmündigen Kinde aufzudrängen, ihm zu sagen, wie ich es bei Wanderungen in freier Natur tue: „Das ist schön! Das ist großartig! Das ist lieblich!" Ich erkenne es auch als meine Pflicht, in ähnlicher Weise bei Betrachtung von Dichtungen das Kind einige der von Strobel genannten Ausdrücke ihrem Inhalte nach allmählich kennen zu lehren. Aber ich halte es für schädliche Ver-

1) Den Wert des Vorlesens für die Aufnahme und den Genuß des Stückes hätte ich in meiner Arbeit vielleicht mehr hervorheben sollen. Aber dieser Wert ist doch längst anerkannt. Daß ich, statt die ganze Novelle in der Klasse zuerst vorzulesen, sie zunächst zu Hause durchlesen ließ, geschah in der Absicht, die Kinder selbsttätig zu machen und ihnen durch die folgende Behandlung zu zeigen, wieviel gründlicher sie hätten lesen können und sollen. Bei Stücken größeren Umfangs wird sich Vorlesen des Ganzen überhaupt schwer ausführen lassen.

frühung, das Kind zu nötigen, daß es das, was es — doch immer nur nach meiner Annahme, die auch irrig sein kann — in seinem tiefsten Innern fühlt, in Worte fasse. Für Behandlung von Dichtungen mit Kindern scheint mir noch immer Geibels Wort eine gute Lehre zu sein:

Fülle die Jugend mit würdigem Stoff und in froher Begeist'rung.
Lehre sie glüh'n. Die Kritik kommt mit den Jahren von selbst.

Gustav Falke.

Von Lic. theol. et Dr. phil. **Kurt Warmuth**, Oberlehrer am König Georgs-Gymnasium in Dresden.

Gustav Falke hat an seinem fünfzigsten Geburtstage, den er im Januar dieses Jahres feierte, von der Stadt Hamburg ein Dichtergehalt bewilligt bekommen, eine seltene Ehrung, deren der feinsinnige, maßvolle Poet würdig ist.

Am 11. Januar 1853 ist er in Lübeck geboren. Frühzeitig starb sein Vater, ein Kaufmann. Die Mutter stammt aus der Gegend von Husum und lebt noch. Des Knaben heißer Wunsch, Philosophie und Literatur zu studieren, ging ihm nicht in Erfüllung, da die Mittel dazu fehlten. Er mußte sich dem Buchhandel widmen. 1874 kam er nach Hamburg. Hier erwarb er sich als Klavierlehrer seinen Unterhalt. Sein poetisches Schaffen stand zunächst unter dem bestimmenden Einfluß Detlev v. Liliencrons. Allmählich befreite er sich aber von demselben und wurde ein Eigener. Falke liebt es, über den Abgründen und Rätseln des Daseins auf geistesmächtigen Schwingen zu schweben. Das beweist gleich seine erste Gedichtsammlung: „Mynheer der Tod" (1892). Die folgenden Gedichtbücher: „Tanz und Andacht" (1893), „Zwischen zwei Nächten" (1894), „Neue Fahrt" (1897) und „Mit dem Leben" (1899) zeigen uns einen Lyriker von Feinheit und Grazie. Seinem Saitenspiel entquellen sanfte, stille Töne, die innig und tief unser Herz berühren. Der Dichter liebt die Kinder. In Otto Speckters Katzen- und Vogelbuch hat er ihnen köstliche Reime geschenkt. Seine fünfaktige Märchenkomödie Putzi (1892) wurde am 25. Dezember 1892 in Meiningen aufgeführt. „Der Kuß" ist ein unterhaltendes Capriccio voll kecker Laune. In Prosa schuf er die Romane: „Aus dem Durchschnitt" (1892) und „Landen und Stranden" (1895). Naturalistisch zeichnen sie Bilder aus dem Leben der Kleinbürger Hamburgs. Der Roman „Der Mann im Monde" schildert feinpsychologisch einen modernen Decadence-Menschen.

Falkes Bedeutung liegt in seiner Lyrik. Stille und Klarheit, ethischer Ernst und Streben nach Harmonie, Freude am Traum und Idyll, am Innig-Schlichten sind die charakteristischen Züge derselben. Eine eingehendere Betrachtung widmen wir seinen jüngst erschienenen Büchern: „Hohe Sommertage"[1]) und „Aus Muckimacks Reich".[2]) Als ein echtes deutsches Dichtergemüt, das gern in selbstgeschaffenen Traumlanden weilt, zugleich aber erfüllt von jenem sittlichen Adel, der im Kampf zwischen Pflicht und Neigung zum Siege der ersteren führt, zeigt uns den Dichter die Gedichtsammlung „Hohe Sommertage". In dem einleitenden Gedicht: „Sommer" bezeichnet er sich in klarer Selbsterkenntnis als eine „herbe, langsam reifende Frucht", die sich nach der Glut des Sommers und seinem heißen Atem sehnt. In der Tat ist das Herbe, das Ernste und Gediegene ein hervortretender Zug in seiner geistigen Physiognomie. Stimmungsvoll ist des Dichters Traum am „Parkteich", wo er vergangener goldener Stunden gedenkt. In diesem Gedicht zeigt sich besonders, daß Falke eine glückliche Hand in der Wahl seiner Beiwörter hat: so spricht er von sonnendunklem Laube, von einem tieflieben Augenpaar, von parkstillem Frieden, von märchentiefer Stille und von traumstiller Einsamkeit. In diesem wie in den folgenden Gedichten wetterleuchtet eine spät erwachte, glühende Leidenschaft mit all ihren Wonnen und all ihrer Qual, die in des Mannes Brust für ein junges Mädchen flammt, eine unglückliche Neigung, mit der er tapfer kämpft und die er besiegt. Leise Wehmut zittert in „Vergebliche Bitte", stille Resignation in „Erinnerung". Aber der Poet findet seinen Weg zu Weib und Kind zurück: davon zeugt die „Heimkehr". Und nun folgen eine Reihe von Gedichten, die uns Falke in seinem Element als Dichter des Hauses nahe bringen: das innige „Vor Schlafengehen", das geheimnisvolle „Mondlicht", das herzige „Musik", ferner „Die Weihnachtsbäume" und „Meinem Sohn zur Taufe". Hier finden sich die schönen und wahren Verse:

Das Leben bietet der Blumen nicht viel,
Gibt uns meist nur blattlosen Stiel,
Alles, was wir von außen bekommen,
Ist leicht in die hohle Hand genommen.

Aber was von innen heraus
Wächst und blüht, das macht's aus;
Aus Eigenem die Kränze binden,
Die uns die Tage hold umwinden.

Nennst du nichts im Leben dein
Als einen vollen Herzensschrein,
Wirst du nach äußerm Glanz nicht fragen
Und fröhlich eigene Rosen tragen.

---

1) Hohe Sommertage, Neue Gedichte von Gustav Falke, 2. Aufl. Hamburg, Alfred Janssen, 1903. 3 M.

2) Aus Muckimacks Reich, Märchen und Satiren von Gustav Falke, Buchschmuck von Dacio. Hamburg, Alfred Janssen, 1903. 4 M.

Der Schlußvers ist ein Beweis von des Dichters wackrer Gesinnung:

Frömmigkeit ist eine edle Frucht,
Wächst draußen und in der Kirche Zucht.
Sei fromm, mein Sohn, im Nehmen und Geben,
Suche Gott und ehre das Leben!

Tief ergreifen uns „Die Mutter" und „De Stormfloth", wo es heißt:

Wat brüllt de Storm?
De Minsch is'n Worm!
Wat brüllt de See?
'n Dreck is he!

Von feinem Stimmungsgehalt sind: „Frühlingstrunken", „Ein silbernes Märchen", „Pfingstlied", „Seele" und „Morgen zwischen Hecken". Sinnig besingt er den „Ausgestopften Falken" über seinem Schreibtisch:

Gleichen Namens, wunderliche Vettern,
Umgetrieben beid' in manchen Wettern,
Du nun ruhend, ich noch hoch in Lüften,
Fröhlich flügelnd über Tod und Grüften.

Schelmisch und schalkhaft sind: „Die bunten Kühe", „Auf der Bleiche", „Wäsche im Winde", „Das Mädel", „Der Backfisch" und „Konsequenz". Scharf aufgefaßte Momentbilder bieten: „Die Netzflickerinnen", „Nixchen" und „Im Schnellzug". Anmut umwebt den „Kinderreigen" voll getanzter Frühlingsgrüße. Jugenderinnerungen des Dichters enthalten „Die Räuber":

O Freiheit, deine roten Flammen schlugen
So stürmisch nie, und keine Hände trugen
So hochgemut die lodernden Fanale,
Wir waren Räuber und dazu Indianer,
Zum „Großen Adler" wurde Hänschen Meier,
Und Müllers Fritzchen zum „Gefleckten Geier",
Die Friedenspfeife ging zum dritten Male
Von Hand zu Hand, und blaß saß der Quartaner.

Wohlgelungene Satiren auf Strömungen unsrer Tage sind: „Zweimal zwei ist vier" und die „Denkmalskantate". Unser Dichter äußert den „bescheidenen Wunsch":

Wenn ihr uns nur wolltet lesen!
Was haben wir vom Denkmalwesen?

Adel und Weihe atmen die Prologe zu den Gedenkfeiern für Nietzsche und Böcklin. Tief ergreifen „Der Trauermantel" und „Der Freier". Frisch und unmittelbar wirken „Frühlingsreiter" und „Scherz".

Einige erzählende Dichtungen beschließen die formschöne, gehaltvolle Sammlung. Wir heben hervor die die Mutterliebe verherrlichende „Schnitterin", das „Geisterschiff" und „Thies und Ose", in Wenningstedt

auf Sylt spielend. Das ist ein Gedichtbuch, in dem uns nichts Ungesund-Modernes, nichts Krankhaft-Gesuchtes beleidigt, sondern alles echt und edel anmutet. Und wie in der Lyrik, so bietet Falke auch in Prosa „goldene Äpfel in silbernen Schalen". Davon legt sein neuestes Werkchen: „Aus Muckimacks Reich" beredtes Zeugnis ab. Hier zeigt er sich als feinen Satiriker voll attischen Salzes und als anmutigen Märchenerzähler, der uns zu den heimlichsten, lieblichsten Stellen im Märchenwalde zu führen weiß. Dacio hat das Werkchen sinnig mit Bildern geschmückt. Den Namen der Sammlung erklärt der als Motto vorangestellte Vers:

Wohnt im Märchenwald ein Mann,
Der alles weiß und alles kann,
Heißt Muckimack, zählt tausend Jahr,
Und alles, was er sagt, ist wahr.

Eine nähere Beschreibung des Wundermanns gibt eine Stelle in dem Märchen „Maleen". Da hören wir, daß er in einer alten abgestorbenen Eiche wohnt, die ganz hohl ist und so dicht, daß hundert Mann sie kaum umspannen können. Er sitzt vor seinem Baum und liest beim Mondenschein in einem großen Buch, das zwei Eichhörnchen halten. Auf seinem Kopf sitzt ein Rabe, der hat eine Brille auf.

Köstlich weiß Falke im „Verbotnen Lachen" von dem wunderlichen König zu plaudern, der aus Schmerz über den Tod seines Sohnes das Lachen in seinem Reiche verbot. Diese Erzählung habe ich vorigen Winter den Dichter in der hiesigen Literarischen Gesellschaft vorlesen gehört. Die Art seines Vortrages hatte etwas Weiches, Stilles, Intimes: bezeichnend für seine Poesie überhaupt.

„Gigagack" ist eine scharfe Satire auf Fürstendienerei und Fürstendilettantismus. Das Märchen „Der Spitz" lehrt den Fluch des Geizes und der Hartherzigkeit und den Segen des Mitleids und der Mildtätigkeit. „Maleen", des Waldhüters Tochter, erlöst durch Enthaltung von ihrer Naschhaftigkeit einen in einen Kater verwandelten Prinzen. Sehr originell ist die stückweise Entzauberung des Prinzen. „Der verhexte König" sagt uns die beherzigenswerte Wahrheit, daß einen Nasenstüber zur rechten Zeit kein Mensch übelnehmen soll. Hier wird nämlich ein verliebter König durch einen Nasenstüber seiner Geliebten zur Vernunft gebracht.

Alle diese Geschichten sind von tiefem ethischen Gehalt und hoher poetischer Schönheit, durchweht von stillem Humor und dargeboten in einer kristallhellen, knappgefaßten Sprache, so daß man nicht müde wird, dem beredten, liebenswürdigen Plauderer zu lauschen und nur den Wunsch hegt, der Dichter möge uns noch manches köstliche Buch in Prosa und Poesie bescheren!

Ein Lesebuch für Lehrerinnenseminarien.[1])

Von Direktor Dr. **Emil Döhler** in Dresden.

Wer jemals deutschen Unterricht an einer Lehrerinnenbildungsanstalt erteilt hat, weiß auch, wie empfindlich bei der Unterweisung der Seminaristinnen in der Literaturkunde der Mangel eines den gegenwärtigen Forderungen entsprechenden Lesebuches gefühlt wurde. Wohl oder übel mußte man bisher zu Büchern greifen, die sich — wie die Literaturkunde von Ernst und Tews oder Kippenbergs Handbuch der deutschen Literatur u. ä. — für die Seminarziele zumeist nicht als ausreichend erwiesen, weil sie für die Oberklassen von Mädchenschulen zugeschnitten sind, die eine ganze Reihe derjenigen Lesestoffe nicht benötigen und darum auch nicht enthalten, mit denen sich die Seminaristin vertraut machen muß. Aus der Verlegenheit halfen dann wohl die verschiedenen Schulausgaben deutscher Dichter und Dichtungen. Aus ihnen wurden die im Lesebuche fehlenden Stoffe zusammengeholt — ein für den Unterricht nicht eben bequemes und für die Schülerinnen leicht kostspieliges Verfahren. Auch ein nicht immer gangbares Verfahren. Denn je weiter der Lehrer in der Literaturkunde des 19. Jahrhunderts vorrückte, um so öfter sah er sich auch von den Einzelausgaben wieder im Stiche gelassen. Es blieb ihm dann nichts weiter übrig, als sich auf den eignen Vortrag von Proben zu beschränken, wobei er — wie geschickt er auch immer vorgehen mochte — seine Schülerinnen zu wenig zur Mitarbeit heranziehen, zu wenig selbsttätig machen konnte, so daß sie den wünschenswerten Gewinn aus den Unterrichtsstunden nicht davontrugen, zumal sie die wiederholte eigne Durchnahme der Probestücke nicht ohne weiteres ermöglichen konnten. Also es fehlte an einem ausreichenden, eigens für die Bedürfnisse der Lehrerinnenseminare berechneten Lesebuche.

Bis vor einem Jahrzehnt wäre es einigermaßen gewagt gewesen, an die Herausgabe eines solchen zu gehen, da das Absatzgebiet nicht gesichert genug erscheinen mußte, solange die vielen, mit in Betracht kommenden preußischen Lehrerinnenbildungsanstalten eine so verschiedene Organisation besaßen, wie dies früher der Fall war. Seitdem hierin vor einigen Jahren Wandel geschafft worden und in Preußen den genannten Anstalten durchgängig ein dreijähriger und dreistufiger Aufbau

1) Deutsches Lesebuch für Lehrerinnenseminarien. Für den Unterricht in der Literaturkunde ausgewählt und herausgegeben von Dr. Johannes Heydtmann, Oberlehrer an der städtischen höheren Mädchenschule und dem städtischen Lehrerinnenseminar zu Potsdam. 2 Teile in 3 Bänden. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner, 1902/03.

vorgeschrieben ist, konnte der Versuch der Herausgabe eines deutschen Lesebuches für Seminaristinnen schon unbedenklicher gewagt werden. Ein solcher erster Versuch liegt nunmehr vor. Er ist unternommen von dem seit längeren Jahren inmitten der Praxis des Lehrerinnenseminars stehenden Oberlehrer Dr. Johannes Heydtmann in Potsdam und betitelt sich: Deutsches Lesebuch für Lehrerinnenseminarien.

Das Werk umfaßt zwei Teile, deren erster sich in zwei Bände gliedert und von Heydtmann allein bearbeitet wurde, während der zweite Teil unter Mitwirkung von Dr. Eduard Clausnitzer (am Königlichen Seminar für Stadtschullehrer in Berlin) entstanden ist. Der von Heydtmann herausgegebene erste Teil enthält in den zwei stattlichen Bänden von 316, bez. 355 Seiten 8° die Proben für den Unterricht in der Literaturkunde in chronologischer Reihenfolge, der mit Clausnitzer zusammen bearbeitete zweite Teil (416 Seiten) umfaßt die Prosa. Über diese Gliederung später. — Vorerst die Frage: Ist das Werk inhaltlich ausreichend für Seminaristinnen? Diese sollen sich eine umfänglichere und gründlichere Belesenheit erwerben, als sie ihre späteren Schülerinnen nötig haben; sie müssen sich eine genaue Kenntnis des Entwicklungsganges unserer Nationalliteratur von deren Anfängen an bis in die letzten Ausläufer, auch nach der sprachlichen Seite hin, aneignen und sollen mit der Eigenart, der Schönheit und dem wertvollen Gehalt vertraut werden, den unsre reichen Literaturdenkmäler für Erziehung und Unterricht in sich bergen.

Dazu muß ihr deutsches Lesebuch verhelfen, und deshalb muß es allerstlich reichhaltig sein. In dieser Hinsicht befriedigt das Heydtmannsche Werk weitgehende Wünsche. Im Besitze desselben wird die Seminaristin auf Sonderausgaben im großen und ganzen verzichten können, abgesehen natürlich von Werken wie dem Nibelungenlied, Gudrun, Goethes, Schillers, Uhlands Gedichten und den klassischen Dramen, die sich ja doch jede künftige Lehrerin anschaffen muß und die Heydtmann gar nicht erst — auch nicht in Auszügen — in sein Lesebuch aufgenommen hat. Das kann man gutheißen. Ebenso scheint es berechtigt, daß der Verfasser einzelne Aufzüge, Auftritte, Monologe und dgl. aus Dramen grundsätzlich nicht in sein Lesebuch eingefügt hat. Solche Bruchstücke können weder eine klare Anschauung der Charaktere eines Dramas geben, noch vermögen sie etwa gar den dramatischen Aufbau, das Wesen und den Verlauf der Gesamtdichtung, der sie entstammen, zu vermitteln. Da heißt es für die Seminaristin ganze Arbeit tun und die betreffenden Dramen sich vollständig aneignen. Bloßes Nippen wäre hier vom Übel; darum biete das Lesebuch dazu auch gar nicht erst Gelegenheit.

Indem Heydtmann solche Stoffe wie die vorstehend bezeichneten ganz aus seinem Lesebuch ausschaltet, gewinnt er um so mehr Raum für

die reichliche Berücksichtigung derjenigen dichterischen Schöpfungen, die bei der chronologischen Durchnahme der deutschen Literatur in gehaltvollen und genügend großen Proben als Unterlagen der Besprechungen notwendigerweise zur Hand sein müssen. Diese Proben sind — wie erwähnt — im ersten Teil des Lesebuchs zusammengestellt und zwar so, daß die erste Hälfte die Zeit von Vulfila bis zu Ende des 18. Jahrhunderts, die zweite Hälfte die Dichter des 19. Jahrhunderts enthält. Auf den ersten Blick befremdet diese Gliederung. Es scheint ein zu langer Zeitraum in der ersten Hälfte zusammengedrängt worden zu sein. Indessen, einmal haben hier die obenerwähnten Ausschaltungen Raum geschafft, und sodann sind alle, für das Verständnis der auszüglich angeführten Dichtungen nötigen Inhaltsangaben auf das geringste Maß beschränkt oder sind ganz unterdrückt worden in solchen Fällen, wo sie hätten sehr ausführlich gegeben werden müssen und darum besser dem Lehrer überlassen bleiben (vgl. Parzival S. 33 flg.). Auf diese Weise hat sich im ersten Bande (I. Teil, 1. Hälfte) eine völlig genügende Anzahl von Proben zur Literatur bis Ende des 18. Jahrhunderts zusammenstellen lassen. Kein namhafterer Dichter ist unberücksichtigt geblieben, und aus bedeutenderen sind sogar recht zahlreiche Belege vorhanden. So hat der Verfasser z. B. von Walther von der Vogelweide (S. 45 flg.) 15 Lieder, 19 Sprüche und das Kreuzlied aufgenommen, von Hans Sachs (S. 90 flg.) vier Lieder, ein Spruchgedicht, zwei Schwänke, ein Fastnachtsspiel; von Gellert (S. 176 flg.) elf Fabeln und ein geistliches Lied; von Klopstock (S. 193 flg.) zwei Gesänge aus dem Messias, zwölf Oden, Elegien, Hymnen, eine Probe aus den Epigrammen; von Lessing (S. 227 flg.) acht Fabeln, den 17. Literaturbrief, fünf Kapitel aus dem Laokoon, 24 Stücke aus der Dramaturgie; von Herder (S. 265 flg.) 19 Gedichte, den Cid im Auszuge, zwei Abhandlungen, neun Proben aus den Stimmen der Völker usw. — Nicht minder reichhaltig erscheint der zweite Band (I. Teil, 2. Hälfte). Dort füllen z. B. die Proben aus Rückert volle 16 Seiten, die aus Geibel 15 Seiten, aus den schwäbischen Dichtern (ohne Uhland) 12 Seiten, aus Freiligrath 8 Seiten. Dichter wie Martin Greif (S. 308) sind noch mit siebzehn, Wildenbruch (S. 314) mit neun, Liliencron (S. 317) mit zehn Gedichten vertreten.[1]) Über die bisherigen Lesebücher geht der Inhalt dieses Bandes auch insofern hinaus, als den Dichtern des

1) In der Anordnung der Stoffe der zweiten Hälfte des ersten Bandes folgt Heydtmann vorzugsweise der Gruppierung von Adolf Bartels (Die deutsche Dichtung der Gegenwart, Leipzig 1900; Geschichte der deutschen Literatur, Leipzig 1901). Diese Anordnung mag unvollkommen erscheinen, aber vor einer Anreihung der neueren Dichter nach alphabetischer Folge oder nach ihren Geburtsjahren dürfte ihr noch immer der Vorzug zu geben sein.

allerjüngsten Deutschlands, einem Richard Dehmel, Gustav Falke, O. Bierbaum u. a. Aufnahme gewährt worden ist. Das führt sogleich auf die Frage: Ist die Auswahl der im Lesebuche aufgenommenen Proben gutzuheißen?

An sich mag — darin darf man dem Verfasser zustimmen — jede Auswahl „im ganzen etwas Subjektives" sein. Aber schon die Seminarziele rücken die Grenzen einigermaßen zurecht. Darum ist es wohlgetan gewesen, daß Heydtmann sein Werk nur für Lehrerinnenseminarien zugeschnitten und darauf verzichtet hat, auch andre Anstalten zu befriedigen.[1]) Wenn nun die Schönheit, als oberstes Gesetz jeder Kunst, allererstlich ausschlaggebend sein muß für die Auswahl von Dichtungsproben eines Lesebuches, so heißt es doch in einem solchen, das zur Unterlage für die literaturgeschichtlichen Belehrungen im Seminar zu dienen hat, die Auslese der Stoffe gleichzeitig so zu treffen, daß mit ihrer Eigenart möglichst auch Richtung und Umfang der Gedankenwelt ihrer Schöpfer und der erziehliche Gehalt ihrer Erzeugnisse klar und glücklich in die Erscheinung tritt. Ein Beispiel. Walther von der Vogelweide bleibt uns in erster Linie der unerreichte Meister des Minnesanges. Seine Minnelieder (Gottes-, Herren-, Frauenminne) müssen also in den besten Proben an die Spitze gestellt werden. Aber er beschränkt sich nicht allein auf die Verherrlichung der Minne; er schlägt seine Saiten zum Preise des deutschen Vaterlandes, der heimatlichen Natur, der ritterlichen Zucht, der Treue, der Freundschaft, der „Milte"; er ist mutiger politischer Dichter und Lehrer tiefer Lebensweisheit. Das müssen die Proben bestätigen, die der Seminaristin darzubieten sind. Darum hat dementsprechend die Auslese der Stücke zu geschehen. Nun kann es dem Verfasser nicht abgesprochen werden, daß er in dieser Hinsicht mit reiflicher Überlegung, Sachkunde und Sorgfalt gewählt hat. Namentlich scheint mir die Auswahl der Proben in der ersten Hälfte des ersten Bandes recht getroffen zu sein. An der Hand der ahd. und mhd. Stoffe, die er dort

---

1) Wohl aber sind folgende Seitenstücke zu dem Lesebuche für Lehrerinnenseminare fast gleichzeitig mit demselben erschienen:

1. Deutsches Lesebuch für Lehrerseminare. Für evangelische Anstalten nach den Bestimmungen über das Präparanden- und Seminarwesen vom 1. Juli 1901 ausgewählt und herausgegeben von Heydtmann und Clausnitzer. 2 Teile. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1903.
2. Deutsches Lesebuch für Präparandenanstalten. Für evangelische Anstalten nach den Bestimmungen über das Präparanden- und Seminarwesen vom 1. Juli 1901 ausgewählt und herausgegeben von Heydtmann und Clausnitzer. 3 Teile. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1903.

Diese beiden Lesewerke sind wieder in Sonderbearbeitungen für katholische und paritätische Anstalten herausgegeben worden von Julius Waschow.

gegeben hat, läßt sich die Entwicklung der altdeutschen Dichtung den Seminaristinnen gut zum Verständnis bringen. Vielleicht wäre es — um des schärferen Vergleichs willen — ratsam gewesen, aus dem Heliand und aus Otfried einige kleinere Ausschnitte gegenüberzustellen, die ganz denselben Stoff behandeln. Aus dem Parzival, der als das hervorragendste Werk mhd. Kunstepik besondere Behandlung im Seminar verdient, hätten einige weitere Proben aufgenommen werden können. Die eine oder andre Stelle, die auch inhaltlich sogleich den kunstmäßigen Dichter verrät (z. B. der hübsche Eingang des IX. Gesanges: Tuot uf? wem? wer sît ir?), wäre in urtextlicher Fassung willkommen gewesen; desgleichen auch eine Probe aus Gottfrieds Tristan, von dem nichts wiedergegeben ist. Bei Walthers Liedern konnten m. E. die Übersetzungen meist wegbleiben; ihrer eine oder zwei wären genügend gewesen, um nachzuweisen, daß die beste nhd. Übertragung weder an Wohllaut der Sprache, noch an Zartheit und Innigkeit der Empfindung der Vorlage gleichzukommen vermag.[1])

Auch mit der Auswahl der Dichtungsproben, die Heydtmann aus der Zeit von der Reformation bis Ende des 18. Jahrhunderts bietet, kann man sich im allgemeinen einverstanden erklären. Hierzu nur einige Bemerkungen. Es hätte nichts geschadet, wenn Luthers kernige Prosa auch noch durch ein Sendschreiben (z. B. An den christlichen Adel) belegt worden wäre. Von Johann Fischarts Werken ist leider nur das „Glückhafft Schiff" aufgenommen. Zum mindesten wäre noch eine Probe erwünscht, an der man die kühne Schöpferkraft, mit der Fischart die Sprache handhabt, die Virtuosität in seinen Wortbildungen schlagend und leicht veranschaulichen kann. Eine kurze Stelle aus einer der satirischen Dichtungen würde da zu wählen sein. Schon ein so kleiner Beitrag wie ihn Ernst und Tews in ihrer Literaturkunde (IV, S. 167, Die kluge Frau) geben, wäre wertvoll. Das Volkslied des 16. Jahrhunderts ist in einigen dreißig gut gewählten Proben völlig ausreichend vertreten, auch die den Volksbüchern (Faust, Schiltbürger) entnommenen Stücke genügen. Die Auswahl der Stoffe des 17. und 18. Jahrhunderts ist vortrefflich. Daß aus Opitzens Buch von der deutschen Poeterey, dessen Inhalt die Seminaristin in den Hauptzügen wissen muß, ein Abschnitt aufgenommen worden ist,

1) Lieder wie dasjenige vom Halmmessen (S. 50) verlieren in der Übersetzung — so auch in der vorliegenden — allzuviel von ihrem ursprünglichen Reiz. So ist z. B. in der zweiten Strophe der Übertragung nichts mehr zu spüren von der hübschen Spannung, die der Urtext erzielt (Nu hoeret unde merket ob siz denne tuo), und ebenso ist der prächtige Humor der schalkhaften Schlußwendung (da hoeret ouch geloube zuo) ganz verschwunden. Es ist wirklich nicht so schwer, mit den Seminaristinnen die Lieder Walthers in mhd. Fassung zu lesen.

darf gutgeheißen werden. Von Fleming hätte das bekannte Sonett auf Opitz da sein können, um die einstige große Wertschätzung des Hauptes der ersten schlesischen Dichterschule zu zeigen. Von Klopstock wäre eines der geistlichen Lieder (des Reims wegen) erwünscht gewesen, von Voß eine Probe aus seinen Übersetzungen. Dafür hätte die reiche Auslese aus Lessings Dramaturgie wesentlich gekürzt werden können; nach meiner Meinung wäre es völlig ausreichend gewesen, das 19., 46. und 100. bis 104. Stück auszugsweise wiederzugeben.

Die zweite Hälfte des ersten Teils setzt mit den Romantikern und mit den Freiheitssängern ein, aus deren Dichtungen die wertvollsten aufgenommen sind. Heinrich v. Kleists Gedicht „An den König von Preußen" hätte fallen, dafür vielleicht das glühend leidenschaftliche „Germania an ihre Kinder" eingesetzt werden können. Übrigens durfte der Hinweis auf Kleists Dramen, wenigstens auf den Prinzen von Homburg, nicht fehlen. Ebenso wird unter Körners Gedichten „Lützows wilde Jagd" gewiß nur ungern vermißt. Die nun folgende Auslese — vom Weltkriege bis zur Gegenwart — gliedert sich in fünf Abschnitte: Nachwirkungen der klassischen und romantischen Dichtung, das junge Deutschland und die politische Lyrik, der Realismus, die Neuromantik, das jüngste Deutschland. Der erste dieser Abschnitte beginnt mit Chamisso und endet mit Heine. Hier trifft der Leser fast durchweg auf Bekanntes, aber durchaus Gediegenes. Die Auswahl aus Rückert hätte um eine seiner Makamen vervollständigt werden können, denn in ihnen tritt der Formkünstler, den es drängt, alles zu „verdichten", recht klar in die Erscheinung. Daß unter Wilhelm Müllers Gedichten sein nie ausgesungenes „Im Krug zum grünen Kranze" fehlt, dürften am Ende selber die — Seminaristinnen bedauern. Sie werden dafür entschädigt durch Wilhelm Hauffs „Soldatenliebe" (Steh' ich in finstrer Mitternacht), sollten aber auch sein tiefempfundenes Gedicht „Mutterliebe" nicht vergeblich suchen. Bei Grillparzer — und so auch später im dritten Abschnitt bei Hebbel — fehlt wieder der Hinweis auf den Dramatiker. In vorzüglicher einwandfreier Auswahl sind Heines Gedichte vertreten. In dem Abschnitt „Das junge Deutschland und die politische Lyrik" ist von der letzteren herzlich wenig zu spüren. Prutz fehlt ganz; Herwegh und Strachwitz, die einst so kampfeslustigen Sänger, erscheinen hier in ganz zahmen unpolitischen Gedichten, die m. E. hätten wegbleiben können. Ebenso durfte auf eine ganze Reihe von Dichtern der folgenden Abschnitte verzichtet werden. Wenn z. B. im dritten derselben Hermann v. Gilm zu Rosenegg, Johann Georg Fischer, Adolf Pichler, im vierten Heinrich Leuthold, im letzten Johannes Schlaf, Arno Holz, Richard Dehmel, Otto Julius Bierbaum, Karl Busse ganz weggeblieben wären,

ein Schade würde dem Lesebuch damit nicht geschehen sein. Es soll nicht bestritten werden, daß die Auswahl der Proben aus den genannten Poeten mit vielem Geschick und anerkennenswertem Feingefühl erfolgt ist, aber die „Allerjüngsten“ schon ins Lesebuch einzureihen, bleibt ein Wagnis. Und wenn die Seminaristin einen Gustav Falke mit elf Nummern aufmarschieren sieht in einer Sammlung, in der z. B. Karl Gerok nur mit neun, Julius Sturm mit nur sieben Proben, Betty Paoli und Carmen Sylva überhaupt nicht erscheinen, dann wird sie immerhin der Gefahr ausgesetzt, schief zu urteilen.

Mit einer reichen Auswahl von Volksliedern aus neuester Zeit schließt der Band. Er hinterläßt einigermaßen den Eindruck, als habe die deutsche Dichtung des vorigen Jahrhunderts fast ausschließlich lyrische Erzeugnisse hervorgebracht. Ebendeshalb wäre es — wie schon erwähnt — angebracht gewesen, wenn der Verfasser bei Dichtern wie Kleist, Grillparzer, Hebbel, Freytag usw. auch auf die Dramen verwiesen hätte. Desgleichen würden Zusätze, wie sie Heydtmann auch sonst anfügt, wenn er an Stelle von Dichtungsproben wenigstens Hinweise bieten zu müssen glaubt, erwünscht gewesen sein, um die reiche Blüte zu kennzeichnen, welche die Epik im 19. Jahrhundert entwickelt hat. Es sind zwar aus Roman und Novelle eine Reihe schön gewählter Proben beigebracht worden (Alexis, Auerbach, Heyse usw.), und am Ende konnte selbst von den namhaftesten Romanschriftstellern doch nicht jeder bedacht werden, aber daß auf Werke wie Scheffels Ekkehard und auf die hervorragendsten Romane bez. Novellen von Spielhagen, Fontane, Dahn, Wichert, Heinrich Meyer usw. keine Notiz verweist, ist schade. Es kann eingewendet werden, daß solche Notizen in den Leitfaden der Literaturgeschichte gehören. Gut. Dann hätten die Hinweise auf die Dichter der Kirchenlieder (Band I, S. 88 flg. usw.) auch dahin gehört.

Der zweite Band des Heydtmannschen Lesebuches bietet eine Fülle von Musterstücken wissenschaftlicher und rhetorischer Prosa, auch Briefe und Erlasse. Damit soll der Seminaristin der Stoff für das eigne Studium geistvoller Darstellungen geboten werden, an denen sie durch logische Schulung in ihrer Urteilskraft gestärkt, zur „Erkenntnis des Reichtums und der Tiefe der entwickelten Ideen, der Wahrhaftigkeit und Lauterkeit echter Forschung und der Reinheit und Innigkeit des deutschen Gemüts“ hingeleitet, in ihrem Stilgefühl gebildet und zur Einsicht in den Wandel und die Vervollkommnung unsrer Prosa befähigt werden soll. Als Unterlage für die chronologische Behandlung der Literaturkunde im engern Sinne ist dieser Band also nicht anzusehen. Dennoch enthält er m. E. viel Material, das — wie die beigebrachten Briefe Luthers, Gellerts, Klopstocks, Lessings, Herders, Goethes usw. — bei

der chronologischen Durchnahme der Dichter und ihrer Werke heranzuziehen ist und darum ganz wohl schon im ersten Bande hätte untergebracht werden können, ja vielleicht dort hätte untergebracht werden sollen. Denn wenn in der Literaturkunde z. B. Lessing zu behandeln ist, dann will der Lehrer diejenigen Belegstücke, die er der Schülerin zum Verständnisse und zur Würdigung des Dichters und des Menschen Lessing überhaupt zu geben gedenkt, an derselben Stelle des Lesebuches beieinander haben, also auch die einschlägigen Briefe.

Was die Auswahl der Prosastoffe sonst betrifft, so entstammen sie fast allen Forschungsgebieten: der Religion und Philosophie, der Literatur und Sprache, der Geschichte, der Volkswirtschaft und Rechtslehre, der Erd- und Völkerkunde, den Naturwissenschaften und der Kunst. Wenn auch die einzelnen ausgewählten Stücke an sich nach Form und Inhalt mustergültig sein mögen, so sind sie anderseits z. T. zu schwierig oder setzen wenigstens zu ihrem Verständnis beim Leser einen größeren Wissens- und Erfahrungsumfang voraus, als sich ihn die Seminaristin in ihrem Alter hat erwerben können. Artikel wie der Über die Postulate der praktischen Vernunft (S. 26 flg.), Über die Entwicklung der Geisteswissenschaften (S. 44 flg.), Über die Grenzen des Naturerkennens (S. 173 flg.) u. ä. hätten wegbleiben sollen; sie helfen nur Halbbildung großziehen. Mit weniger Philosophie und mehr Geschichte aufzuwarten, wäre ratsam gewesen, dann würde auch ein so anerkannter Prosaist wie Gustav Freytag wahrscheinlich nicht so dürftig bedacht worden sein. Auf den Brief, der von ihm da ist (S. 398), durfte ruhig verzichtet werden, nicht aber auf seine Bilder aus der deutschen Vergangenheit. — Unter den Reden, Briefen und Erlassen findet sich manches Kabinettstück vor, so z. B. Bismarcks großartig aufgebaute Rede vom 6. Februar 1888, auch einige seiner Briefe und diejenigen Moltkes — es hätten ihrer gern mehr sein dürfen — fehlen nicht. Daneben bringt die zweite Hälfte des Prosabandes einzelnes, das — ohne etwa minderwertig zu sein — doch nicht klassisch genug erscheint, um ins deutsche Lesebuch eingereiht zu werden. So mußten auch den Abschnitt theologischer Reden (S. 307 flg.) nicht gerade Berliner allein pachten.

Abgesehen von dem Prosaband bilden die eben besprochenen Teile des Heydtmannschen Lesebuches ein rühmenswertes Werk. In ihm regt sich ein neuer und frischer Geist. Mit veralteten Anschauungen über Anordnung und Auswahl der Stoffe ist gebrochen. Der Reichtum dichterischer Schöpfungen unsres Volkes wird in einem Umfange den Seminaristinnen zugänglich gemacht, wie dies bisher noch in keinem Lesebuche der Fall war; insbesondere kommen auch die literarischen Schätze der Gegenwart zu ihrem Rechte.

Die redaktionelle Arbeit der Herausgeber des Lesebuches verdient besonderes Lob. Die Texte sind sorgfältig geprüft und nur nach den zuverlässigsten Quellen gegeben. In Rechtschreibung und Zeichensetzung ist nach Grundsätzen verfahren, denen man zustimmen kann. Kurz, es steckt peinliche und planmäßige, sachkundige und liebevolle Arbeit in dem Werk. Daß demselben auch der Verleger seine besondere Mitwirkung zugewandt hat, indem er für eine, in jeder Hinsicht würdige und tadellose äußere Ausstattung gesorgt hat, wird dem Lesebuche um so sicherer zu freundlicher Aufnahme verhelfen.

Sprechzimmer.

1.

Zu Schillers Wallenstein und Goethes Götz von Berlichingen.
(Wallensteins Tod I, 2, 42 flg.)

Wallenstein (zu Terzky): Wer ist gefangen? Wer ist ausgeliefert?
Terzky: Wer unser ganz Geheimnis weiß, um jede
Verhandlung mit den Schweden weiß und Sachsen,
Durch dessen Hände alles ist gegangen —
Wallenstein (zurückfahrend): Sesin doch nicht? Sag nein, ich bitte dich!

L. Fränkel verweist in seiner Ausgabe (Bamberg, C. C. Buchners Verlag, 1902) S. 173 auf die Worte der Elisabeth in Goethes Götz v. B. V, 4 (B. 190): „Er hat seinen Bann gebrochen. Sag Nein!" Wustmann in seiner Ausgabe des Götz (Leipzig, E. A. Seemann) hatte im Jahre 1871 die Stelle des Wallenstein zur Erklärung herbeigezogen, mit der Bemerkung: „Bisweilen wünscht man sich sehnlich den Widerspruch, den man sonst schwer verträgt." Bald darauf wies ich in den Jahrbüchern von Fleckeisen-Masius nach, daß diese Erklärung wohl für die Stelle im Wallenstein, nicht aber für die im Götz v. B. paßt. Der Sinn dieser Stelle ist vielmehr, wie sich aus dem Zusammenhange ergibt: „Leugne es, wenn du kannst; du kannst dies nicht als unwahr erweisen." Diese Erklärung gibt auch Sauer in seiner Schulausgabe des Götz (Leipzig, G. Freytag, 1895) S. 177 wieder.

Northeim. **R. Sprenger.**

2.

Ein Bild, Gedicht von Wilhelm Wolters.

Das folgende hübsche Gedicht, das in Schulen schon wiederholt mit Glück behandelt worden ist, dürfte sich zur Aufnahme in Lesebücher sehr gut eignen und wird den Verfassern von deutschen Lesebüchern zu diesem Zweck empfohlen:

Ein Bild.

Ich bin einmal die Straße gegangen,
Da nahm meinen Blick ein Bild gefangen,
Ein lebendes Bild, das, wie's entstand,
Ebenso rasch auch wieder verschwand
Und dennoch bis heute blieb farbenjung
Mir im Bilderbuch der Erinnerung.
Ein Bild, das, wenn andere längst verblaßt sind,
Die in goldene Rahmen eingefaßt sind,
Schimmernd mir wird im Auge währen,
Freundlich des Lebens Grau zu verklären.

Links von der Ecke, mit hoher Wand,
Vielfenstrig ein langes Gebäude stand.
Eine Glocke erklang, und aus dem Tor
Quoll ein Strom von knirpsigen Menschlein hervor,
Mit Lebertaschen und glänzigen Ranzen
Lärmend ins Freie hinauszutanzen,
Zwitschernd und piepsend entlang der Mauer,
Wie Vöglein, entflohn dem geöffneten Bauer,
Glücklich entwischt dem drohenden Bakel,
Heimwärts trottelnd mit frohem Spektakel.
Dann aber, zuletzt, mit vergrämten Wangen
Kam traurig ein einzelner gegangen,
Ein trübseliger kleiner Wicht
Mit dünnen Beinen und spitzem Gesicht,
Zu groß war die Mütze ihm auf dem Kopf,
Zu eng die Jacke dem armen Tropf,
Das Höslein geflickt mit buntem Flecke.
Und wie er trippelt um die Ecke,
Kommt von der anderen Seite daher
Einer, der ebenso winzig wie er.
Einer, der gerade will mit Lachen
Einen Apfel stecken in den offenen Rachen,
Einen Apfel, so rotbackig und rund
Wie der selber, der ihn hält vor den Mund.
Und einen zweiten mit der anderen Hand
Umklammert fest der lustige Fant.
Voreinander mit musterndem Blicke
Halten der Dünne und der Dicke,
Eine schlanke Frau steht nebenbei,
Schaut lächelnd hinunter auf die zwei.
Und plötzlich hebt stumm empor der Knab'
Zur Mutter den Kopf. Sie nickt herab.
Aus den Zähnen zieht er den Apfel geschwind,
Schiebt ihn zwischen die Lippen dem fremden Kind,
Und fröhlich aneinander vorbei
Schreiten glückselig der Menschen drei. —
Ein Augenblick nur ... kein Wort ist gesprochen,
Doch mir ist's, als hört' ich drei Herzen pochen,
Singen die nämliche Melodei
In den pochenden Herzen der glücklichen drei.

Und immer wenn ich von Hungern und Darben
Und Armut höre — mit leuchtenden Farben
Steht wieder vor mir das Bild der drei,
Hör' ich die nämliche Melodei,
Seh' ich das Knäblein den Apfel reichen,
Klingt mir's: „Geht hin und tut desgleichen!"

Wilhelm Wolters.

Dresden. O. Lyon.

3.

Sanitätsrat Dr. Michel Marcus als plattdeutscher Dichter.

Als der mit Fritz Reuter innig befreundete, in dem Läuschen „De swarten Pocken" verewigte Sanitätsrat Dr. Michel Marcus zu Anklam, später Badearzt auf Sylt und als solcher vom unlängst verstorbenen preußischen Kultusminister Dr. Bosse hochgeschätzt, zu seinem Erstaunen in der Stralsunder Zeitung den Tod des Dichters, der noch abends vorher bei ihm gewesen war, las, schrieb er, wie der namentlich durch sein treffliches Buch „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen" rühmlichst

bekannte Reuterforscher Professor Dr. K. Th. Gaedertz berichtet, an die Redaktion des genannten Blattes nachstehende plattdeutsche Berichtigung in Versen, von denen die beiden letzten dem angegebenen Läuschen Reuters selbst entlehnt sind:

In dese Zeitung stunn: „Fritz Reuter de is dod."
Ach ne, min Söhnings, ne, dat brukt Ji nich tau glöwen,
Denn grad in desen Johr giwt't velen Wien un god.
Worüm süll hei denn nich nu noch wat bi uns lewen?
Sin oll Fründ Michel, de ümmer switisiert
Un up de Landstrat 'rumflankiert.

Reuter erwiderte darauf:

An den bekannten Flanqueur und Switiseur!

Morgenrot! Morgenrot!
Stralsund schlug mich meuchlings tot.
Wo einst Schill rief in dem Tor:
„End' mit Schrecken zieh' ich vor
Schrecken ohne Ende."

Über Nacht, über Nacht,
Als ich noch an nichts gedacht,
Wider Willen, wider Wissen
Hab' ins Gras ich beißen müssen.
Michel, du hast mich erweckt.

Marcus Michel! Marcus Michel!
Ja, du hast des Todes Sichel
Mir bewahret vor dem Haupt,
Hast mich wieder ausgeklaubt
Und des Lebens Grund entdeckt.

Du, mein Söhning! du, mein Söhning!
Dafür danke ich dir schöning.
Sieh, die beste Flasche Weines
Und das größte Glas sei deines.
Komm, mein Freund, besuch mich mal!

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

4.

Zu einer Stelle in Kleists „Prinzen von Homburg". (III 1, Anfang.)

Mit der Textesüberlieferung bei H. v. Kleist ist es bekanntlich durchgängig nicht zum besten bestellt, und besonders schlecht beim „Prinzen von Homburg". Da die Handschrift des Dichters verloren zu sein scheint, sind wir im wesentlichen auf Tiecks nirgends tadellosen und recht ungenauen Abdruck angewiesen, der jedoch durch eine 1872 aufgefundene, in den Besitz des 1901 verstorbenen Heidelberger Professors Benno Erdmannsdörffer und aus seinem Nachlaß jetzt in die Heidelberger Bibliothek gelangte Abschrift des Originals in manchen Punkten glücklich ergänzt wird. Indessen ist diese Handschrift eine zwar kalligraphisch geschriebene, jedoch auch nicht fehlerfreie Kopie; und so kann man zur Herstellung eines wirklich guten, dem Originale des Dichters möglichst sich nähernden Textes der niederen Kritik und der Konjektur nicht entbehren, die denn auch schon in reichem Maße zur Heilung verderbter Stellen herangezogen worden sind.[1])

1) Vgl. u. a. in dieser Zeitschrift die Besserungen und Vorschläge von R. Kade und Robert Sprenger IV (1890).

Druck und Handschrift leiden an mehr als einer Stelle an dem Fehler, die Worte unrichtig an die Personen zu verteilen. Möglich, daß so etwas schon auf die Urhandschrift zurückgeht. Jedenfalls aber müssen solche Irrtümer ausgemerzt werden. So hat denn Weismann (1882 in seiner Ausgabe) III 1, 12 zuerst richtiggestellt, welche die Originalausgabe (1826) und dementsprechend alle folgenden so boten:

Der Prinz fragt Hohenzollern:

Ward beschloßnermaßen
Das Siegsfest dort gefeiert? — Allerdings!
— Der Kurfürst war zugegen in der Kirche?

Natürlich ist das „Allerdings" als Antwort Hohenzollern in den Mund zu legen.

— Eine zweite Stelle hat Zürn (Ausg. 1888) emendiert. Es ist III 2. Hier las man bis dahin den Schluß des Auftrittes verkehrt. Der Prinz bittet den Offizier der Wache, ihm zu erlauben, daß er sich auf eine Stunde entferne, und hört zu seinem großen Erstaunen, daß dessen Ordre lautet: ihn frei, wohin er wolle, gehen zu lassen. Er sei nur in dem Sinne ein Gefangener, als sein Ehrenwort ihn binde („Dein Wort ist eine Fessel auch"). Nach diesem Worte des Offiziers lautete früher[1]) der Schluß des Auftrittes:

Hohenzollern (bricht auf): Auch gut! Gleichviel!
Homburg: Wohlan! So leb denn wohl!
Hohenzollern: Die Fessel folgt dem Prinzen auf dem Fuße.

Natürlicherweise erwartet man, daß Homburg, der ja aufs Schloß zur Kurfürstin will, zuerst aufbricht, während sein Freund sich mit kurzem Worte von ihm verabschiedet und dem Wachoffizier beruhigend zuruft, er könne den Prinzen unbesorgt gehen lassen. Also:

Homburg (bricht auf): Auch gut! Gleichviel!
Hohenzollern: Wohlan! So leb denn wohl!
Die Fessel folgt dem Prinzen auf dem Fuße.

Diesen ohne Zweifel richtig emendierten Versen füge ich eine neue bei, die bisher allen Herausgebern entgangen ist. Der Anfang von III 1 leidet nämlich an dem gleichen Versehen. Hohenzollern besucht den Prinzen im Gefängnisse, um ihn auf den entscheidenden Ernst seiner gefährlichen Lage aufmerksam zu machen. Aber er hat Mühe, ihn davon zu überzeugen. Bisher lesen wir in allen Ausgaben:

---

1) Trotz der Begründung Zürns (Ausg. S. 52) ist doch die alte Rollenverteilung von andern Herausgebern noch immer beibehalten.

Homburg: Sieh da, Freund Heinrich! Sei willkommen mir!
Nun, des Arrestes bin ich wieder los?
Hohenzollern (erstaunt): Gott sei Lob in der Höh'!
Homburg: Was sagst du?
Hohenzollern: Los?
Hat er den Degen dir zurückgeschickt?
Homburg: Mir? Nein.
Hohenzollern: Nicht?
Homburg: Nein.
Hohenzollern: Warum denn also los?
Homburg (nach einer Pause): Ich glaubte, du, du bringst es mir.
Gleichviel!
Hohenzollern: Ich weiß von nichts.
Homburg: Gleichviel! du hörst: gleichviel!
So schickt er einen andern, der mir's melde.

Ich habe auch die nächsten Verse mit hergeschrieben, einmal, weil ohne sie das Stückchen nicht völlig verständlich wird, aber auch, um noch eine Kleinigkeit, ein grammatisches Mißverständnis der Ausleger[1]), zu berichtigen. Man erklärt nämlich in dem Satze: „Ich glaubte, du bringst es (d. h. die erlösende Nachricht) mir" für eine grammatische Nachlässigkeit des Dichters, der streng genommen hätte sagen müssen:

Ich glaubte, du brächtest es mir.

Demgemäß sieht man „bringst" für den Konjunktiv (Präs.) an. Nun kann aber doch wohl kein Zweifel daran sein, daß die gewählte Ausdrucksweise in großer Lebhaftigkeit ihren Grund und ihre Rechtfertigung hat: es ist sowohl im Modus wie im Tempus die direkte Rede beibehalten, also Indikativus Präsentis. Man mache es sich durch folgende Interpungierung klar:

Ich glaubte: „du bringst es mir (jetzt, in diesem Augenblick)."

Was nun die Rollenverteilung angeht, so ist es doch sehr auffällig, daß Hohenzollern den erstaunten Ausruf ausstößt: „Gott sei Lob in der Höh'!", daß ferner Homburg tut, als habe er diese klaren Worte des Freundes nicht verstanden, daß dann erst Hohenzollern sich erkundigt, auf welche Weise der Prinz denn der Gefangenschaft los und ledig sei? Hohenzollern weiß ja ganz bestimmt, daß dem nicht so ist; gerade zu dem Zwecke kommt er ins Gefängnis, um den Prinzen über den Ernst der Lage aufzuklären. Er selbst kommt daher in trüber Stimmung; auch auf seinem Antlitze (V. 24) prägt sich keine Heiterkeit aus. Also kann er nicht in einen Ausruf ausbrechen, der freudiges Erstaunen kundgibt.

Die meisten Erklärer gehen über die Stelle stillschweigend hinweg. Gaudig[2]) deutet an, daß bei Eröffnung der Szene ein doppeltes Miß-

1) So Weismann, Windel, Heuwes.

2) Aus deutschen Lesebüchern. V Wegweiser durch die klassischen Schulbramen. 4. Abteilung, S. 298.

verständnis obwalte. „Der Prinz glaubt, weil ihm seine Begnadigung etwas Selbstverständliches ist, Hohenzollern bringe ihm die Freiheit; dieser aber hört die Worte: 'Nun, des Arrestes bin ich wieder los?' nicht als Frage, sondern als Ausruf." Dem schließt Heuwes sich an, indem er hinzufügt, Homburg stelle die Frage im zuversichtlichen Tone der erwarteten Bejahung, „der dem Tone des Ausrufs nahekommt". Die letzte Behauptung ist entschieden unrichtig; Frage und Ausruf unterscheiden sich gerade durch die Betonung wesentlich, was nicht ausschließt, daß man vielfach im Zweifel ist, ob? oder! zu setzen sein mag. Spricht Homburg den zweiten Vers im Tone der Frage, so kann Hohenzollern niemals den Ton des Ausrufs darin vernehmen. „Hohenzollern mag im ersten Augenblicke vermuten, daß der Prinz durch eine Nachricht von dritter Seite Grund zu seiner zuversichtlichen Frage habe." — Die Sache liegt m. E. folgendermaßen. Freilich stellt Homburg die Frage (V. 2) in der zuversichtlichen Erwartung, daß sie bejaht werde; ja, er bejaht sie sich selber, ohne eine Erwiderung des andern abzuwarten; sogar ohne das selbstverständliche „Ja, natürlich; wie könnte es auch anders sein?" und gibt seiner herzlichen Freude Ausdruck, daß die unerträgliche Qual der Spannung und Ungewißheit ein Ende hat. Nun ist es natürlich an Hohenzollern, hierüber zu erstaunen; und so fragt er denn den Freund: „Was sagst du? Los? Hat er den Degen dir zurückgeschickt?" usw. Wir haben danach folgende Verteilung der Worte vorzunehmen:

Homburg: Sieh da, Freund Heinrich! Sei willkommen mir!
— Nun, des Arrestes bin ich wieder los?
Gott sei Lob in der Höh'!
Hohenzollern (erstaunt): Was sagst du? Los?
Hat er den Degen dir zurückgeschickt?

Aachen. **Eduard Arens.**

5.

Zur „Schülerpoesie".

Zeitschr. XVII, 315 flg. wünscht R. Sprenger außer den von ihm mitgeteilten Proben von Schülerpoesie noch andre kennen zu lernen. Mit solchen Schätzen kann ich dienen und biete hier aus der kaum übersehbaren Menge solcher Buchinschriften, dieser Vorläufer der heute wieder in Mode gekommenen Ex libris, eine kleine Auswahl. Am meisten verbreitet ist:

Dieses Buch ist mir lieb,
Wer mir's stiehlt, der ist ein Dieb.
Es sei Reiter oder Knecht,
So ist er an den Galgen gerecht.

Schon 1514 in einer Sachsenspiegelhandschrift. H. B., Deutsche Schreiberverse des Mittelalters. Dtsche. Jll. Ztg. 1887 Nr. 30. Mit geringen Abweichungen bei Weinhold, Schles. Wörterb. 14, Stöber, Elsäss. Volksbüchl. Nr. 256. Mitteil. d. Ges. f. jüd. Volksk. i. Hamburg I, 67 (Schlesien). Böhme, Kinderlied Nr. 1453 (Schwab. u. Thür.). Mit einer augenscheinlich modernen Einschaltung zwischen dem zweiten und dritten Vers:

Sei's Weib oder Kind,
Er soll werden blind,
Sei's Mann oder Maus,
Er soll ins Zuchthaus.

bei Rochholz, Alem. Kinderlied Nr. 111. Mit dem Vorsatz:

Dieses Buch hat mir geschenkt
Meine Frau als Angedenk,
Darum ist mir's lieb

und der Fortsetzung:

Von dem Galgen auf das Rad,
So kriegen die Raben auch was ab.
Bleibt er beliegen,
So fressen ihn die Fliegen,
Bleibt er behangen,
So fressen ihn die Schlangen.

mitgeteilt von Handtmann: Aus märkischen Bücherschätzen. (Ex libris) Zeitschr. f. Bücherzeichen V, 59. Eine andre Fortsetzung:

Kommt er an einen Stein,
Bricht er sich ein Bein,
Fällt er in den Graben,
Fressen ihn die Raben.

bei Simrock, Kinderbuch[3] Nr. 351. Darauf folgt noch:

Kommt er an eine Brücke,
So bricht er sich das G'nicke.

bei Frischbier, Preuß. Volksreime Nr. 479. Ähnlich (18. Jahrh.) Ex libris Zeitschr. II, 4, 20. Diese Zusatzverse nehmen sich wie Entlehnungen aus den bekannten Kniereiterliedchen, z. B. Schocke, schocke, Reiter, Simrock Nr. 104 aus, in deren Zusammenhang sie besser passen. Vers 1 und 2 mit anderm Schluß:

Mag sein Bürger oder Bauer,
Der verdient sein Leben sauer,
Sei es Herre oder Knecht,
Wenn er hängt, so ist mir's recht.
oder:
Werd' ich ihm die Kolbe lausen,
Wird er mir's nicht wieder mausen.

Ex libris Zeitschr. V, 59. Jüdischdeutsch in einem Druck von 1509 in der Bibliothek der israelitischen Gemeinde in Wien:

es mag sein man oder weib,
geschweln sol sein leib
jung oder alt
hengen wert er bald.

ferner:

Wer mir's aber wiederbringt,
Der ist ein Engelgotteskind.

(Brenner) Basler Kinder- und Volksreime Nr. 109. Dunger, Kinderl. a. d. Vogtl. Nr. 186. Böhme Nr. 1457 oder:

Wer mir's aber wiedergibt
Den hab' ich lieb.

Dunger Nr. 145. Weinh. 14. Böhme Nr. 1456. Jüdischd. aus Posen. Mitteil. der Ges. f. jüd. Volksk. IV, 130:

Wen ich wer' dabei ertappen
Wer' ich auf die Finger klappen.

In galizischen Schulen vor etwa 40 Jahren:

Er mag sein aus Preußen oder Polen,
So soll ihn der Teufel holen.

Vers 1 und 2 als Schluß angehängt an die Verse:

Balthasar Neugebauer bin ich genannt,
All mein Thun stehet in Gottes Handt.

(märkisch) Ex libris Zeitschr. V, 59.

Ganz vereinzelt unter den Inschriften, die alle nur auf Wahrung des Eigentumsrechtes an dem Buche bedacht sind, stehen die Verse bei Rochholz Nr. 111, in denen sich der Ingrimm des Schülers gegen das verhaßte Lehrbuch Luft macht, dessen er gern ledig sein möchte:

Das Buch ist mir lieb, wie dem Krämer der Dieb,
Das Buch ist mir feil, wie dem Spitzel das Seil,
Das Buch han i dick, wie die Katze den Strick,
Das Buch heißt Leitfaden, ich könnt' ihn entraten.

Ziemlich weit verbreitet ist:

Liebes Büchlein, laß dir sagen:
Wenn dich jemand fort will tragen,
Sag ihm: Laß mich nur in Ruh',
Ich gehör dem N. N. zu.

Rochholz Nr. 108. Böhme (Thür.) Nr. 1459. Dunger Nr. 147. Frischbier Nr. 481. Stöber Nr. 255. (Märkisch): Ex libris Zeitschr. V, 59.

Eine andre Gruppe:

Dieses Buch hab' ich gekauft,
N. bin ich getauft,
N. ist mein Geschlecht
In Basel (Mädchen: „Im Himmel") ist mein Bürgerrecht.

(Brenner) Nr. 109. Rochholz Nr. 109 oder:

Dieses Buch hab' ich gekauft,
N. bin ich getauft,
N. bin ich geboren,
Wer es find't, ich hab's verloren.

Dunger Nr. 148. Frischbier Nr. 480. Weinhold Nr. 14. Ähnlich Böhme (Thür.) Nr. 1452 u. 1454:

Elise bin ich geheißen
Und N. N. bin ich getauft (so!)
Dies Büchlein soll keins zerreißen,
Es ist um drei Batzen gekauft. Rochholz Nr. 110.

Mit dem bekannten Spruche verbunden:

Durch Christi Blut bin ich erkauft,
N. bin ich getauft,
N. heiß ich,
Gott ist mein Trost, das weiß ich.

Ich lebe und weiß nicht wie lang,
Ich sterbe und weiß nicht wann,
Ich reise und weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich noch fröhlich bin.
Stöber Nr. 257.

N. bin ich genannt,
N. ist mein Vaterland,
Die Feder ist mein Pflug,
Drum schreibe ich so gut.

Das Papier ist mein Acker,
Darum schreibe ich so wacker.
Die Tinte ist mein Samen,
N. N. ist mein Namen.
(Schwäb.) Böhme Nr. 1455.

Verkürzt aus Oberschlesien (Mitteil. f. jüd. Volksk. I, 67):

Die Feder ist mein Pflug,
Die Tinte ist mein Samen,
Drum bin ich so klug
Und schreibe mir meinen Namen N. N.

Aus älterer Zeit:

Wer das puech stel, desselben chel
muzze sich ertoben
hoch an eim galgen oben. Dtsche. Ill. Ztg. a. a. O.

Dyt bock hort Metken vam holte,
De dat vint de do dat wedder,
Edder de duvel vorbrent em dat ledder.
Hoet dy. Anz. f. K. d. Dtsch. Vorz. 1888, 15.

Makkaronische Reime, deutsch-lateinisch:

Hic liber est mein
Ideo nomen meum scripsi drein.
Si vis hunc librum stehlen
Pendebis an der Kehlen,

Tunc veniunt die Raben
Et volunt tibi oculos ausgraben.
Tunc clamabis Ach! Ach! Ach!
Ubique tibi recte geschach.

Hschr. d. germ. Mus. 18. Jahrh. Anz. f. K. d. Dtsch. Vorz. 1873, 304:

Quis vult hoc librum stehlen
Pendebit an der Kehlen,
Deinde veniunt die Raben,
Volunt ei oculos ausgraben.

Sic nam venit Diabolus gar schnelle,
Transitque bis in die Hölle.
Sic nam clamat ach! ach! ach!
Cum ipsi suum jus geschach.

Auf einem griechischen Neuen Testament, Basel 1535. Petzholdts Anz. f. Bibliogr. 1881, 58.

Französisch-lateinisch: Ex libris Zeitschr. II, 4, 20. Nouvelle Revue T. 54, p. 570:

Aspice Pierrot pendu
Quod librum n'a pas rendu.
Pierrot pendu non fuisset,
Si librum reddidisset.

Archivio per lo studio delle tradizioni popolari VIII, 381 flg.:

Qui ce livre dérobera,
Pro suis criminibus
Au gibet pendu sera
Cum aliis latronibus.
Quelle honte ce sera
Pro suis parentibus,
De le voir en ce lieu-là
Pedibus pendentibus.

In polnischen Schulen vor 40 Jahren:

Hic liber est meus,
Testis est Deus.
Quis non vult credere
Hic potest legere:
N. sum natus,
N. nominatus.

Polnische und polnisch-lateinische Buchinschriften finden sich in der volkskundlichen Zeitschrift Wisla VI, 694, 998 und im Przewodnik bibliograficzny 1884, 228.

Eine Vexierinschrift teilt Gerster Ex libris Zeitschr. V, 59 flg. mit. Auf dem Vorsetzblatt vor dem Titel:

Hic liber est meus,
Post mortem nescio cujus.
Qui nomen meum scire velit,
Verte folium et videbit.

Auf der Rückseite:

Ha, ha, qui curiosus fuisti,
Nomen meum non invenisti.
Aspice finem hujus libri,
Nomen meum est ibi.

Auf dem hinteren Vorsetzblatte:

Hic nomen meum pono,
Qui librum perdere nolo.
Si perdere voluissem
Nomen meum non posuissem.
Si quis amat Deum
Non tollet librum meum.
In Roesvath sum natus
Joseph Overrath sum vocatus.

Italienische, spanische, französische und englische Buchinschriften s. im Archivio VIII, 377—384 und Gf. Leiningen-Westerburg, Deutsche u. österr. Bibliothekszeichen, Stuttg. 1901, 3. Kap. Drohungen gegen Bücherdiebe in lat. Handschr. der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (Sitzungsberichte d. bayr. Akad., Phil.-hist. Kl. 1875. 2, 216):

Qui me furetur subitanea morte morietur.
Quis hoc furetur tribus lignis associetur.
Qui te furetur in culum percutietur.

Diese (und durch ihre Vermittlung auch alle andern Inschriften) gehen auf die Flüche und Verwünschungen zurück, die sich in den ältesten Handschriften finden, so z. B. in einer Phädrus-Handschrift des 11. Jahrh.: Hic est liber sancti Benedicti Floriacensis; quem si quis furatus fuerit vel aliquid (malo) ingenio tulerit, anathema sit. Archivio VIII, 383. Quicumque eum furatus fuerit vel celaverit aut titulum istum deleverit, anathema sit (nach Wattenbach, Schriftwesen) Ex libris Ztschr. II, 4, 21. Die Inschrift des Bibliothekszeichens des Benediktinerklosters St. Peter in Salzburg (um 1706) droht demjenigen, der die Bücher nicht zurückstellt, mit der Exkommunikation auf Grund einer Spezialbulle Clemens' XI. S. auch Anz. f. K. d. d. Vorz. 1883, 15. Verwünschungen gegen Bücherdiebe in alten syrischen und persischen Handschr. s. Nachr. d. Ges. d. Wissensch. zu Göttingen. 1887, 22.

Wien. Dr. **M. Landau.**

6.

Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Schillerstiftung.

Über die Entstehungsgeschichte der deutschen Schillerstiftung berichtet Ulrich Frank aus dem ihm für den Schillerverband deutscher Frauen vom Schiller-Archiv zu Weimar zur Verfügung gestellten historischen Material verschiedene, nicht allgemein bekannte Einzelheiten, die wir an dieser Stelle noch einmal veröffentlichen wollen.

Die erste Anregung zu einer deutschen Schillerstiftung, die berufen sei, ein lebendiges und fruchtbares Zeugnis der Dankbarkeit im deutschen Volke für seinen volkstümlichsten Dichter dadurch abzulegen, daß sie verdienstvollen deutschen Dichtern im Falle finanzieller Bedrängnis eine Stütze zu ruhiger und ungestörter Fortsetzung ihrer Arbeiten darbiete und hilfsbedürftigen Hinterlassenen verstorbener Dichter in der Form einer Unterstützung ein ehrendes Andenken an den Verstorbenen ausspreche, gab der Dichter des „Schau um dich und schau in dich", Julius Hammer, in Dresden im Jahre 1855 im Hinblick auf Schillers Geburtstag. Zunächst fand in diesem Jahre am 9. Mai, also dem Todestage Schillers, eine von Hammer veranstaltete Gedenkfeier am Schiller-Häuschen zu Loschwitz statt, wobei auch Wolfsohn, Gutzkow und Auerbach zündende Reden hielten. Infolge der Uneigennützigkeit des Steinmetzmeisters Uhlman zu Dresden, der die Zahlung, welche für die von ihm gelieferte, an dem Schiller-Häuschen angebrachte marmorne Gedenktafel bestimmt war, nicht annahm, gelang es einen nicht sofort ander-

weitig verwendbaren Kassenüberschuß zu gewinnen. Dieser wurde der Grundstock der neuen Stiftung.

Julius Hammer suchte nun weiter die ihm näher befreundeten Kreise Dresdens für die Idee einer an Schillers hundertjährigen Geburtstag sich anlehnenden Stiftung, welche den oben angegebenen Zweck verfolgen sollte, zu interessieren. Er hob dabei hervor, daß die Dichter zu Schillers Lebzeiten nur durch die Gunst einzelner Fürsten und Privatpersonen in ihren Bestrebungen unterstützt wurden. Daraufhin wurde denn auch wirklich unter Mitwirkung vieler Berufsschriftsteller und Literaturfreunde in Dresden die Schillerstiftung provisorisch organisiert, und schon bald nachher traten in andern deutschen Städten ebenfalls Schillervereine ins Leben. Major Serre auf Maxen bei Dresden ersann eine Lotterie, die in den Jahren 1857—1859 der Stiftung ein wenigstens für die damaligen Zeiten bedeutendes Kapital einbrachte. Der weitere Ausbau derselben erfolgte bei Gelegenheit von Schillers hundertjähriger Geburtstagsfeier. Dieses unvergeßliche Fest zeigte recht deutlich, daß der deutsche Volksgeist der politischen Zersplitterung des Vaterlandes müde war, aber doch stets in der deutschen Literatur eins der wenigen sicheren Erkennungszeichen und der gemeinsamen unverlierbaren Güter besessen hatte.

Szenen aus dem Tell und der Jungfrau wurden an diesem schönen Tage in sehr vielen deutschen Schulen aufgeführt, und mächtig ertönten gerade damals des Dichters mahnende Worte: „Seid einig, einig, einig!" Manchen haben sie aus seiner politischen Gleichgültigkeit aufgerüttelt und für die deutsche Sache erwärmt.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

7.

Steckbrief. (Zu Zeitschr. XVI, 710.)

Nach Weigands Deutschem Wörterbuche II, 804 erscheint der „Steckbrief" zu Anfang des 17. Jahrhunderts und ist eigentlich ein Brief zum Einfangen und (Ein) Stecken eines Flüchtlings. (Wehner pract. jur. observat. select. liber S. 623.) Mir scheint Pauls Erklärung vorzuziehen, wonach der Name daher stammt, daß das Schriftstück zur allgemeinen Kenntnisnahme am Gerichts- oder Rathause angesteckt oder angeheftet wurde.

Northeim. **R. Sprenger.**

8.

Zu Zeitschr. XVI, 712.

Den Titel des deutschen erotischen Romans bildete auch Moritz Haupt in seinen Winter 1871/72 in Berlin gehaltenen Vorlesungen über Tibull nach, indem er den bekannten Schweizer Philologen Joh.

Casp. Orelli bezeichnete als „den im Irrgarten der Kritik herumtaumelnden Exegeten". Er wies dabei selbst auf den Roman des 18. Jahrhunderts hin.

Northeim. R. Sprenger.

9.

Zu Fritz Reuters letztem großen Werk: „Geschichte Mecklenburgs von Erschaffung der Welt bis auf unsre Zeit."

Im Mai 1874, also kurz vor Fritz Reuters Tode, traf in Malchin das Manuskript seines letzten großen Werkes: „Geschichte Mecklenburgs von Erschaffung der Welt bis auf unsre Zeit" ein welches der Dichter an seinen alten Freund und Duzbruder, den dortigen Stadtrat Karl Krüger, zur Prüfung und Begutachtung eingesandt hatte. Der mir persönlich genau bekannte inzwischen verstorbene Stadtrat hatte ihm geschrieben, daß zwar dieses Werk alle Arbeiten des Verfassers an echter Komik übertreffe, aber besser ungedruckt bliebe; höchstens könne es geraume Zeit nach seinem Tode veröffentlicht werden.

Wollstein. Dir. Dr. Karl Löschhorn.

10.

Pflanzenfabeln.

Trotz der großen Belesenheit August Wünsches ist es gewiß manchem Leser unsrer Zeitschrift möglich, zu der kenntnisreichen Abhandlung im 1. und 2. Hefte des vorigen Bandes vereinzelte Nachträge zu geben. Auch an einer Stelle, wo man Pflanzenfabeln kaum sucht, finden sich einige, nämlich bei Arthur Schopenhauer in den Parerga und Paralipomena, Kap. XXXI (Hendels Bibliothek der Gesamtliteratur Nr. 686). § 386a enthält eine Fabel über den Rangstreit zwischen Apfelbaum und Tanne, § 387 ein Gespräch zwischen einer kleinen Eiche und dem Menschen, § 388 ein solches mit einer Feldblume. Wohl einzig in seiner Art ist der in § 390 behandelte Wortstreit zwischen der Oase und der Wüste.

Auch auf das hübsche Gedichtchen „Baum und Vogel" von Eduard v. Bauernfeld (Gedichte, Leipzig 1852, S. 59) mag hingewiesen sein.

Dresden. Karl Reuschel.

11.

Ein Satz Wielands

von nicht weniger als 232, geschrieben zweihundertzweiunddreißig Wörtern kann im IX. Stücke (S. 70 flg.) des Neuen Teutschen Merkurs vom Jahre 1793 nachgelesen werden.

Blasewitz. Thdr. Distel.

12.

Im „Käthchen von Heilbronn" läßt Heinrich v. Kleist — im zweiten Akt, gegen Ende des dritten Auftrittes (Ausgabe von Th. Zolling III, S. 38) — den „Grafen von Strahl" über Kunigunde v. Thurneck sagen:

„Die rasende Megäre! ist das nicht der dritte Reichsritter, den sie mir, einem Hund gleich, auf den Hals hetzt, um mir diese Landschaft abzujagen! Ich glaube, das ganze Reich frißt ihr aus der Hand. Cleopatra fand Einen, und als der sich den Kopf zerschellt hatte, schauten die Anderen; doch ihr dient alles, was eine Ribbe weniger hat, als sie, und für jeden Einzelnen, den ich ihr zerzaus't zurücksende, stehen zehn Andere wider mich auf."

Aus dem Zusammenhange ist ersichtlich, daß Kleist aussprechen will, alle Männer seien bereit, dem Fräulein Kunigunde v. Thurneck Kraft und Leben zu weihen, es würde keiner zögern, für ihre Sache in den Kampf zu ziehen. Wie aber kam der Dichter dazu, diesen Gedanken durch die Worte auszudrücken: „Ihr dient alles, was eine Ribbe weniger hat, als sie"? Ich meine, es veranlaßte ihn ein volkstümliches Rätsel dazu, das wohl noch heute in der Mark Brandenburg aufgegeben wird. Um die Bibelkenntnis eines andern zu prüfen, fragt man scherzweise: „Wieviel Rippen hat der Mensch?" Antwortet der Gefragte richtig: Vierundzwanzig", heißt es: „Ja, die Frau! aber der Mann?" Sollte er mit einigem Erstaunen entgegnen „das wäre doch gleich", würde ihm geraten werden, fleißiger die Heilige Schrift zu lesen, wo Genesis 2,21 u. 22 lauten:

„Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen, und er entschlief. Und nahm seiner Rippen eine, und schloß die Stätte zu mit Fleisch. Und Gott der Herr bauete ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm, und brachte sie zu ihm."

Kleist, der vielfach in Begriff und Ausdruck die Anschauungen seiner Landsleute widerspiegelt, der mit seinem Denken und Empfinden tief in der Seele der Märker wurzelt, eignete sich diesen Scherz seiner Heimat an und machte ihn seiner höheren künstlerischen Absicht dienstbar, indem er ihn der Charakteristik Kunigundes einfügte.

Frankfurt a. d. Oder. **Paul Hoffmann.**

Marie Freifrau v. Malagert-Neufville (Konstanze Heisterbergk), Malergeschichten. Dresden und Leipzig, E. Pierson, 1902. 4 M.

Das Buch enthält neun schlicht und einfach, aber doch schön geschriebene Novellen, welche Liebesfreuden und -leiden berühmter Maler

in unterhaltender und zugleich belehrender Weise schildern. Beachtenswert dürfte sein, daß jeder Erzählung ein gut wiedergegebenes Bild aus der Kunsttätigkeit des betreffenden Malers beigefügt ist. Auch wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß das Buch psychologisch hochinteressante Einblicke in die geistige Entwicklung der Künstler und die auf ihr beruhende Entstehung ihrer Werke tun läßt. Die Erzählungen sind durchweg natürlich und tiefempfunden, nirgends überspannt oder weit hergeholt.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Bibliothek ausgewählter serbischer Meisterwerke. Mit literarhistorischen Einleitungen herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauß. Band I: Auf uferloser See. Drama in vier Aufzügen von Branislav Gj. Nušić. Deutsch von Dr. Friedrich S. Krauß. Preis 1,50 M. Leipzig, Adolf Schuhmann, 1903, XXVIII u. 111 S.

Allerorten darf dieses Drama auf Verständnis rechnen. Die Motive, die dem Leben der Bewohner Serbiens entnommen sind, findet man anderwärts auch. Der Inhalt dieses Volksstückes ist in Kürze folgender: Subalterne Beamten gibt es in jedem Kulturstaat. Ihre Leiden und Schmerzen sind überall die gleichen: langes, unberechtigtes, oft vergebliches Warten auf Beförderung. Das launenhafte Glück läuft einmal auch einem Subalternen zu und führt ihm — Nedeljković heißt der arme Teufel — die schöne Jovanka als Gattin in die Arme. Ihre Schönheit blendet den Herrn Minister. Im geheimen wirbt dieser um die Gunst der Schönen seines Subalternen. Jovanka gewährt das Schönste, was Frauengunst gewähren kann. Mit diesem Schritte fuhr der Dämon des Ehrgeizes in die Seele des untreuen Weibes. Die Rangklasse ihres Mannes ist ihr zu minder. Höher hinaus! stürmt's in ihrem Gemüte. Wie so häufig, erreicht auch sie das angestrebte Ziel. Im Handumdrehen ist Herr Nedeljković auf einem Posten ersten Ranges. Durch ein Brieflein von des Ministers eigner Hand erfährt Jovanka diese Standeserhöhung früher als ihr Mann. Man flüstert, man munkelt, man schimpft, das Geschwätze und Getue verbreitet sich immer weiter und weiter; ein guter Freund sorgt, daß auch Nedeljković den Klatsch und Tratsch hört. Der Brief des Herrn Ministers wird zum Verräter und bestätigt zum Teil die seltsamen Gerüchte, die im Umlauf sind. Der Bestürzte gerät in Wut, Raserei und Verzweiflung, denn diese Schande glaubt er nicht überleben zu können. Nur ein Bindeglied besteht noch zwischen ihm und Jovanka: die liebe Olgica, sein Liebstes, sein alles, sein Herzblatt, das er abgöttisch verehrt. Um dieses

Kindes willen will er mit seinem untreuen Weibe noch zusammenleben, nicht als Mann und Frau, nur als Vater und Mutter zum Glück und Segen Olgicas. Das liebe Kind gibt noch schöne Hoffnung auf glücklichere Tage. Olgica erkrankt. Dieser Umstand sänftigt einigermaßen das Gemüt des bedauernswerten Ehemannes, und schon tönt es von der Lippe: Jovanka, ich verzeihe dir! Die Krankheit des Kindes verschlimmert sich, die Krisis tritt ein. Als der Minister davon hört, schickt er seinen Diener mit einem Briefe zur schönen Frau; trotz aller Vorsichtsmaßregeln gerät bei der Familientragödie, wo die liebe Olgica den letzten Seufzer tut, das Schreiben in die Hände des Herrn Nebeljković. Er liest:

Teuerste Frau!

Sie geben mir keinerlei Bericht über Olgicas Gesundheitszustand. Sie wissen doch, daß mich ihre Gesundheit ebensoviel bekümmert, wie Sie selbst. Sie wissen, wie teuer meinem Herzen dieses Kind ist, dies einzige Unterpfand unsrer einstigen Liebe ...

Er läßt den Brief fallen, zerschmettert, gebrochen, greift er sich nach dem Haar, will aufschreien und sperrt den Mund auf, doch die Stimme versagt ihm. Beide Ehegatten läßt diese ministerielle Bestätigung auf uferloser See zurück.

An dramatischem Leben, an wirkungsvollen Szenen fehlt es dieser serbischen Familientragödie nicht. Verständlich ist alles von A bis Z. Tiefere psychologische Rätsel gibt das Stück nicht auf. Etwas allzu gesprächig werden hier und da die beiden letzten Akte, so daß man schon früher empfindet, worauf die Angelegenheit mit Olgica hinaus will. Auch außerhalb Serbiens wird dieses Drama seinen Weg finden, denn so bekannt auch die Motive Ehebruch, Weiberlist, Protektionswirtschaft und deren üble Folgen sind, so verfangen sie immer noch und ziehen das Interesse der großen Menge an.[1])

Wien. **Franz Branky.**

Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Jahrgang 1902. XXVIII. Norden und Leipzig, Dietrich Soltaus Verlag, 1902. 161 S. gr. 8°.

Die niederdeutsche Literatur Ostfrieslands behandelt C. Borchling S. 1—24. Es ist der Abdruck des Vortrages, der auf dem Vereinstage in Emden am 21. Mai 1902 gehalten wurde. Die nd. Literatur Ostfrieslands zerfällt in zwei große, scharf geschiedene Perioden: die erste umfaßt die Zeit vom ersten Auftauchen der nd. Sprache in Ostfriesland

1) Zugeeignet ist dieses Drama der Königin Draga von Serbien.

bis etwa 1650. Es ist die Zeit der nd. Schriftsprache Ostfrieslands, wo man nicht bloß nd. dachte und sprach, sondern auch nd. predigte, lehrte und schrieb. Auf allen Gebieten der Literatur und des öffentlichen Lebens war Niederdeutsch die alleinherrschende Sprache. Höchstens wenn man seinen Leserkreis nicht in Ostfriesland, sondern in den Niederlanden oder im hd. sprechenden Deutschland suchte, schrieb man nld. oder nd. Dem gegenüber ist die zweite Periode, die nd. Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, eine reine Dialektliteratur. Gern wird jetzt die komische Wirkung des Niederdeutschen aufgesucht; doch hat auch die reine Freude an der heimatlichen Sprache dem Dialekt lyrische Perlen geschenkt, wie wir sie in der alten nd. Zeit kaum jemals antreffen. S. 25 flg. teilt Borchling einen prosaischen nd. Totentanz des 16. Jahrhunderts mit, der wegen eines nachzuweisenden Einflusses des Lübecker nd. Druckes wohl auch auf nd. Gebiet entstanden ist. S. 31 flg. handelt H. Jellinghaus über Bestimmungswörter westsächsischer und engrischer Ortsnamen. Ich will an dieser Stelle nur eine Bemerkung zu lêsch, lûs(ch) (S. 41) hinzufügen. Jellinghaus sagt dort: Mnd. lêsch, lûs(ch), Riedgras, welches auf *lêsek, *liusek zurückgeht, wie mnd. gêten, giessen auf giutan. Als Beispiele führt er an: Leese (mehrere Dorfnamen), Leesbeke, Le(i)senberg, Leeste, die Lesum. Ich füge den Namen up de Lûs hinzu, die Bezeichnung eines Ackerstückes auf der Flurkarte des Großherzoglichen Amtes zu Wismar in M.[1])

Eine nd. Szene aus Gulichs Antiochus teilt Johannes Bolte mit. Sie enthält in altmärkischer Mundart eine Klage über die Bauernschinderei der Gutsherren und deren Abhängigkeit von Geldwucherern, daran anschließend ein Trinkgelage und eine Rauferei. Sehr wertvoll ist Seelmanns biobibliographische Zusammenstellung über „Die plattdeutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts". Eine chronologische und topographische Übersicht, welche die gesamte plattdeutsche Literatur des 19. Jahrhunderts umfaßt, soll einem bis 1904 reichenden Nachtrage angefügt werden. Da der Verfasser meine in dieser Zeitschrift gedruckten Artikel alle berücksichtigt hat, so will ich auch an dieser Stelle meine Nachträge und Berichtigungen liefern:

S. 66: Beyer, hinzuzufügen: lebt seit drei Jahren als Emeritus in Rostock in M.

S. 62, Z. 18 v. o. ist hinzuzufügen: O. Glöde, Zur niederdeutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Ztschr. f. d. deutschen Unterr. 8, 584—590; 10, 824—825; 12, 478—483; 12, 618—619.

---

1) Vgl. O. Glöde, Up de luhs, Korr. d. V. f. nd. Spr. XVI, 5, 70, ib. XVII, 2, 38 u. 39.

S. 63, Z. 7 v. u. ist hinzuzufügen: O. Glöde, Die Stellung des niederdeutschen Dialekts und seiner Werke zur hochdeutschen Schriftsprache und Literatur. Ergänzungsband (Festschrift) zur Ztschr. f. d. deutschen Unterr. 8, 35—61.

S. 70, Z. 15 v. o. ist hinzuzufügen: 8, 261—263; 10, 850—854.

S. 75, Z. 6 v. o. ist hinzuzufügen: Angezeigt von O. Glöde, Ztschr. f. d. deutschen Unterr. 14, 343—346.

S. 93, Z. 15 v. u. ist hinzuzufügen: 7, 631—632; 7, 765. — Z. 14 v. u.: S. 493—494 u. S. 79. — Z. 13 v. u.: S. 268. — Z. 12 v. u.: S. 767—768. — Z. 1 v. u.: G. Raatz, Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken. Urbilder bekannter Reuter-Gestalten. Mit Porträts, Skizzen, Ansichten. Wismar 1895. Angezeigt von O. Glöde, Herrigs Archiv 94, 312—315.

S. 95, Z. 17 v. u. ist hinzuzufügen: Angezeigt von O. Glöde, Ztschr. f. d. deutschen Unterr. 14, 423—427. (Dasselbe S. 101, Z. 10 v. u.)

S. 103, Z. 1 v. u. ist hinzuzufügen: Angezeigt von O. Glöde, Ztschr. f. d. deutschen Unterr. 16, 512—514.

In dem Artikel „Zur niederdeutschen Dialektdichtung aus dem Nachlasse der Brüder Grimm" bespricht R. Steig zwei Briefe Reuters, R. Sprenger bringt einige Bemerkungen zu Klaus Groths Quickborn (S. 109—115). Es folgen Bemerkungen zum „Dübeschen Schlömer" von R. Sprenger, „De Kantüffelbu", Mundart der Kolonie Christiansholm von H. Carstens. Als Beispiel drucke ich den Anfang ab: „Op Krischansholm ward väl Kantüffeln but. In't Fröhjahr ward de Mist utfart un unnerplögt, un den geit dat Kantüffelplant'n los. En Mann makt mit'n Rüffel (Spaten) Löck'r, un en Jung'n smit Kantüffeln in 'e Löck'r. Is een Reeg vull, so ward en twede Reeg plant, un mit de Eer ut disse Löck'r ward de erst'n todämmt, tomakt, un so geit dat furt, bet dat ganze Stück Land beplant is." Daran schließen sich Reimrätsel von G. Kohfeldt und Farbentracht von W. Seelmann (S. 118—156). Seelmann gibt diesem Gedicht aus der Jütischen Sammlung mangels einer handschriftlichen Bezeichnung den Namen „von der Farbentracht" nach V. 39[1]): Juncfrowe, dat is der farwen dracht. Der Dichter reitet durch einen wundervollen Wald. Hier begegnet ihm eine schöne Jungfrau, der er seinen Wunsch offenbart, über die Farben, welche ein Minnender zu tragen habe, belehrt zu werden. Die Jungfrau führt ihn zu ihrer Herrin, der Königin der Ehre, welche wie ihr ganzes Hofgesinde in braune Gewänder gekleidet und mit braunglänzendem Geschmeide geschmückt ist. Sie belehrt den Dichter über

1) So soll es wohl statt V. 36 heißen.

die Bedeutung der braunen Farbe und läßt ihn dann zu ihrer Schwester geleiten, die in grüne Gewänder gekleidet ist und von der er über die grüne Farbe belehrt wird. Hierauf wird er der Reihe nach zu einer weißen, gelben und blauen Königin geführt, überall mit Ehre aufgenommen und von jeder über ihre Farbe belehrt. Zuletzt gelangt er an den Hof der Königin der schwarzen Farbe, wo er mit Gefahren für Leib und Leben bedroht wird. Als er alle die Prüfungen, die ihm auferlegt werden, heldenmütig besteht, ohne in seiner Liebe zu wanken, wird er endlich ehrenvoll entlassen und gelangt wieder zu der Frau Ehren Hof, die ihn wegen seiner Standhaftigkeit belobt und ihm zum Abschiede Segenssprüche auf den Heimweg gibt. Es sind im ganzen 1178 Verse, die hier nach der Handschrift in der Königlichen Bibliothek in Stockholm abgedruckt werden.

Die letzten Seiten des Bandes enthalten eine Anzeige von Heinrich Sundermanns Buch „Friesische und niedersächsische Bestandteile in den Ortsnamen Ostfrieslands. Ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte der Nordseeküste" durch Borchling.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Johannes Richard zur Megede, Trianon und andre Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1903.

Trianon, erst neulich in der deutschen Romanbibliothek veröffentlicht, ist hier noch einmal zusammen mit zwei andern Novellen, der Tugendgans und dem Prinzessinlächeln, erschienen. Alle drei sich durch treffliche Natur- und Charakterschilderungen auszeichnenden Erzählungen sind Liebesgeschichten, in denen die Hauptpersonen ihren Zweck verfehlen. Die kräftige, kurze Darstellungsform, welche Verfasser gleich Felix Dahn so sehr bevorzugt, trägt wesentlich zur Erhöhung des Gesamteindrucks bei.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Die Braut muß billig sein! Ein bosnisches Singspiel von Friedrich S. Krauß. Leipzig, A. Schuhmann, 1903, kl. 8. 63 S.

Dieses Singspiel führt Sitten und Bräuche aus Bosnien vor, wie sie zu Beginn des 17. Jahrhunderts bei der Brautwerbung im Schwange waren. Man nimmt darin den bedeutenden Fortschritt wahr, den der Brautkauf vor dem Brautraub voraus hat. Ein genauer Kenner von Land und Leuten hat dies Spiel verfaßt und hat die vielen volkstümlichen Einzelheiten zu einem dramatisch bewegten Gesamtbild abgerundet. Singspiele wirken freilich auch auf den aufmerksamsten Leser nur halb, denn solch lyrische Schöpfungen wollen, wie der Name sagt, gesungen und nicht gelesen sein. Musik verleiht erst dem Singspiel Reiz und Zauber;

sie tut noch mehr, Sprachdisteln, wie z. B. den Wörtern „laufig" — „vierhazig", benimmt sie die verletzenden Spitzen. Findet dieses Singspiel einen Komponisten von der Begabung eines Strauß, Zeller oder Brahms, dann macht es seinen Weg, denn dem orientalisch-moslimischen Leben bringen die breiten Schichten der Abendländer ohnehin großes Interesse entgegen.

Wien. **Franz Branky.**

Zeitschriften.

Das literarische Echo. 5. Jahrgang. Nr. 18 (zweites Juniheft). Inhalt: Ernst v. Wolzogen, Von Zeitungsschreibern. — Oskar F. Walzel, Aus Platens Nachlaß. — Anton Bettelheim, Geld und Geist. — W. Fred: Skandinavische Romane.

—— 5. Jahrgang. Nr. 19 (erstes Juliheft). Inhalt: Ed. Platzhoff, Vom kritischen Vermögen. — Th. Klaiber, Die Namen im Roman. — Paul Leppin, Österreichische Literatur. — Joh. Fastenrath, Ein spanischer Lyriker. — Otto Verbrow, Gedichte.

—— 5. Jahrgang. Nr. 20 (zweites Juliheft). Inhalt: K. W. Goldschmidt, Die Tragödie der Sensibilität. — C. H. v. Weber, Kurt Martens. — Kurt Martens, Im Spiegel. — Otto von Schwerin, Von der Wasserkante. — Moritz Necker, Grillparzers „Ahnfrau".

Archiv für Kulturgeschichte. 1. Band, Heft 3. Inhalt: Von der Erziehung und Ausbildung pommerscher Fürsten im Reformationszeitalter. Von Professor Dr. M. Wehrmann in Stettin. — Eine Liederhandschrift aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. I. Von Bibliothekar Dr. A. Kopp in Berlin.

Neu erschienene Bücher.

Evers und Walz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. 5. Teil: Obertertia. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 332 S.

Heydtmann und Clausnitzer, Deutsches Lesebuch für Präparandenanstalten. 3. Teil: Prosa für die 2. und 1. Klasse. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 470 S.

Ernst Martin, Wolfram von Eschenbachs Parzival und Titurel. 2. Teil: Kommentar. Halle a. S., Waisenhaus, 1903. 680 S.

Polack, Ein Führer durchs Lesebuch. 4. verm. Aufl. 1. Teil, 1. Lieferung. Leipzig-Berlin, Theod. Hofmann, 1903. 128 S.

Johannes Meyer, Deutsches Sprachbuch. Ausgabe B in 4 Heften. 4. Heft. Berlin SW., Carl Meyer, 1903. 154 S.

Th. Franke, Übungsschule für Rechtschreibung und Sprachlehre, Wortbildung und Ausdruck. 1.—5. Heft. Leipzig, Dürr, 1903.

Lehmann und Dorenwell, Deutsches Sprach- und Übungsbuch. 4. (Schluß-) Heft: Tertia. 2. verb. Aufl. Berlin SW., Carl Meyer, 1903. 145 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.

Vom deutschen Aufsatz in den Oberklassen.[1])

Von Professor Dr. **Julius Sahr** in Gohrisch b. Königstein (Elbe).

Der schwierigste und am heißesten umstrittene Punkt des gesamten deutschen Unterrichts ist der deutsche Aufsatz auf der Oberstufe höherer Lehranstalten. In der Tat, ein wunder Punkt, nicht nur in einer Beziehung! Mancher gewissenhafte Deutschlehrer wird, wenn er sich seiner Anfänge auf diesem Gebiete erinnert, gestehen, daß es auch ihm ging, wie dem Verfasser vorliegenden Buches, Direktor Legerlotz: er ward einfach ins Wasser geworfen, wie Robert Burns' Hans Gerstenkorn: „Nun sink du, oder schwimm!" (S. III.) Auch der Berichterstatter gehörte, als er zum erstenmal in einer Oberklasse Deutsch gab, nicht zu jenen Glücklichen, die „keine Skrupel noch Zweifel" mehr plagten; im Gegenteil, recht viele Zweifel, und sehr ernster Art, kamen ihm beim Stellen der Aufgabe, bei Korrektur und Rückgabe der Arbeiten; er schlägt in der Erinnerung an jene Zeiten bereitwillig an seine Brust und bekennt, daß damals ein deutscher Aufsatz, den er anfertigen ließ, ihm selbst vielleicht kaum weniger Not gemacht hat, als seiner Klasse; die Jungens hatten dabei wenigstens das Vorrecht der Jugend, den holden Leichtsinn, auf ihrer Seite und scheuten sich nicht, davon Gebrauch zu machen. Ja, ja, so ein Deutschlehrer, der plötzlich hineingeworfen wird in das ihm neue Element, gleicht manchmal einem steuerlosen Schiff.

Aber die Musterlektionen älterer und bewährter Kollegen! wird man sagen, die guten Ratschläge vertrauter Fachgenossen, die Winke des Direktors und der Lehrplan! Ist alles ganz schön; aber da Lehren eine Kunst ist und der deutsche Aufsatz in den Oberklassen der schwersten eine, da ferner bloße Nachahmung nirgend weniger zum Ziele führt als hier, so ist mit alledem dem jungen Lehrer nicht viel geholfen. Was andern ansteht, steht selten ihm an: jeder nach seiner Art! Einzig und allein Übung und Erfahrung können ihm helfen: können — aber bei manchem sind natürlich auch diese Lehrmeister wirkungslos. Dann steht's freilich schlimm um den betreffenden Lehrer. Daß es aber auch

1) Im Anschluß an: Dr. Gustav Legerlotz, Direktor des Königl. Gymnasiums zu Salzwedel, Der deutsche Aufsatz auf der Oberstufe der höheren Lehranstalten. Berlin, Weidmann, 1900. 8°. VI, 168 S. 8 M.

solche Lehrer gibt, wer wollte es leugnen? Daß arge Mißgriffe auch im deutschen Aufsatz in den Oberklassen immer wieder vorkommen — das beweist nichts deutlicher als das treffliche Buch von Legerlotz. Wir werden das noch sehen!

Den gewissenhaften und fähigen jungen Deutschlehrer wird also, meine ich, am ehesten die eigne Erfahrung zum Ziele führen: ernstes Durchdenken und Durcharbeiten seines Themas, gespanntes, scharfes Beobachten der Wirkung, die sein Thema, dessen Besprechung und Zensurierung, sowie die Rückgabe der Arbeiten auf die Schüler ausübt, das wird ihn am meisten fördern, am leichtesten den rechten Weg finden lassen. Ich möchte hier zweierlei sehr hoch anschlagen: einmal den erziehlichen Wert des Irrtums, den der befähigte ernste junge Lehrer bald an sich wahrnimmt, und zweitens das Taktgefühl. Nichts dürfte so sehr Sache des pädagogischen Taktes[1]) sein, als der deutsche Aufsatz in der Oberklasse, der den Lehrer auf den mannigfachsten Lebens- und Wissensgebieten in genaue persönliche Berührung mit der heranreifenden Individualität des Schülers bringt. Hier kann die richtige Persönlichkeit, der passende Ton geheime Seelen- und Geisteskräfte lösen, Begeisterung erwecken und eine Förderung fürs ganze Leben erzielen, — hier kann die unrichtige und unpassende den jungen Menschen scheu in sich zurückdrängen und der deutsche Unterricht dem Schüler zur Qual und Hemmung werden! Auch deshalb erscheint mir die ausschlaggebende Bedeutung des deutschen Abiturientenaufsatzes ein zweischneidiges Schwert, eine Auffassung, die, wie ich zu meiner lebhaften Freude sehe, Legerlotz (S. 10) teilt.

Wenn ich mich nun aus den angedeuteten Gründen aufs lebhafteste gegen ein zu weit gehendes Schematisieren gerade auf diesem Gebiete aussprechen muß und nirgend der Individualität so weiten Raum gewähren möchte wie hier, so wäre es anderseits töricht zu meinen, daß keinerlei theoretische Vorbereitung des jungen Deutschlehrers für diese schwierige Aufgabe möglich wäre. Muß der junge Lehrer in der Kunst, *seinen Lehrgegenstand zu bewältigen*, durchaus selbst seinen Weg finden, so soll er doch womöglich nie unvorbereitet an seine Aufgabe, in Oberklassen deutsche Aufsätze anfertigen zu lassen, herantreten. Diese Vorbereitung wird sich im wesentlichen sowohl auf die Bekanntschaft mit dem dabei zu bewältigenden Stoffgebiet, als auch darauf erstrecken, wie die Themen besprochen und dann die Aufsätze korrigiert und beurteilt werden. Sicher ist, daß ein Lehrer, der sich mit den hier einschlagenden Fragen vertraut macht, dem Irrtum nicht so lange und nicht so schwer verfallen wird,

1) Vgl. Legerlotz S. 52.

wie einer, der, ohne eine Ahnung von dem zu haben, was er leisten soll, sich vor die Aufgabe gestellt sieht. Je früher sich nun der Lehrer mit diesem Gebiete und diesen Gedanken befreundet, um so weniger überraschend und verwirrend wird es ihn treffen, wenn er plötzlich einmal Deutsch in den Oberklassen geben soll.

Diese theoretische Vorbereitung nun — die, wie nochmals betont sein mag, ihn natürlich noch nicht in den Besitz der Kunst setzt, seine Aufgabe gut zu lösen — kann der Deutschlehrer meiner Ansicht nach sich nicht bequemer aneignen, als durch Studium des vorliegenden Buches von Legerlotz. Dies gibt einen vortrefflichen Überblick über das weite Gebiet des deutschen Aufsatzes in den Oberklassen, es weist auf die mannigfachen Klippen, Schwierigkeiten und Widersprüche hin, die sich hier noch finden, kurz, es ist ein zuverlässiger, erprobter Führer auf diesem schwierigen Unterrichtsfelde. Das ist in Kürze seine Bedeutung.

Das Buch vermag diesen hohen Wert zu haben, weil es fast gar nicht ins Blaue theoretisiert, sondern durchweg aus der Erfahrung erwachsen ist. Aus der Erfahrung andrer und aus der des Verfassers selbst. Das Buch ist eine Überarbeitung des Berichtes, den Direktor Legerlotz zu Wernigerode auf der sechsten sächsischen Direktorenkonferenz des Königreichs Preußen 1899 auf Grund von 13 Einzelberichten über die Frage des deutschen Aufsatzes auf der Oberstufe höherer Lehranstalten zu erstatten hatte. Die Arbeiten, die ihm und dem Mitberichterstatter Direktor Dr. Schirmer vom Magdeburger Realgymnasium vorlagen, kamen von folgenden Anstalten: Gymnasium zu Burg, Dessau, Eisenberg, Erfurt, Mühlhausen, Pforta, Salzwedel, Schleusingen, Torgau und Zeitz, dem Realgymnasium zu Halberstadt, der Oberrealschule zu Halle und der Guerickeschule (Oberrealschule und Realgymnasium) zu Magdeburg. Legerlotz hat den gesamten Stoff in drei Teilen angeordnet: I. Wahl der Themen für die deutschen Aufsätze (S. 6—84), II. Vorbereitung der deutschen Aufsätze (S. 85—107), III. Beurteilung der deutschen Aufsätze (S. 108—163). Dem Ganzen folgen als Anhang auf S. 164—168 Leitsätze, in denen Geist und Inhalt des Büchleins gleichsam zusammengepreßt erscheint. Es leuchtet ein, daß uns auf diese Weise eine außerordentliche Menge wertvollen Materials vorgelegt wird: wie viele und wie langjährige Erfahrungen bewährter Männer lagen den Berichten der Deutschlehrer an 13 solchen Anstalten zugrunde! Dem Berichterstatter lag nun nicht nur die Aufgabe ob, diesen reichen Stoff zu sichten, übersichtlich anzuordnen und einheitlich zu verarbeiten, sondern die nicht minder schwierige Aufgabe, zwischen den manchmal stark abweichenden Ansichten zu vermitteln, zu zeigen, wie manche davon

einander gar nicht so diametral entgegenstehen, wie es den Anschein hat, ferner vor allem bei jedem einzelnen Punkte ein möglichst abschließendes Urteil zu gewinnen, beziehentlich seine eigne Stellung zu jeder Frage darzulegen. Welche Summe von Arbeit, welche Fülle von Wissen, welch bewährte Erfahrung, welches Urteil, welch versöhnlichen Geist und welchen Geschmack in sprachlichen Dingen dies alles voraussetzt — das vermag zu ermessen, wer das gehaltvolle Buch durcharbeitet; er wird aber davon auch großen und dauernden Nutzen haben. Wenig Männer dürften für diese Aufgabe geeigneter sein als Legerlotz, und es war ein glücklicher Griff der Behörde, gerade ihm den zusammenfassenden letzten Bericht über diese Sache anzuvertrauen. Unter seinen Händen ist er zu einem äußerst anregenden lebenstrotzenden Buche geworden. So nahe auch die Gefahr der Trockenheit, der Aufzählung, der langweiligen, rein sach- und fachgemäßen Berichterstattung lag, sie ist auf das glücklichste vermieden. Freilich steht Legerlotz nicht nur ein langes, innerlich reich bewegtes Leben und eine vierzigjährige Erfahrung im Deutschunterricht der Oberklassen zur Seite; er ist, wie männiglich weiß oder wissen sollte, auch als feinfühliger Dichter, als formen- und sprachgewaltiger Übersetzer[1]) erprobt und bewährt, so daß es eine Lust ist, das ganze Buch hindurch seiner Darstellung zu folgen: seinen schier unerschöpflichen Wendungen und Abstufungen im Ausdruck, seinem auf das zarteste abgewogenen und auch bei aller Schärfe noch sachgemäßen und gerechten Urteil, dem bald feiner, bald derber beigemischten und gearteten Humor, dem Spott, der Ironie und all den tausend nie versagenden Mitteln eines tief in den Reichtum und die Schönheit unsrer Sprache eingedrungenen Schriftstellers. Aus alledem leuchten die Züge einer ernsten, gütigen, gewinnenden und abgeklärten Persönlichkeit, eines warmherzigen Freundes der Jugend und der Menschheit. Freuen wir uns des köstlichen Buches, das auch manch erfrischenden Zug von Schelmerei aufzuweisen hat, von Herzen.

Es wird niemand überraschen, daß die Betrachtung des Verfassers sich nicht auf die heutigen Verhältnisse seines Gegenstandes beschränkt, sondern bisweilen in die Vergangenheit zurückgreift. Das war gar nicht zu vermeiden; es ist auch nicht einzusehen, warum es vermieden werden sollte. Denn gerade das Werden und Wachsen der heutigen Ansichten,

---

1) Von seinen Werken nenne ich: „Aus guten Stunden“, Dichtungen und Nachdichtungen. 2. Aufl. Salzwedel 1886. 8°. 389 S. (vgl. meine eingehende Besprechung davon Zeitschr. IV [1890], S. 565 flg.); ferner seine Nachdichtungen des Nibelungen- und Gudrunliedes (vgl. ebenda IV [1890], S. 554 flg.), denen später die Walthers und in neuester Zeit die von Wolframs Parzival, sämtlich bei Velhagen u. Klasing, nachgefolgt sind, endlich seine Burns-Nachdichtung (1889 bei Spamer erschienen), die die beste aller mir bekannten ist.

Überzeugungen und Zustände ist nicht minder wichtig, als diese selbst; ja letztere sind ohne ihre Geschichte bisweilen kaum zu verstehen. So fällt denn manch belehrendes Streiflicht auf den deutschen Unterricht früherer Zeiten. Unser Fach ist ja jung und doch, welche Geschichte und welche Literatur hat es bereits aufzuweisen! Dies alles tritt uns hier in gelegentlichen Bemerkungen und Ausführungen lebendig entgegen. Uns, die wir in der größten Hochachtung vor dem Fach und den Kenntnissen, die es voraussetzt, erzogen sind, erscheint manches aus den früheren Zuständen des deutschen Unterrichts kaum glaublich! Aber, daß wir keinen Grund haben, uns deshalb zu überheben und auf jene Zeiten etwa mit Verachtung herabzusehen, sondern nur Ursache, unermüdlich weiter zu streben, um dem fernen Ziel näher zu kommen, ersehen wir aus den einander oft heftig widerstreitenden Meinungen und Tatsachen die Legerlotz aus dem heutigen Betriebe des deutschen Unterrichts beibringt, und deren Ausgleich er versucht. Das mancherlei Bedenkliche, was da aus nächster Vergangenheit oder Gegenwart angeführt wird, mag uns eine Mahnung und Warnung sein.

Der erwähnten reichen Literatur über den deutschen Aufsatz insbesondere und den deutschen Unterricht im allgemeinen begegnen wir natürlich in dem Buche auf Schritt und Tritt. Es treten uns da alle klangvollen Namen auf diesem Gebiete von Wackernagel, Hiecke und Ludwig Wiese bis auf Hildebrand, Lehmann, Ferdinand Schulz und viele weniger bekannte Namen entgegen. Auch auf benachbarte Gebiete kommt Verfasser zu sprechen und zeigt sich da nicht minder bewandert.

Eine kurze Betrachtung des Buches muß darauf verzichten, dem Verfasser durch das Ganze zu folgen oder einen Begriff von der Fülle des Inhaltes, der hier zusammengepreßt ist, zu geben. Statt dessen sei aber auf einige besonders wichtige und lehrreiche Punkte des Buches noch hingewiesen.

Sehr besonnen und beherzigenswert äußert sich Legerlotz über den wichtigen Satz der neuen Lehrpläne: daß der deutsche Aufsatz der drei Oberklassen fortan „noch mehr als bisher in den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts trete". Inwieweit die einzelnen Teile des Deutschunterrichts selbst, ferner Religion, Naturwissenschaften, Erdkunde, Geschichte, alte und neuere Sprachen hier in bezug auf Themata heranzuziehen seien oder nicht, wird an der Hand der Einzelberichte in trefflicher Weise beleuchtet im ersten Abschnitt des ersten Buchteils über die Stoffgebiete S. 6—59. Wenn man bedenkt, daß die Auffassung jenes Satzes für den gesamten Aufsatzbetrieb maßgebend ist, wird man diese eingehende Besprechung für ebenso nötig wie nützlich ansehen, sie ist in

äußerst besonnenem, versöhnlichem Geiste gehalten und wirkt überzeugend. — S. 41 erfahren wir nebenbei die interessante Einzelheit, daß im Salzwedeler Gymnasium in den Oberklassen seit Jahren auch Robert Burns im Originaltext gelesen wird. Als begeisterter Verehrer des großen Schotten kann ich darüber nur meine innigste Freude aussprechen! Dieser unvergleichliche und in vielen seiner Gedichte auch gar nicht so schwer verständliche Sänger wird bei uns im neusprachlichen Unterrichte viel zu sehr vernachlässigt; außer ein paar Paradepferdchen, wie z. B. My Heart's in the Highlands, ist er im ganzen in unsern Schulen doch nur mehr dem Namen nach bekannt! S. 56 flg. tritt Legerlotz lebhaft dafür ein, daß die Schüler auch Selbsterdachtes, Selbstgesehenes und Selbsterlebtes in ihren Aufsätzen bringen sollen, was unbegreiflicherweise von mehreren Einzelberichten verworfen worden war. „Wie?" sagt Legerlotz S. 57, „der naturwissenschaftliche und der Zeichenunterricht bemühen sich redlich, den Schüler das Sehen zu lehren, und für den Aufsatz soll dieser alles Selbstgesehene sowie auch alles Selbsterlebte über Bord werfen?... Man lasse sich Hildebrands Wort (dem Sinne nach: Beiträge S. 22) gesagt sein: „Ja, das ist wohl eigentlich das Endziel, sich über Fragen des eignen Lebens aussprechen zu können." Die Verwertung eigner Erlebnisse und Beobachtungen war am Kadettenkorps bis in die Fähnrichsprüfung hinauf eine wichtige Ergänzung zu dem mehr theoretisierenden und abhandelnden Aufsatz und gewährte oft einen richtigeren Einblick in Urteil, Charakter und Auffassung des jungen Mannes als jener; es sind damit meines Wissens nur gute Erfahrungen gemacht worden, und man halte derartige Aufgaben nicht etwa für zu leicht! S. 64 erklärt sich Legerlotz dagegen, daß zwei Themen zur Wahl freigestellt werden; dagegen bricht er S. 66 eine Lanze für den Doppelaufsatz, wenn ein Schüler sich für ein Thema lebhaft erwärmt und die Erlaubnis zu einem eingehenderen Aufsatz erbittet. Dafür soll er dann von der Bearbeitung des folgenden Themas befreit bleiben: sicher ist dies ein gutes Mittel, die Selbständigkeit des Schülers zu fördern. S. 70 wird die Chrienform verworfen: Gott sei Dank! Wir sind als Schüler mit dieser Schablone noch geplagt worden. S. 73 flg. äußert der Verfasser sich trefflich über Beschreibungen als Aufgaben für deutsche Aufsätze und verlangt ebensowohl, daß Gegenstände des wirklichen Lebens (z. B. eine Stadt) wie Kunstwerke beschrieben werden sollen. Die guten Erfahrungen, die Legerlotz damit gemacht hat, kann ich nur bestätigen! Leicht sind auch diese Aufgaben nicht, aber bei genügenden mündlichen Vorübungen lohnend: ein Hauch des frischen wirklichen Lebens kommt fast immer hinein! Die Schilderung von Kunstwerken berührt eine heutige „Modefrage", die für weitere Kreise durch den ersten Dresdner „Kunst-

erziehungstag" — wie die Versammlung nicht gerade geschmackvoll genannt wurde — in Fluß gebracht wurde und lange genug die Spalten der Tagesblätter füllte. Wer einen tieferen Einblick in den Schulbetrieb hat, weiß, daß eine gewisse Erziehung zur Kunst hier und da schon lange still und erfolgreich erstrebt wurde, wenn auch nicht im Sinne mancher moderner Heißsporne auf diesem Gebiete. Um nur zweierlei zu erwähnen, will ich darauf hinweisen, daß in den Kreisen der Dresdner Volksschule und höheren Schulen tatsächlich schon seit einer Reihe von Jahren Einführung in gewisse Kunstwerke dem Deutschunterrichte einverleibt ist, und daß ich bei einem Besuche des Salzwedeler Gymnasiums 1893 bereits die Klassenräume auch mit guten Nachbildungen von Kunstwerken, Bauten, Statuen und Bildern geschmückt fand, und dabei war die moderne oder die deutsche Kunst keineswegs vernachlässigt. — S. 77flg. wendet sich Legerlotz lebhaft gegen Aufsätze in Form von Briefen, Gesprächen und Reden. Über derartige Aufsätze in den Oberklassen vermag ich nicht zu urteilen. Doch habe ich in Mittelklassen mit Aufsätzen in Gesprächsform z. B. über das Thema „Stadt oder Land?", „See oder Gebirge?" gute Erfahrungen gemacht und meine Freude an mancher hübschen Begründung und Beobachtung gehabt; allerliebst wußten z. B. einige Schüler das Gespräch zu beginnen und zu schließen. Danach sollte ich meinen, daß sich auch auf der Oberstufe ein derartiger Versuch lohnte. Auf „platonische Gespräche" (Legerlotz S. 77) soll es dabei natürlich nicht hinauskommen, aber auf eine saubere Scheidung der Gründe durch die Redenden und auf leise Anfänge einer Charakteristik; hier kann die Lust des jungen Geistes, zu fabulieren, sich mit klarer Verstandestätigkeit verbinden. — Zu feinen rhythmischen oder sprachlichen Bemerkungen, an denen man seine herzliche Freude hat, findet Legerlotz öfters Gelegenheit, so S. 79 gelegentlich der poetischen und metrischen Übertragungen; S. 115flg. über die verkürzte Genitiv- und Dativform, über Sprachreinheit, die Fremdwörter, den „papiernen" Stil, über Häufung der Adjektive. Ebenso schlagend wie fein finde ich die Bemerkungen S. 150: „Ein Schüler, der das Semikolon mit Umsicht anwendet, ist ein feiner Kopf . . ." und weiterhin: „Meine Meinung ist also die: wer die Satzzeichen völlig fehlerfrei anwendet, sollte eigentlich eine Anerkennung dafür erhalten." Auch mir ist die Härte mancher Lehrer gegen Interpunktionsfehler stets unbegreiflich gewesen. — Den bewährten, geduldigen Lehrer und guten Menschenbeobachter verraten zahlreiche eingestreute Bemerkungen wie die S. 91 über das richtige Verständnis des Themas, das den Schülern vor allem beizubringen ist: Thema an die Tafel schreiben! Denn was in Momenten seelischer Spannung, besonders in der Examensangst im Mißhören und Miß-

verstehen geleistet wird, davon weiß wohl jeder ältere Kollege schier Unglaubliches zu erzählen — s. Legerlotz S. 91, wo berichtet wird, daß in einem Lehrerinnenseminar die Aufgabe gestellt wurde: „Mein Gartenideal", und wo eine junge Dame eine Schilderung ihres Gattenideals lieferte.

Ein wahres Kreuz und Leiden des deutschen Aufsatzunterrichts ist, wie männiglich weiß, die Wahl eines guten Themas. Zu diesem Kapitel bietet Legerlotz köstliche Beiträge: in Ernst und Scherz. Mancher Lehrer wird mit dem verdienten und erfahrenen Verfasser bisweilen jene Beklommenheit verspüren (S. 32), „die einst einen Fachgenossen dem Prof. Cholevius gegenüber zu dem Bekenntnis veranlaßte, er würde jedem zwei gute Groschen geben, der ihm ein gutes Aufsatzthema nachwiese. Das mag, fährt Legerlotz schalkhaft fort, ein Mangel an Findigkeit bei mir sein; aber vielleicht gibt's Deutschlehrer dieser Art noch mehr." Zum Schluß mag noch eine kleine Blütenlese unpassender oder verfehlter Themata folgen — zur Warnung oder auch zur Belustigung, damit auch unsrer Besprechung der Humor nicht fehle. Zu Nutz und Frommen derer, die Zeit, Ort und Quelle bei Legerlotz dafür nachzuschlagen wünschen, füge ich die Seite hinzu: „Die heutigen Vereine", „Ist die Genossenschaft für alle Formen der Erzeugung zu empfehlen?", „Ist die Gütergemeinschaft überhaupt durchführbar?" (S. 44). „Darstellung der Pharisäer", „Stimmen die Lehren des Neuen Testamentes über den Besitz mit Äußerungen der Klassiker (oder Anschauungen des Volkslieds) überein?" „Der Einfluß des Christentums auf Wertschätzung und Schutz der Arbeit" (S. 49). „Welcher Unterschied von Tier- und Menschenseele ergibt sich aus der täglichen Erfahrung?" (S. 51). „Die Aufklärungslehren über Freiheit und ihr Einfluß auf religiöses (staatliches, wissenschaftliches, gesellschaftliches) Leben", „Die Bedeutung der Geistesarbeit für die deutsche Einheit" (S. 58). „Die Antike in Dantes Divina Commedia", „Wolframs Parzival als Fabel eines Musikdramas" (S. 60). Dazu sagen wir mit Legerlotz: die armen Jungen! „Ist Schillers Rezension über Bürger gerecht?" (S. 62), S. 66 wird berichtet, Wendt habe vier Aufsätze hintereinander über Platons Phädon anfertigen lassen: ein Mittel, dem Schüler alles Schöne, was wir haben, gründlich zu verekeln! Endlich noch folgende: „Briefe eines zur Erkenntnis seines Irrtums kommenden, in der Verbannung lebenden Polen an seine Gattin im Jahre 1832", „Der Kaiser im Schlafrock", „Über die Trunkliebe der Deutschen und die verschiedenen Ausdrücke für Berauschtsein", „Lob der Perücke", „Wie läßt sich die Vielweiberei des Zeus vom moralischen Standpunkte aus verteidigen?", „Ich, eine Satire" (S. 66/67). Doch genug der Verirrungen: wir sind, wie Legerlotz be-

merkt, mit den letzten Aufsatzthemen an den „Kladderadatsch" gekommen, der sich seinerzeit auch des Vielweiberei-Themas bemächtigte.

Damit nehmen wir Abschied von dem vortrefflichen Buch! Möge es in die Hand recht, recht vieler Lehrer des Deutschen kommen; nicht nur in die Hand, auch ins Herz! Daß damit die zahlreichen Übelstände und Widersprüche im heutigen Aufsatzbetriebe aus der Welt geschafft werden, kann bei der Unvollkommenheit alles Menschlichen niemand sich einbilden; wenn aber recht viele sich den Geist, in dem es geschrieben ist, zu eigen machen, so kommen wir einander schon ein gut Stück näher und manche der gerügten Übelstände dürften doch seltener werden. Und schon das ist etwas!

Aus Immermanns Jugend.

Von Dr. **Werner Deetjen** in Leipzig.

Während Immermann in seinen „Memorabilien" eingehend von der Erziehung berichtet, die ihm im Elternhause zuteil ward, und uns schildert, wie literarische und politische Strömungen auf ihn wirkten, geht er über seine Schulzeit mit wenigen Worten hinweg. Er hielt offenbar die Einflüsse, die er durch die Schule empfangen, nicht für schwerwiegend. Für den aber, der sein Lebenswerk studiert, ist es unerläßlich, den späteren Dichter auch während seiner Schuljahre kennen zu lernen. Das Folgende mag als ein kleiner Beitrag dazu angesehen werden.

Rat Immermann, des Dichters Vater, unterrichtete wie der ihm wesensverwandte Rat Goethe, anfangs seine Kinder persönlich und arbeitete für einzelne Fächer sogar Lehrbücher im Manuskript aus. Da die Anforderungen, die er stellte, sehr hoch waren, empfanden die Söhne den Eintritt in das Gymnasium ihrer Vaterstadt Magdeburg als eine angenehme Wandlung in ihrem Leben.

Karl, der älteste unter den Brüdern, wurde am 3. April 1807, also kurz vor Vollendung des elften Lebensjahres, in die Oberquinta des Gymnasiums zum Kloster Unserer lieben Frauen aufgenommen, worüber er selbst in das Schulalbum eine Notiz eintrug.[1])

Die Anstalt war, gleich der, die Immermann zu Beginn des dritten Buchs der „Epigonen" schildert, aus einer Stiftung hervorgegangen, deren Wurzeln bis in das elfte Jahrhundert reichen. Ihre mannigfachen Schicksale sind von dem Probst Dr. Bormann, dessen Werk der Gymnasiallehrer Dr. Hertel fortsetzte, beschrieben. Die Begründung des Pädagogiums, bestehend aus Gymnasium und Alumnat, dürfen wir etwa um

1) Für diese, wie für einige andre Mitteilungen, die ich im folgenden verwerte, bin ich dem jetzigen Leiter der Anstalt, Herrn Probst Dr. Urban, zu Danke verpflichtet.

das Jahr 1702 ansetzen. Da Immermanns Elternhaus am Orte war und sogar in derselben Straße wie das Kloster, diesem gegenüber lag, fand der Knabe nur als „Stadtschüler", nicht als Alumnus Aufnahme. Die Vorbildung, die er daheim genossen, erwies sich als vortrefflich, und, von einer kräftigen Gesundheit unterstützt, vermochte er dem Unterricht nicht allein mit Leichtigkeit zu folgen, sondern zeichnete sich bald so aus, daß seine Lehrer auf ihn aufmerksam wurden. Putlitz, des Dichters Biograph, erzählt: „Namentlich der Oberlehrer der deutschen Sprache erkannte seine Bedeutung. Die Art, wie dieser Mann seine Aufsätze korrigierte, zeugt, wie richtig er auf seinen Schüler einzugehen wußte, und er förderte ihn wesentlich durch seine verständige Leitung. Ohne kleinliche Pedanterie hielt er ihm sorgfältig seine Ungenauigkeiten im Ausdruck, Bild und Stil vor und zog die nötigen Schranken, wenn die lebhafte Phantasie des Knaben die Erfindung und Darstellung, wie es wohl geschah, ins Maßlose steigerte." — Gemeint ist offenbar Joh. Christian Ludwig Schaaff, der noch bis Ostern 1815 Lehrer der Anstalt war und dann als Oberprediger nach dem nahen Schönebeck berufen wurde. Hermann Immermann, der jüngste Sohn des Kriegsrats, rühmt ihn als einen Mann „von großem Scharfsinn", und der Dichter selbst ehrte seinen ehemaligen Lehrer durch Übersendung seiner ersten Dichtungen, die Schaaff mit großem Interesse aufnahm.

Von den Ausarbeitungen, die der junge Immermann für die Schule anfertigte, kam mir jüngst eine in die Hände, die zwar noch nicht den künftigen Dichter verrät, mir aber doch interessant genug scheint, um hier einen Platz zu finden. Sie stammt etwa aus den Jahren 1811 oder 1812 und ist offenbar für eine der öffentlichen Redeübungen bestimmt gewesen, die im Klostergymnasium gebräuchlich waren und zu denen der Rektor besondere Einladungen ergehen ließ. Die Handschrift befindet sich jetzt im Besitze des Körner-Museums zu Dresden, dessen Direktor, Herr Hofrat Dr. Peschel, mir gütigst die Benutzung gestattete. Der Wortlaut ist folgender:

Glücklich ist der Staat dessen Oberhaupt eine vernünftige Duldung unterhält und befördert.

(Eine Rede gehalten im Staatsrathe von einem Minister.)

Die höchsten Güter, meine Herren, des sittlichen Menschen sind, freye u. willkührliche Erkenntniß dessen, was er für gut und wahr hält, u. Ausübung der Obliegenheiten die damit verknüpft sind, oder mit andern Worten: Ausübung seiner Religion. Der bessre Theil der Menschheit wird eher alles verliehren, als von dem Glauben seiner Väter weichen, wird eher das Land seiner Geburt verlassen, als in demselben an der

freyen Ausübung seiner Religion sich hindern lassen. Belege sind hiezu die Emigrationen aus Holland und Frankreich nach England und den duldsamern Provinzen und Ländern Deutschlands, Beleg aber auch der glückliche Zustand so vieler Völker, deren Oberhaupt Duldung befördert, zu der Bemerkung, wie sicher u. festgegründet der ganze Zustand und die Macht eines Staates sey in dem der Monarch frey von Verfolgungsgeist und Fanatismus ist. Wenn derselbe diese Fehler besitzt, so werden bald seine Diener ihm in denselben nachfolgen, und die traurigen Folgen der Unduldsamkeit sich zeigen.

Wie mächtig mußten diese Bemerkungen, meine Zuhörer, auf uns wirken, da wir Zeugen waren von den Handlungen unsers verehrten Gebieters. Obgleich einer uns fremden Konfession zugethan, drang er uns doch dieselbe nicht auf, ertheilte gleiche Rechte, gleiche Begünstigungen an alle Sekten, schätzte nur das Verdienst, nicht die Denkmeinungen eines Jeden, hielt Keinen von der Beobachtung seiner religiösen Pflichten ab, und fand sich dafür durch allgemeine Liebe u. Verehrung belohnt. Freylich ist dieß, wenn wir es im engern Sinne des Worts nehmen, nur eine unerläßliche Pflicht für den Monarchen, denn nur sanft belehren und veredlen nicht zwingen soll die Religion, und der Vorsteher eines Staats der dagegen sündigte wäre, wofern wir einen hinlänglich hohen menschlichen Richterstuhl für ihn hätten, der größten Strafe werth, aber es ist uns gleichsam zur Gewohnheit geworden daß wir dergleichen Eigenschaften, weil wir die glücklichen Folgen derselben vorhersehen, unsere Bewunderung zollen, und unter diesen möchte wohl Toleranz im allgemeinen schon, vorzüglich aber wenn wir sie an einem Fürsten bemerken, einen sehr hohen Rang einnehmen. Ruhig wandelt der Fürst unter seinen Unterthanen, wie der Vater unter seinen Kindern, wenn er sie in diesem Punkte nicht beschränkt. — Kein Dolch — das gewöhnliche Mittel unterdrückter Sekten waffnet sich gegen ihn, kein Schälchen Gift wird für ihn bereitet, um ihm damit einen Labetrank zu würzen, und nur des Ranges u. Wohlstandes wegen hat er nöthig sich mit einer Garde zu umgeben, nicht der Gefähr halber die ihm von seinen Unterthanen droht. So ist also Liebe und Vertrauen der schöne Erfolg einer vernünftigen Toleranz. Ich sage absichtlich vernünftig, denn es kann recht wohl in Beziehung auf die andern Verhältniße im Staate eine Duldung geben, die mit den Regeln der Vernunft nicht übereinstimmt. Sollte z. B. eine Sekte existiren, deren Hauptgrundsatz wäre einen gewissen Stand im Staate zu verachten und zu beschimpfen, so würde es höchst fehlerhaft seyn, wenn der Monarch hierin ihr nachgeben wollte, denn dieß stritte gegen eine andre eben so wichtige desselben, die Sicherheit der Person eines jeden zu erhalten.

Nur durch Religionsduldung des Monarchen, meine Geachteten, kann wahrhaftes Glück im Staate herrschen, und ihr angelegentlichstes Geschäft wird seyn, erst die Bewohner desselben für die Wahrheit empfänglich zu machen, ehe sie ihnen dieselbe giebt, sie wird minder vollkomne Sekten durch sanfte Zurechtweisung und gelinde Behandlung in den Stand setzen die vollkomnern Religionslehren einer gebildetern Konfession zu fassen, und durch dieselben für höhere Bildung sich zu schicken. Der Sinn für das Gute und Schöne wird durch dieselbe geweckt, allgemeine Menschenliebe durch dieselbe genährt und befördert, der Nationalgeist erhält einen höhern Schwung, denn Feßeln des Geistes drücken härter, als Feßeln des Körpers. Jeder Mensch wird freyer edler kräftiger. Aber nur das Oberhaupt des Staates kann diese glücklichen Wirkungen hervorbringen, nicht aber Einzelne auch mit dem besten Willen. Ihre Bemühungen sind nur theilweise von Folgen. Bloß der Herrscher überschaut alles mit so ruhigem klaren Blicke, nur er kann seine Ansichten und Meinungen so frey von allen Verhältnißen realisiren, nur er kann so unumschränkt ins Ganze wirken, nur er so kräftig wenn er den Willen dazu hat, das Gute befördern. Aber mitwirken kann jeder auch der Geringe, zum schönen Ganzen, befördern kann jeder die höhren Absichten des Herrschers, schätzen jeder den fremden Glaubensgenoßen, wenn er sonst der Hochachtung würdig ist —.

Kunstfleiß und blühender Wohlstand, meine Herrn, sind wo nicht unmittelbare doch mittelbare Folgen der Duldung. Nur wo einem jeden freyes Denken und Glauben erlaubt ist, nur da wird ein jeder seine Kräfte zum allgemeinen Besten vervollkomnen und stärken, nur da ein jeder seine Umstände zu verbeßern streben. In ein solches Land werden Künstler u. Gelehrte, die der Religion wegen verfolgt wurden, fliehn und mit ihren Entdeckungen dasselbe bereichern. Wie schlimm würde es um manche Länder noch stehen, in Absicht der Kultur, hätten nicht tolerante Fürsten verfolgte verdienstvolle fleißige Männer unter ihren Schutz aufgenommen.

Sehr glücklich meine Zuhörer also können wir uns schätzen, daß wir einen Monarchen besitzen, der dieser schönen Eigenschaft sich erfreut, dem der Mensch nur Mensch, der innre Werth desselben Alles ist, Was für eine heilige Pflicht erwächst aber daraus auch für uns, das Gute was er im Großen wirkt im Kleinen nachzuahmen, und die Wünsche deßelben in dieser Absicht sich zur genausten Richtschnur dienen zu lassen. Möge daher ein Jeder von Ihnen meinen Verehrten echte Toleranz in seinem Wirkungskreise befördern, und ein jeder wird vielleicht augenblicklich schon, gewiß aber einst in der Folge die süßesten u. genügendsten Früchte seines Bestrebens einernten!"

Man darf annehmen, daß der Schüler sich das Thema, das damals nicht mehr ganz zeitgemäß war, selbst gewählt hat, da er ein großes Interesse dafür besaß, das er sich auch für die Folgezeit bewahrt hat. (In seinem Drama „Kaiser Friedrich der Zweite" ist die Toleranz des Fürsten das tragische Motiv.) Im Elternhause des Dichters wehte der Atem der friderizianischen Aufklärung; Rat Immermann (geb. 1750) hatte als Auditeur dem großen König gedient und blickte mit unbegrenzter Verehrung zu ihm auf. Aus des Vaters Munde und Friedrichs Schriften lernte der heranwachsende Knabe die Regierungsmaximen des Königs kennen, und die Anschauung, daß es die Pflicht des Fürsten sei, den Untertanen Glaubens- und Religionsfreiheit zu gewähren, ging ihm in Fleisch und Blut über. Daß es nicht bei der Theorie geblieben war, konnte er erfahren, wenn er sich in seiner Vaterstadt und deren Umgebung ein wenig umsah. Die Mehrzahl der Einwohner war lutherisch, ein Teil deutschreformiert; ein Nonnenkloster vertrat den Katholizismus, an Juden fehlte es nicht. In der Nähe von Magdeburg, in Gnadau, hatten sich Herrnhuter angesiedelt, und in der Altstadt gab es wallonische und französische Gemeinden, die jede eine besondere Kirche hatten. Die Mitglieder der letzteren waren Réfugiés, die als Fabrikanten „unter den Privilegien der preußischen Könige" zu bedeutendem Vermögen und Ansehen gelangt waren, wie Immermanns Landsmann, der Hegelianer Rosenkranz, dessen Mutter aus einer solchen Familie stammte, uns erzählt.

So hat denn der Jüngling bei der Ausarbeitung seiner Rede auch wohl mehr an die Preußenkönige gedacht, die vordem das Land beherrschten, zumal an den großen Friedrich, als an seinen damaligen Landesherrn, den König Jérome von Westfalen, wenn auch die Worte, in denen er von der Konfession des Fürsten spricht, auf diesen hinzuweisen scheinen. Wir besitzen Zeugnisse dafür, daß die damaligen Magdeburger Primaner gut preußisch gesinnt waren und die fremde Herrschaft nur mißmutig ertrugen. Im Jahre 1812 schrieb Karl Immermann die Verse:

> Den schlechten Sohn geziemt es zu verachten,
> Der schamlos seines Hauses Namen schilt.
> Das Volk ist wert, in Sklaverei zu schmachten,
> Das *seines* Banners Fahne feig verhüllt
> Und mit entartet buhlerischem Trachten
> Dem *fremden* huldigt, das ihm höher gilt;
> Es werde Knecht, denn es ist Knecht geboren,
> Es hat sich selbst geschändet und verloren.[1])

---

1) Deutsche National-Literatur Bd. 159, 1, S. 43, V. 113—120.

In dem Gedichte, das diese Strophe beschließt, preist er einmal „der Duldung Weisheit"[1]), und ein Vers lautet:

„Der Völker Wohlfahrt wird der Fürsten Ruhm."[2])

Die Schularbeit mutet uns zum Teil etwas steifleinen an; die häufige Variation der Anrede, die den Schülern, wie wir annehmen, für derartige Übungen empfohlen worden war, persifliert Immermann später in der „Leichenrede auf den Satiriker Mücke" (Die Papierfenster eines Eremiten. Hempelsche Ausgabe, Bd. 9, S. 99 flg.). — Es ist sehr zu bedauern, daß jene andern Ausarbeitungen des Jünglings, die Putlitz in seiner Biographie (Bd. I, S. 16) rühmend erwähnt, bisher der Öffentlichkeit vorenthalten wurden, da sie auch für die Erkenntnis der dichterischen Entwicklung Immermanns wichtig sind.

Den Grundstein zu seiner dramatischen und dramaturgischen Tätigkeit legte der spätere Leiter der Düsseldorfer Musterbühne auch schon als Gymnasiast durch die Bildung eines Liebhabertheaters, dessen Schauspieler er und seine Mitschüler waren. Gespielt wurde in dem sogenannten Auditorium, einer großen, gewölbten Halle der Klostergebäude, und nach vielen Jahren fand der jüngere Bruder daselbst an der gewölbten Decke von Freundeshand die Worte geschrieben: „Immermann, dem es gelang, Thalia den Gürtel zu lösen."[3])

Neben diesen Aufführungen scheinen die Klosterbälle für die Gymnasiasten eine angenehme Unterbrechung des Schullebens bedeutet zu haben. Auch Immermann erwähnt in einem seiner Jugendgedichte, das Dr. H. Muchau vor einigen Jahren teilweise veröffentlichte[4]), diese Art der Belustigung, hatten doch die Bälle für ihn einen besonderen Reiz durch die Anwesenheit seiner jugendlichen Herzensdame, Friederike Ragotzky, einer Verwandten.

Für die schriftliche Abiturientenprüfung mußte Immermann im Deutschen das Thema behandeln: „Welche Eigenschaften muß der Satiriker besitzen?" Wir können nicht genug bedauern, daß dieser Aufsatz verloren gegangen ist, denn es wäre von höchstem Interesse, zu erfahren, wie der Jüngling sich theoretisch über das Gebiet der Dichtung geäußert, auf dem der Mann in praxi große Bedeutung gewinnen sollte. Bei den Vorzensuren, die am 2. März 1813 vor der schriftlichen Prüfung an das Konsistorium eingereicht wurden, wie im Reifezeugnis, das das Datum des 12. März trägt, erhielt er das beste Prädikat, das erteilt zu werden pflegte, nämlich „ganz vorzüglich". Das Zeugnis hebt hervor,

1) a. a. O. S. 42, V. 104. 2) V. 76. 3) Putlitz I, S. 16 flg.

4) Magdeburger Zeitung, 28. April 1899. (Der Aufsatz ging mir durch die Güte des Verfassers zu.) Eine spätere Fassung wurde in die erste Sammlung der Gedichte (Hamm 1822) aufgenommen.

daß sich der Abiturient „einen trefflichen Vorrath von Schulkenntnissen in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit und seinem frühen jetzt noch nicht siebenzehnjährigen Alter eingesammelt habe". „Sehr glückliche Anlagen", heißt es weiter, „besonders Schnelligkeit im Eindringen in die Tiefe und den Zusammenhang der Wahrheiten, verbunden mit scharfer Beurtheilung und bestimmter Darstellung des Gedachten, erleichterten ihm das Studium der Wissenschaften, bei welchen er aber auch stets einen nach Gründlichkeit strebenden, angestrengten und mit großer Genauigkeit geordneten Fleiß anwandte." — Von den vier Prüflingen haben außer unserm Dichter noch Gustav Rötger (der Sohn des Probstes) und Hermann Graf v. d. Schulenburg an den Freiheitskriegen teilgenommen. Schulenburg kämpfte neben Immermann bei Ligny. Dem Leiter der Anstalt, Probst Dr. Rötger, einem hochverdienten Schulmann, hat der Dichter ein ehrendes Andenken bewahrt. Noch zu Rötgers fünfzigjährigem Lehrerjubiläum (4. Mai 1821) sandte er aus Münster einen Glückwunsch in Versen, der hier zum Schluß Aufnahme finden mag, da er in dem Jahrbuch des Gymnasiums nur wenigen zugänglich ist:

Zum 4. Mai 1821
von Karl Immermann in Münster.

Es ruht der Mai auf Hain und Flur gebreitet,
Und wartet seiner bunten frohen Söhne;
Mit aufgeschürztem Saume Flora schreitet
Von hier nach dort, daß sie das Land verschöne.
Unendlich aus dem goldnen Füllhorn gleitet
Die Saat der Blumen, Lichter, Düfte, Töne:
Von Liebesstrahlen wunderbar getroffen
Bewegt den Schoß der Welt ein einzig Hoffen!

Welch ein Gesang bringt plötzlich in mein Ohr?
Wie mild und voll! Wem tönet dieser Reigen?
Hinzu! Hier laßt mich stehen, wo empor
Verschollner Zeiten ernste Pfeiler steigen.
Ich seh' der Männer und der Knaben Chor,
Die sich vor einem heitern Greise neigen:
Ich lausch' und fasse nicht der Lieder Worte —
Nicht näher darf ich — laßt mich an der Pforte!

Männer:

War auch dein Frühling heiter,
So war dein Sommer heiß:
Da rang und führte weiter
Der ernste, stete Fleiß.

Bis in Geklüft und Trümmer
Du brachtest Tagesschein,
Und bis in Saal und Zimmer
Sah holdes Licht hinein.

Du hast dich nicht gerastet,
Du hast dich nicht geruht,
Vom heil'gen Werk belastet
In deiner Seele Mut!

Wir haben's all' erfahren,
Wir haben's all' gemerkt:
Uns dran in frühen Jahren
Zu eigner Tat gestärkt!

Knaben:

Wir können's noch nicht fassen
Warum der Sommer heiß,
Uns ward das Spiel gelassen —
Und fröhlich lohnt der Fleiß.

Wie du uns führst durch Lehren
Und Liebe, fassen wir:
Wir müssen dich verehren!
Wir danken, Vater, dir!

Und wachsen auf, geborgen
Frisch unter deinem Blick:
Du schützest unsern Morgen
Und scheuchst den Feind zurück.

Männer und Knaben:

Herbst ist herbeigekommen
In schwelgerischer Pracht!
Wir schauen frohbeklommen
Ihn, seine Füll' und Macht!

O unerschöpfter Segen!
Die Körbe sind zu klein —
Es reift auf allen Wegen —
Wer kann es sammeln ein?

Von Zweigen und von Ästen
Winkt Frucht an Frucht gereiht.
Des Guten und des Besten
Bringt dar die Erntezeit.

Der du die Traube ründest,
Der du die Blätter färbst,
Der du die Garben bindest,
Gelobet seist du, Herbst! —

Vom Herbste singt ihr? Wer denkt schon an ihn?
Wer will von Blüten Früchte schon gewinnen?
Noch manche Horen ziehen auf und fliehn,
Eh' Sens' und Messer darf das Werk beginnen:
Vergeßlicher, was sprichst du! — Blicke hin!
Verstörte dir die Fremde deine Sinnen?
Bist du im Geiste nicht der Heimat nah?
Erkennst du nichts? — Ein schöner Herbst ist da!

Ja, ich erkenne ihn! Bedeutend zieret
Dies Fest, des jungen Jahres freud'ges Prangen,
Allüberall sich nur Erwartung rühret —
Hier ist Erfüllung glänzend aufgegangen!
O, geben wir dem Mai, was ihm gebühret —
Erwarten wir! Laßt uns getrost verlangen,
Daß diesen Herbst kein toter Winter scheuche!
Daß er verheißend neue Knospen reiche!

Und fürchtet wohl der Mann des Winters Flocken,
Der sich des Daseins vollen Wert gewann?
Dem an dem rüstig umgeschwungnen Rocken
Die Parze stets gediegne Tage spann?
Er hat gelebt. Solch Leben kann nicht stocken!
Denn ewig wärmt die Sonne seine Bahn,
Aus jener Jugendquelle trank er munter,
Senkt spät an Blumenschnüren ihn hinunter!

* * *

Ehrwürdiger! Du hörst die dreiste Rede —
O sieh in mir ein Ebenbild von vielen!
Entfernter Meere unwirtliche Öde
Wird rasch durchpflügt von festgebauten Kielen:
Du sandt'st die Schiffchen alle von der Reede,
Du wiesest alle sie zu ihren Zielen!
Und alle lassen heut die Flaggen grüßen:
Vergönne mir mich ihnen anzuschließen!

Auch in späteren Jahren noch blieb Immermann mit seiner alten Lehranstalt in Verbindung, da sein Bruder Ferdinand bis an sein Lebensende an dieser wirkte.

Zu Uhlands „Schwäbischer Kunde“.

Von Dr. **Eduard Arens** in Aachen.

I. Die Quellenfrage.

Jene Anekdote, welche Uhland in der „Schwäbischen Kunde“ verherrlicht hat, ist uns von mehr als einem Autor überliefert.

1. Ältester Zeuge ist der byzantinische Geschichtschreiber Niketas Choniates († um 1216) in seiner Kaisergeschichte. Sein Bericht findet sich (nach Bekker) abgedruckt bei Eichholz, Quellenstudien zu Uhlands Balladen, Berlin 1879, S. 68 Anm.
2. Aus ihm als seiner Quelle, die er am Schlusse ausdrücklich nennt, schöpfte Martin Crusius in den Annales Suevici II, p. 501. Der Wortlaut bei Eichholz S. 67.
3. Demnächst finden wir die Geschichte deutsch wieder bei Joh. Phil. Abelin in seiner histor. Chronik, Frankfurt 1674. Bei Götzinger, Deutsche Dichter[5] II, S. 444. Leider ist hier der eigentliche Bericht nicht mitgeteilt.
4. Sodann läßt sich Abraham a S. Clara den guten Bissen für seine berühmte Türkenpredigt: Auf, auf ihr Christen . . Wien 1683 nicht entgehen. Seine lebendige Schilderung bei Götzinger a. a. O. S. 445; auch bei Wackernagel, Altd. Lesebuch III 1, S. 902; Aus deutschen Lesebüchern II[3], S. 191. Nach Götzinger hat Abraham den Vorfall aus Abelin kennen gelernt; obwohl er nicht verschweigt, daß der wackere Mönch mehr wisse als die andern, z. B. daß der Schwabe seines Schimmels wegen zurückgeblieben sei.

Sowohl Düntzer wie Eichholz — und diesem hat sich Götzinger in der 5. Auflage seines Buches angeschlossen — halten Crusius für die alleinige Quelle des Dichters, eine Meinung, die genauerer Untersuchung nicht standhält.

Düntzer (Uhlands Ball. und Rom. erläutert. Leipzig 1879, S. 226) drückt sich mit einer selbstbewußten Sicherheit aus, als wenn auch nicht der geringste Zweifel mehr möglich wäre; Eichholz spricht sich zwar vorsichtiger aus, ist aber ebenso entschieden im Ergebnis. Nach jenem soll die Darstellung des **Niketas** keinen neuen Zug bieten, der nicht schon bei Crusius verwendet worden wäre; also sei es höchst unwahrscheinlich, daß Uhland, der hier schon die nötigen Züge zu seiner dichterischen Behandlung gefunden, auf den Byzantiner zurückgegriffen habe. Wie **oberflächlich** aber Düntzer den **griechischen** Bericht gelesen haben muß, ergibt sich aus seiner Angabe, Niketas verlege die Geschichte in die Nähe von **Ismael**(!). *Λέγεταί, τινα Ἀλαμανὸν*, so heißt es in unsrer Quelle, *πελώριον τὸ σῶμα τὴν ἰσχὺν ἀπαράμιλλον τῶν ὁμοφύλων ἐπὶ πλεῖστον ἀπολειφθῆναι καὶ τὸν μὲν ἀνειμένοις στέλλεσθαι ποσὶν ἐκ τοῦ χαλινοῦ τὸν ἵππον ἐφέλκοντα τῇ ὁδοιπορίᾳ κεκμηκότα, τῶν δ' ἐξ Ἰσμαὴλ ἀθροισθῆναι περὶ αὐτὸν ὑπὲρ τοὺς πεντήκοντα κ. τ. λ.* . . . Düntzer hat also die **Ismaeliten**, Araber, Sarazenen, Türken (später im gleichen Bericht *Πέρσαι* genannt) in einen **Ortsnamen** Ismael verwandelt.[1]) Doch ist seine Angabe auch **tatsächlich** unhaltbar. Er muß ja selbst zugeben, daß der Choniat auch erzählte, die **andern Feinde** seien nach des Schwaben Streiche **geflohen**; aber er weiß genau, „dies habe Uhland aus eignem Mittel hinzugetan, um die Wirkung des grausen Hiebes zu schildern“. Gewiß ist das möglich; aber bei dem Byzantiner steht noch mehr.

Seine Geschichte hat einen **Abschluß**, was man bei Crusius nicht findet. Einen passenden **Abschluß** hat auch Uhland der Sage gegeben, freilich zu seinem poetischen Zwecke in **andrer Weise**. Niketas berichtet nämlich **erstens** zwar **nicht** direkt, wie Düntzer angibt, von der **Flucht** der andern Türken, wohl aber von ihrem **gewaltigen** Schrecken: *τοὺς δὲ λοιποὺς Πέρσας τὴν τοιαύτην θέαν καταπλαγέντας* (= da faßt die andern kalter Graus) *μηκέτι ἀποθαρρῆσαι τὸν μεθ' ἑνὸς πόλεμον.* **Zweitens** meldet er, wie der Held **gemächlich davonziehend** seine Landsleute wiedergefunden: *καὶ οἱ μὲν οὕτως, ὁ δὲ ὡς λέων πεποιθὼς τῇ οἰκείᾳ ῥώμῃ οὐκ ἐπέτεινε τὴν πορείαν, ἀλλὰ βάδην ὁδεύων περὶ ὀψίαν τοῖς ὁμογενέσι προσέμιξεν, ἔνθα ηὐλίσαντο.*

Auch in ein paar **Einzelausdrücken** ist ein Verhältnis zwischen Uhland und Niketas unverkennbar. Das *βάδην ὁδεύων* hat er vorausgenommen in der Zeile: „Ging seines Weges Schritt vor Schritt.“ (An der **entsprechenden** Stelle braucht Niketas: *γεγηθὼς ἐπορεύετο*, Crusius: animi securus iter suum . . persecutus est.) Ich erwähne noch aus

1) Bei Niketas wechseln z. B. die Ausdrücke *οἱ ἐξ Ἰσμαήλ, ἀπὸ Ἰσμαηλιτῶν Ἰσμαηλίτης τις, Ἰσμαηλῖται* usw.

den vorhergehenden Zeilen ἀτίνακτος . . τοῖς . . βλήμασι καὶ ὣν καὶ δεικνύμενος = „Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken und tät nur spöttlich um sich blicken", was bei Crusius keine Entsprechung hat. Auf das schon oben angeführte ἐκ τοῦ χαλινοῦ τὸν ἵππον ἐφέλκοντα „Er zog es nur am Zaume nach" sei dabei nicht einmal Gewicht gelegt.

So kommen wir zu dem Schlusse, daß Uhland nicht nur „vielleicht" — wie Eichholz S. 69. zuzugeben geneigt ist — sondern sicher auch den Niketas selbst vor Augen gehabt hat. Wenn Eichholz als seinen letzten Gegengrund noch anzieht, daß Uhland gerade um jene Zeit, wo die „Schwäbische Kunde" entstand, sich eingehend mit Crusius beschäftigt habe und die Benutzung des wohlbekannten Landsmannes an sich wahrscheinlicher sei als die des entlegenen Byzantiners, so ist das erste zwar unzweifelhaft richtig, der daraus gezogene Schluß aber nicht zwingend. Denn gerade Crusius verweist hier ausdrücklich auf seine Quelle (Sic apud Choniatam); und Uhland, der schon damals wie später die Sagenstoffe womöglich bis in ihren Ursprung hinein aufzuspüren pflegte — das beweisen seine Schriften zur Sage auf jeder Seite —, dem alle bibliographischen Hilfsmittel zu Gebote standen, wird sich diesen Fingerzeig kaum haben entgehen lassen, weiter nachzuforschen.

Wir dürfen also wohl feststellen bzw. festhalten, daß unser Dichter durch die innige Beschäftigung mit den Annales Suevici auf den dankbaren Stoff gestoßen, daß er aber auch bis zur ersten Quelle vorgedrungen ist, und daß er im übrigen eben wie ein Dichter und nicht wie ein Dichterling den Stoff ausgenutzt hat. Insbesondere hat er durch die Schlußwendung von den „Schwabenstreichen" der Geschichte erst die wirksame Pointe gegeben.

Die „Schwäbische Kunde" ist am 6. Dezember 1814 entstanden. Am 14. Dezember teilt Uhland seinem lieben Justinus Kerner mit, daß er u. a. dies Gedicht gefertigt habe, welches der Freund bald in der Ausgabe seiner Gedichte lesen werde.

Ähnliche Beweise von ungeheurer Tapferkeit und Stärke werden bekanntlich noch von andern Kreuzfahrern ebenso wie von andern reisigen Helden erzählt; Uhland selbst hat später auf ähnliche Berichte aufmerksam gemacht (Schriften z. Gesch. der Sage VIII, S. 84). Hier ist u. a. auch auf Wilken, Gesch. der Kreuzz. 4, 122 verwiesen. Aber daraus hätte Vorberger (s. Eichholz B. 67, Anm. 1) nicht schließen sollen, daß Wilken ebensogut wie Crusius als Quelle Uhlands gelten könne. Denn alle dort angezogenen neueren Autoren sind erst nach 1814 erschienen, so der 4. Band von Wilken 1826; übrigens stammt die Uhlandsche „Sagengeschichte Schwabens", worin jene Berichte angezogen sind, gar erst aus dem Jahre 1850. Höchstens hätte unser Dichter aus dem ersten 1807

erschienenen Teile von Willens Gesch. der Kreuzz. schöpfen können. Hier werden S. 192 ähnliche Taten von Herzog Gottfried (von Bouillon)[1]) berichtet.

II. Ein Gegenstück zur „Schwäbischen Kunde".

Aber nicht bloß die oben genannten Prosaiker haben den Stoff ihren Zwecken nutzbar gemacht; auch poetische „Bearbeitung" hat er vor Uhland gefunden, freilich eine solche, welche unsern Schwaben geradezu auffordern mußte, es besser zu machen — falls sie ihm zu Gesicht gekommen wäre.

Nicht vielen dürfte es bekannt sein, daß die unglückliche Dichterin Luise Brachmann diesen Versuch gemacht hat. Ihre empfindsamen Gedichte finden sich in vielen „Almanachen" und „Taschenbüchern" jener sentimentalen Zeit um die Wende des 18. Jahrhunderts verstreut; auch zu Schiller stand die Verfasserin in Beziehungen. Aber von all ihren Dichtungen hat wohl einzig und allein die Ballade „Kolumbus" mit dem „geflügelten" Anfangsworte:

> Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
> Du bringst mir traurige Mär? . .

die wohlverdiente Vergessenheit überdauert; und nur der Literarhistoriker, der auch die ödesten Produkte der Vergangenheit zu würdigen gezwungen ist, stößt bisweilen auf diese verschollenen Poesien.

Als das unfreiwillige Gegenstück zur „Schwäbischen Kunde" steht unter den „Gedichten" der Luise Brachmann[2]) auch die Ballade „Ritter Wilhelm und sein Roß", die uns ebendeshalb interessiert, weil sie schon im Jahre 1808, also vor Uhlands poetischem Schwanke, gedruckt ist. Sie folge zunächst im genauen Textabdruck.

Ritter Wilhelm und sein Roß.

(Ballade.)

1. O mein treues Roß, erliegen
   Solltest du der Not?
   Treuer Freund auf allen Zügen
   Gäb' ich dir den Tod?

2. Nein, du liehest sonst mir Flügel,
   Deine Stärke brach;
   Wohl so leit' ich dich am Zügel
   Still den Brüdern nach!

3. Wilhelm sprach's, die weiche Seele
   In der tapfern Brust;
   Seines inners (sic) Sinns Befehle
   Folgt' er unbewußt.

4. Als im Land der Sarazenen
   Viel das Heer erlitt,
   Mit des Krieges tapfern Söhnen
   Gleich der Hunger stritt;

1) „Sein (Herzog Gottfrieds) mächtiges Schlachtschwert spaltete mit einem Hiebe durch den Helm die Köpfe mehrerer Ritter, einen durchhieb er durch den Harnisch so, daß der obere Teil des Körpers vom Pferde fiel, und mit dem unteren Teil das Pferd zur Stadt lief."

2) Gedichte von Luise Brachmann, Dessau und Leipzig, bei Georg Voß 1808, S. 119. Diese mir vorliegende Ausgabe ist im neuen Goedeke nicht verzeichnet; ob die Ballade schon vorher veröffentlicht war, weiß ich nicht zu sagen.

5. Jeder nun die Not zu wenden
Gab sein mattes Roß,
Daß ihr Blut von eignen Händen
Treuer Lenker floß.

6. Da nur schont' im Heer ein Reuter
Seines Rosses Blut;
Gab den treuen Kampfsbegleiter
Nicht des Hungers Wut.

7. Still mit langsam festen Schritte
Folgt' im Zug er nach,
Leitend seines Rosses Tritte,
Dessen Stärke brach.

8. Und die Feinde sahn von weiten
Ihn getrennt, allein;
Den Verlaßnen zu bestreiten,
Stürmten wild sie ein.

9. Ein verdunkelndes Gewitter
Schwirrten Pfeil' um ihn;
Doch, die Feigen sahn den Ritter
Ruhig weiterziehn.

10. Endlich aus der wilden Menge
Sprengt' ein Reuter vor,
Riß vom funkelnden Gehänge
Hoch das Schwert empor.

11. Doch der Frank gewandt im Streite,
Wich ihm, leicht gekehrt;
Und wie Blitzstrahl von der Seite
Flog sein gutes Schwert.

12. Und mit einem mächt'gen Zuge,
Während jener kühn
Vordrang, spaltet' er im Fluge
Bis zum Sattel ihn.

13. Und die Feinde sehn von weiten
Starr die Tat mit an;
Dem, mit dem die Geister streiten,
Mögen sie nicht nahn.

14. Sie entflohn. Gelassen weiter
Zog der Held durchs Land,
Bis in Tälern grün und heiter
Er die Brüder fand.

15. In Ikoniums Lustgefilden
Ruhte Friedrichs Heer,
In der Bäume Schoß, von milden
Süßen Früchten schwer.

16. „Gott! so bald hast du geendet
Unsre höchste Not?"
Rief der Ritter, fromm gewendet
Nach dem Abendrot.

17. „Jede Spur von bittrem Leide,
Jede Spur verfloß;
Und du lebst noch mir zur Freude,
O mein treues Roß!"[1])

Die beiden Darstellungen eingehend zu vergleichen, hat wohl kaum großen Wert. Schon dem ersten Blick eröffnet sich der weite Abstand, der die „Dichterin" von dem Dichter trennt, obwohl nicht zu leugnen, daß auch der Brachmann im einzelnen mehr als ein Zug trefflich gelungen ist. Wir wenden unsre Aufmerksamkeit lieber einer andern Frage zu, die sich uns namentlich mit Rücksicht auf unsre obige Erörterung zwingend aufdrängt. Aus welcher Quelle hat Luise Brachmann geschöpft?

1) Weshalb mag wohl Luise Brachmann ihre Ballade nicht mit Str. 4 eröffnet haben? Str. 1—3 scheinen doch besser hinter Str. 6 ihren Platz zu finden. Möglich, daß dies der ursprüngliche Plan war; aber sicher hat schließlich die Rücksicht auf Symmetrie, von der auch sonst Spuren vorhanden sind, zu der Anordnung, wie sie gedruckt vorliegt, geführt; denn so entsprechen Str. 1 und 2 den Str. 16 und 17, und insbesondere die Anfangszeile dem Schlußverse; das „treue Roß" tritt auf diese Weise bedeutsam hervor.

Aus dem, was wir oben mitgeteilt haben, ergibt sich sofort, daß sie nicht der kürzeren Fassung gefolgt sein kann, welche Crusius, Abelin oder Abraham a Sa. Clara bietet; vielmehr hat ganz offenbar die ausführliche Schilderung des Niketas ihr vorgelegen. Den Beweis für diese Behauptung entnehmen wir namentlich dem Schlusse der Ballade. Nach dem Byzantiner hat der Vorgang vor der Schlacht von Ikonium sich abgespielt. Hier in den „Lustgefilden“ vor dieser Stadt ruht das Kreuzfahrerheer aus; hier trifft der Held die Brüder wieder. Besonders wäre noch hervorzuheben die viertletzte Strophe, wo es heißt „Gelassen weiter zog der Held durchs Land“ — ein Zug, der sonst nirgend verwertet ist, als eben bei Niketas. Anderseits ist doch kaum anzunehmen, daß die Dichterin den Byzantiner unmittelbar benutzt habe. Denn ihre Schilderung ist allzu abgeblaßt, ganz ohne Anschaulichkeit und Farbe.[1]) Äußerst auffällig ist, daß die furchtlose gelassene Abwehr des Ritters kaum gestreift wird; noch auffälliger, daß ganz unnatürlicherweise der Held nur einen einzigen Schwerthieb führt, daß er also nicht zuerst das Pferd zu Falle bringt. Auch Abraham a Sa. Clara kürzt in dieser Weise; aber was bei ihm in der Darstellung seine Entschuldigung findet, das muß man der Dichterin zum Vorwurfe machen. Ich vermute daher, daß eine ähnliche Schilderung, im letzten Grunde auf Niketas fußend, sich in irgend eine Welt- oder Kreuzzug-Geschichte verloren hat und aus einer solchen sekundären Quelle erst der Luise Brachmann bekannt geworden ist.

Auffällig ist noch, daß sie dem Ritter einen bestimmten Namen leiht; er heißt Wilhelm. Das kann Zufall und eigne Erfindung sein[2]); nicht unmöglich wäre aber auch hier eine Entlehnung. Wir hörten schon oben, daß auch Gottfried von Bouillon solcher Streiche kundig war; und außer andern wird auch einem Herzog Wilhelm „Sectorferri“ (=Taillefer) von Angoulême eine ähnliche Stärke zugeschrieben.[3])

---

1) Z. B. schon der Umstand, daß ihr Held ganz ohne Stammesbezeichnung bleibt, trägt dazu bei; während Uhland eben die Heldentat seines Landsmannes erzählt und die vielverlästerten „Schwabenstreiche“ ergötzlich, nach der guten Seite hin, sozusagen persifliert. Wenn der Ritter bei der Brachmann einmal „Franke“ heißt, so soll das bloß die bei den Orientalen übliche Bezeichnung für den Abendländer sein.

2) Seit Bürger ist Wilhelm kein seltener Name für literarische Helden!

3) Er lebte in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts; man rühmte von ihm: ense corto . . durissimo . . per medium corpus loricatum secavit una percussione. Bei W. Grimm, Heldensage S. 43.

Deutsche Stilübungen.

Von Dr. **Eugen Grünwald** in Berlin.

In einem früheren Aufsatze dieser Zeitschrift (XIII, 10) habe ich beiläufig darauf hingewiesen, daß durch fleißige und verständnisvolle Pflege des mündlichen Ausdrucks auf unsern höheren Schulen auch die Gewandtheit in schriftlicher Darstellung gewinnen werde. Während aber dort die Betrachtung von dem mündlichen Vortrage poetischer Werke ausging und ihn vorzugsweise im Auge behielt, möchte ich auf den folgenden Blättern einen Beitrag zu der Frage liefern, wie der mündlichen und schriftlichen Handhabung deutscher Prosa bei unsern Schülern aufzuhelfen sei: denn daß sich auf diesem Gebiete noch immer viel Ungeschick und Unvermögen zeigt, ist insbesondere keinem Lehrer des Deutschen unbekannt. Wenngleich nun die Erscheinung nicht selten ist, daß selbst gute Stilisten — man sagte es z. B. von Zola und macht die Erfahrung auch wohl im Kreise seiner Bekanntschaft — im mündlichen Gebrauche der Muttersprache auffallend ungewandt sind, so ist doch im ganzen kein Zweifel darüber, daß beide Arten des Gedankenausdrucks demselben geistigen Können entstammen, denselben psychischen und logischen Gesetzen unterworfen sind und deshalb ihre Ausbildung dieselbe Lehrmethode verträgt. Freilich geht ja historisch, in der Literatur wie im Leben des einzelnen, und darum auch innerhalb des Schulunterrichts, mündliche Darstellung der schriftlichen voran und hat diese jene immer zur stillschweigenden Voraussetzung, aber die Erfahrung hat doch die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit ergeben, zur Unterweisung in beiden Fertigkeiten gesonderte Wege zu betreten. Und wenn ich in jenem Aufsatze gemeint habe, man müsse unsre Schüler, damit sie bessere Stilisten würden, besser sprechen und nicht nur besser, sondern mehr sprechen lassen, so hat doch auch Cicero nicht unrecht, wenn er vom stilus als dem optimus et praestantissimus dicendi effector et magister spricht; die sich an das lebendige Wort der die Bewunderung des Forums erregenden Vorbilder anlehnende und diese in den deklamatorischen Übungen der Rhetorenschulen kopierende Vorbereitung des angehenden Redners setzte er dabei als selbstverständlich voraus.

Nun will ich gleich anfangs bemerken, daß meine Vorschläge zur Hebung mündlichen und schriftlichen Ausdrucks im Schulunterrichte von mir wenigstens noch nicht erprobt worden sind; auch die neuesten preußischen Lehrpläne enthalten weniges Allgemeine, das mit ihnen zusammenfällt. Sie sprechen von „stufenmäßig geordneten schriftlichen Übungen“

und schreiben bezüglich der mündlichen in den Methodischen Bemerkungen: „Überall, besonders auf der oberen Stufe, sind Übungen in frei gesprochenen Berichten über Gelesenes oder Gehörtes vorzunehmen. Solche Berichte dürfen nie in ein Aufsagen auswendig gelernter Sätze ausarten, sondern haben in den Schülern allmählich die Fähigkeit herauszubilden, festes Wissen und klare Anschauungen in freier Rede schlicht und angemessen wiederzugeben." Ich gebe ferner von vornherein zu, daß bei der dem deutschen Unterrichte zugewiesenen Stundenzahl sich die energische Durchführung des von mir vorgeschlagenen Planes nicht überall ohne weiteres wird ermöglichen lassen — aber ich habe nach ihm wiederholentlich im Privatunterrichte verfahren, und, wie ich nicht aus Unbescheidenheit, sondern andern zur Ermunterung hinzusetzen möchte, nicht ohne Erfolg. Auch das will ich anzufügen nicht unterlassen, daß dieser Privatunterricht an Sekundaner und Primaner erteilt wurde, von denen beiläufig nur einer über das Durchschnittsmaß der Begabung hinausragte.

Die Schüler waren mir in der ausgesprochenen Absicht anvertraut worden, „sie Aufsätze machen zu lehren". Als ich mir den zu diesem Ziele einzuschlagenden Weg überlegte, ging ich von dem oben entwickelten Gedankengange, d. h. dem inneren Zusammenhange mündlicher und schriftlicher Darstellungsfähigkeit aus — und kam schließlich zu dem Prinzip des Unterrichts: der Schüler muß möglichst viel sprechen und schreiben, dieses zu Hause, beides in der Stunde. Es galt, ihn methodisch durch Theorie und Praxis vom Leichten zum Schwereren, vom Naheliegenden zum Entfernteren, vom Einfachen zum Verwickelteren in Inhalt und Formgebung zu führen, ihn zur Überzeugung von seiner Leistungsfähigkeit, zu fröhlichem Selbstvertrauen und erhebendem Wagemut in Behandlung ihm gestellter, seinem Gesichtskreise entnommener oder angemessener Aufgaben zu bringen.

So hatten die Stunden folgenden Verlauf: a) Vorlesen und Besprechung häuslicher schriftlicher Arbeiten des Schülers; b) mündlicher Vortrag des Schülers mit kritischen Unterbrechungen und abschließendem Urteil über Inhalt und Darstellung wie unter a; c) systematische Aufsatzlehre im Anschlusse an Cholevius (Praktische Anleitung usw.), Linnig oder Naumann; d) schriftliche Übungen mit anschließender Kritik.

Das scheint für eine Stunde des Stoffes gar viel — aber es scheint nur so; ganz wie mit den Nummern eines Konzertprogramms, die sich oft überraschend schneller herunterspielen als man vor der Aufführung glaubte. Ich hoffe, daß schon die unten folgende Skizzierung der einzelnen Stundenpensen die Möglichkeit, regelmäßig in der empfohlenen Weise zu verfahren, wahrscheinlich macht. Kaum brauche ich wohl zu bemerken, daß nach Alter und Begabung des Schülers Umfang und Vertiefung

des Stoffes verschieden waren, daß auch besondere Fälle und Gelegenheiten zu einer Abweichung von der gewohnten Bahn einluden oder nötigten; endlich wurden nach Abschluß der systematischen Behandlung der Aufsatzlehre Übungen im Disponieren, Begriffsbestimmungen, Erklärung kleinerer Goethescher und Schillerscher Stücke u. ä. vorgenommen. Näheres, Einschränkungen und Erweiterungen, wird sich aus dem Folgenden ergeben. Die Stunden verliefen freilich nicht in dem trockenen Leitfadentone, den ich auf den kommenden Seiten anschlagen muß.

Erste Stunde (die natürlich aus dem Rahmen herausfiel). Kurze Angaben über Ausnützung und Verlauf der einzelnen Stunden: was wollen wir erreichen und wie wollen wir es zu erreichen versuchen? Cholevius' Briefe an einen jungen Freund werden zur Anschaffung empfohlen und Anweisungen über ihre Benutzung gegeben. Da dem Schüler viele der dort gegebenen Vorschriften aus dem Unterrichte bekannt sind, so wird ihm das Wieviel des zu präparierenden Stoffes überlassen; alle vom Verfasser gebrachten Beispiele brauchen nicht vorgetragen zu werden. b) Der Schüler muß nun den Inhalt ihm bekannter Gedichte (er wählt von selbst epische) wiedergeben; er wird angehalten, ihn zuerst in der allerkürzesten Form (Überschrift), dann in einem Satze, dann in einer Periode, endlich in mehreren, dem Fortschritte der Handlung entsprechenden Sätzen zusammenzufassen.[1]) Anfangs ist ausgiebige Hilfe nötig — auch bei den Herren Primanern — auf Hauptsache und Nebensächliches aufmerksam zu machen, Tempora sind zu verbessern (Inhaltsangabe eines Dichtwerks im Präsens bzw. Perfektum), die Ersetzung direkter Rede durch indirekte zu verlangen, in dieser Modi und Tempora zu verbessern (jenes nach Wustmanns Regel[2]), die auch Willmanns vorzieht; Ersetzung des Präteritums der direkten Rede durch den Konjunktiv des Perfekts bzw. Plusquamperfekts in der indirekten wird besonders oft verfehlt), poetische und prosaische Ausdrucksweise auseinanderzuhalten — und was an Sprachsünden sonst noch dem Zaune der Zähne entschlüpft. Beispiel: α) Der Ring des Polykrates. β) Der vom Glücke auffallend begünstigte Tyrann Polykrates kommt auf wunderbare Weise wieder in den Besitz eines auf Rat des frommen Amasis zur Versöhnung der neidischen Götter ins Meer geworfenen Ringes und wird deshalb als rettungslos der Rache der Götter verfallen vom Ägypterkönige verlassen. γ) Der Tyrann Polykrates von Samos, der sich vor seinem Freunde Amasis von Ägypten

1) Vgl. in Jägers Aus der Praxis (S. 98) das erste Thema: „Der Inhalt von Uhlands Herzog Ernst soll in höchstens 10 Zeilen gefaßt wiedergegeben werden"; anderswo (S. 80) verlangt er, „die Handlung des ersten Aktes in einen Satz von 5 bis 8 Zeilen zu fassen".

2) Allerhand Sprachdummheiten[2] S. 136—154.

seines Glückes rühmt, das vor dessen Augen einlaufende Sieges- und Freudenbotschaften bestätigen und erhöhen, wirft auf Veranlassung des frommen Königs, um die auf allzu großes menschliches Glück neidischen Götter zu versöhnen, einen kostbaren Ring ins Meer, erhält diesen aber am nächsten Tage durch seinen Koch, der ihn im Magen eines eben dem Könige geschenkten Fisches gefunden hat, zurück, so daß Amasis dem nach seiner Meinung rettungslos der Rache der Götter verfallenen Tyrannen seine Freundschaft aufkündigt. δ) Der Tyrann Polykrates von Samos rühmt sich seinem Freunde Amasis von Ägypten gegenüber seines Glückes; eintreffende Siegesbotschaften und glücklich beendete Handelsunternehmungen bestätigen vor unsern Augen seine stolze Rede. Der fromme Amasis fürchtet, die Götter, die auf allzu großes Menschenglück neidisch seien, möchten an seinem Freunde furchtbare Rache nehmen, und rät ihm, um sie zu versöhnen, sich seines kostbarsten Besitzes zu entäußern. Polykrates wirft einen wertvollen Ring ins Meer. Am nächsten Morgen bringt diesen der Koch, der ihn im Magen eines dem Tyrannen geschenkten Fisches gefunden hat, Polykrates zurück. Daraus entnimmt Amasis, daß jener rettungslos der Rache der Götter verfallen sei, und kündigt ihm, um nicht in sein Schicksal verwickelt zu werden, die Freundschaft auf. — Jägers Forderung wurde etwa so genügt: Der wegen wiederholter Empörung gegen seinen Stiefvater, den deutschen Kaiser Konrad II., ins Gefängnis geworfene Ernst, Herzog von Schwaben, soll vom Kaiser wieder in seine Würden eingesetzt werden, wird aber, da er sich eine der von Konrad gestellten Bedingungen, nämlich mit seinem Freunde Werner von Kyburg zu brechen, zu erfüllen weigert, in Acht und Bann getan. d) Schriftliche Übungen. Der Schüler mußte einige der vorher angestellten mündlichen Übungen schriftlich fixieren, sodann nach gegebenen Themen kurze Briefe entwerfen: Glückwunschschreiben zu Neujahr oder zum Geburtstage eines Freundes, des Vaters, der Großmutter, Einladungen mit Zusage und Absage, Beileidschreiben mit Danksagung, Mahnbriefe mit Antwort, Unterstützungsgesuche mit Gewähr und Abweisung, Empfehlungsschreiben u. a. Auf möglichste Kürze wurde gedrungen, oft geradezu die Zahl der niederzuschreibenden Sätze bestimmt, Anrede und Unterschrift nicht vergessen, auf die nach Absender und Empfänger, Stimmung und beabsichtigte Wirkung möglichen Spielarten des Stils aufmerksam gemacht, Eigenes an die Stelle des Verfehlten gesetzt. Die Briefform bildete mindestens so lange den Hauptstock der schriftlichen Übungen, als die systematische Unterweisung in der Aufsatz- bzw. Dispositionslehre noch nicht beendigt war; es wurde damit bezweckt und erreicht, daß sich der Schüler besonders anfangs in Ausdruck und Ordnung des Stoffs freier und leichter bewegte, wie dies ja der Briefstil

am ehesten gestattet. Beispiele: (Mahnung mit Antwort, zu je zwei Sätzen:) Lieber Franz. Darf ich Dich bitten, dem Überbringer dieser Zeilen den Freytag-Band, den Du vor vier Wochen von mir entliehen hast, auszuhändigen: ich möchte ihn zu meinem deutschen Aufsatze benutzen. Solltest Du seiner noch weiter bedürfen, stelle ich ihn Dir von übermorgen ab gern wieder zur Verfügung. Mit herzlichen Grüßen auch an Deine lieben Eltern Dein Karl. — Lieber Karl. Anbei schicke ich Dir mit herzlichem Danke das Buch zurück; ich hätte es Dir schon längst selbst gebracht, hatte aber wirklich in den letzten Wochen keinen Augenblick Zeit übrig. Es tut mir leid, daß ich Dir für Deine Freundlichkeit noch Mühe gemacht habe! Auf baldiges Wiedersehen! Dein Franz. — (Neujahrswünsche. An die Eltern:) Teure Eltern. Zum bevorstehenden Jahreswechsel sende ich Euch aus der Ferne meine herzlichsten Glückwünsche: schenke Euch Gott für alles, was Ihr an mir getan habt, Gesundheit und rechte Lebensfreude und vergönne er uns bald ein fröhliches Wiedersehen. Wir sind infolge der Inventur stark angestrengt; sobald wir die schlimmste Arbeit hinter uns haben, schreibe ich Euch ausführlich über mein Ergehen. Bis dahin behaltet lieb Euern Karl. — (An einen alten Lehrer:) Hochverehrter Herr Professor. Der bevorstehende Jahreswechsel gibt mir eine freudig begrüßte Gelegenheit, Ihnen die herzlichsten Glückwünsche auszusprechen und Sie aufs neue meiner unverlöschlichen Dankbarkeit zu versichern. Ich bitte Sie, mir freundlichst zu erlauben, daß ich mich gelegentlich persönlich nach Ihrem Befinden erkundige.[1]) Ich bleibe, hochverehrter Herr Professor, Ihr immer dankbarer Schüler Karl Müller. — (Ein Bewerbungsschreiben:) Sehr geehrter Herr Kommerzienrat. Aus der heutigen Zeitung ersehe ich, daß Sie einen Privatsekretär suchen. Da ich glaube, einen solchen Posten ausfüllen zu können, erlaube ich mir Ihnen anbei Abschriften meiner letzten Zeugnisse zu senden, und halte mich zugleich für eine persönliche Vorstellung jederzeit zu Ihrer Verfügung. In vorzüglicher Hochachtung Karl Müller. — (Zusage:) Euer Wohlgeboren bitte ich mit Bezug auf die am 25. d. M. mir übersandten Zeugnisse sich morgen, Dienstag, im Laufe des Vormittags zu einer Rücksprache in meiner Wohnung gefälligst einfinden zu wollen. Ergebenst Paul Schmidt, Kommerzienrat. — (Absage:) Euer Wohlgeboren sende ich die mir unter dem 25. d. M. gütigst übersandten Zeugnisabschriften anbei dankend zurück, da die von mir ausgeschriebene Stelle schon durch einen geeigneten Bewerber besetzt ist. Ergebenst P. S.

---

1) Ähnliche Wendungen wurden dem Schüler empfohlen, um durch die für unsern Zweck erwünschte Kürze des Schriftstücks dies selbst nicht an Wahrscheinlichkeit verlieren zu lassen.

Zweite Stunde. a) Der Schüler liest einige zu Hause — nach Wahl — angefertigte Inhaltsangaben von epischen Gedichten vor; die Kritik unterbricht selten und richtet sich am Schlusse vornehmlich gegen übermäßige Ausdehnung, die in der Regel von zu starker Betonung des Nebensächlichen herrührt, und gegen grobe grammatische und stilistische Verstöße. Bemerkt sei nebenbei, daß als Grundsatz festgehalten wird, in stilistischer Beziehung anfangs möglichst weitherzig und nachsichtig zu sein, da durch zu peinliche Säuberung und Glättung des Stils beim Schüler leicht Ängstlichkeit, Unsicherheit und damit das, was gerade bekämpft werden soll, Langsamkeit in der Niederschrift, hervorgerufen wird. b) Ähnliche Behandlung mündlich vom Schüler vorgetragener Stoffe; der Schüler wird wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß es vorerst weniger auf das Wieviel und Was, als auf das Wie ankomme und vor allem fließender Vortrag nötig sei. c) Seine mündlichen Vorträge schließt der Schüler mit den ersten zwei Briefen von Cholevius. Diese Briefe sind stellenweise etwas schwer und gehen über den Standpunkt eines Untersekundaners hinaus, bedürfen deshalb nicht selten der Erläuterung; auch Cholevius' Beispiele werden öfter durch einfachere ersetzt. d) Kleine schriftliche Extemporeübungen wie in der ersten Stunde.

Dritte Stunde a) und b) wie vorher. c) Dritter und vierter Brief aus Cholevius. d) Als schriftliche Übungen kleine Beschreibungen des Wohnzimmers, der Schule, des Schulweges, der Aussicht vom Wohnzimmer aus — immer noch vorwiegend in Briefform. Beispiel: Liebe Großmutter. In Mutters Auftrage, die noch alle Hände voll zu tun hat, teile ich Dir vorläufig mit, daß wir seit zwei Tagen in unsrer neuen Wohnung und schon oberflächlich eingerichtet sind. Ich schreibe diesen Brief in meinem netten Zimmerchen, das zwar nach hinten hinausliegt, aber doch eine hübsche Aussicht hat. Der Hof ist geräumig und still; an ihn schließt sich ein kleiner Garten mit ein paar alten Bäumen. Ganz in der Ferne sieht man die Stadtbahnstrecke und dahinter ein Stück Heide. Hier werde ich ungestört arbeiten und mit meinen Schulfreunden spielen können; hier werde ich auch mein Großmütterchen empfangen, wenn sie uns einmal wieder mit ihrem Besuche erfreut. Nun, liebe Großmutter, bleibe recht gesund und laß bald etwas von Dir hören. Vater und Mutter grüßen Dich herzlich, und mit ihnen Dein treuer Enkel Fritz.

Vierte Stunde. a) und b) wie vorher. c) Fünfter und sechster Brief von Cholevius. d) Immer noch vorwiegend in Briefform Beschreibungen von Personen: eines Mitschülers, Lehrers, Vorgesetzten u. ä. Beispiel. (Attest:) Herr Karl Müller ist fünf Jahre lang, bis zum 31. Juli d. J., in meinem Bankgeschäfte als Kassierer tätig gewesen. Er hat sich in

dieser Zeit als ein fleißiger, umsichtiger und treuer Beamter bewährt, das Ansehen der Firma in jeder Weise zu heben bestrebt, mit seinen Kollegen allezeit in gutem Einvernehmen gestanden und durch Sachkenntnis, liebenswürdiges und gewandtes Benehmen das Vertrauen des Publikums gewonnen. Die Auflösung meiner Firma macht ihn stellenlos. Ich wünsche ihm von Herzen Glück zu weiterem Fortkommen. Fritz König, i. F. König u. Meier, Bankgeschäft. — (Ein Beileidschreiben:) Hochverehrte Frau. Die unerwartete Nachricht von dem plötzlichen Ableben Ihres Herrn Gemahls, meines unvergeßlichen Lehrers, hat mich tief erschüttert. Erschien er mir doch noch das letztemal, als ich ihn zu sprechen die Freude hatte, als das Urbild der Kraft und Gesundheit. Wohl ist eine geraume Zeit verflossen, daß ich zu seinen Füßen gesessen habe, aber wem hätten sich nicht seine stattliche, imponierende Gestalt, seine edlen, freundlich-ernsten Züge, sein klares, durchdringendes Auge unverlöschbar in das Gedächtnis gegraben! Und welche weisen und zu Herzen gehenden Worte kamen aus seinem Munde! Wie hing die ganze Klasse an seinen Lippen! Wie stolz machte uns sein Lob, wie beschämte uns sein Tadel! Fühlten wir doch alle, welch einen aufrichtigen Anteil er an jedem seiner Schüler nahm, wie sehr ihm die Förderung jedes einzelnen am Herzen lag: sichtlich gewannen wir unter dem Banne seiner Persönlichkeit nicht nur an geistiger, sondern auch an sittlicher Reife. Was ich besonders dem teuren Entschlafenen verdanke, werde ich, solange ich atme, nicht vergessen. Mögen Sie, hochverehrte Frau, bei dem unersetzlichen Verluste, der Sie betroffen hat, in dem Gedanken einigen Trost finden, daß Ströme des Segens von dem Heimgerufenen ausgegangen sind. Genehmigen Sie, hochverehrte Frau, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung. Fritz Müller.

Fünfte Stunde. a) und b) wie oben. Es werden nunmehr auch Inhaltsangaben von dramatischen Dichtwerken empfohlen und Anweisungen über knappe und doch erschöpfende Zusammenfassung des Inhalts eines Aufzuges gegeben (dabei Hinweis auf den Aktschluß zur Erkennung des Fortschrittes der Handlung). c) Siebenter Brief von Cholevius. d) Die kurzen Charakteristiken werden fortgesetzt, und zwar in Gegenüberstellungen von Charakterbildern, wie des Fleißigen und des Faulen, des Besonnenen und des Unbesonnenen u. ä. Beispiel: Lieber Sohn. Zugleich mit diesem Briefe erhältst Du Dein Taschengeld, das ich auf Deinen Wunsch etwas erhöht habe und Dir fortan monatlich statt vierteljährlich zugehen lassen werde, da Du Dir so eher zutrauen willst, damit auszukommen. Du klagst über die Schwierigkeit der Kunst sich einzurichten und bittest mich um Ratschläge: möchtest Du doch ebensowenig als geizig wie als verschwenderisch gelten. Entsinnst Du Dich noch

unsres Nachbars Hinz, des kleinen, elenden, immer griesgrämig drein-schauenden Männchens, dessen Lippen sich immer bewegten, dessen Augen immer unruhig flackerten, als ob er nur rechnete und Geld zählte? Er war der reichste Mann unsres Städtchens — und vielleicht der unglücklichste zugleich. So trostlos wie er selbst sah es in seinem Hause aus: wie hätte er sich und die Seinen, wie tausend andre beglücken können, wenn nicht der Geiz ihm Herz und Hand verschlossen hätte! Vor acht Tagen hat er sein selbstsüchtiges, unnützes Leben beschlossen: wer hat ihm eine dankbare Träne nachgeweint, wer ein liebevolles Wort über ihn gesprochen? Solch ein Gedächtnis möchtest Du doch nicht einmal hinterlassen! Aber auch keins wie der windige Kunz, den seine Verwandten nun glücklich nach Amerika geschafft haben, damit er ihnen durch seinen Leichtsinn hier nicht ferner Schande mache. Er hatte ein schönes Stück Geld von seinen sparsamen Eltern geerbt, aber wie flogen die sauer erworbenen Groschen der braven Alten zum Fenster hinaus! Nichts war dem Verschwender gut genug, nichts zu teuer: Laune und Begierde waren seine Kassierer. Und so kam es allzuschnell, wie es kommen mußte: die Kasse war eines Morgens leer, die lustigen Freunde von gestern waren verschwunden, und Herr Kunz ging ... borgen. So ein Herr Kunz möchtest Du auch nicht heißen? Nun, es gibt aber auch hier eine goldene Mittelstraße, die Du mit Nutzen wandeln wirst: sparsam, aber nicht geizig zu sein, das Geld nicht zu überschätzen, aber auch nicht zu verschwenden. Herrn Hinz und Herrn Kunz halte Dir bei Geldausgaben allzeit vor Augen. Damit schließe ich für heute. Mutter schreibt Dir in den nächsten Tagen; sie wünscht Dir glücklichen Fortgang Deiner Studien und grüßt Dich herzlich wie Dein Vater.

Sechste Stunde. a) und b) Vortrag schriftlicher und mündlicher Inhaltsangaben von Dramen. Der Schüler wird dabei auf die sich häufig in Theaterrezensionen zeigende Stümperhaftigkeit und Unvermögenheit des Schreibers, eine knappe, den erzählenden und den dramatischen Kern des Stückes heraushebende Wiedergabe zustande zu bringen, aufmerksam gemacht. Um eine übermäßige Ausdehnung der Arbeit zu verhüten, soll sich der Schüler etwa vorstellen, er habe in einem Aufsatze den Inhalt des Stückes als Beispiel nötig; es wird ihm auch wohl geradezu unter Berücksichtigung seiner Schrift, seines Heftes usw. aufgegeben, den Stoff auf eine bestimmte Anzahl von Seiten zusammenzudrängen. Beispiel (Inhaltsangabe der Jungfrau von Orleans:) Das Hirtenmädchen Jeanne d'Arc wird durch Marienerscheinungen und eine Gottesoffenbarung zur Retterin des von den Engländern hart bedrängten Frankreich berufen und ihr der glückliche Erfolg ihrer Sendung verbürgt, wenn sie der irdischen Liebe widerstehe. Mit ihrem wunderbaren Ein-

greifen in die Geschicke des Landes wendet sich dessen trostlose Lage, und eine Reihe glänzender Siege bringt sie vor die Tore von Reims, wo sie als Schlußstein ihres Werkes den Dauphin krönen soll. Da verliebt sie sich in den englischen Heerführer, verliert im Bewußtsein ihres Falles jedes Selbstvertrauen, nimmt, um ihre Schuld zu sühnen, die schwere Anklage ihres Vaters, sie stehe mit dem Teufel im Bunde, auf sich und muß deshalb, vom Hofe im Stich gelassen, in die Verbannung gehen. Durch die freiwillig übernommene Buße, Leiden und Erniedrigung auf der Flucht wird sie selbst geläutert, durch ihren Widerstand gegen Lionels neue Werbung der Himmel versöhnt und ihr die alte Kraft zurückgegeben. Sie führt das Heer zum letzten entscheidenden Siege und stirbt, versöhnt mit dem Himmel, beweint von einem dankbaren Volke. — (Prinz von Homburg:) Der junge Reitergeneral Friedrich von Homburg ist angesichts der von ihm heimlich geliebten Nichte des Kurfürsten bei Verlesung des Schlachtplanes am Morgen von Fehrbellin unaufmerksam, greift deshalb zu früh in den Kampf ein und wird trotz des von ihm entschiedenen Sieges wegen Insubordination vom Kurfürsten zu seiner Verwunderung und Entrüstung vor ein Kriegsgericht gestellt. Dadurch, daß der Kurfürst die Entscheidung des Falles in des Angeklagten eigne Hand legt, kommt dieser zur Erkenntnis seiner Schuld und der Berechtigung des Standpunktes des Fürsten, und dieser kann nun von seinem schöneren Rechte der Begnadigung Gebrauch machen, wozu er die Hand seiner Nichte fügt. — (Minna von Barnhelm:) Der edle Major von Tellheim ist verdächtigt worden, sich vom Feinde haben bestechen zu lassen, mit schlichtem Abschiede entlassen und verarmt; er weigert sich deshalb das dem reichen Fräulein von Barnhelm während des Krieges gegebene Eheversprechen einzulösen. Vergebens versucht die Braut das übertriebene Ehrgefühl ihres Verlobten durch den Hinweis auf sein schuldloses Gewissen und ihre unveränderte Liebe auf das rechte Maß zurückzuführen. Erst als die von Tellheim vermißte äußere Anerkennung seiner Ehrenhaftigkeit ihm durch ein gnädiges Handschreiben des Königs verbürgt ist, sind seine Bedenken gegen eine Verbindung mit Minna gehoben. — c) Achter Brief von Cholevius. d) Kleine Beschreibungen von Bildern, Bildwerken, Gegenständen.[1]) Beispiel. (Böcklins Toteninsel:) Aus der

1) Der Figaro erzählte jüngst in einem Aufsatze „Wie Maupassant dichten lernte", daß Flaubert, dessen Lieblingsschüler M. gewesen sei, diesem eines Tages gesagt habe: Stelle dich vor diesen Kamin und beschreib ihn mir ganz genau. Du mußt ihn gut beobachten, und deine Feder muß ihn vollständig „nachzeichnen", so daß ich, wenn ich deine Schilderung lese, ganz genau wissen muß, daß es sich nur um diesen Kamin handeln kann und um keinen andern. Erst dann wirst du gut und gewissenhaft gearbeitet haben. — Daneben halte man die Ausführungen bei Cholevius (Brief 6), daß der Schüler sehen lernen müsse.

schwarzen Flut ragt mit steil abfallenden Wänden ein Felseneiland; spärliches Grün verdeckt hier und da das Gestein, nur vor dem Eingang steigen kalt und ernst dunkle Zypressen in die Höhe. Auf der Insel selbst kein Leben; nur künstliche Pforten im Felsen und Mauerwerk verraten Menschenspuren. Scharf heben sich von der finsteren Umgebung der Tote im weißen Sterbekleide und sein bekränzter Marmorsarg ab, die der Fährmann soeben nach der stillen Wohnung rudert. Eine ergreifende Schwermut lagert über dem Bilde, das wunschlose Ruhe, keine erhebende Hoffnung predigt.

Siebente Stunde. a) und b) wie oben. c) Neunter und zehnter Brief von Cholevius. d) Schriftlich kleine Abhandlungen — auch in Briefform — über den Wert der Zeit, des Geldes (auf Moltkes Brief an seine Neffen, abgedruckt im Lesebuche von Hopf und Paulsiek für OIII wird aufmerksam gemacht), des Militarismus, patriotischer Feste, der Denkmäler u. ä.; der Schüler soll sich in die Lage eines Redakteurs hineindenken, der anläßlich des bevorstehenden Sedanfestes einen kurzen Artikel darüber zu schreiben hat, ob es fernerhin noch zweckmäßig sei, dies Fest zu feiern.

Achte Stunde. a) und b) wie oben. Es wird auf entsprechende Verwertung kleinerer Prosastücke, zunächst aus dem Lesebuche, hingewiesen — so jetzt auch in den preußischen Lehrplänen — und die Schwierigkeit der Zusammenziehung solcher Stoffe besprochen, da sich der Schriftsteller, wie man voraussetzen muß, schon nach Möglichkeit knapp gefaßt hat. c) Elfter Brief von Cholevius. d) Es werden kleine Reden, vorzugsweise in Form von Trinksprüchen am Geburtstage eines Freundes, des Landesherrn u. ä. verlangt. Beispiel: Wie alljährlich sieht unser Werner zu seinem Wiegenfeste eine stattliche Anzahl Freunde um sich versammelt; für ihn gilt eben auch das Wort: Er rief, und alle, alle kamen. Fühlt sich doch ein jeder wohl in seinem Hause und in seiner Nähe, und weiß doch jeder von uns aus Erfahrung die aufrichtige und selbstlose Freundschaft unsres lieben Kameraden zu schätzen. So mag es denn ihm und — uns vergönnt sein, noch recht oft eine Wiederkehr dieses Tages zu erleben und überzeugt und dankbar mit dem Weisen des Alten Testaments zu bekennen: Wohl dem, der einen treuen Freund hat. Diesem Wunsche bitte ich euch alle Ausdruck zu geben durch ein kräftiges Heil unserm Werner!

Neunte Stunde. a) und b) Vortrag schriftlich und mündlich vorbereiteter Auszüge der empfohlenen Art. c) Zwölfter Brief von Cholevius. d) Kleinere Reden, wie die Abschiedsansprache eines Abiturienten (in der Regel mit genauerem Thema, z. B. Nur Beharrung führt zum Ziel), Rede zum Reformationsfeste, auch Reden im Anschlusse an Cäsar, Livius, Xenophon — je nachdem dem Schüler der Stoff geläufig war.

Zehnte Stunde. a) und b) wie vorher. Die fremdsprachige Lektüre wird zur Ausbeute empfohlen. Bei der Gelegenheit wird auf das Dilemma der Übersetzungskunst, zu wörtlich — aber undeutsch, zu frei — aber ungenau zu übersetzen, hingewiesen. c) Dreizehnter Brief von Cholevius. d) Der Schüler muß nach einem gegebenen Thema — meist wurde ein Sprichwort gewählt — kleine Geschichten erfinden.

Elfte Stunde. a) und b) wie oben. Dem Schüler wird eine umfangreichere Erzählung (wie Hauffs Lichtenstein, Eichendorffs Taugenichts, Goethes Novelle) zu schriftlicher und mündlicher Wiedergabe vorgeschlagen. c) Vierzehnter Brief von Cholevius. d) wie vorher.

Zwölfte Stunde. a) und b) dem Vorschlage entsprechend. Von jetzt ab wird dem Schüler für die schriftliche Arbeit immer eine bestimmte Aufgabe, zunächst immer noch eine Inhaltsangabe, gestellt, mitunter auch gute, womöglich klassische, naturwissenschaftliche Abhandlungen und Werke ihm aus der eignen Bibliothek mitgegeben; für den mündlichen Vortrag bleibt ihm die Auswahl überlassen, doch wird zur Pflege seiner allgemeinen Bildung auf entlegenes Gute, auch auf Modernes (Dramen, Romane) aufmerksam gemacht. c) Fünfzehnter Brief von Cholevius. d) Der Schüler muß eine kleine Fabel, ein Märchen erfinden: es wird ihm in Gestalt von Tieren, Gegenständen das Material geliefert; man kann mit Lessingschen und andern Fabeln anfangen, ob sie dem Schüler bekannt sind oder nicht. Beispiel. (Pappel und Apfelbaum:) Eine Pappel rühmte sich einem Apfelbaume gegenüber ihrer Höhe und Stärke: Ich rage fast in die Wolken, sagte sie; mich begrüßt die Sonne zuerst, wenn sie aufgeht, mich zuletzt, wenn sie scheidet, drum huldige mir und neige dich vor mir. Da kamen jubelnd Kinder angesprungen, holten sich vom Apfelbaume einige seiner rotwangigen, saftigen Früchte herunter, lagerten sich in seinem Schatten, denn die Sonne brannte heiß, und sangen vor Lust. In der Nacht aber kam ein Gewitter, und am Morgen lag die Pappel zerschmettert am Boden. —

Hier brechen meine Entwürfe ab; der geduldige Leser wird aber schon längst erkannt haben, was und wie ich es meine. Es versteht sich von selbst, daß nicht alle die vorgeschlagenen Themata in der Stunde bearbeitet werden konnten, wenngleich wir es nicht selten auf drei und vier kurze schriftliche Arbeiten gebracht haben; manche geben die Gelegenheit und der Augenblick ein — sie sind dem Gedächtnisse entschwunden. Sehr von Einfluß auf den Umfang des zu absolvierenden Pensums ist natürlich neben der Gewandtheit und Reife des Schülers eine fleißige Vorbereitung des Lehrers; es ist nicht jedem gegeben und überhaupt nicht leicht, solche Aufgaben zu extemporieren und die zweckmäßigen Fingerzeige für ihre schnelle Behandlung zu geben. Später kostete die

passende Auswahl der Stücke und Themen Zeit, und hin und wieder schien selbst eine schriftliche Aufzeichnung eines Probebeispiels nötig, das vor oder nach der Arbeit des Schülers verlesen wurde.

Allmählich erweiterte sich der Kreis der empfohlenen Lektüre: Abhandlungen von Goethe, Schiller, Aufsätze von Treitschke, Biese, Broschüren (Iherings Kampf ums Recht), solche theologischen, kunsthistorischen Inhalts folgten; gegen Ende wagten wir uns sogar an Aufgaben — und sie schienen mir mit Vorliebe bearbeitet zu werden — wie solche: Aus Platens „Lebensregeln", aus Cäsar Flaischlens Gedichtband: Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens die Weltanschauung des Dichters zu ergründen, nach Annette von Drostes Heidebildern die Heide zu schildern, ob Fuldas Talisman des Schillerpreises würdig gewesen wäre u. ä.

Als die Choleviussche Anleitung durchgearbeitet war, wechselten mit jenen Aufsätzen mehr reproduzierender Art freie Themen ab, bei denen nun der Gewinn der systematischen Unterweisung zur Anwendung kommen und erprobt werden sollte — sei es, daß die vollständige Ausarbeitung, sei es, daß nur die Disposition verlangt wurde. Am Schlusse des „mündlichen" Teils der Stunde wurden dann regelmäßig ein bis zwei Themen zu Dispositionsübungen gestellt. Hauptsächlich um den Schüler mit den verschiedenen Stilarten theoretisch und durch Beispiele bekannt zu machen, wurden Linnig oder Naumann zur Anschaffung empfohlen und gelegentlich dort skizzierte Aufsätze ausgeführt. An die Stelle der vorbereiteten mündlichen Vorträge oder neben sie trat die Erklärung kürzerer Goethescher und Schillerscher Stücke: des letzteren Epigramme erwiesen sich für kurze Ausführungen besonders zweckdienlich. Unter d) wurden später auch kurze Gedankengänge von Gedichten, auch lyrischen, Erklärung von Synonymen, Sprichwörtern und Sinnsprüchen verlangt, gelegentlich auf alte Übungen, z. B. in Briefform, zurückgegriffen.

Daß die hier gemachten Vorschläge, die ohne Ausnahme in der Praxis zur Anwendung gekommen sind, durch passende Beispiele, methodischeren Stufengang, zweckmäßigere Gruppierung des Stoffes ersetzt und verbessert werden können, gebe ich ohne weiteres zu; da sie aber den gewünschten Erfolg gehabt haben, bin ich im Privatunterrichte immer wieder auf dem einmal festgetretenen Wege gewandelt. Die Schüler gewannen nach meiner Beobachtung verhältnismäßig bald drei wichtige Dinge: sie übersahen ordnend und sondernd leicht einen ihnen vorgelegten, ihrem Verständnisse angemessenen Text; sie verloren die Scheu vor einem Thema und wußten mit seltenen Ausnahmen, oder ich sage vorsichtiger, wagten ein beliebiges Thema überhaupt anzufassen; sie bekamen einen flüssigen Stil. Dazu erweiterten sich ihre Literaturkenntnis und ihre allgemeine Bildung. Um dies den Schülern zum ermunternden Bewußt-

stein zu bringen, riet ich ihnen u. a., die angefertigten Arbeiten aufzubewahren, und es war mir selbst interessant und lehrreich, die Fortschritte bei einem Primaner, der sämtliche Arbeiten in einem Hefte beisammen hatte, zu konstatieren.

Es ist mir nach solchen Erfahrungen wünschenswert erschienen, ähnliche Übungen auch in die Schule zu verpflanzen, wenn auch erst von einer der Mittelklassen, meinetwegen erst von Sekunda ab: dort würde das wetteifernde Bemühen, die gewandteste Inhaltsangabe, die geschmackvollste Form zu finden, den Erfolg noch erhöhen können. Geradezu gestatten ja unsre preußischen Lehrpläne solche Übungen nicht, aber es fragt sich, ob ihnen bei dreistündigem Wochenunterrichte nicht eine Stunde gewidmet werden könnte, ohne das Ziel des Unterrichts im ganzen zu gefährden. Freilich eine regelmäßige Durchsicht aller schriftlichen Arbeiten könnte man dem Lehrer nicht zumuten; er müßte sich mit der mündlichen begnügen oder die eine und andre mit nach Hause nehmen, um durch solche über jedem Hefte schwebende Kontrolle allzu flüchtigem und gleichgültigem Geschreibsel des Schülers vorzubeugen.

Darauf, daß die Sache, besonders anfangs, viel Mühe macht, habe ich schon hingewiesen, aber sie lohnte sich zweifellos auch in der Schule zunächst dadurch, daß wir weniger über Sprödigkeit des Stils und Schwerfälligkeit oder gar Unklarheit der Darstellung in den deutschen Aufsätzen zu klagen hätten.[1])

---

1) Ich möchte hier ebensowenig wie in dem eingangs angezogenen Aufsatze unterlassen, auf die Pflege der Muttersprache in den französischen Schulen als auf ein beherzigenswertes Vorbild hinzuweisen. Die Vermutung Hasbachs (Über den französischen Hochschulunterricht, Preuß. Jahrb. Juli 1908), auf die er, wie er sagt, beim Durchblättern französischer Schulbücher zum Unterrichte in der Muttersprache geführt worden sei, daß dieser Unterricht in Frankreich stärker gepflegt werde als bei uns, und daß, was uns als Gabe der Natur erscheine — er meint die Gewandtheit im Gebrauch der Sprache —, in hohem Grade ein Werk der Erziehung sein möchte: diese Vermutung trifft unzweifelhaft das Rechte. Nicht nur stellen dort die Lehrpläne dahingehende Forderungen auf, nicht nur steht eine Fülle grammatischer und stilistischer Hilfsmittel mit geschmackvoll ausgewählten Musterbeispielen zu Gebote, sondern jeder, der in das Getriebe einer französischen Schule hat Einblick tun dürfen, weiß, wie klar und schön der Vortrag des Lehrers, wie gewählt seine Sprechweise ist und welchen Wert schon die Elementarschule ziemlich früh auf kleine stilistische Ausarbeitungen legt, wie wir sie oben empfohlen haben. *Πορεύου καὶ σὺ ποίει ὁμοίως.*

Die Reihenfolge der Lieder des Kürenbergers.

Von **Chr. Aug. Mayer** in Köln.

Auf die viel umstrittene Frage, wie die Lieder des Kürenbergers anzuordnen sind, kann an dieser Stelle durch Kritik der bisherigen Hypothesen nicht eingegangen werden. Die letzte zusammenfassende Untersuchung von E. Joseph: Die Frühzeit des deutschen Minnesangs. I. Die Lieder des Kürenbergers. Straßburg 1896 = Quellen und Forschungen 79 hat nicht allseitige Anerkennung gefunden; vgl. R. M. Meyer: Kürenbergparodien? Z. f. d. A. 41 (1897) 373 flg. Eine Wiederaufnahme der Untersuchung ist also immer noch am Platze. Die die Gedichte überliefernde große Heidelberger Liederhandschrift bringt sie in der bei Bartsch: Deutsche Liederdichter[3], herausgeg. von Golther, Nr. I abgedruckten Reihenfolge mit der Ausnahme, daß Bartsch 19/22 in der Handschrift hinter 47/50 steht. Eine allseitig befriedigende und zugleich ungezwungene Erklärung der Gedankenverbindung zwischen den einzelnen Strophen nach der Anordnung bei Bartsch ist nicht gefunden und meines Erachtens undenkbar: die Anschauungen der redenden Personen über das Thema sind so verschieden, die Entwicklung des Inhalts so sprunghaft, die Stimmungen und Gefühle der Helden und Heldinnen so wechselnd, daß, die Strophen als ein Ganzes gefaßt, der Dichter ein armer Stümper gewesen sein müßte, wenn er es nicht besser verstanden haben sollte, seinen Gedanken eine angemessenere Form zu geben. Den Eindruck machen die Verse auch gar nicht. Entweder muß also eine andre Ordnung vorgenommen werden, oder es handelt sich um einzelne selbständige Lieder, vielleicht mehrerer Dichter. Daß gewisse Zusammenhänge vorhanden sind, bemerkt der aufmerksame Leser gleich; am auffälligsten ist es bei 15/19 und 19/22. Aber nicht alles läßt sich nach meinem Gefühl wenigstens unter einen Hut bringen. Ich versuche unbekümmert darum, wie die Überlieferung entstanden sein kann, durch Inhaltserklärung eine Reihenfolge festzustellen, die den Worten keinen Zwang antut und der Logik nicht widerspricht. Ich will einem Gedanken des inzwischen auf so traurige Weise aus seinem Wirkungskreis abberufenen verdienstvollen Erklärers altdeutscher Lyrik, E. Joseph, folgend die Rekonstruktion des Liebesromans, dem der größere Teil unsrer Verse gilt, versuchen.

Drei Gruppen von Liedern sind zu unterscheiden:

I. 1—5; 6—10; 43—46; 11—14; 27—30; 31—42.

II. a) 15—18; 19—22; b) 23—26; c) 55—58; 59—62.

III. 47—50; 51—54.

I. ist ein Liebesdrama in Monologen der Dame; die ganze Leiter der Gefühle, die das weibliche Herz durchtoben von dem Augenblick an, da es die Treulosigkeit des Geliebten ahnt, bis zum resignierten „Es wär' so schön gewesen“, angstvolle Sorge um den Grund zum Fernbleiben des Erwarteten, höchster Schmerz, als er dann kommt und von Trennung spricht, bittre Klage über die Klatschsucht der Welt, die das Glück eines armen Weibes zerstört, und doch die bange Hoffnung, daß alles sich noch einmal zum besten wenden könne, zorniger Haß gegen den Anstifter des Unheils bei der Erkenntnis von der Nutzlosigkeit aller Liebesmüh, allmählich wehmütige Erinnerung an einstiges Glück und zum Schluß die philosophisch überlegende Anerkennung der Widerwärtigkeit des Schicksals mit dem frommen Wunsche für das Wohlergehn andrer Liebespaare: da fehlt kaum ein Glied der Kette. Wir sehen die ganze Entwicklung der dramatischen Handlung: Anfang, Höhepunkt, Schluß, deutlich vor Augen. Wir hören aus den Klagen der Frau die Geschichte ihrer Herzenskämpfe und vernehmen die Geschicke ihres Gegenspielers: kurz, wir erhalten ein kleines Kabinettstück von Stimmungsmalerei — wenn es erlaubt ist, aller Überlieferung zum Trotz die Strophen aus ihrem alten Standorte herauszuwerfen. Der Versuch jedoch sei erlaubt. — Ich stelle den Text voran und schließe daran die Entwicklung des Inhaltes.

1—5: vil lieben vriunt verkiesen || daz ist schedelîch:
swer sînen vriunt behaltet || daz ist lobelîch.
die site wil ich minnen.
bit in, daz er mir holt sî, || als er hie vor was,
und mane in waz wir redeten, || dô ich in ze jungeste sach.

Daß die Verse von einer Frau gesprochen werden, zeigen 'in' 4; 5; 'er' 4. Eine Dame also schickt einen Boten an einen Ritter mit dem Auftrage, ihn an seine Worte bei ihrem letzten Zusammensein zu erinnern. Diese Worte versprachen offenbar baldige Wiederkehr. Aber der Geliebte ist ferngeblieben; darum läßt sie ihn bitten, ihr seine Liebe wieder zuzuwenden. Um aber dies der strengen Etikette wenig genügende Verfahren, daß sie den Treulosen selbst holen läßt, zu rechtfertigen, spricht sie zu ihrer eignen Beruhigung ihre Zustimmung zu dem Satze aus, daß es schädlich und darum töricht sei, einen Freund ohne Aufbietung aller Mittel ziehen zu lassen, ihn also durch eigne Schuld zu verlieren (verkiesen), daß es löblich und klug sei, ihn sich zu erhalten. — Es ergibt sich demnach aus dieser Strophe für die Vorgeschichte unsres Dramas: der Geliebte hat die Dame entgegen seinem Versprechen beim letzten Abschied längere Zeit gemieden; sie läßt ihn, ohne die Gründe seines Fernbleibens zu kennen, durch einen Boten zur Rückkehr laden.

6—10: wes manest du mich leides || mīn vil liebe liep?
unser zweier scheiden || muoze ich geleben niet.
verliuse ich dīne minne,
so lāze ich diu liute || harte wol entstān
daz mīn vreude daz minnist ist || umb alle andere man.

Frauenstrophe nach 10. Die Dame versichert dem anwesenden Geliebten, daß ihre Neigung nur ihm gelte und daß sie eine Trennung von ihm nicht ertragen werde.

Der Ritter ist also der Ladung gefolgt: so erklärt sich am besten die unmittelbare Anrede in 6. Der Grund seines Fernbleibens war das Gerede der Leute von der Untreue der Dame. Diesen Vorwurf hat er ihr jetzt wiederholt. Aber sie sucht ihn mit echt weiblicher Logik zu widerlegen durch die Erklärung: Trennung ertrage ich nicht; freilich, sollte es so weit kommen, dann würde die Welt schon an meiner Verzweiflung erkennen, wie falsch der Verdacht war. Darum darfst du mich nicht verlassen. (Damit ist natürlich die einzige ihr mögliche Art der Rechtfertigung unmöglich!) —

43—46: ez gāt mir vonme herzen || daz ich geweine:
ich und mīn geselle || muozen uns scheiden.
daz machent lugenäre, || got der gebe in leit!
der uns zwei versuonde || vil wol, des wäre ich gemeit.

Frauenstrophe nach 44. Inhalt: Mein Schmerz ist begründet: mein Geliebter hat mich verlassen. (muozen uns scheiden = wir scheiden, die Trennung ist da.) Schuld daran sind die Lügen gottverfluchter böser Menschen. Wenn uns doch nur einer wieder zusammenbrächte! Die Überredungsversuche der Dame sind also erfolglos geblieben. Der Ritter meidet sie; aber noch hat sie die Hoffnung, daß ihre Unschuld an den Tag kommen werde, daß eine Versöhnung des Geliebten möglich sei. —

11—14: leit machet sorge || vil liebe wunne.
eines hubeschen ritters || gewan ich kunde.
daz mir den benomen hānt || die merker unt ir nīt,
des mohte mir mīn herze || nie vrō werden sīt.

Frauenstrophe nach 12/13. Die Strophe bezeichnet den Höhepunkt: die Möglichkeit wird zur Unmöglichkeit. In bitteren Anklagen ergeht sich die Dame gegen die Zerstörer ihres Glückes, die 'merker', deren Neugierde (sorge = Sorge andrer um fremde Dinge. Ich übersetze 11: In Leid kann einem die Neugier andrer das schönste Glück verkehren.) und Neid sie der höchsten Wonne mit ihrem schmucken Liebhaber beraubt haben. Ihr Glück ist dahin und wird nie wiederkehren. Drum muß sie ewig trauern.

Diese bestimmte Behauptung über ihr verlorenes und nicht wiederkehrendes Glück ist die Höhe der Stimmung. Die Anordnung der Ge-

danken: Unglück der Gegenwart; Erinnerung an Freuden der Vergangenheit, um die Zerstörer des Glückes zu verwünschen, und Verzweiflung für alle Zukunft — die Betonung der Begriffe: Leid, Neugier, Neid — und die Bestimmtheit im Ausdruck des Schlußsatzes zeigen, daß der Schmerz um das Verlorene und der Zorn gegen die Urheber des Unheils seinen Gipfel erreicht hat. — Allmählich ebbt die Hochflut dieser Stimmung ab: die zornig-schmerzvollen Gefühle des betrogenen Herzens lösen sich in wehmütige Erinnerungen an einst genossenes Glück auf.

27—30: swenne ich stān aleine || in mīnem hemede
und ich an dich gedenke || ritter edele,
sō erbluojet sich mīn varwe, || als rōse am dorne tuot,
und gewinnet mir daz herze || vil manigen trūrigen muot.

Frauenstrophe nach 28. Die Szene erinnert an die im Faust, wo Gretchen das Lied vom König in Thule singt. Die Dame gedenkt, bevor sie zur Ruhe sich legt, des immer noch Geliebten, und in der Erinnerung an die schöne Zeit genossener Freuden errötet sie, wie einst, da sie im Arme des Teuren das höchste Glück fand. Freilich, es ist nur eine Erinnerung, und da ihr das Jetzt zum Bewußtsein kommt, beschleichen sie wehmütige Gedanken, die den vollendetsten Ausdruck immer mehr vom besondern zum allgemeinen sich entfernender Resignation in den herrlichen Versen 31—42 finden:

Ez hāt mir an dem herzen || vil dicke wē getān,
daz mich des geluste, || daz ich nicht mohte hān,
noch niemer mac gewinnen, || daz ist schedelīch;
jone mein ich gold und silber: || ez ist den liuten gelīch.

Ich zōch mir einen valken || mēre danne ein jār,
dō ich in gezamete || als ich in wolte hān
und ich im sīn gevidere || mit golde wol bewant,
er huop sich ūf vil hōhe || und flouc in anderiu lant.

Sīt sach ich den valken || schōne vliegen,
er vuorte an sīnem vuoze || sīdīne riemen
und was im sīn gevidere || alrōt guldīn:
got sende si zesamene, || die geliebe wellen gerne sīn.

Frauenstrophe nach 31/34. Großer Schmerz hat mich getroffen: Mein Liebesglück ist dahin; aber es war wohl so vom Schicksal bestimmt, und was dieses dem Menschen versagt, danach soll er nicht verlangen. — Also ruhige Reflexion ist an die Stelle der früheren Gefühlsausbrüche getreten: „daz ist schedelīch“ spricht sie im Anblick des zerronnenen Glückes, mit derselben Ruhe wie Vers 1, da sie sich die Berechtigung ihres außerzeremoniellen Handelns einredete. Aber der Gedanke an die Vergangenheit bleibt rege: noch einmal faßt sie ihren Roman zusammen, ohne Bitterkeit und doch mit schmerzvoller Wehmut, als ein Bild von

Dingen und Verhältnissen, die der ritterlichen Gesellschaft geläufig waren: in der Geschichte vom treulosen Falken. ‚Ich hegte und pflegte mir einen Freund, und da ich auf dem Gipfel des Glückes zu sein glaubte, zog er von dannen. Später erblickte ich ihn nochmals: kostbare Siegeszeichen schmückten ihn und bewiesen, daß er im Dienste andrer Herrinnen glücklich stritt. Vorbei! — Möge Gott alle zusammenführen, die sich lieb haben.‘

Diese Verse darf man ohne besondere Nötigung, wie ich glaube, als inhaltlich zusammengehörig hintereinander stellen. Sie bilden eine in sich geschlossene Gruppe psychologisch wohl erklärlicher Stimmungsbilder.

Ein ganz andres Gesicht tragen:

15—22: ich stuont mir nehtint spāte || an einer zinne,
dō hōrt ich einen ritter || vil wol singen
in Kurenberges wīse || al ūz der menigīn:
er muoz mir diu lant rūmen, || ald ich geniete mich sīn.

Nu brinc mir her vil balde || mīn ros, mīn isengewant,
wan ich muoz einer vrouwen || rūmen diu lant,
diu wil mich des betwingen || daz ich ir holt sī:
si muoz der mīner minne || iemer darbende sīn.

Da ist zunächst die Frau die ungestüm verlangende, die im Bewußtsein ihrer Machtstellung vorschreiben darf: Vogel friß oder stirb! Aber der Ritter ist auch sein eigner Herr: ich danke für ihre Minne; darum verlassen wir das Land!

Ähnlichen Charakter tragen die Verse 23—26:

jō stuont ich nehtint spāte || vor dīnem bette
dō getorste ich dich, vrouwe, || niwet wecken.
des gehazze . . . || got den dīnen līp!
jō enwas ich niht ein wilde bēr || so sprach daz wīp.

Der Ritter hat die Dame in einer verfänglichen Situation gesehen; aber er hat keinen Gebrauch von seinem Glück gemacht. Mit einem Fluche über seine Dummheit antwortet die Dame.

Dahin gehören endlich noch 55—62:

aller wībe wunne || diu gēt noch megetīn.
als ich an sie gesende || den lieben boten mīn
jō wurbe ichz gern selbe, || wār' ez ir schade niet;
in weiz, wiech ir gevalle: || mir wart nie wīp so liep.

Wīp unde vederspil || diu werdent līchte zam:
swer si ze rechte lucket || so suochent si den man.
als warb ein schōne ritter || umb eine vrouwen guot:
als ich daran gedenke, || so stēt vil hōhe mīn muot.

Daß die Worte ein Mann spricht, steht außer Zweifel. Der Charakter der redenden Person ist umstritten. Meines Erachtens ist dieser Ritter

von einer gewissen Don Juan-Manier nicht freizusprechen. Das schönste Weib, so reflektiert unser Held, ist noch Jungfrau. Ich habe Aussicht bei ihr. Etwas Rücksicht muß man allerdings auf die Welt nehmen. Senden wir ihr also einen Boten mit entsprechenden Aufträgen. — Ja, man muß es nur verstehn, die Frauen richtig zu behandeln; dann werden sie schon kirre. So habe ich's stets gehalten und immer noch Glück gehabt. Wir können also auch hier getrost sein.

Man sieht deutlich, daß die Personen dieser fünf Strophen in puncto puncti ganz anders denken als die Heldin von I. Ob darum éin Verfasser der betreffenden Strophen anzunehmen ist, steht dahin. Jedenfalls fehlt ein organischer Zusammenhang mit den Versen von I.

Die dritte Gruppe bilden die Verse 47—54:

wîp vile schône, || nu var du sam mir,
lieb unde leide || daz teile ich samet dir.
die wîle unz ich daz leben hân, || so bist du mir vil liep.
wan minnest einen bôsen, || des engan ich dir niet.

Der tunkele sterne, || sich, der birget sich.
als tûo du vrouwe schône, || so du sehest mich,
sô lâ du dîne ougen gân || an einen andern man:
sôn weiz doch lützel iemen, || wiez under uns zwein ist getân.

Die Verse sind eine Art Gegenstück zu I. Ungestörter Genuß ihres Glückes wird den Liebenden nicht gewährt. Er will sie daher entführen und bietet ihr zum Ersatz für das, was sie verläßt, alles, was er hat, zum Besitze an. Freilich ist das nicht mehr als ‚Lieb und Leid', und darum versichert er ihr die Größe seiner Liebe und seine Besorgnis, daß sie, genötigt ihn preiszugeben, einem Bösewichte anheimfalle. — Aber die Dame folgt nicht seinen Lockungen in die ungewisse Ferne, und so begnügt er sich als seliger Liebhaber, dem schon das stumme Betrachten des geliebten Bildes eine Wonne ist, mit dem Anblick der Geliebten aus der Ferne. Wird ihm auch kein holdes Lächeln zuteil, — wenn ihm nur ihre Liebe gewahrt bleibt.

Mit dieser Strophenordnung ist, wie ich meine, ein innerer Zusammenhang wenigstens zwischen einer Reihe von Strophen gerettet. Es bleibt freilich die Frage, ob wir berechtigt sind, nach unserm Gefühl die Strophen aufzufassen und so sehr entgegen der Überlieferung anzuordnen. Wenn aber die Überlieferung nur mit Gewalt sich für eine dem Sprachgebrauch folgende Erklärung hergibt, so dürfen wir uns wohl für berechtigt halten, dem Inhalt zuliebe eine Äußerlichkeit der Form preiszugeben. Wir tragen durchaus nichts in die Verse, was sie nicht enthalten könnten, und weshalb sollte die ritterliche Gesellschaft des 12. und 13. Jahrhunderts anders über Liebesglück und Liebesleid gedacht

haben als unsre Zeit? Wenn unsre moderne Art auch weit von jener alten Natürlichkeit abstehen mag, — dieses Thema ist doch uralt, und wo wir in der großen Masse mittelalterlicher konventioneller Liebesklagen blasierter Salonlöwen natürliche Frische finden, da sollten wir den Edelstein von den Schlacken der Umgebung befreien und uns an seinem Schimmer freuen, statt einer vorgefaßten Meinung für gewisse Systematisierungen zuliebe ihn zu zerschlagen oder aus falscher Scheu vor seiner Umgebung in deren Dunkel ihn blind zu lassen.

Deutsche Namen mit französisch gemachter Endung.

Von Dr. **J. Ernst Wülfing** in Bonn.

Hildebrand hat in dieser Zeitschrift (6. Band S. 585 flg.) über die „deutsche Unart" gehandelt — „eine der verdrießlichsten oder ärgerlichsten Erscheinungen" —, deutsche Namen auf -e mit einem scheinbaren französischen 'accent aigu' zu versehen, wie Nestlé, Suppé, Winné u. a. Daß dieses Zeichen aber nur dazu dienen solle, anzuzeigen, daß die Endsilbe nicht verschluckt werden darf, sondern voll ausgesprochen werden muß, daß also Nestlé nicht etwa bedeuten soll Neſtlé, sondern Néſtlè, das weist Hildebrand in dem kleinen Aufsatze überzeugend nach. Wenn er aber meint, daß das „im Binnenlande fast niemand, im Rheinlande aber wohl jedermann wisse", so hat er sich wohl geirrt; ich wenigstens habe den Namen Suppé hier gleichfalls meist vollständig oder vielmehr übertrieben französisch aussprechen hören, also ßüppee. Hildebrand zeigt auch, daß uns diese vermeintlich französische lange Betonung des End-é vor den Franzosen lächerlich mache, und fragt dabei wieder, ob „man aber im Rheinland nicht frei von dem pedantischen Irrtum sei?" Ganz frei nicht, immerhin wird in andern derartigen Namen nicht ganz so scharf und lang betont wie in Suppé.

Schließlich meint Hildebrand, eine ungefähre Übersicht über solche Namen sei wohl wünschenswert, und legt als Probe den Vorrat vor, den das Leipziger Adreßbuch darbietet. Es sind im ganzen 16, davon 2 sicher deutsche (Winné, Basté), 5 fragliche (Linné, Raché, Halvé, Piené, Jaffé), 5 ganz fragliche (Ravené, Crebé, Broglé, Aé, Abé) und vier sicher französische (Palmié, Condé, André, Anicié).

Ich weiß nicht, ob schon andre weitere Zusammenstellungen geboten haben, möchte aber jedenfalls dazu anregen, indem ich selbst hier aus dem Genealogischen Handbuche bürgerlicher Familien, aus einem Elber-

selber und aus einem Bonner Adreßbuche und aus einem Kürschnerschen Literatur-Kalender solche Namen zusammenstelle, ohne mich doch — wie auch Hildebrand — auf eine nähere Untersuchung der einzelnen Formen einlassen zu können. Vielleicht fühlen sich andre dazu berufen.

In den sieben von 1889—1900 zu Berlin erschienenen Bänden des „Genealogischen Handbuches bürgerlicher Familien" ist die Ausbeute aus den umfangreichen und genauen Namenlisten sehr gering: nur 12 Namen habe ich gefunden. Von diesen sind nur 2 sicher deutsch (Lappé [Amsterdam], Epplé [Berlin]), 1 ist fraglich (Gillé), 3 sind ganz fraglich (Levé [Moskau], Marié, v. Houvé) und 5 sicher französisch (Doyé [Neu-Ruppin], Ruzé [Metz], Tancré Berlin; mit franz. Vornamen), Syré, Huré [in Frankreich geboren]); 1 ist ungarisch: Ollé Edle v. Ollé-Tejed. — Außerdem finden sich 2, offenbar ganz französische Namen auf -ée: Lucée (Verden), La Ramée.

Das Elberfelder Adreßbuch von 1892/93 hat folgende 17 Akzent-Namen: 5 wohl sicher deutsche (Hanné, Landé, Merlé, Oxé[1]), Versé), 6 fragliche (Abé, André, Barbé, Lettré, Roghé, Thomé), 3 ganz fragliche (Artopé, Noé, Servé) und 3 sicher französische (Barbié, Grandpré, Syré). — 3 Namen auf -ée kommen vor: Abée, Andrée, Thenée.

Das Bonner Adreßbuch von 1900 weist folgende 23 Namen mit 'accent aigu' auf: 10 sicher deutsche (Büsché [sol], Clevé, Gollé, Hecklé, Krahé [d. h. bei diesem Namen fehlt der Strich, während er früher stets gesetzt war], Laué, Naegelé, Sassé, Schlué, Tasché), 3 fragliche (Bené, Gonné [der Träger dieses Namens kam allerdings aus Belgien nach Bonn], Grassmé), 3 ganz fragliche (v. Houvé, Kekulé v. Stradonitz, Spribillé [mit dem Vornamen Charles]) und 7 sicher französische (Bartholomé, Bouché, Grandpré [sicher nur irrtümlich Grandpeé gedruckt], Ransoné, Sagné, Trablé, Tropé [nach eigner Angabe Hugenottenfamilie]). — Es kommen ferner 5 Namen auf -ée vor: Abrée, de la Grée, v. Nerée, Sabée, Thenée.

In dem Kürschnerschen Literatur-Kalender vom Jahre 1900 habe ich nur 22 solcher Namen gefunden, eine sehr kleine Zahl, wenn man bedenkt, daß dieses Schriftstellerverzeichnis wohl ungefähr 16000 Namen enthält (durchschnittlich 10 auf jede Seite ge-

1) Außer Oxé finden sich unter den vielen Namen, die die „Statistik des Gymnasiums zu Elberfeld" (1874) aufweist, nur noch: Marmé, Bowé. Die Festschrift zur Feier des 300jährigen Bestehens dieser Schule (1893) hat nur den Namen: Remelé.

rechnet). Von diesen 22 sind sicher deutsch nur 3 (Hané, Maué, Wallé), 10 sind fraglich (André, Bonté, Hué, Jaffé, Marré, Palmé-Paysen, Raché, Rohé, Thomé, Tonsé), 7 sind ganz fraglich (Artopé, Cyré, Devidé, Kekulé, Palmié, Potonié, Vité) und 2 sicher französisch (Abbé, René). — Ferner kommen folgende Namen mit -ée vor: Borée, Genée, Poppée, Rée, de Resée, La Rosée, Sorée; dies letzte aber ist nur ein aus Roese umgestellter Versteckname. — Zwei Namen habe ich gefunden, in denen vielleicht das mit französischem Akzent versehene -é, möge es in ihnen nun wirklich französischen, oder deutschen Ursprungs sein, auf deutschere Weise durch -ee ersetzt ist: Andree und Rosee. Oder ist dies Doppel-e auf andre Weise entstanden? Auch der Name Rosé kommt übrigens vor, wenn auch nicht in den hier bisher gebotenen Sammlungen; der allen Musikfreunden bekannte Wiener Geiger nennt sich so.

Bei dieser Gelegenheit ist es wohl gestattet, noch auf einige andre eigentümliche Namensschreibungen aufmerksam zu machen. Bei Kürschner findet sich z. B. der Name Bachéberle; der Akzent ist da wohl nur deshalb gesetzt, um den Namen vor der Betonung Bachebérle zu bewahren, da er sicherlich — sein Träger stammt aus Freiburg im Breisgau — aus Bach-Eberle entstanden ist. Mit der Betonung der Eigennamen hat es ja oft seine Schwierigkeit; Böcklin hat sich einmal zur Verteidigung der richtigen Betonung des seinigen zu Verslein hinreißen lassen, die etwa — ich führe sie aus dem Gedächtnisse an — so lauten:

> Wart, Frida Schanz, jetzt komm' ich mit dem Stöcklin
> Und klopf' dir aus dein Dichter-Unterröcklin:
> Ich heiße nicht Böcklin, ich heiße Böcklin!

Bei Kürschner ist ferner ein in Ungarisch-Brod geborener Schriftsteller Naschér verzeichnet; ist dies etwa ein ungarischer Name? oder nur unser deutsches Nascher, in dem das e etwas mehr als sonst betont werden soll?

Und nun auch noch ein paar solcher sonderbarer Namen aus unserm Bonner Adreßbuche. Zunächst Berkén, oder wie es jetzt geschrieben ist: Berkéen. Ist auch dies ein ungarischer Name? Oder haben seine Träger nur einem deutschen Worte, das allerdings kein lieblicher Familienname sein würde, ein fremdes Mäntelein umgehängt? Da findet sich ferner neben Griéz, das wohl französischen Ursprungs ist und somit den Akzent zu Recht trägt, ein de Gréeff, dem der 'accent aigu' wohl (vielleicht in Holland) zu Unrecht aufgesetzt worden ist. Ferner finde ich den sonderbaren Namen Dévos, von dem fast mit Sicherheit anzunehmen ist, daß er nichts andres ist als holländisches

de Vos, und daß ihm also der 'accent aigu' nur ganz irrtümlich verliehen wurde. — Anderseits sind mir drei Namen aufgefallen, bei denen mich ein, natürlich rein persönliches Gefühl den 'accent aigu' vermissen läßt; nämlich Deborre, Firle und Fleran, von denen ich auch — wenn ich nicht sehr irre — den ersten und dritten schon in den Formen Deborré und Fléran gelesen habe.

Eine ganz absonderliche Schreibung zeigt auch der Name D'Oerpinghaus, der doch ganz sicher nichts andres ist als Dörpinghaus; sucht man diesen Namen aber in unserm Adreßbuche unter O, so findet man ihn nicht; sucht man ihn dann zwischen Dörner und Dörr, — da fehlt er auch; — zwischen Dorp und Dorweiler? — wieder vergebens; er steht nämlich zwischen Denzen und Derichsweiler, ist also gar so behandelt, als ob er De Oerpinghaus laute. Ob der Träger des Namens dies selbst so angeordnet hat, oder ob der Einrichter des Buches auf diesen Ausweg verfallen ist, vermag ich nicht festzustellen.[1]) — Dieser unerklärliche Apostroph in einem rein deutschen Namen erinnert mich an eine mir bekannte Familie Bernsau, die, um die Aussprache Bern-sau zu verhüten, ihren Namen Berns'au schreibt und drucken läßt, also mit einem Apostroph, ohne doch s und a weiter voneinander zu trennen als die übrigen Buchstaben. Ich habe allerdings nie daran gezweifelt, daß der Name aus „Berens Aue, Aue des Berens oder Beren" entstanden ist. Oder ist eine andre Erklärung vorhanden? — Einen dritten gut deutschen, aber durch das Kürzungszeichen sonderbar entstellten Namen fand ich im 5. Bande des „Genealogischen Handbuches bürgerlicher Familien": O'Swald, im alphabetischen Verzeichnisse zwischen Suhle und van Swieten (!). Mit dem Irischen dürfte dieser Name doch kaum etwas zu tun haben.

Und nun noch ein paar Worte zu dem oben (S. 651) erwähnten Namen Schlué. Hier scheint mir nämlich der Akzent weniger anzeigen zu sollen, daß das e nicht verschluckt werden darf, sondern mehr als Warnungszeichen zu dienen, daß man den Namen nicht etwa Schlü ausspreche; als solches Warnungs- oder Trennungszeichen verwenden wir da ja sonst das sogenannte 'tréma', aber in diesem Falle ist der Ausweg, den Akzent zu setzen, besser, denn die Schreibung Schluë würden sicherlich eine ganze Menge von Leuten so lesen und aussprechen, als wenn die zwei Pünktchen gerade nicht über dem e, sondern vielmehr über dem u ständen, also Schlüe; damit wäre gerade das Gegenteil der Absicht erreicht. Wir erleben das hier in Bonn alle Tage an ganz

1) Im neuesten Adreßbuche (1908) steht D'Oerpinghaus vor Dörpinghaus (!) und hinter Dörner.

Entsprechendem: Der Generaloberst Freiherr v. Loë ist Bonns Ehrenbürger; die Stadt hat auch eine Straße nach ihm benannt, aber die Bonner nennen diese bei weitem häufiger Lö-Straße als Loë-Straße, offenbar weil ihnen die Pünktchen zum o zu gehören scheinen. Stände é statt ë, so würde dieser Irrtum vermieden, aber ein andrer träte ein: der Ton würde — gerade wie wohl auch bei Schlué — zu stark auf das e gerückt werden. — Als Betonungszeichen und als 'tréma' zugleich wird der Akzent offenbar auch in dem Namen Buddéus verwandt, um die Aussprache des eu als Diphthongen zu verhüten (s. Genealogisches Handbuch bürgerlicher Familien. V).

Es ist bei allen diesen Namen sehr schwierig, dem Ursprunge des 'accent aigu' auf den Grund zu gehen; darüber werden meist nur die Familien, die sie tragen, Auskunft zu geben vermögen, und selbst diese vielleicht nicht immer die richtige. So ist denn auch Hildebrands und meine Einordnung der aufgefundenen Namen in „sicher deutsche", „fragliche", „ganz fragliche" und „sicher französische" durchaus nicht unumstößlich, wenngleich sich mit einiger Sicherheit wenigstens das feststellen läßt, daß die 26 als „sicher deutsch" bezeichneten Namen wirklich deutschen Ursprungs sind, und daß ihnen der Akzent nur aus dem von Hildebrand a. a. O. erläuterten Grunde aufgesetzt worden ist. Sie seien hier schließlich noch einmal übersichtlich zusammengestellt: Basté — Büsché — Clevé — Epplé — Gollé — Hané — Hanné — Heckle — Krahé — Landé — Lappé — Laué — Marmé — Maué — Merlé — Naegelé — Nestlé — Ozé — Rosé — Sassé — Schlué — Tasché — Versé — Vowé — Wallé — Winné.

Nachlese: Zwischen vorstehender Sammlung und ihrer Drucklegung sind mir noch die folgenden 16 Akzentnamen aufgefallen. Von ihnen sind wohl 10 sicher als deutsch anzusprechen, die also unter die zuletzt aufgezählten 26 einzureihen wären; es sind: Birwé, Boblé, Lemmé, Rüsché, (vgl. Büsché S. 651), Simsché, Stollé, Strohé, Waidelé, Werlé (in Barmen), Wetterlé. Dazu kommen noch 4 fragliche: Herrosé (in Wittenberg), Horlohé, Legewé, Löwié; ist dieser letzte Name etwa nur eine der vielen Umformungen des jüdischen Namens 'Levi'? — Von Namen mit -ée habe ich ferner gefunden: Bohnée, doch zweifellos nichts andres als deutsches 'Bohne'. — Endlich ein Name auf -è (mit accent grave): Gallè (Ztschr. des Sprachvereins XVI (1901) Sp. 209, Z. 4).

Sprechzimmer.

1.

„Es ist nicht ohne."

Über diese weit verbreitete und viel gebrauchte Redensart bemerkt Sanders im Wörterbuch der deutschen Sprache folgendes: „Ohne" elliptisch, mit Verschweigung des von „ohne" abhängigen Hauptwortes, in der Wendung: Etwas ist nicht ohne [z. B. = nicht ohne Grund], verhält sich in der Tat so, hat manches für sich. Dann werden Belegstellen hierfür aus verschiedenen Schriftstellern angeführt, unter denen Gryphius (gemeint ist wohl Andreas Gr.) der älteste ist. Im „Deutschen Wörterbuch" Bd. 7 (bearbeitet von Lexer), Spalte 1211, finden wir unter I, 1, c nachstehende Auskunft: „Die in „ohne" enthaltene Negation wird durch nicht aufgehoben, woraus mit Verschweigung eines betreffenden Genitivs die nhd. Redewendung „es ist (war) nicht ohne, ohne ist es nicht" (nämlich des Grundes, der Wahrheit usw. ohne), d. i. es ist nicht grundlos, es fehlt nicht, ist nicht zu leugnen, es hat manches für sich, es ist etwas daran, es ist wohl wahr (non est de nihilo Alberus Bd. 4 b, non nego, concedo, ita est, Stieler 1384)." Wie die Erwähnung der Lexikographen Alberus und Stieler zeigt, war diese Redewendung schon im siebzehnten Jahrhundert üblich. Ich kann nun auch einen Beleg aus dem Jahre 1603, also aus dem Anfang des genannten Jahrhunderts, beibringen. Im vierten Teil der von mir veröffentlichten „Neuen urkundlichen Beiträge zur Geschichte des gelehrten Schulwesens im früheren Herzogtum Zweibrücken, insbesondere des Zweibrücker Gymnasiums" (Gymn.-Progr. Zweibrücken 1902), worin „Ordnungen vndt Lectiones In den Stadtschulen, Anno 1603", zum Abdruck gebracht und von mir mit Erläuterungen versehen sind, findet sich im letzten Abschnitt, XI, der das „Bedenken", d. h. das Gutachten, des fürstlichen Rates und ehemaligen Prinzenerziehers Dr. Johann Ulrich enthält, folgende Stelle (S. 2 meiner Abhandlung): „Die Fabulas Aesopi belangent, da seindt gleichwohl stattliche Judicia herrlicher vndt gelehrter Leuth von[1]), aber saluis illis, Ist's gewißlich kein buch für die Junge knaben, Dann erstlich (: wie in aller anderer

1) Die Wendung „da seindt... von" fasse ich auf in dem Sinne: „darüber gibt es stattliche Judicia" usw., wofür der Lateiner sagen würde: „Quod attinet ad fabulas Aesopicas, de eis etsi exstant virorum clarissimorum et doctissimorum speciosissima iudicia, attamen salvis illis" usw. Vielleicht hat das lateinische de in Verbindung mit esse oder exstare hier dem Verfasser unwillkürlich vorgeschwebt, so daß die von ihm gebrauchte Wendung als eine deutsch-lateinische anzusehen ist. Jedenfalls können wir heutzutage uns so nicht mehr ausdrücken.

sprachen translationibus geschicht:) So können dieselbe die Energiam nit haben, wie sie in ihrem original der Grichischen sprach haben, Vnndt seindt derhalben viel confragosae et contortae Syntaxes vndt translationes drinnen, zugeschweigen, daß sie auch nit latinissimae Phrases an sich selbst seindt, Fürs Ander vnndt obschon nit ohn, daß darin viell herrliche Lehren begriffen, So ist doch am Tag, daß es allegoriae vnndt lauter verblumte reden seindt, vnndt wie auß den diversis moralibus, so die interpretes hinzugesetzt, zu sehen ist, So seindt sie etwan auch nit von den gelehrten selbst zum besten verstanden worden, wieuiel weniger wolten dan die kinder den Verstandt fassen" usw. Ich habe das Urteil des Dr. Ulrich über den in jener Zeit allenthalben als Schulbuch benützten lateinischen Äsop unverkürzt dem Wortlaut nach hier mitgeteilt, damit den Lesern der Gedankenzusammenhang und der Sinn des Satzes, in welchem die uns interessierende Redewendung vorkommt, völlig klar und verständlich sei. Wie man ohne weiteres sieht, bedeutet dieselbe: „obschon es nicht grundlos ist" oder: „obschon nicht zu leugnen ist", bzw. „etwas daran" oder „es wohl wahr ist". Mithin wurde diese Redensart schon im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ganz in demselben Sinne gebraucht wie heutzutage.

Zweibrücken. Dr. **Philipp Keiper.**

2.

Ein köstliches Wort Lessings,

auf das ich erst kürzlich — am dritten Orte[1]) — kam, teile ich hier, auf gut Glück, mit: „Wer mich ein Genie nennt, dem geb' ich ein Paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es sind vier."

Bliswitz. **Thdr. Distl.**

3.

Ein unbekannter Brief Mozarts.

Nach Angabe eines in der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens enthaltenen Artikels befindet sich im Besitze der Familie Mendelssohn-Bartholdy ein höchst merkwürdiger Brief Mozarts an den Stadtmagistrat zu Wien, der in der Orthographie der Urschrift folgendermaßen lautet: Hochlöblich Hochweiser Wienerischer Stadt-Magistrat! Gnädige Herren! Als Herr Capellmeister Hoffmann krank lag, wollte ich mir die Freiheit nehmen, um dessen Stelle zu bitten, da meine Musikalischen Talente und Werke, sowie meine Tonkunst im Auslande bekannt sind, man überall meinen Namen einiger Rücksicht würdiget, und ich selbst am hiesigen Höchsten Hofe als Compositor angestellt zu sein seit mehreren Jahren

1) In Eduard Boas' „Schiller und Goethe im Xenienkampf" (1851) zu Friedrich Nicolais „Anhang ..."

die Gnade habe; hoffe ich dieser Stelle nicht unwert zu sein, und eines Hochweisen Stadt-Magistrats Gewogenheit zu verdienen. — Allein Capellmeister Hoffmann ward wieder gesund, und bei diesem Umstande, da ich ihm die Fristung seines Lebens von Herzen gönne, und wünsche, habe ich gedacht es dürfte vielleicht dem Dienste der Domkirche und meinen gnädigen Herren zum vorteile gereichen, wenn ich dem schon älter gewordenen Herrn Kapellmeister für jetzt nur unentgeltlich adjungirt würde, und dadurch die Gelegenheit erhielte, diesem Rechtschaffenen Manne in seinem Dienste an die Hand zu gehen, und eines Hochweisen Stadt-Magistrats Rücksicht durch wirkliche Dienste mir zu erwerben, die ich durch meine auch im kirchenstyl ausgebildeten känntnisse zu leisten vor andren mich fähig halten darf. Unterthänigster Diener Wolfgang Amadé Mozart, K. K. Hofcompositor.

Compositor erinnert stark an das süddeutsche Expeditor für Expedient.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

4.

Eine sprachliche Schülererinnerung an Rudolf Hildebrand.

In der Obersekunda der Thomasschule zu Leipzig gab Rudolf Hildebrand (noch 1866/67) Deutsch. War das ein Genuß! Gelegentlich kam die Rede darauf, ob die linke Seite „Herz-" oder „Herzensseite" zu nennen sei. Mein alter H . . . entschied sich für die erstere Form und versetzte den teuren Lehrer mit seiner Begründung und dem Beispiele „Ohrfeigseite" in helle Freude. „Trefflich, äußerst trefflich, . . ., das habe ich mir ja noch niemals vergegenwärtigt, daß das ja auch dieselbe ist—t!"

Bliswitz. **Thdr. Distel.**

5.

Ein interessantes Urteil König Friedrich Wilhelms III. über die Litauer und ihr Deutschtum.

Im 4. Bande der „Mitteilungen der Litauischen literarischen Gesellschaft" 1902 (Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung) findet sich folgender durch Pfarrer Stein in Tilsit veröffentlichter Brief Friedrich Wilhelms III. vom 22. März 1807, also gerade von dem Tage, an welchem sein Sohn, der spätere Kaiser Wilhelm I., zehn Jahre alt wurde. Er ist aus Memel an seinen Kanzler Freiherrn v. Schröttet geschrieben und lautet folgendermaßen: Mein lieber Kanzler Freiherr von Schrötter! Bei meinem längeren jetzigen Aufenthalte in der Provinz Litauen ist mein Augenmerk auch darauf gerichtet gewesen, den Nationalcharakter der eingeborenen eigentlichen Litauer näher kennen zu lernen.

Sie sind ländlich einfache, gutmütige und religiöse Menschen, dabei auch jeder höheren Ausbildung fähig. Mit allen diesen guten und rühmlichen Eigenschaften verbinden sie aber ein unverkennbares Mißtrauen gegen ihre Obrigkeiten, welches die häufigen und größtenteils ungegründeten (= unbegründeten) Beschwerden erzeugt, womit ich bei meiner jedesmaligen Anwesenheit in der Provinz belästiget worden bin. Dieses Mißtrauen kann bei der strengen Aufsicht auf (= über) alle Zweige der Staats- und Justizverwaltung nur darinnen sich gründen, daß alle obrigkeitlichen Stellen von Deutschen verwaltet werden, die, wenn sie auch hin und wieder bei den Unterbehörden die litauische Sprache erlernen, immer doch nicht national sind und daher von den eingeborenen Litauern als Fremde angesehn werden, gegen die sie nach traurigen, in der Vorzeit gemachten Erfahrungen auf ihrer Hut sein müssen. Daß aber die obrigkeitlichen Stellen nicht mit Litauern besetzt werden, liegt nicht an der Staatseinrichtung, welche ohne Unterschied der Abkunft und des Standes die rechtlichsten und fähigsten zu allen Ämtern beruft, sondern hat nur darin seinen Grund, daß die Nationaleigentümlichkeit sich nur unter den Bauern und Ackerbürgern erhalten hat und es also den Nationallitauern an Gelegenheit fehlt, sich zu den Staatsämtern geschickt zu machen. Um ihnen diese zu geben, habe ich beschlossen, sechs Knaben von eingeborenen litauischen Landleuten auf öffentliche Kosten auf Schulen und Universitäten unterhalten, dann als Referendarien bei den Landeskollegien der Provinz zum praktischen Dienst ausbilden und hiernächst nach Maßgabe ihrer Ausbildung zum Dienst des Staates in der Provinz anstellen zu lassen. Es muß aber dabei hauptsächlich mit darauf gesehen werden, daß den Knaben die Sprache, Sitten und Gebräuche der Nation nicht fremde werden. — Auf dieser Anordnung beruht die noch heute von der Königl. Regierung zu Königsberg verwaltete Litauische Stipendienstiftung.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

6.

Ein Beispiel von Volksetymologie.

Wer je die Nordseeinseln besucht und dabei seine Route über Cuxhaven genommen hat, dem wird ein ausgedehntes hölzernes Bollwerk erinnerlich sein, welches weit in das Wasser, wo schon der Elbstrom beginnt, sich mit dem Meer zu vereinen, hinausgebaut und mit dem Lande durch einen Damm verbunden ist. Hier ist ein Anlegeplatz für Schiffe, hier sitzen oder promenieren die Badegäste und spähen nach den Schiffen aus, die ziemlich dicht vorbeifahren. Der Platz ist allgemein

bekannt unter der Bezeichnung „Die alte Liebe“. Woher nun dieser Name? Auf Photographien und Postkarten finden wir immer neue dichterische Ergüsse, welche die Liebe preisen, eine neue Art Minnegesang. Ja, ich hörte einst einen Jünger des Mars seinem Kameraden eine Erklärung geben, aus der mir die Worte entgegenklangen: „pour faire l'amour“. Wie sollte aber dieser kühle, windumwehte, ganz offene Pfahlbau, welcher kaum ein lauschiges Plätzchen bietet, ein Tempel der Aphrodite genannt werden können? Was bedeutet also in Wirklichkeit dieser orakelhafte Name? Mein alter Vater erzählte mir in meinen jungen Jahren, wie er den Bau dieses Bollwerks noch selbst mit erlebt habe. Anfangs der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts wollte man einen Anlegeplatz für Schiffe bauen und versenkte ein altes, mit Steinen gefülltes Schiff, welches den Namen „Olivia“ führte, um so ein festes Fundament zu gewinnen. Die Schiffer nannten den Ort zur Unterscheidung von den andern Plätzen „de Oliv“. Daraus wurde — man sprach ja nur plattdeutsch — „de ole liw“ und dann im Munde der hochdeutsch Redenden „die alte Liebe“. Der jetzigen Generation ist diese Erklärung, wie ich mich gelegentlich eines Besuches, den ich nach langen Jahren einmal wieder meiner alten Heimat abstattete, überzeugt habe, ganz entschwunden.

Hameln. Prof. **Walther.**

7.

Die Stelle in Schillers Tell über die Bergstürze im Kanton Glarus.

Professor A. Rothpletz in München hat auf Grund von N. Tschudis Bericht im Jahrbuch des historischen Vereins des Kanton Glarus festgestellt, daß die von Bergstürzen handelnde Stelle in Schillers Tell sich nur auf die am 11. November 1593 begonnenen, aber erst am 3. Juli 1594 durch eine schreckliche Katastrophe beendigten Senkungen zweier der „drei Schwestern“, drei hoher Felszacken des Vorderglärnisch, beziehen kann, Schiller also sich vermöge der dichterischen Freiheit eines starken Anachronismus bedient hat. Die beiden erwähnten Spitzen stürzten nämlich am letztgenannten Tage über die Wustruns und bildeten dort zunächst einen gewaltigen Schutthaufen, der eine aus den Felsen entspringende sehr starke Quelle vollständig verschüttete. Neun Tage später setzte sich infolgedessen ein großer Teil der Schuttmasse auf dem der Stadt Glarus zugeneigten Talboden in Bewegung, und dieser Murgang oder „Ruffi“, der fast ganz Oberdorf zerstörte, erstreckte seine vernichtende Wirkung teilweise noch auf Glarus selbst.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

8.

„Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen."

In Schillers „Jungfrau von Orleans" steht I, 9 das bekannte Wort: „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen."

Büchmann (Gefl. Worte) führt dazu folgende Stellen aus römischen Geschichtschreibern an: „Livius 5, 44; 22, 48; 23, 40; 25, 14; Curtius 4, 15; Tacitus hist. 3, 77: „pugna" und „caedes"; Livius 2, 53; 5, 45; Tacitus hist. 4, 33: „proelium" und „caedes"; Livius 28, 16: „pugna" und „trucidatio velut pecorum".

Diesen Belegen wäre folgender aus Johannes Vitoduranus' Schilderung der Schlacht am Morgarten eb. G. v. Wyß (Arch. f. schweiz. Gesch. XI, 73) beizufügen: „Ibi non erat pugna, sed tantum ... populi ducis Lüpoldi a montanis illis quasi mactatio gregis ducti ad victimam".

Sollte Schiller vielleicht die Ausgabe des Johannes Vitoduranus von Eccard (Corpus historicorum Bd. I) oder von Breitinger (Thesaurus hist. Helv. Bd. I) gekannt haben?

Basel. **E. Hoffmann-Krayer.**

9.

Zu Ztschr. XV, 732 und XVI, 778.

Die Richtigkeit der Erklärung von „Sprokenkreuz" dürfte u. a. vielleicht durch folgende analoge Erscheinungen erhärtet werden. In der Mundart der Schwäbischen Alb existiert ein Wort „spreiten" mit der Bedeutung ausbreiten, verteilen; z. B. „Mist spreiten" = Mist auf einem Acker verteilen. Daß dieses spreiten nicht etwa eine Apokopierung von „ausbreiten" ist, ist wohl damit begründet, daß aus- in der betr. Mundart — schon weil es den Hochton trägt — nie zu 's apokopiert wird. Es steht also einander gegenüber breiten und spreiten, wie brechen und sprockeln usw. Diese Doppelformen mit und ohne s dürften in indogermanischen Sprachen überhaupt weiter verbreitet sein, als man gewöhnlich glaubt. Wir erinnern an lat. lis-litis, das eine Nebenform slit im Indogermanischen gehabt haben muß, aus der sich im Germanischen weiter entwickelte: stlit — strît — Streit. Ebenso nix — nivis; Nebenform sniv, die sich zu snê — snêwes — Schnee weiterentwickelt hat. Ferner im Englischen to melt und to smelt mit gleicher Bedeutung; weiter engl. wing, deutsch Schwinge aus einem älteren swinge.

Tübingen. Professor Dr. **Carl Bopp.**

Vogel, A., Dr., Ausführliches grammatisch-orthographisches Nachschlagebuch der deutschen Sprache mit Einschluß der gebräuchlicheren Fremdwörter und Angabe der schwierigeren Silbentrennungen sowie einem besonderen Verzeichnis geschichtlicher und geographischer Eigennamen (mit Aussprache). Nach der neuesten, für Deutschland, Österreich und die Schweiz geltenden Orthographie. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), 1902. Kl. Lexikon-Format. 524 S. Preis eleg. geb. 2,80 M.

Das recht gut ausgestattete Werk ist ein sehr brauchbares Hilfsmittel, sich über die neue deutsche Orthographie eingehend zu unterrichten. Es kann als Ergänzung zu jedem orthographischen Wörterbuche, das nicht ausführlich auf die grammatischen Regeln Bezug nimmt, mit gutem Erfolge benutzt werden, wie es denn auch mit Recht von den meisten Behörden Deutschlands warm empfohlen ist. Es wäre übrigens wünschenswert gewesen, wenn die Verfasser der neuen Rechtschreibung nicht beide Schreibweisen „morgens" und „Morgens", „abends" und „Abends" und alle ähnlichen Fälle, ebenso „Girlande" und „Guirlande", „Okzident" und „Occident", bzw. bei allen entsprechenden Worten und Formen die französische bzw. lateinische Form neben der deutschen, ebenso bei Umstandsbezeichnungen, wie „zumute" auch „zu Mute" zugelassen hätten. Dazu kommt das Schwanken bei „zu Grunde" und auf der andern Seite „zu grunde" und „zugrunde" gehen, legen, richten, „Schifffahrt" und „Schiffahrt", „vermittels", was übrigens keine gute Form ist, und „vermittelst", „Café" und „Kaffee", „Carré", „Carrés" und „Karree", „Karrees", „Charpie" und „Scharpie", „Comité" und „Komitee", „Comptoir" und „Kontor" u. a. „Branke" und „Pranke", „Britsche" und „Pritsche" nebst ähnlichen Ungleichmäßigkeiten. Es empfiehlt sich aus pädagogischen Rücksichten durchaus, den Schülern und namentlich den kleinsten derselben nur eine bestimmte, der deutschen Ausdrucks- und Sprechweise am meisten angemessene Form zu geben und ihnen unter keiner Bedingung zu überlassen, wie sie die betreffenden Worte schreiben wollen. Da dies gegenwärtig gänzlich von der Entscheidung jeder einzelnen Lehrkraft abhängt, ist, wenn auch unabsichtlich, der Willkür Tür und Tor geöffnet, ja unter Umständen könnten dadurch bei der Versetzung von einer Klasse in die andre die größten Schwierigkeiten entstehen und zugleich das Vertrauen zu einer der beiden Lehrkräfte erschüttert werden.

Es dürfte sich daher entschieden empfehlen, die Formen „morgens", „abends", „Girlande", „Okzident", „zu mute", „zu grunde", „Schiffahrt" und nur beim Teilen der Silben „Schiff—fahrt" (wie natürlich auch

Brennessel und nur Brenn—nessel und alle entsprechenden Wörter), „mittels", „vermittelst", „Kaffee", „Karree", „Komitee", „Kontor", „Scharpie", „Pranke", „Pritsche" usw. als allein richtig zu bezeichnen und im Gebrauch zuzulassen.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

W. Beese, Die neuhochdeutsche Schriftsprache in Hamburg. Wissenschaftliche Beilage zu dem Jahresbericht über die Realschule in Kiel. Ostern 1902. 23 S. gr. 8°.

Die Forschung nach der Entstehung und Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache hat bisher im wesentlichen drei Stadien durchgemacht. Bereits im 17. Jahrhundert war die Anschauung verbreitet, daß Luther den Gedanken, das gesamte deutsche Volk durch das Band einer gemeinsamen Schriftsprache zu einen, aus seinem Innern heraus geboren habe. Aber Luthers Handschriften stimmen wenig mit der sogenannten Schriftsprache, selbst in deren ältesten Formen, überein. Luther hat aber selbst geäußert, er habe sich bemüht, um vielen verständlich zu sein, so zu schreiben, wie es die großen fürstlichen Kanzleien täten. An der Hand der politischen Urkunden, insbesondere der aus der kaiserlichen Kanzlei stammenden, läßt sich erweisen, wie sich schon eine geraume Zeit vor Luthers Auftreten das Bestreben geltend macht, durch Aufgeben starker provinzieller Besonderheiten in der Sprache eine größere Verständlichkeit zu erzielen, wie also eine Schriftsprache, ein „gemeines Deutsch" im Entstehen begriffen ist. Später wog dann die Landschaft mit ihrer Sprache vor, von wo aus die zahlreichsten und gelesensten Bücher ausgingen. Das war Mitteldeutschland, das Reich Luthers und seiner großen Freunde. So mußte auch Mitteldeutschland den Grundstock für die neuhochdeutsche Druckersprache mit seinem Lautstand und seinem Wortschatz abgeben. Für Niederdeutschland war diese Druckersprache eine Fremdsprache, am inneren Ausbau nahm es nicht teil. Diese besondere Stellung des niederdeutschen Dialekts im Werdeprozeß der neuhochdeutschen Sprache bildet einen Punkt der hier gebotenen Darstellung. Das Hauptziel der Untersuchung ist aber, die Bedeutung der Wirkungen gegeneinander abzuwägen, die einerseits der politische Verkehr, also die Kanzlei, anderseits der literarische Verkehr, also die Druckerei, auf die Volkssprache ausüben. Der Verfasser stellt also zunächst fest, wann das Hochdeutsche in den Kanzleien seinen Einzug hält, und unter welchen Bedingungen dies erfolgt, alsdann ist das gleiche für den Buchdruck darzutun, und schließlich ist daraus das Ergebnis zu ziehen. Zunächst wendet er sich den Akten zu, die zwischen Hamburg und dem Reichskammergericht in Speier gewechselt sind. In den ersten drei Jahrzehnten herrscht von

seiten Hamburgs in den Briefen und Urkunden durchaus das Niederdeutsche. Von Speier aus schreibt man hochdeutsch, stark oberdeutsch gefärbt. Oft werden die von Hamburg eingesandten niederdeutschen Akten für den Gebrauch der Richter ins Hochdeutsche übertragen, aber auch umgekehrt alle hochdeutschen Bescheide ins Niederdeutsche. Von 1549 an schreiben alle Privatprozesse führenden Anwälte aus Hamburg an das Kammergericht hochdeutsch. Erlasse oder Urteile des Rates sind noch bald hochdeutsch, bald niederdeutsch. Auch der politische Verkehr Hamburgs, der ursprünglich rein niederdeutsch ist, wird von 1565 an rein hochdeutsch. Die Bursprahen, die Eintragungen in das Stadtdenkelbuch, die Rechnungsbücher der Kämmerei u. a. haben das Niederdeutsche am längsten bewahrt. Während in der äußeren Politik das Hochdeutsche um 1555 zur Alleinherrschaft gelangt war, hat sich innerhalb des Weichbildes das Niederdeutsche bis in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts gehalten. Wie lange sich in Mecklenburg das Niederdeutsche noch als Schriftsprache gehalten hat, geht aus den von Walther gedruckten niederdeutschen Sprachproben aus dem 17. und 18. Jahrhundert hervor. (Korr. d. Vereins f. nd. Sprachforschung, Heft XXIV, Nr. 2, S. 28—32.) Die Originale stammen aus dem Wismarer Archiv. Sie enthalten ein niederdeutsches Schreiben einer Schwiegermutter an ihren Schwiegersohn, ein niederdeutsches Hochzeitsgedicht und eine gereimte Bittschrift an den Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, deren Anfang ich hier mitteile: Myn hartleev truten Landes-Vader. Hier is en beeten Schwart up Witt, dat flütt uth eener trüen Aader. Dehl diszen Dyne Gnade mit, dee dy ditt Blatt will äverreiken; et isz Dyn eegen Unnerdahn. Fürst Adolf Friderck, giff een Teicken un lat my nich im Bloten stahn. My pufft dat Hart in mynen Lieve un, glöv my man, ick beve recht, wiel ick an eenen Fürsten schriewe, ick als Syn allerschlichtste Knecht, doch dat ick hüt an diszen Dage, dee jümmer Dyn Gebuhrts-Dag heet, my mit dit Breefken tho dy wage, verlövst Du wohl; ick weet Bescheet. Dieser eigenartige Entwicklungsgang hat seinen Grund in der wachsenden Ausdehnung der hochdeutschen Druckersprache (S. 16 flg.; vgl. dazu J. M. Lappenberg, Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg. Hamburg 1840). Schon 1600 ist das Niederdeutsche gegenüber der stetig wachsenden Zahl der hochdeutschen Bücher vollständig in das Hintertreffen geraten. Gegen 1650 finden sich nur noch spärliche Reste der niederdeutschen Predigt. Schon seit 1560 läßt sich unter den Gebildeten der Stadt eine umfangreiche und lebhafte Beschäftigung mit Werken der hochdeutschen Literatur nachweisen. Aus Beeses Untersuchung geht hervor, daß zwar in den Kanzleien, welche der äußeren Politik dienen, das Bedürfnis nach einer Gemeinsprache zuerst empfunden wird. Aber diese

Kanzleisprache bleibt ohne jeden Einfluß auf die Sprache aller übrigen Verkehrsformen der Stadt. Es ist dem Buchdruck und den literarischen Beziehungen zuzuschreiben, daß eine alles umfassende Spracheinheit, unsre neuhochdeutsche Schriftsprache, geschaffen wird. Die Forschung nach der Entstehung und Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache muß daraus die Folgerung ziehen, daß das Augenmerk nicht so sehr auf die Akten der großen Kanzleien als vielmehr auf den Buchdruck zu richten ist. Es ist wesentlicher, die lautlichen und syntaktischen Veränderungen, welche sich auf dem Gebiete des Buchdrucks und den davon zunächst abhängigen Gebieten vollziehen, darzustellen als die der Kanzleien.

Das ist das wesentlich Neue in Beeses Studie, das er mit guten Gründen wahrscheinlich zu machen versteht.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Lampert, Kurt, Dr., Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker. Lief. 23—27. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1903.

Das volkstümliche Prachtwerk ist eine populär gehaltene Völkerkunde, die aber auch dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft vollkommen entspricht. Die Ausstattung ist sehr reichhaltig; die höchst charakteristischen Illustrationen zeugen von großer künstlerischer Vollendung. Das Unternehmen füllt eine schmerzlich empfundene Lücke in unsrer Literatur aus, da es an einem ähnlichen Werke bisher fehlte.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Prof. v. Sanden, Deutsche Sprachlehre für höhere Schulen. Aus den Lehrplänen des Königl. Comenius-Gymnasiums zu Lissa herausgegeben. 2. verb. Aufl. Lissa i. P., Friedrich Ebbeckes Verlag, 1903. 55 S. gr. 8°. 0,50 M.

Das Erscheinen einer zweiten Auflage noch vor Ablauf eines Jahres spricht für den Wert und die Brauchbarkeit eines Buches. Vorliegende „Deutsche Sprachlehre" verdankt, wie wir dem Vorwort zur ersten Auflage entnehmen, ihre Entstehung der Praxis und dem Bedürfnis des Unterrichts am Königl. Comenius-Gymnasium zu Lissa i. P. und ist die gemeinsame Arbeit des Herausgebers und dreier Fachgenossen, die für den Gebrauch an eigner Anstalt einen ausführlichen Lehrplan für den grammatischen Lehrstoff der unteren und mittleren Klassen entworfen hatten. Der Herausgeber hat dann das Ganze einer einheitlichen Überarbeitung unterzogen und durch Veröffentlichung im vorigen Jahre weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Die zweite Auflage hat die Art und den Plan des Büchleins unverändert gelassen, aber im einzelnen manche Veränderungen

und Verbesserungen gebracht; so ist vor allem die grammatische Terminologie einheitlich gestaltet worden, und die sprachgeschichtlichen Belehrungen des zweiten Teiles haben eine erfreuliche Bereicherung und Erweiterung erfahren.

Das Lehrbuch zerfällt in zwei wesentlich verschiedene Teile. Der erste enthält den grammatischen Lehrstoff für die drei unteren Klassen der höheren Lehranstalten in knapper, übersichtlicher Form und leicht faßlicher Darstellung auf den engen Raum von 20 Seiten zusammengedrängt. Der Stoff ist bei einer gewissen Vollständigkeit auf das Notwendigste beschränkt, die Auswahl bildet m. E. den eisernen Bestand, mit dem jeder für Tertia reif erklärte Quartaner ausgerüstet sein sollte. Den Schluß des ersten Teiles bildet der Abschnitt über die Interpunktionslehre, der in systematischer Anordnung alle schon berührten und durch einen senkrechten Strich am Rande besonders kenntlich gemachten Regeln zusammenfaßt und erweitert. Besondere Sorgfalt haben die Verfasser auf die Wahl der Beispiele verwendet. Diese bieten in der Mehrzahl einen schönen, bald belehrenden, bald ethischen Inhalt und entstammen größtenteils der neuen Literatur. Auch die Heilige Schrift und das deutsche Sprichwort haben als Quelle gedient.

Der zweite Teil führt den Titel: Materialien für den Unterricht von Untertertia an aufwärts. Schon diese Überschrift zeigt, daß, zumal wenn nur zwei Wochenstunden zur Verfügung stehen, an eine vollständige Erledigung des Stoffes auf der Mittelstufe nicht gedacht ist, sondern nur Material geboten wird, aus dem der Lehrer eine sorgfältige Auswahl nach dem Bedürfnis der Klasse und des Unterrichtes vorzunehmen hat. Der Lehrer soll also im einzelnen nicht auf lästige Art gebunden werden, sondern es wird nur der Weg angedeutet, den der Unterricht einzuschlagen hat. Aber da nach den neuen preußischen Lehrplänen von 1901 der grammatische Unterricht in der Muttersprache dem Schüler einen sicheren Maßstab für die Beurteilung des eignen und fremden Ausdruckes bieten, ihn auch noch später in Fällen des Zweifels leiten und ihm einen Einblick in die Eigenart und die Entwicklung seiner Muttersprache geben soll, so haben die Verfasser diesen Teil auf breiterer Grundlage aufgebaut, so daß derselbe auch reiferen Schülern zum Selbststudium dienen und überhaupt den Schüler durch seine ganze Schullaufbahn begleiten kann. Denn an Sinn und Interesse für unsre Muttersprache fehlt es der deutschen Jugend Gott sei Dank noch nicht. Was die Auswahl des Stoffes betrifft, so haben die Verfasser hierin eine recht glückliche Hand bekundet. Besonders wertvoll erscheint mir der Abschnitt: Unregelmäßigkeiten und Schwankungen des Sprachgebrauchs beim Nomen. Es ist eine dankenswerte Zusammenstellung dessen, was in Untertertia zu behandeln ist, und wird besonders jüngeren Lehrern, die noch wenig Erfahrung im deutschen

Unterricht auf dieser Stufe haben, ein willkommenes Hilfsmittel sein. Auch der für Obertertia berechnete Abschnitt über Wortbedeutungs- und Wortbildungslehre wird dem Unterrichte gute Dienste leisten. Überhaupt beruht m. E. der Wert dieser Sprachlehre besonders auf diesem zweiten für die mittleren Klassen bestimmten Teil. Er bildet eben einen ausführlichen Kommentar zu den nur in allgemeinen Umrissen ausgesprochenen Forderungen der Lehrpläne und ist geeignet, dem grammatischen Unterricht eine sichere Grundlage zu geben. Wohl läßt sich der Stoff noch anders einteilen, vielleicht auch die Auswahl noch zweckmäßiger gestalten; aber die praktische Durchführbarkeit des hier Gebotenen scheint mir zweifellos zu sein. Besonderen Wert lege auch ich auf eine gewisse Umgrenzung des grammatischen Lehrstoffes und bin von deren Notwendigkeit überzeugt. Die Benutzung des zweiten Teiles der Sprachlehre denke ich mir so, daß der Lehrer die einzelnen grammatischen Dinge, die im Anschluß an die Lektüre und die Rückgabe der schriftlichen Arbeiten zur Sprache gekommen sind, von Zeit zu Zeit nach bestimmten Gesichtspunkten zusammenfaßt und den Schülern die entsprechenden Paragraphen des Leitfadens zur häuslichen Einprägung und Wiederholung aufgibt. Eine streng systematische Behandlung ist natürlich zu vermeiden. Meistens wird die grammatische Unterweisung an den grammatischen Anhang des deutschen Lesebuches angeschlossen, wogegen ja wenigstens auf der Unterstufe nichts einzuwenden ist. Aber die gebräuchlichsten Lesebücher für die mittleren Klassen entbehren gänzlich eines grammatischen Anhangs. Wenn nun die Schüler nichts in den Händen haben und die Grammatik ausschließlich der mündlichen Unterweisung überlassen bleibt, so schwebt eben, wie der Herausgeber ganz treffend sagt, dieser doch ebenfalls sehr wichtige Unterricht in der Luft und der Erfolg wird wohl selten ein befriedigender sein. Es genügt nicht, daß der Lehrer in der Klasse die grammatischen Dinge bespricht, sondern die Schüler sollen die Hauptsachen sich auch dauernd aneignen; das ist aber nur möglich, wenn man ihnen einen geeigneten Leitfaden zur Einprägung und Repetition des durchgenommenen Stoffes in die Hand gibt. Für diesen Zweck nun möchte ich den Fachgenossen die deutsche Sprachlehre von Prof. v. Sanden als eine erfreuliche Bereicherung der Hilfsmittel für die deutsche Grammatik angelegentlichst empfehlen. Das Werkchen ist eine geschickte und gewissenhafte Leistung, die sowohl in wissenschaftlicher als auch pädagogischer Beziehung den Wettbewerb wagen kann und sich in der Praxis des Unterrichts gut bewähren wird. Die äußere Ausstattung des Buches entspricht bei billigem Preis durch Deutlichkeit der Typen, Übersichtlichkeit der Anordnung und Güte des Papieres allen Forderungen der Schulhygiene.

Köln a. Rh. Dr. **Alfred Habich.**

Dehn, Paul, Bismarck als Erzieher, in Leitsätzen, aus seinen Reden, Briefen, Berichten und Werken zusammengestellt und systematisch geordnet. München, J. F. Lehmanns Verlag, 1902. 6 M.

Das Buch trägt bei richtiger Benutzung entschieden viel zur Wertschätzung und Verbreitung Bismarckscher Ideen und Mahnungen bei, zumal es gerade die bedeutsamsten und anregendsten Aussprüche des Heroen in anerkennenswertester Vollständigkeit bietet. Es enthält einige tausend Äußerungen des großen Mannes politischer, diplomatischer, wissenschaftlicher und vertraulicher Art, von denen sehr viele beim Auftauchen brennender Tagesfragen getan sind, und wird jedenfalls um so mehr Beachtung finden, als die Zahl derjenigen, welche alles, was Bismarck in Wort und Schrift hinterlassen hat, wirklich eingehend studiert haben, nicht allzu groß ist.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Necker, Moritz, Franz Grillparzer. Leben und Schaffen. Mit sieben Bildnissen, einem Briefe und einem Gedichte als Handschriftproben. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Verfasser ist als deutscher Bearbeiter des Ehrhardschen Werkes über Grillparzer in der Literatur vorteilhaft bekannt. Er bietet in der vorliegenden Schrift, die ein Sonderabdruck aus einer demnächst erscheinenden Volksausgabe von Grillparzers sämtlichen Werken in 16 Bänden ist und deren Haupteinleitung bildet, eine zwar einfache, aber auf eingehendem Quellenstudium beruhende Darstellung vom Leben und Wirken des Dichters.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für meklenburgische[1]) Geschichte und Altertumskunde. 67. Jahrgang. Schwerin 1902. 876 S. 8°.

Das vorliegende Jahrbuch beginnt mit einer Abhandlung von F. Techen über „Die Bede in Meklenburg bis zum Jahre 1385." Im 65. Bande hatte schon Brennecke eine sehr lehrreiche und in den Hauptresultaten auch unanfechtbare Darstellung über die Bede in Meklenburg veröffentlicht. Techen gibt verschiedene Berichtigungen und gewinnt größere Klarheit über die Entwicklung der Steuer. Das Material dankt Techen den Registerbänden des Meklenburgischen Urkundenbuches, für die älteste Zeit aber bis zum Jahre 1300 eigner Sammlung, die er sich durch

1) Die Schreibung Meklenburg mit k und nicht mit ck wird in den Jahrbüchern streng durchgeführt. Die Gründe bringe ich in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift.

Benutzung der Zitate Brenneckes und des betreffenden Registers erleichtert hat. Außerdem sind die Urkundensammlungen für die Geschichte der Behr, der v. Maltzan, der v. Oertzen, der Hahn, der v. Blücher, der v. Zepelin, die in den Jahrbüchern gesammelten Urkunden und Fabricius, Urkunden zur Geschichte des Fürstentums Rügen durchgesehen und, soweit es angängig war, benutzt (S. 1—73 inkl.). Darauf S. 74—82 inkl. weist Crull noch einmal eine Menge Tatsachen und Umstände nach, die gegen die Herleitung des Wappens des Landes Stargard aus dem Siegel der Stadt Fürstenberg sprechen, sondern die alte volkstümliche Deutung des Ringarms bestätigen, der die Art der Erwerbung jenes Landesteils symbolisiert, nämlich die Vermählung Heinrichs II. mit Beatrix von Brandenburg. Beltz behandelt S. 83—196 die in Meklenburg gefundenen Gräber der älteren Bronzezeit, wie er früher die steinzeitlichen Denkmäler beschrieben hat. S. 180 flg. wird auch das Kegelgrab von Stülow bei Doberan beschrieben, das im Herbst 1898 aufgedeckt worden ist und in acht Gräbern wertvolle Funde barg, die nun in Schwerin im Museum aufbewahrt werden. S. 197—376 inkl. gibt R. Wagner eine eingehende Darstellung des Güstrowschen Erbfolgestreites, enthaltend die Bestrebungen für die Einigung der meklenburgischen Lande und die Einführung der Primogenitur im Kampfe mit entgegengesetzten Strömungen bis zum Beginn des Güstrowschen Erbfolgestreites, die meklenburgischen Kombinationspläne in den letzten Lebensjahren des Herzogs Christian Louis, den Streit über die Belehnung Friedrich Wilhelms und das Güstrower Eheprojekt, die schwedische Vermittlung, die Kaiserl. Kommission bis zum Tode Gustav Adolfs, das Possessionsurteil, die Besitzergreifung von Güstrow und Depossedierung und endlich den Streit zwischen dem Kaiser und den Kreisdirektoren.

Doberan i. M. O. Glöde.

Müller, Adolf, Fausts Kampf und Sieg. Dresden, R. Zinke. 170 S. 3. Aufl. 2 M.

Faust wird in dieser Tragödie in Beziehung zur Reformation gesetzt, und dieser Gedanke ist nicht bloß neu, sondern in gewissem Sinne recht glücklich, zumal schon im Volksbuch, aber auch bei Goethe in der Szene, wo Faust den Eingang des Johannisevangeliums übersetzen will, sein protestantischer Charakter betont ist. Der Gang des Müllerschen Stückes ist folgender. In Anknüpfung an die letzte Szene des ersten Teiles bei Goethe wird Gretchen von Mephisto aus dem Gefängnis gerettet, stirbt aber bald darauf bei einem Kloster, wo sie auch begraben wird. Ihr Kind findet sich an einer Linde im Walde ausgesetzt, wo es Jäger des Landgrafen Philipp von Hessen angetroffen haben. Der Oberjägermeister zieht

es in der Verborgenheit groß. Faust hat inzwischen im Geiste Luthers an einer deutschen Universität als Gelehrter gewirkt, aber leider ohne innere Befriedigung, weshalb Mephisto wieder Macht über ihn gewinnt. Er führt ihn zu seiner Tochter, die bereits zur blühenden Jungfrau herangereift ist, doch wird Faust durch ihre Ähnlichkeit stets an Gretchen und seine Schuld erinnert, weshalb er Mephisto verläßt. Derselbe nimmt nunmehr furchtbare Rache. Die Tochter stirbt; Faust endigt im Kerker, nachdem Mephisto die Inquisition gegen ihn aufgereizt hat, aber er geht innerlich als Sieger aus dem Kampfe hervor. Im Sterben sieht er den anbrechenden Tag religiöser Freiheit, da Glockengeläut den Sieg des Herzogs Moritz von Sachsen über Karl V. an der Ehrenberger Klause verkündet. — Faust schwärmt anfangs für Luther, verläßt aber, da er in ihm zuletzt nur einen verknöcherten Dogmatiker zu erkennen glaubt, seine Partei und wendet sich in gewissem Sinne dem Altkatholizismus zu, in dem er einen von christlichem Geist getragenen vaterländischen Verein erblickt. Luther erscheint als Gegner Tetzels, als Bibelübersetzer auf der Wartburg, wo seine inneren Kämpfe im Gespräche mit Mephisto eine großartige dramatische Wirkung ausüben, und vor seiner letzten Reise nach Eisleben, wo Faust sich mit ihm unterhält. Recht charakteristisch ist auch Mephistos Disputation mit den Wittenberger Studenten.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Zeitschriften.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 1903. 24. Jahrgang. Nr. 8. und 9. Inhalt: Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen, bespr. von Bartholomae. — Meyer, Grundriß der neueren deutschen Literaturgeschichte, bespr. von Behaghel. — Burdach, Walther von der Vogelweide, bespr. von Dieterich. — Riemann, Goethes Romantechnik, bespr. von Petsch. — Castle, Nikolaus Lenau, bespr. von Sulger-Gebing.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 18. Jahrgang. Nr. 7 und 8. Inhalt: Elfte Preisaufgabe. — Jahresbericht, August 1902 bis Mai 1903. Von Geh. Oberbaurat O. Sarrazin. — Bericht über die 18. Hauptversammlung in Breslau. Von Oberlehrer Dr. Karl Scheffler. — Zur Verdeutschung der lateinischen Fachausdrücke in der deutschen Sprachlehre (Schluß). Von Prof. Dr. Konrad Rudolph. — Selbsttätiger Fahrkarten-Automat. Von H. D. — „Affäre!" Von Z. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal (Krameramt. Lavater). — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Nr. 9. Inhalt: Wichtige Entscheidungen zur neuen Rechtschreibung. Von Geh. Oberbaurat O. Sarrazin. — Aus ärztlichen Kreisen. Von Geh. Sanitätsrat Dr. Ernst Graef. — Juristische Engländerei. Von Landgerichtsrat Dr. Imhoff. — Die Erstarkung des Deutschtums in Nordamerika. Vom Herausgeber. — Kleine Mitteilungen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Deutsche Medizinische Wochenschrift. 1903. Nr. 27. Inhalt: 4. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege, Bonn, 2. und 3. Juni 1903. Berichterstatter: Dr. F. A. Schmidt (Bonn).

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Literatur und für Pädagogik. 6. Jahrgang. 1903. XI. und XII. Bandes 7. Heft. Inhalt: I. Abteilung (XI. Band): Fausts Entwicklung vom Genießen zum Handeln in Goethes Dichtung. Von Prof. Dr. Johannes Volkelt in Leipzig. — II. Abteilung (XII. Band): Der griechische Unterricht im neuen Gymnasium. Von Prof. Dr. Ferdinand Hornemann in Hannover. — Das deutsche Gelehrtenschulwesen in ausländischer Beleuchtung. Von Prof. Dr. Ernst Schwabe in Meißen. — Bericht über die 40. Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner. Von Prof. Dr. Bernhard Huebner in Köln.

Monatschrift für höhere Schulen. 2. Jahrgang. 8. Heft, August. Inhalt: Homer als Grundlage des griechischen Unterrichts. Von Oberlehrer Dr. R. Agahd in Hannover. — Die Zensierung des häuslichen Fleißes. Von Direktor Dr. F. Paetzolt in Brieg. — Nochmals die Einwirkung der Lehrpläne von 1892 auf die Frequenzbewegung der Gymnasien. Von Direktor Prof. Dr. E. Huckert in Patschkau.

—— 9. und 10. Heft, September—Oktober. Inhalt: Schule und Heer — Einst und jetzt. Von Ober- und Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. E. Kammer in Königsberg i. Pr. — Bismarck und Goethe. Von Oberlehrer Dr. F. Galle in Crefeld. — Schillers philosophische Schriften im Schulunterricht. Von Prof. Dr. Kühnemann an der Universität Bonn. — Die Aufgaben zu den deutschen Aufsätzen für die Schlußprüfung an den preußischen Realschulen während des Schuljahres 1901/02. Von Direktor Dr. P. Hellwig in Cöthen.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 14. Jahrgang. 11. und 12. Heft. Inhalt: Bemerkungen zu den Bestimmungen der neuen Lehrpläne für den deutschen Unterricht. Klopstocks Bedeutung für Prima. Vom Herausgeber. — Kunst und Oberrealschule (Schluß). Von Oberlehrer Dr. M. G. Schmidt in Marburg a. d. Lahn. — Die Grammatik auf den (lateinlosen) Realschulen. Von Dr. J. Caro in Frankfurt a. M.

Pädagogische Studien. 24. Jahrgang. 4. Heft. Inhalt: Dr. Fr. Schilling: Über die Stellung der Kulturgeschichte im Geschichtsunterrichte der Volksschule. — Gustav Berger: Über die psychischen Hauptformen der Sprachfertigkeit.

Die Deutsche Schule. 7. Jahrgang. 7. Heft, Juli 1903. Inhalt: T. Ziller als Interpret der Herbartischen Pädagogik. Von Dr. E. v. Sallwürk (Schluß). — Über Ökonomie und Technik des Lernens. Von Dr. E. Meumann. (Schluß.)

—— 8. Heft, August 1903. Inhalt: Paul Natorp als Pädagoge. Zugleich mit einem Beitrag zur Bestimmung des Begriffs der Sozialpädagogik. Von Dr. Görland. — Zur Frage des Universitätsstudiums der Volksschullehrer. Von L. Voy.

—— 9. Heft, September 1903. Inhalt: Das Grundproblem der Pädagogik. Von Ernst Beyer. — Paul Natorp als Pädagoge. Zugleich mit einem Beitrag zur Bestimmung des Begriffs der Sozialpädagogik. Von Dr. Görland (Fortsetzung). — Zur Frage des Universitätsstudiums der Volksschullehrer. Von L. Voy (Schluß).

Pädagogische Blätter von Kehr. Herausgegeben von Muthesius. 1903. Heft 8. Inhalt: Regener, Über Dr. W. A. Lays Experimentelle Didaktik. — Ernst, Die erhöhten Bildungsziele im Sprachunterricht der preußischen Seminare (Schluß).

—— Heft 9. Inhalt: Clausnitzer, Betrachtung und Geschichte der Literatur und Kunst im Seminarunterricht.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. III. Band, 3. Heft. Inhalt: Bruno Golz, Friedrich Hebbel. — L. P. Betz, Das Christentum (Bibel, Religion, Kirche, Legenden) in der Literatur. — Jakob Minor, Zu Goethes Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. — Paul Hoffmann, Zu den Briefen Heinrichs v. Kleist. — Eugen Kilian, Kleists Schroffensteiner in echter Fassung.

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte. X. Band, 1. und 2. Heft. Inhalt: Fischart-Studien. Von Adolf Hauffen in Prag. VI. Die Verdeutschungen politischer Flugschriften aus Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz (Schluß). — Bodmers „Rache der Schwester". Von Robert Riemann in Leipzig. — Wielands Pervonte. Von Bernhard Seuffert in Graz. — Der Stifter des Illuminatenordens und eine Briefstelle Schillers an Körner. Von Daniel Jacoby in Berlin. — Kleinigkeiten zu Schiller. Von Rudolf Schlösser in Jena. — Ulrike v. Kleist über ihren Bruder Heinrich. Ein Beitrag zur Biographie des Dichters von Paul Hoffmann in Frankfurt a. d. O. — Grillparzer und Byron. Zur Entstehungsgeschichte des Trauerspiels „Ein treuer Diener seines Herrn". Von Ludwig Wyplel in Wien. (Schluß). — Zwei fragmentarische Prosadichtungen Eduard Mörikes. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Harry Maine in Leipzig (Schluß). 2. Geschichte von der silbernen Kugel oder der Kupferschmied von Rothenburg. — Goedekes Grundriß. Nachträge, Ergänzungen und Berichtigungen. Von Alfred Rosenbaum in Prag.

Neu erschienene Bücher.

Prof. Dr. O. Weise, Die deutschen Volksstämme und Landschaften. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 127 S.

Oskar Dähnhardt, Deutsches Märchenbuch. 2. Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 156 S.

Ed. Otto, Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 154 S.

J. Trötscher, Goethes Besuch am Egerer Gymnasium im Jahre 1821. Jahresbericht über das K. K. Staatsgymnasium in Eger (Böhmen), 1902/03.

Otto Lyon, Abriß der deutschen Poetik. 6. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 168 S.

Auskunftsbuch für Schriftsteller. Herausgegeben von der Redaktion der „Feder". Berlin W., Elßholzstraße 5. 110 S.

Wilhelm Ibel, Irmgard v. Berg. Dramatisches Gedicht. Elberfeld, Baedekersche Buchhandlung, 1903. 103 S.

Dr. Max Wünschmann, Rede auf König Georg, gehalten am 8. August 1903 zu Annaberg. Annaberg, C. A. Kästner, 1903. 15 S.

Johannes Meyer, Deutsche Literaturkunde für mittlere und höhere Mädchenschulen. 2. Aufl. Leipzig, Dürr, 1903. 134 S.

Prof. Dr. Adolf Stern, Ludwigs Makkabäer. Leipzig, Max Hesse, 1903. 74 S.

Hintner, Hans Sachs in Wels. 2. Jahresbericht des städtischen Gymnasiums in Wels. 1903.

Marie Martin, Lehrbuch der Mädchenerziehung. 1. und 2. Band. Leipzig, Dürr, 1903. 188 S.

Dr. Wohlrabe, Deutschland von heute. 2. Teil: Unser Heer. Leipzig, Dürr, 1903. 147 S.

Heinrich Zschalig, Bilder und Klänge aus der Rochlitzer Pflege. Dresden, H. Ehlers, 1903. 119 S.

Dr. Robert Petsch, Vorträge über Goethes Faust. Würzburg, Ballhorn u. Cramer Nachf., 1903. 198 S.

Dr. Hermann Gaehtgens zu Ysentorff, Napoleon I. im deutschen Drama. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1903. 145 S.

Otto Spruth, Berliner Schulkalender. Führer durch die höheren Schulen Berlins und seiner Vororte. Berlin, Selbstverlag des Verfassers, 1903. 28 S.

Viktor Kiy, Themata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen. 4. Teil. Berlin, Weidmann, 1903. 82 S.

C. Fischer, Zur deutschen Literatur. Ein Hilfsbuch für den Unterricht. Breslau, Carl Dülfer, 1903. 167 S.

Dr. Ernst Wasserzieher, Fr. W. Weber, Dreizehnlinden. (Lyons Ästhet. Erläut. zu deutschen Dichtern des 19. Jahrhunderts.) Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 46 S.

Richard Bürkner, Hans Sachs. Ein Volksabend. Gotha, Verlagsbureau, 1903. 48 S.

Dr. Hermann Mosapp. Wilhelm Hauff. Ein Volksabend. Gotha, Verlagsbureau, 1903. 32 S.

Hermann Müller-Bohn, Königin Luise. Ein Volksabend. Gotha, Verlagsbureau, 1903. 32 S.

Stohn-Violet, Lehrbuch der deutschen Literatur für höhere Mädchenschulen. 6. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 263 S.

Ernst Lüttge, Der stilistische Anschauungsunterricht. 2. Teil. 2. Aufl. Leipzig, Ernst Wunderlich, 1903. 242 S.

Johannes Kühnel, Die Heimat im Wechsel des Jahres. Dresden, C. C. Meinhold u. Söhne, 1903. 64 S.

Prof. Dr. Albert Köster, Schillers Wallenstein. Leipzig, Max Hesse, 1903. 219 S.

Wilhelm Arminius, Der Hainkönig. Drama in 1 Akt. Weimar, Herm. Grosse. 27 S.

P. Scherer, Kleine deutsche Sprachlehre. Neu bearbeitet von Franz Josef Scherer. Metz, Paul Even, 1903. 108 S.

Dr. Gustav Rosenhagen, Die Strophe in der deutschen klassischen Ballade. 1. Strophe und Darstellung. Wissenschaftliche Beilage zum Bericht der Realschule in Eilbeck, 1903. 46 S.

Lyon und Polack, Handbuch der deutschen Sprache. Ausgabe C. 2. Aufl. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1903. 342 S.

Dr. Rudolf Fürst, Gottfried Keller, Martin Salander. (Lyons Ästhet. Erläut. zu deutschen Dichtern des 19. Jahrhunderts.) Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 42 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52 I.

Der zweite deutsche Kunsterziehungstag in Weimar.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Als Herr Geh. Oberregierungsrat Dr. Stephan Waetzoldt mich Anfang Oktober d. J. in meiner Amtsstube in Dresden besuchte, bemerkte er beiläufig: „Gehen Sie zum Kunsterziehungstage nach Weimar? Dort gehören Sie hin." Aber obwohl ich vom Vorstande zu diesem Tage in Weimar eingeladen und somit Mitglied des Kunsterziehungstages war, und obwohl ich nach der freundlichen Auffassung des Herrn Dr. Waetzoldt dorthin gehörte, bin ich doch nicht nach Weimar gegangen. Leider hinderten mich dringende Amtsgeschäfte, ich würde sonst das, was ich hier vorbringe, dort an Ort und Stelle gesagt haben. Ich habe bisher die ganze Angelegenheit stets im Auge gehabt, habe auch dafür Sorge getragen, daß die Dresdener Schulverwaltung einen Vertreter nach Weimar entsandte; im übrigen habe ich aber bis heute mich beobachtend und schweigend verhalten. Vielleicht ist jedoch heute ein klärendes Wort am Platze.

Ich stehe dem Kunsterziehungstage und seinen Bestrebungen durchaus freundlich gegenüber und zolle den Männern, die diese Bewegung in Fluß gebracht haben, meine aufrichtige Verehrung. Diese Verehrung möchte ich aber hier nicht durch Lobsprüche, die zu spenden ich vielfache Veranlassung hätte, zum Ausdrucke bringen; sondern dienlicher und solcher Verehrung würdiger erscheint es mir, das große Unternehmen in das klare Licht einer offenen Kritik zu rücken. Kritik ist zwar auf beiden Kunsterziehungstagen hinreichend geübt worden, aber immer nur an der Schule und den Lehrern, aber an der Kritik in den eignen Reihen, an der Kritik des eignen Unternehmens, der Organisation der Kunsterziehungstage, der Art ihrer Einberufung, der Klarstellung, Begrenzung, festen und sicheren Begründung des ganzen, in voller Gärung hin- und herwogenden Unternehmens und der damit verbundenen Bestrebungen hat es durchaus gefehlt. Und doch wäre dies das Allernotwendigste gewesen.

Zugegeben werden muß ohne weiteres, daß unsre Schule bisher zu einseitig die intellektualistische Seite betont und das Künstlerische nur insoweit ernstlich gepflegt hat, als es durch das Ohr erfaßbar ist: im

Gesang und in der Poesie. Ganz stiefmütterlich sind aber Jahrhunderte hindurch Auge, Hand und Körper und damit das praktische Denken, Wollen und Können in unsrer Schule behandelt worden; erst in neuerer Zeit sind damit Anfänge zum Besseren gemacht worden. Und doch ist das Auge das eigentliche Organ der Kunst. Während das Ohr nur Ton und Rhythmus beherrscht, ist das Auge das Organ des körperlichen und geistigen Sehens und ist daher entscheidend für Form, Farbe, Gestalt und die tiefe innere, seelische Belebung des Kunstwerks. Selbst in den Schöpfungen des Tonkünstlers kann man genau hören, wie er die Dinge zu sehen und aufzufassen pflegt. In der Kunst des Sehens haben wir also Kern und Grund aller Kunst zu suchen, und selbst die anschauliche Kraft und Plastik der Sprache beruht zuletzt auf dem Auge.

Daher muß der Pflege des Auges, der Hand und des Körpers, nicht nur der Kraftentwicklung, sondern auch der körperlichen Reinheit und Sauberkeit, der Geschicklichkeit und Gewandtheit, der Grazie und Anmut der Bewegungen ein umfassenderer und breiterer Raum in der Schule eingeräumt und nachdrücklich auf eine Ergänzung unsres heutigen in erster Linie der Wissenschaft dienenden Unterrichtssystems durch eine gründliche und sorgfältige Entwicklung der Kunst des Sehens und des körperlichen Schaffens mit der Hand gedrungen werden. Durch eine gründliche Umgestaltung des Zeichenunterrichts, durch allseitige Einführung des Handfertigkeitsunterrichts, durch einen verbesserten und erweiterten Betrieb des gymnastischen Unterrichts und der Jugendspiele, durch Einführung des Schwimmunterrichts, durch Belebung des Natursinnes auf Fußwanderungen und durch Naturzeichnen, durch einen geschickt geleiteten Koch- und Haushaltungsunterricht der Mädchen, durch den diese lernen ihr Heim in eine Stätte behaglicher Anmut zu verwandeln, durch einen geeigneten Wand- und Bilderschmuck in den Schulräumen, der aber dem Unterrichte und der Erziehung dienstbar gemacht werden muß, u. ä. wird diese Forderung nach und nach, in allmählicher Entwicklung und allmählichem Aufbau erfüllt werden. Jedenfalls geht der Weg zur Kunst nur durch die Selbsttätigkeit des Schülers, niemals aber durch bloßes passives Anstarren eines ausgehängten Bildes oder bloßes Anhören eines Gedichtes, niemals durch künstliche Erzeugung von Stimmungen, die ein gesundes Kind nicht kennt und nicht kennen soll, und vor allem niemals durch ästhetische Schlagworte und Theorien, die nur kunstverwüstend wirken. Auch der Weg zum Kunstgenuß geht nur durch ernste, gründliche Arbeit und Selbsterarbeiten hindurch. Soweit die Kunsterziehungstage diesen schon vor der Hamburger Bewegung und dem ersten Kunsterziehungstage

vielfältig an den verschiedensten Orten sich regenden Bestrebungen dienen, soweit sind sie berechtigt und stehen auf gesunder Grundlage. Denn hier hat unsre Schule in ihrer Gesamtheit sich noch nicht zu der gewünschten Erkenntnis und Einsicht entwickelt, wenn auch zahlreiche einzelne Lehrer für diese Bestrebungen kämpfen und fast überall verheißungsvolle Anfänge gemacht sind. Hier ist also ein wirklicher, fühlbarer Mangel, der unter besonnener Erwägung aller einschlagenden Verhältnisse und Forderungen abgestellt werden muß.

Bis hierher stehe ich voll auf dem Boden der neuen Kunsterziehungsbewegung. Aber ich glaube auch, daß hiermit der genau umgrenzte Boden gegeben ist, auf den sie sich zu beschränken hat. Denn wenn in dieser Weise bei uns Auge und Hand geschult, der Körper gepflegt und geübt, die Kunst des Sehens gefördert wird, so werden auch Sprache und Ausdruck wieder kraftvoller und plastischer, unser Denken und Urteilen praktischer und gegenständlicher, wahrer und sinnenkräftiger, unser Fühlen tiefer und unser Wollen mächtiger werden. Von dieser Pflege des Auges und der Hand wird eine ungeahnte Erneuerung unsers künstlerischen Empfindens und Wollens, unsres Urteilens und Denkens, unsrer gesamten Welt- und Lebensanschauung in herrlicher Weise hervorsprossen, eine wahre Renaissance unsres gesamten geistigen und sozialen Lebens, die sich in den nächsten Jahrhunderten zu ähnlicher reicher Blüte und Frucht entfalten wird, wie in den vergangenen Jahrhunderten das humanistische und im Mittelalter das ritterliche Ideal. Eine große, gewaltige Erziehungspolitik wird nach und nach auf dieser Grundlage in allen Staaten und Städten einsetzen, und hoffentlich nicht zuletzt in den deutschen, durch die und innerhalb deren sozialpolitische, ästhetische, wissenschaftliche, wirtschaftliche Fragen, die uns jetzt bewegen, als kleinere Probleme aus der großen, alles umfassenden Erziehungsfrage, aus dem Problem aller Probleme, ihrer glücklichen Entfaltung und endlichen Lösung zugeführt werden.

Hier also liegen die Keime einer neuen großen Entwicklung unsrer Schule in der Kunsterziehungsbewegung mit verborgen, wenn diese Keime auch keineswegs in der Kunsterziehung allein zu suchen und zu finden sind, sondern zugleich auch in andern kulturellen Bewegungen unsrer Zeit, vor allem auch in den Rätseln, die uns die soziale Frage und die sozialpolitische Fürsorge noch zu lösen aufgibt.

Um diese große, allumfassende und allbewegende Erziehungspolitik aber zur Tatsache werden zu lassen oder, wie ich es an andrer Stelle vor kurzem ausgeführt habe, um unsre Stubenpädagogik zu einer wahrhaften Weltpädagogik zu erweitern, bedarf es nicht nur der aufopfernden und hingebenden Arbeit des berufsmäßigen Erziehers, sondern

vor allem auch der freudigen Mitarbeit des Laien. Und auch nach dieser Hinsicht bewegt sich der Kunsterziehungstag auf gesunder Grundlage. Zum erstenmal treten hier Laien (Kunstgelehrte und Künstler) auf einem eigens dazu berufenen Kongresse mit Schulmännern zur Beratung über eine wichtige Erziehungsfrage zusammen, an sich ein herrliches Schauspiel, an dem man seine Freude haben könnte, wenn nicht die Kunstgelehrten und Künstler es so aufzufassen beliebten, als ob sie die berufenen Geister seien, über die bestehende Schule den Stab zu brechen, eine Reform des gesamten Schulsystems durchzusetzen und die eingeladenen Schulmänner zur willenlosen Gefolgschaft herabzudrücken. Aber man wird beim ersten Zusammenarbeiten mit Laien solchen Mißgriffen und Mißverständnissen immer ausgesetzt sein. Die Schulmänner dürfen sich dadurch keinesfalls abschrecken lassen, mit den Laien zusammenzuarbeiten und deren Forderungen sorglich zu erwägen und zu prüfen. Denn es muß uns alles daran liegen, das Interesse der Laien an der Schule, das gegenwärtig erfreulicherweise täglich im Wachsen begriffen ist und sich nicht bloß auf dem Gebiete der Kunst, sondern auf den verschiedensten Gebieten, vor allem auch auf dem sozialen Gebiete, in lebhafter Weise betätigt, festzuhalten und von Tag zu Tag zu steigern, zu klären, zu reinigen und allmählich zu dem Ideal einer machtvollen Erziehungspolitik emporzuheben. Nicht richtig und den Interessen der Schule und des Lehrerstandes nicht dienlich ist es daher, wenn Lehrerversammlungen und Lehrerzeitungen viele Forderungen, die unsre Zeit an die Schule stellt, als von Laien aufgestellt und der Schule von außen aufgenötigt ohne weiteres von sich weisen. Freuen sollen wir uns alle dieses Interesses der Laien an der Schule, pflegen und hegen sollen wir dieses Interesse wie ein köstliches Kleinod; denn es wird die Stufenleiter bilden helfen, auf der die Schule der Zukunft zum ersten Platze im Herzen der Nation emporsteigt. Wodurch hat der Jurist seine beherrschende Stellung erlangt? Doch zu einem sehr großen und wichtigen Teile dadurch, daß er überall, auf allen Gebieten seiner Tätigkeit den Laien als gleichberechtigten, mitberatenden und mitbeschließenden Faktor zugelassen hat: in der Verwaltung, in der Gesetzgebung, in der Rechtsprechung usw. Dieses einzigartige schöne Zusammenarbeiten von Fachmann und Laien sollte auch für die Schule vorbildlich werden. Und wenn die Lehrer und Ärzte, die beide heute um den Platz an der Sonne noch vielfach ringen müssen, es verstehen, das Interesse des Laienelements für die Schule in geschickter und kluger Weise zu verwerten und zu steigern, statt törichterweise in einer gewissen Weltunerfahrenheit und Fachphilisterei die Laien immer und immer wieder vor den Kopf zu stoßen, so dürften sie wohl in nicht zu ferner Zukunft zu einer weit

glänzenderen Stellung in unserm Volke aufsteigen, als es ohne diese Verbindung mit dem Laienelemente möglich ist. Sobald der Laie seinen Rat von den Lehrern beachtet und recht gewürdigt sieht, wird er auch den Rat des Fachmannes gern und willig annehmen und selbst dafür Sorge tragen, daß weitblickende und weltkundige Schulmänner in Stellungen gelangen, wo deren Stimme und Rat von tiefgehendem Einfluß auf das Laienelement zu werden vermag. Lasse man sich daher durch die ersten mißglückten Versuche, mit Laien zu verhandeln, nicht abschrecken. Bei näherem Verkehr schleifen sich die Gegensätze ab, und beide Teile haben schließlich nur Vorteil von ihrer gegenseitigen Annäherung.

Hiermit ist aber alles erschöpft, was ich zugunsten des Kunsterziehungstages zu sagen vermag. Abgesehen davon, daß eine Fülle von Anregungen von beiden Kunsterziehungstagen ausgegangen ist, scheinen mir doch im einzelnen schwere Fehler vorzuliegen. Vieles hätte sich wohl von vornherein besser ins Gleichgewicht gestellt, wenn das Komitee eine große öffentliche Versammlung einberufen hätte, zu der jeder Künstler, Kunstgelehrte, Dichter, Schulmann, Verwaltungsbeamte gegen Lösung einer Teilnehmerkarte Zutritt gehabt hätte. Die Zusammensetzung des Vorstandes und der Versammlung wäre dann weniger nach den Wünschen und Absichten, den Zu- und Abneigungen einzelner Persönlichkeiten zugeschnitten gewesen. Die einzelnen Fragen würden dann auch eine vielseitigere Beleuchtung haben finden können, als es so möglich war. Namentlich wären die starken Einseitigkeiten und Übertreibungen der an sich nicht unverdienstlichen Hamburger Bewegung wohl rechtzeitig zurückgewiesen und auf das rechte Maß zurückgeführt worden.

Wenn ich eine Kunsterziehung insoweit für nötig und berechtigt halte, als eine weit größere Erziehung des Auges, der Hand und des Körpers in unsern Schulen gefordert werden muß, so halte ich es für eine unberechtigte Übertreibung, wenn die Hamburger fordern, daß die Kunsterziehung als neues Prinzip unsern gesamten Unterricht durchdringen und alle Unterrichtsstoffe als oberste Gewalt beherrschen solle: also auch den Religionsunterricht, den deutschen Unterricht, den Geschichtsunterricht, den Gesangsunterricht usw. Das heißt doch der Kunst, die bisher so viele Völker entnervt und verweichlicht hat, eine Stellung im Erziehungswesen einräumen, die ihr ganz und gar nicht zukommt. Die Kunst ist eins von den Mitteln, deren sich Erziehung und Unterricht zur Erreichung des vollkommenen Erziehungsideals mit bedienen müssen, ein sehr bedeutsames und wichtiges, aber nicht das einzige oder auch nur wichtigste. Kunst und Literatur sind doch nur eine Provinz in dem unendlich großen Reiche der Erziehung. Höher als die Kunst stehen drei

andre Mächte und Gewalten: die Natur, der Mensch, Gott. Zu diesen soll uns eine gesunde Erziehung hinführen, und nur soweit die Kunst mit dazu dienen kann, uns zu diesem alle Erziehung für immer und ewig beherrschenden Dreigestirn zu führen, ist sie für die Erziehung zu verwenden.

Dem Zeitalter der Phantasie, in dem Mythe und Sage herrschten, folgte das der Erkenntnis. In diesem wurde die Schule als Mittel, zur Erkenntnis aufzusteigen, geschaffen. Aber in neuerer Zeit hat sich wieder, vor allem seit Schopenhauer, ein großer Wandel vollzogen. Aus dem Zeitalter der Erkenntnis sind wir eingetreten in das Zeitalter des Willens. Und wir sind daran, die Schule dementsprechend umzugestalten, die alte Erkenntnisschule in eine Erziehungsschule, die Wissensschule in eine Willensschule zu verwandeln. Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß einseitige Verstandesbildung und Vielwisserei den Menschen hochmütig und dumm macht. Mit dem siegreichen Vorschreiten der voluntaristischen Psychologie geriet daher das alte System ins Schwanken, der Wille wurde als Grundlage alles geistigen Lebens erkannt, und der Auf- und Ausbau der Willensschule begann.

In dieser Entwicklung stehen wir jetzt am Anfang, an einem vielverheißenden, Herrliches versprechenden Anfang. Aber die neue Willensschule wird auf das, was die früheren Zeitalter uns erobert haben, auf Phantasie und Erkenntnis und deren herrliche Früchte niemals verzichten, sie wird nur diese Kräfte unter die alles beherrschende Gewalt des Willens stellen, so daß z. B. neben die Willensschulung durch Ohr, Sprache und Geist die Willensschulung durch Auge, Hand und Körper als völlig gleichberechtigt und gleichnotwendig tritt. Auch die Kunst, das lebendig verkörperte Gefühl und die Gestalt gewordene Phantasie, muß sich unter das eiserne Prinzip des Willens beugen; sie tritt als gleichberechtigtes Mittel der Erziehung neben die Erkenntnis, aber sie tritt wie diese gegen den Willen, das alles beherrschende neue Prinzip unsrer Erziehung, zurück. Es ist also unwissenschaftlich und unzeitgemäß zugleich, die Kunst als das neue Prinzip des Unterrichts und der Erziehung der Zukunft aufzustellen. Gegen dieses Streben des Kunsterziehungstages, die Schule lediglich zum Vorspann für die Kunst herabdrücken zu wollen, muß nachdrücklich Verwahrung eingelegt werden.

Man konnte schon beim ersten Kunsterziehungstage bemerken, daß Künstler und Kunstgelehrte und auch einige in deren Gefolgschaft als willenlose Werkzeuge wandelnde Lehrer die Kunst als das Höhere und die Erziehung als das Niedere betrachteten. Und daher urteilte man mit hoher Miene über die Schule ab und verlangte ohne weiteres, die Schulmänner sollten von den Künstlern nicht nur die Vorschriften über die Kunst, sondern auch über die Erziehung mit untertänigster Devotion

entgegennehmen. Es ist aber gerade umgekehrt. Die Erziehung ist das Weitere, Umfassendere, Höhere; denn sie umfaßt alle geistigen, seelischen und körperlichen Kräfte des Menschen, sie umfaßt nicht nur das individuelle, sondern auch das Gesamt-Ich; sie umschließt in der großartigsten Weise das ganze soziale, nationale, wirtschaftliche, geistige Leben eines Volkes und zuletzt der ganzen Menschheit. Und darum hat die Kunst der Erziehung zu dienen und nicht die Erziehung der Kunst. Die Erziehung ist die Herrin, und die Kunst soll ihre treue Magd sein. Und wie der Lehrer und Erzieher der erste und größte Künstler ist, weil sein Stoff, den er gestaltet, der kostbarste ist, den es gibt: der lebendige Mensch, Seele und Körper des Kindes und des zum Manne reifenden Jünglings, so ist er in seiner Aufgabe, in seinen Mitteln, in seinen Zielen und in seinen Grundlagen, eben weil sein Beruf alle Kräfte des Geistes, der Phantasie, der Erkenntnis, des Gefühls, des Willens und des Körpers in wunderbarer Weise ergreift und umspannt, eine große und umfassende Persönlichkeit. Und je mehr der Lehrer als Persönlichkeit entfaltet wird und je mehr unsre Pädagogik sich zur Persönlichkeitspädagogik entwickelt, um so mehr wird die Gestalt des Lehrers in unserm Volke emporsteigen, um so deutlicher wird weithin sichtbar die hohe Weltstellung des Lehrers hervortreten. Auch unsre großen Künstler und Dichter, auch Lessing, Goethe und Schiller, leben nur insoweit wirklich in unserm Volke und in der Menschheit fort, als sie sich als große Lehrer der Menschheit gezeigt haben. Daher sollten auch die Lehrer auf dem Kunsterziehungstage durchaus auf gleichem Fuße mit den Künstlern und Kunstgelehrten verhandeln. Und sie sollten deren unberechtigte Eingriffe in die Erziehungsfragen mit größter Entschiedenheit zurückweisen.

Heute sieht es auf den Kunsterziehungstagen so aus, als ob die Künstler und Kunstgelehrten die Einladenden wären und die Lehrer die Gäste, die sich glücklich fühlen sollen, von den Künstlern und Kunstgelehrten so hohen Verkehrs gewürdigt zu werden. Die Gäste harren der Belehrung über die Kunst. Aber mit diesen mehr oder weniger aphoristischen Belehrungen der Kunst beginnt zugleich ein fortgesetztes Losschlagen auf Schule, Lehrer und Schulbehörden. Mit der gröblichsten Sachunkenntnis, mit einer Oberflächlichkeit ohnegleichen werden gegen die Schule Vorwürfe erhoben, die sich kein andrer Stand, als der ewig objektiv denkende Lehrerstand, ruhig gefallen lassen würde. Bilder sollen in die Schulen kommen, aber der Lehrer darf sie um Gottes willen nicht behandeln oder besprechen. Denn alles, was der öde Schulmeister antastet, das verdirbt er. Die Religion hat er schon verdorben, den Gesang, die Poesie auch, kurz alles, was er mit seinen groben, plumpen Händen anfaßt. Darum

sollen auch Gedichte in den Schulen vom Lehrer nicht behandelt, sondern nur vorgelesen werden, d. h. wenn der traurige Geselle lesen kann.

Man fragt, auf Grund welcher Erfahrungen die Künstler und Kunstgelehrten solche allgemeine Urteile über Schule und Lehrer fällen. Meist urteilen sie wohl lediglich nach Erfahrungen, die sie vor zwanzig, dreißig oder vierzig Jahren als Knaben auf der Schulbank gemacht haben. Menschlich ist es ja, daß alles Unangenehme viel tiefer in der Erinnerung haftet als das Angenehme. So vergessen diese unwissenschaftlich Urteilenden das Gute, das ihnen die Schule gegeben, behalten aber alles Widrige, das sie erfahren, scharf im Gedächtnis. Das aber wissen sie nicht, daß sich die Schule allein in den letzten zehn Jahren so bedeutsam und mächtig entwickelt hat, daß die Behandlung der alten und neuen Sprachen, der Muttersprache, der Religion, der Geschichte usw. eine viel tiefer gehende, lebendigere und anregendere geworden ist, und zwar in allen Schulgattungen, im Gymnasium, in der Realschule wie in der Volksschule. Haben die betreffenden Beurteiler wirklich in den letzten Jahren in Schulen hospitiert und Lektionen bei verschiedenen Lehrern gehört? Ich bezweifle das sehr; denn sonst würden sie erstaunt sein über die Fortschritte, die in der Behandlung des Stoffes in den letzten Jahren in unsern Schulen gemacht worden sind. Ich habe oft Gelegenheit, in allen Schulgattungen, in Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen, Töchterschulen, Volks- und Fortbildungsschulen, Gewerbeschulen den verschiedensten Unterrichtsstunden beizuwohnen. Tausende von Lektionen habe ich gehört in Dresden und auch in andern Städten. Selbstverständlich waren auch mittelmäßige und schlechte darunter. Aber doch nur eine sehr geringe Zahl. In den meisten herrschte ein wahrhaft frischer und lebendiger Geist, über den die erstaunt sein würden, die als echte Schablonengeister nach dem nun einmal üblichen Schema Schule und Lehrer vor der Öffentlichkeit herabwürdigen. Eine nicht geringe Zahl dieser Lektionen waren wahrhafte, echte und große Kunstleistungen, bei denen ich, obwohl ich mit der notwendigen amtlichen Ruhe und Kühle an die Dinge herantrat, aufs tiefste ergriffen und im Innersten gepackt wurde. Ich bekenne offen, daß mir diese Lektionen einen so mächtigen und tiefgehenden Kunstgenuß bereiteten, wie ich ihn von Dutzenden moderner Theaterstücke, moderner Opern und moderner Bilder niemals auch nur annähernd empfangen habe.

Dem unwissenschaftlichen Bestreben gegenüber, der Schule in einseitiger Weise alle Schuld aufzubürden, wäre es sehr zu wünschen gewesen, wenn ein Schulmann in der Versammlung aufgetreten wäre und die Künstler und Kunstgelehrten darauf hingewiesen hätte, doch auch einmal an die eigne Brust zu klopfen. Er hätte ihnen folgendes vor-

halten können: Wer hat denn unserm Volke die Lust und den Anteil an der Kunst genommen? Doch nur ihr Kunstgelehrten und Künstler selbst. Die Menschen verdrießt es, daß das Wahre so einfach ist. Da war auch die Kunst den Kunstgelehrten viel zu einfach und natürlich. Und nun wurden tiefsinnige Systeme aufgestellt, in denen die Kunst zu einem überaus komplizierten Dinge aufgebauscht wurde. Geheimnisse wurden hineininterpretiert und Gedanken herausphilosophiert und das alles in ein System gepreßt, daß der Tempel der Kunst aus einer Stätte der Freude, die er sein soll, ein langweiliger Ort theoretischer Grübelei wurde, der er nicht sein soll. Die öde Grübelei der Kunstgelehrten wuchs sich zu Systemen der Ästhetik aus, und die Künstler, die sich vor der Kritik dieser gestrengen Herren fürchteten, weil die Kritik den Erfolg macht, wagten es nicht, nach dem ihnen angeborenen Gesetze ihrer eignen Persönlichkeit zu schaffen, sondern arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts nach der Schablone und dem Schema jener gelehrten Ästhetiker. So entstand der öde Klassizismus, jene blinde Nachahmung berühmter Muster, durch die ihr uns so gelangweilt habt, daß niemand mehr Lust hatte, sich mit solcher Kunst zu befassen. Und ihr fühltet das selbst; denn nun gabt ihr uns neue Theorien und neue Schablonen. Und nun wurde nach der neuen Theorie von den Künstlern gearbeitet und geschaffen, immer erst die Theorie machte den Schaffenstrieb künstlich lebendig, sie wirkte wie eine künstliche Brutanstalt. Nun kamen die photographischen Milieuaufnahmen, die naturalistischen Rohprodukte und die oft in hellen Blödsinn getauchten Symbolismen und Mystizismen. Alles, was ihr mit eurer vor der gelehrten Kritik in den Zeitungen zitternden Hand anfaßtet, das habt ihr verdorben. Und so habt ihr nach und nach das Volk aus dem Tempel der Kunst hinausgeekelt. Alle Kunst soll der Freude dienen. Aber wo ist denn die leuchtende Freude in euern an der Erde kriechenden Jammerwerken geblieben? Habt doch den Mut, zu sein, was ihr seid! Schafft nach dem, was euch der Gott in eurer Brust sagt! Zerschlagt die ästhetischen Schablonen und Theorien, in deren Bann ihr euch im Kreise dreht, und ihr werdet die Freude wieder auf den Thron heben. Dann wird das Volk von selbst euch wieder zuströmen. Aber verlangt nicht von der Schule, daß sie den verfahrenen Karren wieder herausziehen soll, und schiebt nicht alle Schuld der Schule zu, die nur wenig verdorben hat, weil bisher in ihr für die Kunst nur wenig Raum war und sie daher gar nicht in der Lage war, viel zu verderben. Wenn einer so gesprochen hätte, dann hätten vielleicht die auf der Schule herumschlagenden Kunstgelehrten und Künstler plötzlich gemerkt, wie es tut, in einseitiger Übertreibung und blindem Drauflosschlagen zum Sündenbock gemacht zu werden.

Wie die gesamte Erziehung, so ruht auch der deutsche Unterricht, das umfassendste aller Fächer, auf einer viel breiteren Grundlage als auf der einer Kunstübung oder eines Kunstgenusses. Wer den deutschen Unterricht nur durch das kleine ästhetische Guckloch anblickt, der sieht nur einen ganz kleinen Ausschnitt von diesem gewaltigen Unterrichtsgegenstande, und nicht einmal den wichtigsten. Sprache, das tiefe, lebendige Erfassen des geheimnisvollen Wortinhaltes, das rechte Schauen und Ergreifen der ungeheuer mannigfaltigen Formen, das nachdrückliche, tiefbohrende Eindringen in den Geist unsres Volkes, in die Wurzeln unsres Volkstums, unsrer ganzen Art und Sitte, Sprachgeschichte, Mundarten, Volks- und Heimatskunde, das klare und sichere Umfassen und Beherrschen des modernen vielgestaltigen Geisteslebens, die tiefen Gedanken des Philosophen, das glänzende und begeisternde Wort des Redners, die anmutige Sprache des Erzählers, das trauliche, herzliche Behagen des Briefes, die Fähigkeit, seine Gedanken knapp, klar, kurz und bestimmt mitzuteilen, die Natürlichkeit und Lebendigkeit des schriftlichen und mündlichen Ausdruckes, das schwierige Problem des Aufsatzes und der freien Rede, das und vieles andre noch ist das große Gebiet des deutschen Unterrichts, das sorgfältig und gründlich, auf der festen Grundlage der germanistischen Wissenschaft ruhend, bebaut werden muß, wenn wir ein seine Sprache beherrschendes und liebendes Geschlecht erziehen wollen. Und dazu erst tritt dann das Ästhetische, die Erfassung des dichterischen Kunstwerks, von dem durch bloßes Vorlesen der flüchtige Geist des Kindes, das auf keinerlei weitreichende Lebenserfahrungen zurückblickt und daher das Beste an einer Dichtung nicht einmal ahnt, nie und nimmer ergriffen wird. Und über das Ästhetische hoch hinaus ragt dann noch als die letzte große Riesenaufgabe das Ethische der Sprache. Dieses herauszuarbeiten vermag nur der Meister, der selbst in seinem Innersten eine tief ethische Natur ist, wie es Goethe, Schiller, Herder, Lessing und alle großen Lehrer der Menschheit waren, wie wir sie aber unter unsern modernen Dichtern und Künstlern mit ihren platten Milieuschilderungen, mit ihrem brutalen Naturalismus und ihrem öden Symbolismus nur in seltenen Ausnahmen finden.

Der zweite deutsche Kunsterziehungstag hat uns aber auch neben vielem recht Zerfahrenen und Unerfreulichen viel Erfreuliches, ja in den Vorträgen Stephan Waetzoldts, Rudolf Lehmanns, der auch die intellektuelle Seite der Sprache betonte, Wolgasts und den treffenden Bemerkungen des Stadtschulrates Dr. Kerschensteiner, des besonnenen und umsichtigen Vorsitzenden, zum Teil geradezu Köstliches gebracht. Die Anregungen, die von diesen Rednern, zufällig vier Vertretern der „öden Schulmeisterei“, ausgingen, werden nicht vergehen, und ich komme nach Erscheinen des

Druckberichtes auf diese Vorträge zurück. Freilich, über die bloße Negation ist der Kunsterziehungstag in Weimar nicht hinausgekommen. Unendlich leicht ist es, über das bisher im deutschen Unterricht Geleistete zu spotten. Aber kein Redner hat gezeigt, wie denn nun eine deutsche Unterrichtsstunde nach seiner Meinung eigentlich gehalten werden soll. Und so wird der Kunsterziehungstag in Weimar ohne jedes positive Ergebnis bleiben. Die pädagogische Welt wird über ihn in seinem Gesamtergebnisse zur Tagesordnung übergehen.

Wir aber wollen mutig aufwärts steigen den steilen Weg. Fackelträger voran! Es gilt den herrlichsten Bau aufzuführen, oben auf weitragender Höhe, den Bau einer großen, gewaltigen, unser ganzes Volk umspannenden Erziehungspolitik. Noch ist das Verständnis gering. Noch sind ihrer zu wenig, die daran helfen. Noch herrschen dunkle, unvollkommene und unrichtige Anschauungen in weiten Kreisen unsres Volkes. Da gilt es hineinzuleuchten in die Nacht der Unkenntnis und der Mißverständnisse. Nicht weniger als eine ganze Weltanschauung, die von der Bedeutung der Erziehungskunst und ihrer Zaubergewalt keine Ahnung hat, gilt es in Trümmer zu schlagen. Aber der Deutsche hat Dogmen zerbrochen und Fesseln zerrissen. Seine heldenhafte Zähigkeit wird auch hier nicht versagen. Und jeder, der helfen will, er sei uns willkommen am schweren Werke. Und wenn er auch nur einen Stein heranträgt zum Riesenbau, er sei willkommen. Und wenn auch der Stein wieder in die Tiefe rollt, wir holen ihn uns aufs neue. Und endlich wird er vor uns stehen, der herrlich leuchtende Bau mit wehenden Fahnen. Und alle werden ihn dankbar grüßen, den Meister des Baues, den Erzieher, den Lehrer. Bis dahin aber gilt auch für uns das Wort:

Arbeiten und nicht verzweifeln!

Paul Heyses Wintertagebuch.

Von Lic. theol. Dr. phil. **Kurt Warmuth,** Oberlehrer am König Georgs-Gymnasium in Dresden.

Es war im Herbst jenes sonnenheiteren Jahres 1893, als ich — noch Student — den lieblichen Gardasee kennen und lieben lernte. Alle Geheimnisse südlicher Naturschönheit haben sich mir hier erschlossen. Ich glaubte, in das Reich der Märchen verzaubert zu sein. Dieser tiefblaue Himmel! Diese Ufer mit ihren Bergen, Schluchten und Wasserfällen, mit ihren weißschimmernden Villen, von träumerischen, windgebogenen Zypressen umrauscht! Und dann der Spiegel des Sees mit seinem bunten Farbenspiel!

Nun hat auch die Poesie den See geadelt. Ein begeisterter Verehrer desselben, Paul Heyse, der Meister der deutschen Novelle, hat ihn soeben

in einem anmutigen Gedichtband besungen: „Wintertagebuch“ betitelt.[1]) Er ist mit des Dichters wohlgelungenem Bilde geschmückt, und auf dem Titelbilde grüßt sein schmuckes Landhaus aus Lorbeer und Palmen. Paul Heyse hat hier wie in einem Schatzkästlein all die lyrischen Perlen gesammelt, die er am Strande des von ihm über alles geliebten Sees, an dem er zu überwintern pflegt, im Winter 1901—1902 gefunden hat. Im „Italienischen Liederbuch“, sowie in den Übersetzungen der „Italienischen Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts“ hat er sich bereits als feinen Kenner des italienischen Landes und Volkes gezeigt. Dies neue Buch stellt sich ihnen würdig zur Seite. In wenig Strichen zaubert er hier manches farbenfrische Bild vor unsre Augen. Aus jedem Verse spricht seine feine, vielseitig gebildete, geistig überaus bewegliche Künstlernatur. Es wird einem innerlich wohl in der Gesellschaft dieses klaren Geistes, der sich im Gegensatz zu einer gewissen modernen Richtung bewußt vom Gemeinen und Häßlichen abwendet und als Priester der Schönheit mit Maß und Anmut ausspricht, was ihn beseelt.

Warm begrüßt er bei der Ankunft den lieblichen See mit Vignen, Olivenhalden und Lorbeerwegen, sein Villino, dem inzwischen noch ein Flügel angewachsen ist, so daß er sich bequemer zum Winterschlafe strecken kann hier in dieser Einsamkeit, die nur dann und wann der Pfiff eines Dampfers oder der Schrei eines Eselchens unterbricht. Hier lockt kein Konzert, das einzige Schauspiel bietet der See. Der Kurvorstand sorgt eifrig, daß

Keine Lustbarkeit den Wintergästen Fieber schafft,
Daß keinem, der zu sterben kam, hier, wo ihm letzte Frist gewährt,
Der Abschied von der schönen Welt durch Lebensfreuden werd' erschwert.

Indes findet der Dichter, daß ein Winterschlaf hier unter Palmen auch seine stillen Reize hat. Was er nun während desselben träumt, das will er zwanglos in dem Tagebuch zu Papier bringen.

Einen Vergleich zwischen den Zeiten von einst und jetzt am Gardasee stellt er an, in feinen Zügen die Geschichte der Orte um den See charakterisierend: statt der glatten, welschen Namen — rauhe, deutsche, statt der Chronik — eine Fremdenliste. Einst rangen Maderno und Saló um die Herrschaft, jetzt machen sich die Hotels den Rang streitig.

Und statt der Ritter, die aufs Roß sich schwingen,
Mit holden Frau'n, aus Furcht, sich zu entadeln,
Wenn sie gutbürgerlich zu Fuße gingen,
Siehst du die feine Welt — vorüberradeln.

---

1) Paul Heyse. Ein Wintertagebuch (Gardone 1901—1902). Stuttgart und Berlin 1903. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 2 M.

Wohl sind die Blumen auf der Flur nun verschwunden, aber Myrte und Lorbeer grüßen noch den Dichter. Diese Wahrnehmung entlockt seinem Herzen die schönen, innigen Verse:

Sind die Blumen auch dahin,
Die ich brach im jungen Leben,
Unverwelklicher Gewinn
Ward mir zum Ersatz gegeben:

Sie, die ich zumeist geliebt,
Bleibt mir wandellos zur Seite,
Und die holde Muse gibt
Winters auch mir das Geleite.

Eine arme, junge Italienerin mit der Last von schwarzen Haaren, mit der Augen dunklen Glut mahnt er, sie solle die stolze Dame in Samt und Seide nicht beneiden, wisse sie doch nicht, ob jener nicht heißer Gram am Herzen nage; vielmehr solle sie den Göttern danken, daß sie im Schatten still erblühen darf.

Ein feines Lächeln von Selbstironie sehen wir auf des Dichters Antlitz bei dem graziösen Gedicht mit dem Refrain: Chi bella non è, fortuna non ha.

Tief ergreifend ist das Gedicht „Der Fürstensohn". Vom Newastrand ist er im eignen Zug und über den See in der eignen Jacht gekommen, um das gelobte Land der Schönheit noch vor seinem Ende zu schauen. Auf weichem Pfühle ruht er auf dem Balkon und blickt auf das lachende Land und den funkelnden See hinaus mit allen seinen Wundern ... Ein Seufzer entringt sich seinem fieberblassen Munde ... Die Mutter fragt, ob er einen Wunsch habe. Er entgegnet: man hätte ihn lieber in der kalten, unwirtlichen Heimat sterben lassen sollen, als hier, wo die Welt so schön sei:

Da hätt' ich wahrlich nicht gebebt,
Der Welt Valet zu geben.
Doch hier erst, Mutter, hab' ich erlebt,
Wie süß es ist, zu leben!

Er sinkt aufstöhnend zurück in die Kissen. Die Morgensonne scheint auf einen Toten.

Den scharfen Beobachter und Schilderer der Schwächen der Gesellschaft zeigt die Dichtung „Flirt", welche als Motto Voltaires Worte trägt: Dieu prit pitié du genre humain; il le créa frivole et vain, pour le rendre moins misérable. Von feinem Stimmungsgehalt sind die Lieder: „Das Glöckchen" und „Letzte Blüten".

Eine herzliebe „Weihnachtsepistel" schreibt der Dichter einem Freunde in München, der da meint, daß man ohne Schnee und Eis kein richtiges Weihnachten feiern könne. Heyse erinnert ihn in liebenswürdiger Weise daran, wie die erste historische Weihnacht von Sturm und Schnee auch nichts gewußt habe.

Lag doch, gehüllt
In leichte Windeln nur, im offnen Stall
Das liebe Christkind. Und die Hirten, die
Des Engels Botschaft hörten, ihre Herden
Auf freiem Felde hütend bei der Nacht,
Sie krochen frierend nicht in dumpfe Hütten,
Denn lau und lieblich war die Luft ...
Drinnen aber
Das Himmelskind bedurfte wahrlich nicht
Der goldnen Kerzchen unsrer Weihnachtstannen.
Denn in der Nacht des Südens funkelte,
Geschart um jenen Leitstern, das Gewimmel
Der Goldgestirne — fast wie überm See
Sie heut erglänzen, wo aus tiefem Blau
Sie nach und nach aufglimmen, während rings
Geläut ertönt — meinst du nicht doch, man könn'
Auch ohne Schnee und Eis an dieser Stätte
Die richt'ge Weihnacht feiern? — — —

Einen warmen Nachruf widmet er dem geliebten Freunde Wilhelm Hertz. Nun erst wird ihm bewußt, was er ihm alles verdankt:

Und was er lebend war und gab und sprach,
Tönt unersetzlich uns im Innern nach.
Wie gern genießend, saß er jugendfrisch,
Ein stolzer Zecher, an des Lebens Tisch!
Sein goldnes Lachen — niemand lachte so! —
Wie macht' es jeden in der Seele froh!
Sein milder Ernst, der keinen je versehrt,
Sein edler Zorn, wenn Niedres ihn empört,
Ein zartes Mitgefühl in Leid und Lust,
Ein Kindersinn in fester Mannesbrust,
Treu seinen Göttern dienend, immer fern
Dem Marktgewühl, vertrauend seinem Stern ...
Ihm sagen durften wir, bescheiden zwar,
Dem tiefbescheidnen Freund, was er uns war,
So daß er, den die Mitwelt kaum erkannt,
Doch einen Schatz von Lieb' und Treue fand,
Und nichts, bis ihn verschlang die letzte Nacht,
Entbehrte, was das Leben lieblich macht.
Und so, ob du nun ruhst am dunklen Ort,
Du Vielgeliebter, lebst du mit uns fort,
Und Tod und Schicksal überdauernd, zieht
In fernste Zeit dein herzbezwingend Lied!

Der Dichter selbst aber möchte einst im Schatten der „Pergola“, des Laubenganges am Uferrande seines Gartens, den letzten Schlummer schlafen. Philosophische Betrachtungen liebt er in der weltfernen „Schlucht“ im dunklen Zauber der Waldnacht zu pflegen. Oft in schlafloser Nacht faßt ihn „Reue“ an ob mancher kleiner Sünden, wenn er z. B. den

Freund unbedacht gekränkt, oder wenn er schwieg, wo er hätte reden sollen; besonders weh tut es ihm, wenn er sich über schnödem Geiz betrifft. Im „Traum" sieht er sich in einen eigenartigen Wald versetzt. Mancher Stamm, in dessen Rinde er einst einen teuren Namen geritzt, liegt morsch am Boden. Der Förster, „ein uralt ernster Mann", führt ihn an einen Baum — des Dichters Lebensbaum, in den bereits ein Zeichen eingeschnitten ist, welches sagt, daß er nächstens an die Reihe kommt ... Das Gedicht ist am 25. Januar entstanden, wie aus der Fußnote hervorgeht, offenbar unter dem Eindruck von Ernst Wicherts Tode, der am 21. Januar starb. Eine bittre Stimmung zittert in den Versen „Der Dichter" und „Der Freund". Heyse ist ein Freund der „Musik"; vor allem liebt er Beethoven, Schubert, Chopin und Brahms. Leider muß er sie hier missen. So greift er zur „Selbsthilfe" und treibt Musik, so gut es geht. Dabei muß er des Liedes seiner Mutter denken: Que je vous aime! Dies Lied ruft zugleich eine liebe Jugendfreundin Antonie vor sein Auge, die schwarzäugige, die einst sein Knabenherz in Flammen setzte, „das schlanke zwölfjährige Mädchenwunder!" Zum Tiefsten aber in diesem Bande gehört die Dichtung, die er „vor dem Jugendbildnis der Mutter" gesungen hat:

O hätt' ich damals dich gesehn,
Als so du in die Welt geschaut,
So morgenklar, so jugendschön,
Noch mit dem Leben unvertraut!

Wie viele Philosophen und Dichter der Mutter einen bestimmenden Einfluß auf ihr Innenleben zuschreiben, so auch Heyse. Die Mutter liebt er über alles, eine Frau, die sich ein Herz voll Jugendfrische und Frohsinn bis in die späteren Jahre hinein bewahrte. Beim Blick auf ihr Bild hört er die zärtlichen Worte, die sie für den Sohn hatte:

Ich höre, wie du gute Nacht
Mir sagtest, wenn aus fernem Land
Heimkehrend ich so wohlgemacht
Mein Bett im Mutterhause fand,

Und sah dein Auge übergehn,
Wenn meine Kinder du geküßt.
Da schienst du mir so hold und schön,
Wie jung du nie gewesen bist.

Nun ward ich selber alt wie du;
Nur noch ein Weilchen atm' ich hier.
Doch bis ich geh' zur letzten Ruh',
Was an mir jung bleibt, dank' ich dir.

Sich selbst ruft der Dichter die „Ermutigung" zu:

Sei nur getrost, was auch geschieht!
Werd' an dir selbst nicht irre, mein Herz!

Einem Pessimisten gegenüber, der alle Mühe und Plage, die sich der Dichter sein Leben lang gemacht habe, für eitel hält, vergleicht Heyse

sein Los mit dem eines Sternes, der am Firmament erwacht, blinkt und verschwindet . . .

Im „Sündenregister“ liest er dem Volke Italiens gehörig die Leviten. Er tadelt das süße Nichtstun der Italiener, das Ausplündern der Fremden, den Schmutz, das Töten der kleinen Vögel, die Brigantenhorden in der Berge wildem Schoß. Eine seltene Tugend allerdings macht vieles gut: dies Volk heuchelt nicht! Es ist ein schlechterzogenes, großes Kind geblieben. Kein Zwingherr hat ihm die Unarten ausgebleut, und ob auch schlaue Priesterschaft es geknechtet, es ist unverwüstlich gesund geblieben:

> Gewiß, dir wäre hoch vonnöten
> Ein deutscher Unteroffizier,
> Würd' auch sein Drill so manches töten,
> Was liebenswürdig ist an dir!

Das gedankenreiche Gedicht schließt mit den Worten:

> So wünsch' ich, daß du, neu erstanden
> Aus langem Schlummer, dich befreist
> Von den jahrtausendalten Banden,
> Die dir umschnürten Seel' und Geist;
>
> Daß du, was nie zuvor du lerntest,
> Dich selber nimmst in strenge Zucht
> Und vollgereift nun endlich erntest
> All deiner edlen Gaben Frucht.

In „Servite Domino in laetitia!“ zeichnet der Dichter das freundliche Bild eines italienischen Dorfgottesdienstes, der mit recht weltlichen Weisen aus Traviata und Troubadour schließt.

Heyse hat auch ein warmes Herz für die Tiere. Er ist der einzige, der des toten Nino, des Pferdes eines Gemüsehändlers, in warmer Teilnahme gedenkt. („Tantalus.“) Er verweist es sich selbst, daß er eine „Fliege“ gedankenlos getötet. Das schlimme „Jagdvergnügen“, im Frühling nach den kleinen Vögeln zu schießen, geißelt er auf das schärfste:

> Dürft' ich nur einmal Gottvater spielen,
> Nur auf ein Stündlein, — ich führe dazwischen,
> Und wo ich irgend tät' erwischen
> In flagranti solch einen groben Bengel,
> Ich ließ' ihm von einem handfesten Engel
> Fünfzig mit feuriger Rute geben —
> Die Jagdlust verging' ihm fürs ganze Leben!

Die Lacerten, die aus dem Gestein hervoräugeln, sind seine Freunde, und „Flock“, ein „charaktervoller“, muntrer Spitz, ist sein steter Begleiter auf seinen Wanderungen am See. Von großer Anmut ist das „Idyll“, worin er zwei Alte zeichnet, die jung in der Liebe geblieben sind. Im „Rückblick“ weht patriotischer Geist. Wenn es wahr ist, daß jung sterben muß, wen die Götter lieben, dann ist er dankbar, daß er kein Götterliebling ist; durfte er doch Großes erleben auf der Weltenbühne:

Eines Volks Ersteh'n aus überlanger
Schmach zu höchster Herrschermacht und Glorie.

Ein Retournons à la nature! ruft er unsrer Kunst zu in dem entzückenden Gedichtchen: Plein air, in dem er den Lenz feiert,

Der allzeit war und heut noch ist
Der gottbegnadetste Pleinairist.

Friedrich Rückert widmet er drei Sonette voll dankbarer Verehrung. Besonders schön ist das erste:

Als ich zur Winterflucht mein Bündel schnürte,
Steckt' ich, die schwerlich man im Süden fände,
Auch meines teuren Rückert Liederbände
Mit ein, dem dieser Vorzug wohl gebührte.

Wie bin ich froh, daß ich ihn mit mir führte!
Denn nie liest diesen Reichen man zu Ende,
Dem gütig so Natur gefeit die Hände,
Daß Poesie ward, was er je berührte.

Nun liegt vor unserm Blick auf tausend Seiten
Sein Leben, sein Gemüt, sein tiefstes Denken,
All seine Freuden, Schmerzen, Traulichkeiten.
Wohl frommt's, in solchen Schatz sich zu versenken
Und nach der trüben Flut der jüngsten Zeiten
Aus diesem reinen Quell sein Herz zu tränken.

Dem alten Horaz, den er am See wandelnd liest, weiht er formvollendete alcäische Strophen. In der Jugend gab er den Liebesliedern des Venusischen Schwans den Vorzug, jetzt lauscht er lieber den Gedichten, in denen dieser vom Weltlauf und von der Genügsamkeit spricht. So wird ihm Horaz zum weisen Hausfreund.

Beherzigenswerte, edle Worte richtet der Meister an die „Neider", von denen auch er wie alle Glücklichen, denen die Muse den Weihekuß auf die Stirn gedrückt, so daß sie hehre Werke schufen, zu leiden gehabt haben wird.

Voll wunderbarer Feierabendstimmung sind die Verse: Beata solitudo — sola beatitudo!

Das „Lied" wird manchen Komponisten zur Vertonung locken. Süßer Wohllaut schlummert in „Mandolinata", der Rhythmus malt das Spiel der Wellen. „Sonntagsruhe" und „Mondnacht" sind feingezeichnete Bilder. Kurz vor Schlafengehen hat der Dichter gemeinsam mit seiner Frau die Böcklin-Mappe betrachtet. Nun schaut er im „Nachtgesicht" den Roman einer Seefamilie.

Ende Mai nimmt der Dichter Abschied von dem geliebten See, indem er zu sich selber sagt:

Danke, daß erreicht du hast,
Was dem Menschen blüht so selten,
Daß er als vertrauter Gast
Bürger sei in zweien Welten.

Und zu träumen sich erkühnt,
Trotz des Alters frost'gem Schauer,
Daß in märchenhafter Dauer
Ew'ger Frühling ihn umgrünt.

Er freut sich der „Heimkehr". Durch hohe Gartenwipfel winkt ihm das alte Haus Willkommen zu, am Fuße der Treppe breitet der Adorante die schlanken Arme aus und wünscht dem Herrn gesegneten Eintritt. Die vertraute Schar trüber und froher Erinnerungen grüßt ihn:

Hier angesiedelt in jedem Raum,
Wo ich gelebt, geliebt, gelitten,
Jung gewesen und alt geworden
Und mein redlich Herz
In festen Händen gehalten.
Und in mir ruft's: sei froh der Heimkehr!
Hier bist du zu Haus und drunten
An deinem See nur zu Gast.
Denn deines Wesens tiefste Wurzeln
Sind zäh gesenkt in die deutsche Erde,
Wenn auch der Wipfel sich gern
In italischen Lüften wiegt.

In den „Ghaselen" faßt unser Poet manchen Gedanken-Edelstein in goldene Worte. Hier schauen wir in seine vornehme, geist- und gemütvolle Künstlerseele. Besonders gelungen erscheint mir das fünfte, das die hohen Alten preist, das siebente, in dem er die Gattin besingt, und das elfte, wo er seinen Musendienst überschaut mit dem wehmütigen Schluß:

Jetzt am Ziel der langen Bahn beschleicht mich Sorge: nicht genug
Hätt' ich in freier Gotteswelt, zuviel nur schwarz auf weiß gelebt.

Solch ein Selbstbekenntnis, so schlicht und ehrlich ausgesprochen, — wie gewinnt es uns das Herz ab für den Menschen in unserm Dichter! Nun, wir danken ihm aus voller Seele für diese köstliche neue Gabe und wünschen, daß ihm ein gütiges Geschick noch manchen Winter am Ufer des schönen Sees beschere zum Sammeln solcher lyrischen Perlen!

Wem bei 72 Jahren die Muse noch solche Gaben schenkt, der ist im Herzen jung geblieben, der ist ein Liebling der Götter! Ja, noch lange sprudle ihm der goldene Born der Poesie in die feingeschliffene, kristallhelle Schale seiner Kunst!

Büchmanniana.

Von Dr. **Otto Ladendorf** in Leipzig.

Von der Vortrefflichkeit des überaus reichhaltigen Sammelwerkes Büchmanns und seiner Fortsetzer, dessen Titel selbst längst zum „geflügelten Worte" geworden ist, zeugt auch die neueste (21.) vermehrte und verbesserte Auflage (Berlin 1903), die wieder Eduard Ippel bearbeitet hat. So sorgfältig aber die neuesten Arbeiten über dieses Gebiet Berücksichtigung gefunden haben, so verhehlt sich der Herausgeber doch selbst nicht, daß sein Buch in mancher Hinsicht noch verbesserungsfähig sei, und stellt sogar eine selbständige Ergänzung in Aussicht. Meine Bemerkungen, eine Reihe von Lesefrüchten, knüpfen im wesentlichen an das vorhandene Material an und sollen teils der Berichtigung, teils der schärferen Formulierung oder Ergänzung der gemachten Angaben dienen. Doch habe ich mir auch ein paar Hinweise auf bisher nicht notierte geflügelte Worte nicht versagt.

Zu der (S. 122 flg.) erwähnten Lutherlegende seien einige Parallelen angemerkt, die die vielfache Verbreitung des bekannten Spruches noch weiter belegen. Zunächst das Schlußwort aus Großmanns fünfaktigem Familiengemälde 'Nicht mehr als sechs Schüsseln' (Leipzig 1785, S. 219), das aber laut Angabe des Verfassers schon 1777 verfertigt wurde:

> Wer nach vollbrachter Arbeit nicht
> Liebt Weiber, Wein, Gesang,
> Der bleibt ein Narr sein Lebelang.

Wie diese Strophe beim Herumreichen der großen Pokale gesungen werden soll, so kehrt der Spruch auch in der Schlußstrophe eines der 'Lieder am Silvesterabend 1800' von August Baders wieder. (Siehe A. Sauers Ausgabe der deutschen Säkulardichtungen. Berlin 1901, S. 247):

> Laßt so das nahende Jahrhundert
> Uns allen sein willkommen sein.
> Es sei zum voraus schon bewundert,
> Hat's nur Gesang und Lieb' und Wein;
> Denn wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
> Der bleibt ein Narr sein Lebelang.

Während aber in diesen beiden Stellen die ausdrückliche Berufung auf Doktor Luther fehlt, wird in den Gedichten Langbeins (2. Aufl. 1800 = Ausg. von Goedike, Stuttgart 1841. II, S. 161) ein besonderer Lobpreis auf den „berühmten Ehrenmann" Luther ob dieses Ausspruchs

angestimmt. Freilich für die Herkunft desselben läßt sich auch aus diesen Anspielungen nichts entnehmen.

Dankenswerte Erweiterung hat der Artikel über den vieldeutigen Ausdruck „Glänzendes Elend" (S. 141 flg.) erfahren. Aber auch in der neuen Form befriedigt er noch nicht. Zwar wird die allmähliche Bedeutungsentwicklung an anschaulichen Beispielen erläutert, aber gerade für die Anwendung, in der der Ausdruck zum geflügelten geworden ist und noch heutigestags gebraucht wird, bleibt uns der Herausgeber die Belege schuldig. Es handelt sich da in der Hauptsache um zwei Begriffe. Einmal: glanzvolles Repräsentieren bei heimlichem Darben oder drückender Schuldenlast, anderseits: bunter, blendender Bühnenflitterstaat bei erschreckender Ärmlichkeit und Entbehrung. Jene Bedeutung findet sich bei Laukhard (Leben II. Teil, S. 151): „Überall fand ich bei den Herren Leipzigern große Armseligkeit und glänzendes Elend" (1792) usw. Dann nenne ich eine Stelle in Langbeins 1824 veröffentlichtem 'Jocus und Phantasus' (V, S. 9), wo Valentin, der Bruder des Kammerpräsidenten v. Eschborn, von dessen Hausfreund Raimund ganz unerwartete Aufklärungen über seines Bruders „glänzendes Elend" erhält, der durch die Verschwendung seiner Familie nahezu ruiniert worden ist und bei seinem glänzenden Abendfest sogar die im Vorgemach herumstreichenden Pfandgläubiger mit in Kauf nehmen muß, die dem Präsidenten sein bei ihnen versetztes Silbergeschirr geliehen hatten. Vgl. auch Immermanns Sonett 'Glänzendes Elend' (Hempel XVII, S. 485). Diesem Begriff entspricht bei Dingelstedt in den 'Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters' (2. Aufl. Hamburg 1842, S. 77) die stark satirische Schilderung eines Dutzend-Fürsten und seiner Höflinge, wo es heißt:

O der übertünchten Leere,
Draus die Armuth allwärts schielt!

Für die andre Bedeutung findet sich in Gutzkows 'Briefen aus Paris' (Ges. Werke XII, S. 81. Frankfurt a. M. 1846), wo er sich über die Kinder eines Taschenspielers äußert, die geschminkt und mit bloßem Halse in der Winterkälte lustige Lieder bliesen, der bezeichnende synonymische Ausdruck „all das bunte Elend". Siehe ferner Theodor Mundts Geschichte der Literatur der Gegenwart (Berlin 1842, S. 495), der sich über Raupach dahin ausspricht: „Das ganze glänzende Elend eines Theaterabends tritt uns schon aus seiner Poesie entgegen."

Allerdings hat sich die Begriffssphäre des Ausdrucks auch sonst noch verschiedentlich erweitert. So versteht Auerbach unter dem „glänzenden Elend" des Soldatenlebens ebenso den Verdruß über unnütze Paraden und Exerzitien als die Quengeleien mit den Vorgesetzten und

die Duelle mit den Kameraden. (Ges. Schriften, 1858. XV, 211 flg.) Auf das Gebiet der dramatischen Kunst ferner überträgt den Ausdruck H. Hauff, wenn er für das „glänzende Elend" der Bühne seiner Zeit wenigstens einen Gottsched herbeisehnt als Wiederhersteller des Theaters und seiner Würde. (Stuttgarter Morgenbl. 1847, S. 18.) Die ursprüngliche Bedeutung aber: „innere Hohlheit, von pomphaften Formen überdeckt", wird in einer eignen „Geschichte vom glänzenden Elend" von W. Chezy anschaulich dargelegt. (Morgenbl. 1856, S. 361 flg.)[1])

Gellerts Verse aus den „geistlichen Oden und Liedern" (S. 147) klingen auffällig an an eine Stelle aus einem Glückwunschgedicht Daniel Stoppes zum 2. Mai 1731, die das Vorbild abgegeben zu haben scheint (Der Parnaß im Sättler. Frankfurt u. Leipzig, 1735, S. 37):

Ein jeder Stand hat seine Noth,
Ein jeder Tag hat seine Plagen;
Doch aber auch sein täglich Brodt.

Die Anmerkung zu der Wendung von der „göttlichen Grobheit" (S. 248) ist durch Gomberts Nachweise erledigt (Zeitschr. für deutsche Wortf. III, 176 flg.). Daß aber Kobersteins Hinweis auf die Gegner der Romantiker zu Recht besteht, zeigt z. B. eine Anspielung in Baggesens 'Karfunkel oder Klingklingel-Almanach' (Tübingen 1810, S. 10), wo ausdrücklich in einer Note bemerkt wird: „Unter grob verstehen wir die göttliche Grobheit, nicht jene plumpe und gemeine . . ."

Das Witzwort vom „Hofdemagogen", das Büchmann (S. 254) aus einem Gedichte Ludwig Roberts zuerst belegt, wird von Varnhagen v. Ense (Denkw. u. verm. Schriften, 2. Aufl. Leipzig 1843. V, S. 327) durch folgende interessante Auslassung näher charakterisiert: „Wenn, wie behauptet wird, das große, treffende und zu verdienter Celebrität gekommene Witzwort vom Hofdemagogen ursprünglich Heine'n angehört, so dürfte die Spitze dieses eindringlichen Wortes rückwärts gebogen nun fast ihn selbst verwunden, indem man ihn, seiner Art und seiner Wirkung nach, allenfalls einen Salonrevolutionär nennen könnte . . ." Vgl. auch Gaudy (Ausg. von Mueller XXI, S. 27) und Gombert (Zeitschr. für deutsche Wortf. III, S. 173). Die Zwischenglieder überdies bis zu der Auerbachschen Wortprägung vom „Salontiroler" lassen sich unschwer aufzeigen. Ich erinnere nur an die Bezeichnungen „Salonredner" (Grenzboten 1847. 1. Sem. I, S. 390), „Salonromantiker" (Gutzkow, Die Ritter vom Geiste, 2. Aufl. Leipzig 1852. II, S. 192), „Salon-Quäker" (ebd. III, S. 280) uff.

1) Vgl. jetzt auch Ztschr. XVII, S. 451.

Zu der auf S. 262 angeführten Redensart „Der Karnickel hat angefangen" möchte ich auf eine Bemerkung Gaudys hinweisen, die dieser über einen jungen Russen macht, der bei einer Razzia auf ein italienisches Künstlervölkchen als unschuldiger Nachzügler erwischt wird (XX, S. 106): „Im Triumph ward dieser in die Stadt geführt und büßte, zur bête noire gestempelt (Berliner würden sagen: zum Karnickel, welches die Initiative ergriffen), mit achttägiger Haft die Verhöhnung hoher Regierungsdekrete."

Die Ableitung des Schlagwortes „Vertierte Soldateska" (S. 282) ist unzutreffend. Es findet sich bereits im Stuttg. Morgenbl. vom 15. November 1848, S. 1093 in einem Berliner Stimmungsbericht: „Weil er so fest an der Tradition hielt, ward der preußische Soldat in den ersten Monaten nach der Revolution von den Radikalen kaum anders genannt als Bluthund, Bauerlümmel, blutschnaubende, verthierte Soldateska, Henkersknechte." Noch genauer formuliert den Ursprung der Wendung Sebastian Brunner (Zwei Buschmänner. Paderborn 1891, S. 53): „Verthierte Soldateska" (vom Juden Kuranda zuerst gebraucht) war im Jahre 1848 zu Berlin und Wien zu einem Schlagwort unter den Schornalisten geworden. — Zu der Parallelbildung „vertierte Söldlinge" sei auf die präzisen Angaben von Gombert (Zeitschr. für deutsche Wortf. III, 154 flg.) verwiesen. Vgl. auch noch Grenzboten 1848, 2. Sem. 3. Bd. S. 373 und 383, sowie Dingelstedt, Nacht und Morgen. Stuttgart u. Tübingen 1851, S. 251.

Ebenso ist die von Meyer übernommene und schon von Gombert angefochtene Datierung des Ausdrucks „Höherer Blödsinn" (S. 290) falsch. Er scheint schon Anfang der fünfziger Jahre üblich geworden zu sein. Wenigstens begegnet er in den von Otto Wigand herausgegebenen 'Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst', Leipzig 1854. I, S. 238 ohne jedes Kennzeichen der Neuheit. Die Stelle findet sich in einem geharnischten Artikel gegen „die Gesellschafts-Schwindel im lieben deutschen Vaterland: temporäre Gefühlsausschwitzungen en gros; Geblütswallungen, die bis zu gelinder Raserei gehen, wenigstens auf dem Niveau des höheren Blödsinns stehen". Verfasser ist wohl der Herausgeber selbst.

Eine Art Vorstufe zu dem Ibsenwort vom „dreieckigen Verhältnis" (S. 304) bildet Varnhagens Bezeichnung für Gellerts „Leben der schwedischen Gräfin" (Denkw. u. verm. Schriften V, S. 737): „Diese Ehe à trois", wobei er sich wieder auf die im Schlegelschen Athenäum einst empfohlene „Ehe à quatre" bezieht.

Auch die aus Shakespeare stammende Wendung vom „Zahn der Zeit" (S. 344) ist nicht erst durch Wieland in Deutschland eingebürgert worden. Sie ist mir zuerst bei Gottsched begegnet (Gedichte 1736,

S. 485) in einem Gedicht zum Antritt des 1725. Jahres: „Schriften, die kein Zahn der langen Zeit verzehrt." Ferner bei Lichtwer „Vier Bücher äsopischer Fabeln in gebundener Schreibart", Leipzig 1748, S. 144. Dort heißt es in der 7. Fabel des IV. Buches:

> Die Zeit zermalmet Stahl und Stein,
> Thron, Schönheit, Schwerdt und Buch zerstiebt durch ihre Feile,
> Sie wirft auch Mausoläen ein,
> Noch mehr, ihr Zahn vertilgt sogar die Vorurtheile.

Vgl. auch die Äußerung von A. Elwert (Ungedr. Reste alten Gesangs. Gießen u. Marburg 1784, S. 138): „Es muß etwas in diesen simplen Liedern stecken, das ihnen Stärke gibt, dem Zahn der Zeit zu trozen, der so schnell an unsern schönsten Operarien nagt." Für die rasche Beliebtheit, die diese Metapher gewann, zeugen z. B. Langbeins Gedichte (1788, S. 332):

> Der Zahn der Zeit frißt alles. Doch
> Ist traun! Der Schwätzer Veit
> Ein zehn Mal größrer Vielfraß noch;
> Denn er frißt selbst die Zeit.

Desgleichen Bürger (1793. Deutsche Nat.-Lit. 78. Bd., S. 407) und besonders Pfeffel (Poet. Versuche. 5. Aufl. Tübingen 1821. VIII, S. 103 u. 150), der in dem 1800 verfaßten Gedichte „Die Chimäre" den Gott Chronos zuletzt der Göttin Pallas seinen nie versagenden Beistand mit den Worten anbieten läßt:

> Mein Kind, laß dich berichten;
> Hier gelten weder Macht noch List;
> Mein Zahn allein, der alles frißt,
> Kann dieses Beest vernichten.

Die Opposition gegen diese später nur allzuoft bis zu urkomischen Stilblüten gemißbrauchte Wendung setzt bereits mit Jean Paul ein (Sämtl. Werke, Berlin 1841. XVIII, S. 336), der sie in dem Paragraphen über „unbildliche Sinnlichkeit" beanstandet.

Über das Aperçu: „Architektur ist gefrorne Musik" (S. 384) belehrt Franz Schultz im Euphorion VIII, S. 335 flg.

Zu dem Worte „La mort sans phrase" (S. 532) gibt Heine (Elsters Ausg. IV, S. 63) eine beachtliche Aufklärung.

Viel zu allgemein ist die Angabe über das berühmt und berüchtigt gewordene Wort des Historikers Dahlmann gehalten (S. 591). Es ist zuerst gefallen in der 135. Sitzung des Frankfurter Parlaments am 14. Dezember 1848, wo er seinen Standpunkt in der Frage, ob der Reichsregierung ein absolutes oder suspensives Veto gegeben werden sollte, folgendermaßen formulierte: „Es muß im Staat ein Recht der

rettenden That geben, der rettenden That, und es wird dieß immer stattfinden; aber damit dieses Recht der rettenden That auch in der Ferne als gesetzlich erscheine, ist es rathsam und staatgemäß, es in den Staat gesetzlich einzuführen durch das entscheidende Veto" (Stenogr. Bericht, herausg. von Wigard. VI, S. 4097).

Der Ausdruck „sich rückwärts konzentrieren" (S. 600) schließlich ist jedenfalls nicht erst durch den historischen Befehl des Grafen von Gyulai geflügelt geworden. So ist er z. B. schon dem Verfasser des satirischen Zeitpoems „Herr Oskar und Blond-Gänseblümelein" ganz geläufig, der von der Mutter der Titelheldin ironisch singt:

Und rückwärts concentrirte sie sich
Und hauste im Schwarzwald einsamlich.

(Wigands Jahrb. für Wissenschaft und Kunst, 1854. I, S. 8.)

Zum geflügelten Worte geworden ist weiter auch der Schlußvers in folgender Strophe des Satirikers Falk (Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire. Leipzig 1799, S. 259):

In schwarzen Trauerflören wallt
Beym Grabgeläut der Glocken
Zu unserm Kirchhof Jung und Alt:
Da bleibt kein Auge trocken.

Eine Wendung, die namentlich im scherzhaften Sinne gern angewendet wird.

Desgleichen möchte ich erinnern an den Ausdruck „Die siamesischen Zwillinge", der durch die gleichlautende Überschrift eines Gedichtes von G. Pfizer (Morgenbl. 1848, S. 1077) wohl erst allgemeine Verbreitung erlangt hat, obwohl er schon in den Grenzboten 1846, 1. Bd. 1. Sem. S. 29 auftaucht.

Den „Revolutionären in Schlafrock und Pantoffeln" aber (S. 261) seien noch die „Revolutionärs in Glacéhandschuhen" angereiht, eine bewußte Gegenbildung, die von dem Staatsminister Freiherrn v. d. Pfordten gegen die liberalen Heuchler geschleudert wurde, die im Sinne des kleindeutschen Programms für den Anschluß an Preußen agitierten (Grenzboten 1850. 1. Sem. I, S. 480 „Die Revolution in Glacéhandschuhen". Vgl. auch Prutz, Die deutsche Lit. der Gegenw. 1859. I, S. 99). Der Ausdruck muß in der Luft gelegen haben. Siehe Auerbachs Wendung von den genußsüchtigen „Stallbuben in Glacéhandschuhen", deren ganzes Talent im Erben bestehe (Tagebuch aus Wien. Breslau 1849, S. 31) und die Bemerkung in den Grenzboten (1849. 1. Sem. I, S. 463): „Sistieren ist ein vom Belagerungszustand in Glacéhandschuhen erfundener Ausdruck für arretieren."

Auch der verwandte ältere Ausdruck von der „Revolution von oben" verdiente eine Anführung. Er ist besonders von Friedrich Schlegel in Kurs gesetzt worden, der ihn auf die Anhänger der aus der Revolution hervorgegangenen neuen Despotie zurückführt und selbst verwendet für „jene, so viele alte Institute vernichtende Zerstückelung und Verschleuderung des Reichs von 1803, die in jedem der nachfolgenden unseligen Friedensschlüsse weiter fortgesetzt und immer anders modifiziert ward" (Concordia. Wien 1823, S. 38 flg. und S. 42. Vgl. auch Börne, Ges. Schriften, 1862. II, S. 334). Ja, Schlegel erfindet sogar für die seit Beginn 1820 anhebende allgemeine Staatsauflösung und Anarchie den eignen Kunstausdruck „Revolution aus der Mitte heraus", den er der Revolution von unten und von oben gegenüberstellt (ebd. S. 165).

Als einen Baustein zur Erkenntnis des Seelenlebens der Völker, insbesondere des Geschmackes unsres Volkes möchte der Herausgeber sein Buch aufgefaßt wissen. Ich stimme dem bei. Ebendeshalb aber habe ich es nicht verschmäht, etwas Kärrnerarbeit dabei zu leisten.

Friedrich Th. Vischers Sprache und Stil.

Von Dr. Th. Klaiber in Grafenberg.

Wem es ästhetischen Genuß bereitet, einen Virtuosen rückhaltlosen Scheltens, einen Meister unverkümmerter Grobheit bei seinen Ausbrüchen zu belauschen, der wird immer wieder zu Schopenhauers Parerga und Paralipomena greifen. Da findet er neben reicher Anregung auch diesen Genuß in vollem Maße. Es sind nicht zuletzt die idealistischen Philosophen, besonders Hegel und seine Schule, die den Unwillen des grimmen Meisters über sich ergehen lassen müssen. Da werden leidenschaftliche Anklagen erhoben, und am meisten berechtigt erscheinen auf den ersten Blick diejenigen, die sich gegen den Stil dieser Denker wenden. Ihre Sprache ist ihm ein Greuel. Er fühlt sich betäubt von der narkotischen Wirkung der langgesponnenen Perioden, mit denen die „Unverschämtesten der Sterblichen, die Hegelianer", den Leser ihrer Werke zu Tode martern. Er leidet unter der „schwerfälligen, kleinkauenden Weitschweifigkeit, die mit hochtrabender Würde und dithyrambischer Besoffenheit unvermittelt wechselt". Er wütet über den „geschrobenen, vagen, vieldeutigen Stil, den unnützen Wortschwall, das klappermühlenhafte Gesalbader", das ihm aus den Schriften dieser Schule entgegentönt. Mag Schopenhauer immerhin mannigfach recht und Grund zum Ärger und zur Verstimmung haben, über seinen Auslassungen dürfen wir doch die Tatsache nicht ver-

gessen, daß aus den Kreisen der Hegelianer eine Reihe von Meistern des Prosastils hervorgegangen ist.

Es genügt hier auf drei Schwaben hinzuweisen, die in Hegels Philosophie wurzelten und doch alle ihren eignen individuellen Stil sich geschaffen haben: Eduard Zeller, D. Friedrich Strauß, Friedrich Th. Vischer. Wenn die beiden ersten sich mehr um eine klare, helle, durchsichtige Schreibweise bemüht haben, so strebt Vischer vor allem nach satter Farbe, nach wuchtiger Kraft. Jene geben sich objektiver, kühler, blutloser in ihrem Stil, bei Vischer ist alles Temperament, Wärme, Eigenart. Wenn wir den Erasmus von Holbein betrachten, mag in uns das Bild des Zellerschen und Straußischen Stils aufsteigen. Vischer zeigt als Schriftsteller sich uns bald behaglich lächelnd oder saftig schmunzelnd, bald auch mit zornig gekrauster Stirn und zusammengezogenen Brauen, und dazwischen stützt er wohl auch den Kopf in die Hand, und leuchtend blickt sein Auge in die Fernen wunderbarer Schönheitswelten.

Vischer besaß ein feines Sprachgefühl. Nach seinem eignen Geständnis war er zwar mehr fürs Auge organisiert, aber es fehlte ihm das feine Ohr für den Sprachklang keineswegs. Wo sich Gelegenheit bietet, belauscht er seine Nuancen, sucht er sich über die Tonbilder klar zu werden, die der Klang der verschiedenen Kultursprachen hervorbringt. Die Töne der französischen und englischen Sprache beleidigen sein Ohr. Er ärgert sich,

> Wie sie zum süßlichen Brei näselnd der Franke vermantscht,
> Wie sie mit Fröschegequak und Zischen und Prusten und Blasen
> Britischer Mund kurios gurgelt und strudelt und quirlt.

Auf der Reise nach Budapest hört er den Gesprächen ungarischer Bauern zu. Er glaubt im Klang ihrer Sprache etwas pathetisch Gestoßenes, Wildes, Metallenes, Sporenklirrendes, Ritterliches zu vernehmen. In der Klangschönheit steht ihm freilich das Italienische obenan, besonders im Vergleich mit der deutschen Sprache. „Unmittelbar neben das Italienische gesetzt, gleichzeitig neben ihm vernommen ist das Deutsche sehr im Nachteil; seine Trockenheit, Härte erscheint auf dieser Folie noch einmal so hart und trocken, dürr, philisteriös, und geblendet von der Klangschönheit und Grazie der Nachbarn hat man nicht Zeit, die Kraft, Tiefe und den Reichtum der Muttersprache zu bedenken. Daher schließlich, nur daher kommt es auch, daß deutsche Stämme unter romanische hineingeschoben nach und nach ihre Sprache aufgeben; die Verkehrsnotwendigkeit zwänge sie nicht dazu, sie durften ja nur mit Beharrlichkeit auf ihrer eignen Sprache bestehen, aber ihre Knarrlaute kommen ihnen, wenn sie so oft darüber lachen und scherzen hören, endlich selbst komisch

und beschwerlich vor." Daß dieser Mangel an Klangschönheit durch andre Vorteile aufgewogen wird, gereicht Vischer zur größten Genugtuung. Es ist ihm sicher: das Deutsche hat doch die solidesten Knochen, die größte Bestimmtheit der Artikulierung, und diese liegt in der Herrschaft des konsonantischen Wortabschlusses, der ja freilich dem Deutschen zugleich seine Härte gibt. Über die Härte klagen ist ungerecht, ebendarum weil das Deutsche ihr jene seine Bestimmtheit verdankt. Er zeigt dann an verschiedenen Beispielen, was die französische und die italienische Sprache mit ihrem Gewinn an Weichheit durch vokalische Endungen zugleich eingebüßt hat. „Man nehme das Wort: hat. Das ist doch ein Wort, ist artikuliert, hat Knochen. Der Italiener aber hat das lateinische habet in ha, der Franzose in a verwandelt. Jener spricht das h nicht, also haben beide für den Begriff hat nur einen Vokal, denselben, der zugleich den Dativ anzeigt. Ganz so sind sie mit dem Wort est umgegangen. Unser 'ist' ist doch ein Wort, artikuliert, hat Knochen. Jene beiden Sprachen aber haben von est nur das e übrig gelassen (der Franzose spricht ja das st nicht) —: denselben Buchstaben, der auch „und" bedeutet (der kleine Aussprachunterschied: offenes, geschlossenes e ist doch ganz ohne Gewicht). Nun ist das aber eine Sünde an der Sprache, eine Leichtsinns- oder Weichlichkeitssünde, denn man soll kein wesentliches Zeitwort verlottern, so verkommen lassen, daß es einem bloßen Kasuszeichen oder einem Verbindungslaute gleich wird. — — Ein Dichter will etwa sagen: „er sucht nicht nur, er wünscht nicht nur, er hat." Geht da die Kraft nicht verloren, wenn für dieses Hat ein bloßes a steht? Oder: „er scheint nicht nur, er ist." Wo bleibt der Nachdruck in ist, wenn ein bloßes e dafür steht? Nehmen wir noch ein nicht fingiertes Beispiel hinzu: Goethes Tasso sagt von seinen Gestalten im befreiten Jerusalem:

Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugt,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.

Der letzte Vers ist im Klang unschön, ein rechtes Beispiel für die ganz eingestandene phonetische Trockenheit, Hölzernheit der deutschen Sprache; man sehe oder höre hin: 6 (resp. 7) i — wie lauter stechende Spitzen und daneben kein andrer Vokal als das bloße e! Ein Holzbrett mit 6—7 spitzen Nägeln! Aber dann bedenke man das letzte Wort! Setze dafür: sono oder sont (sò), so ist das Mark der Bedeutung in dem 'sind' mit der hiervon untrennbaren konsonantischen Dezision in Brei zerschmolzen." Ähnliche Gründe wie die hier entwickelten waren es auch, die Vischer veranlaßten, gegen die Quetschung und Aufweichung des r in a so eifrig zu Felde zu ziehen.

Mit feinem Gehör findet er die Schriftsteller heraus, deren Sprache den Wohllaut entbehrt, deren Perioden ganze Seiten herunterlaufen, deren Sätze tonlos und hölzern abschnappen: „Wenn der Italiener, der Franzose sich einen niedergeschriebenen Satz noch einmal vorliest und hinhorcht, wie er läuft und klingt, so liebt es der Deutsche, nicht bedenkend, daß seine soviel härtere Sprache doppelte Übung und Erziehung des inneren Gehörs fordert, gleich mit den ersten Worten einer Periode so plump hineinzutappen, daß sie in der Geburt schon hin ist: „was nun die in dem unter Voraussetzung, daß usw. geschriebenen Artikel enthaltenen Bemerkungen, sowie die in andrer Beziehung, obwohl mit Vorbehalt usw. aufgestellten Behauptungen betrifft" usw. Von solchen Marterkonstruktionen, die wie eine Säge aufs Trommelfell losarbeiten, wimmelt es, wo man hinsieht, und nicht nur in der eiligen Tagesliteratur der Presse. Wir sind schrecklich hart, ungelenk, ein häßliches, ölloses Knarren ist unsre Sprache. Was uns am meisten verderbt hat, ist bekanntlich das Einschachtelungsprinzip des Latein; wir überbieten es noch und sind namentlich zu einer wahrhaft rohen Stumpfheit des Ohrs gegen Häufung von Konsonanten und Aneinanderrücken von Zeitwörtern gelangt, welche Zwischensatz und Satz abschließen."

Im Gegensatz zu solchen Martern bereitet ihm die Sprache eines G. Keller ein hohes Fest: „Da rinnt und quillt es von innen heraus und daher auch behaglich erquickend wieder hinein in das Ohr des Lesers. Man steht wie an einem vielröhrigen Brunnen in weicher durchleuchteter Nachtluft und hört plaudern, plätschern und rauschen, niederfallen in tieferen Tönen, dann leise murmeln, die sprühenden Töne sind weich, stark, zart, geheimnisvoll, feierlich und wieder kosend und immer erfreuend, immer gefällig, oder um das Bild fallen zu lassen, es ist nicht geschrieben, es ist gesprochen, man glaubt auf der Riva, am Molo zu stehen und einen Volkserzähler wie in alten Zeiten fabulieren zu hören."

Klang und Bewegung der Sprache sind eng verschwistert, und wie Vischer allen Klangreizen ein geübtes Ohr entgegenbrachte, so hatte er auch ein feines Empfinden für das schöne Maß der Bewegung in Sprache und Stil: die Sätze der Hebbelschen Prosa in Maria Magdalena sind ihm zu sehr gebrochen, kupiert, zerhackt. Darum empfindet er sie oft wie Brennesselstiche auf der Haut. Dagegen bewundert er an Lessings Stil die Lebhaftigkeit zusammenhängender Bewegung: „Seine Rede ist dramatisch bewegter Dialog, Frage, Antwort, Einwendung, Schlag auf Schlag, lauter Gestikulation, man sieht immer die Disputierenden persönlich vor sich, sie stehen auf, sie setzen sich, springen wieder auf, geben sich zufrieden — lauter Quecksilber." Auch in der viel ruhigeren Sprache Goethes, die, zumal im Vers, oft majestätisch ihre Bahn zieht,

empfindet er den Rhythmus der Bewegung mit außerordentlicher Feinfühligkeit. Eine seiner Lieblingsstellen bei Goethe ist die Strophe aus dem Epilog auf Schillers Glocke:

Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

„Man höre hin, sagt er im Blick auf diese Strophe, man höre hin und fühle, wie es in dem Verse wallend, nachgebend, wieder wallend, drängt und vorwärts drückt, ein innerer Wärmestrom, geschaut in der aufglühenden Wange, steigend, sinkend, sich stauend, dann wieder steigend, endlich durchbrechend: denkend liest man die Worte, allein neben, mit und in ihrem Sinn wogt etwas an unserm Nerv, was uns doch nicht Zeit läßt, zu denken, daß der ganze Tag dem Guten eigentlich nie kommt, wir fühlen ganz nur die Drangbewegung und so, just so ist es recht." Im Gegensatz zu Goethes dramatischen Jamben mit ihrem gemächlicheren Sprachgang empfindet er den Drang und Stoß der vorwärtseilenden Energie in Schillers dramatischem Vers besonders lebhaft. Überhaupt fesselt Vischer überall, wo er auf die Gesetze des Verses zu reden kommt, auf Versmaße, Hebungen und Senkungen, Einschnitte, Ausgänge — überall fesselt er durch das tiefe Verständnis für die zarten Geheimnisse der Metrik, das er bekundet.

Fast mehr noch als Klang und Rhythmus der Rede lag ihm das am Herzen, was wir Farbe und Duft der Sprache nennen können. „Es kommt", sagt er einmal, „auf ein paar Nachlässigkeiten, Härten, auf ein Wärzchen nicht an, wenn nur der Satz rote Backen hat. Durch ein Zuviel der Feile, durch zu feine Glättung verliert die Sprache leicht ihren Naturton, und unsrer Schrift- und Büchersprache droht diese Gefahr." Wenn sie nicht darauf bedacht ist, immer wieder aus dem gesunden, frischen Brunnen zu schöpfen, wird sie leicht ein schales, abgestandenes Getränk, wohl destilliert, aber ohne belebende, erquickende Kraft. Darum rät er einem Literarhistoriker zur Belebung und Vergegenwärtigung seiner Ausführungen in den nüchtern gemessenen Gang seiner Rede an der rechten Stelle ein lebenswarmes, frisches, phantasievolles Wort aus dem Dichter aufzunehmen. „Einige Epitheta aus dem Original, die das Bild vergegenwärtigen, vor die Sinne rücken, taktvoll aufgegriffen und eingewoben, reichen allein schon hin, zu bewirken, daß die Farben heraustreten."

An G. Kellers Sprache rühmt Vischer, wie frisch und saftig sie sei, wie angegossen der beseelten Anschauung des klaren Auges. Er führt das zurück auf den Einfluß alter Novellen, Chroniken, auch auf die Sprache Luthers, nach der Keller seinen Stil wohl gebildet habe, er weist auf den engen Zusammenhang Kellers mit dem Deutsch der Schweiz hin und nimmt, wie häufig in seinen Schriften, Anlaß, die Bedeutung des Dialekts für die Schriftsprache hervorzuheben. Der Dialekt, führt er aus, hat Saft und Grün, wie der lebendige Baum, während der moderne Niederschlag aus den Dialekten, unsre Kunst- und Schriftsprache, einem Baukasten aus viereckigen Holzblöckchen gleicht, aus denen wir frei schaltend alles fügen können, die aber aus vertrocknetem, der dichterischen Neubelebung spröde widerstehendem Holze bestehen. Er preist sich glücklich,

— — daß er im Land aufwuchs, wo die Sprache der Deutschen
Noch mit lebendigem Leib im Dialekte sich regt,
Milch der Mutter noch trinkt, noch quellendes Wasser am Borne,
Vom Schulmeister noch nicht rektifiziertes Getränk!

Er findet, daß besonders im schwäbischen Dialekt bei aller Unschönheit doch ein feiner Sprachsinn verborgen sei, ein Ohr, ein Nerv von viel Schärfe für Sprachfehler, moderne Abschleifung, naturlose Sprachkultur. Die feine Empfindung des Dialekts für Ortsbezeichnungen, für Verben mit einschränkender Bedeutung, die Neigung des Schwäbischen zur starken Konjugation und die Reste der Flexion an den weiblichen Substantiven, das alles entging seiner Aufmerksamkeit nicht. Gern geht er den Gründen der Tatsache nach, daß im Süden der Dialekt in den Ständen viel höher hinauf im Schwange ist als im Norden, und er will die größere Sicherheit des Auftretens bei den Norddeutschen in Zusammenhang bringen mit dem sicheren Gebrauch der schriftdeutschen Sprachform. Nicht zuletzt hat er für einen Fischart, Moscherosch, Grimmelshausen darum soviel übrig, weil sie lustig in den Schatz der Dialekte griffen und „den noch nicht vertrockneten Teig der Sprache mit so kecken Fingern kneteten, drehten, kräuselten". Er selbst weist mehrfach auf Worte der süddeutschen Dialekte hin, denen er ernstlich zur Einführung in die gültige Sprache verhelfen möchte. Statt des wenig mundgerechten, seinem Ursprung nach dunklen Kretin schlägt er Daggel, Fex, Trottel vor und Worte wie gambeln, notteln, bohrzen erwähnt er da und dort in solchem Zusammenhang. Zahlreich sind die Ausdrücke und Wendungen aus der Mundart, die er selbst in Prosa und Poesie mit Glück verwendet.

Wie hier, so hat er überall seine Ideen und Theorien über Sprache und Stil durch das eigne Vorbild verwirklicht, wie denn sein Stil durchweg der lebendige Ausdruck seiner Persönlichkeit ist. Auch dieser lag ja kraftvoll charakteristische Schönheit viel näher als formal-ausgeglichene

Vischer war eine Kämpfernatur. Er kämpfte für den Hegelianismus und den Buchstaben R, er stritt gegen Tierquälerei und Bierverfälschung, gegen die Ausartungen der Goethephilologie und der Kleidermode, und diese Kampfesstimmung atmet auch sein Stil. Wie fliegt es da hin und her mit Fragen, mit Einwürfen, mit Entgegnungen, mit Ausrufen! Wie geht da der Angriff Stoß auf Stoß, Schlag auf Schlag! Wie fallen die derben Hiebe hageldicht! Wohl schmerzt es die Getroffenen, aber wer kann abmessen in der Hitze des Kampfes, wie tief der einzelne Hieb gehen wird, wer kann da fragen nach denen, die wohl selber zugeben, daß es Zeit ist zuzuschlagen, schlägt aber einer, so heißt er ein Flegel. — So sind viele: „Man gibt zu, auf das muffige Fleisch gehört Pfeffer, aber er soll nicht brennen, — auf die gichtische Stelle Kantharidensalbe, aber sie darf nicht ziehen, — auf den Karbunkel Höllenstein, aber er darf nicht fressen. Dagegen meinen wir einfach: — — im Krieg „schießt man mit Fleiß auf die Leute"; unser Pfeffer soll brennen, unsre Käfersalbe ziehen, unser Höllenstein beißen."

Vischers Polemik hat oft Ähnlichkeit mit der Luthers. Seine Phantasie leiht der Gestalt des Feindes eine groteske Maske, und nun höhnt und stößt er mit Redewendungen, die nicht gemäßigt sind, und gerät in einen wahren Künstlereifer: „So oft", ruft er einmal aus, „muß ein Mann von Blut und Nerv mühsam den sehnlichen Wunsch unterdrücken, diesem oder jenem Schurken, Schleicher, dieser oder jener Schmutzseele in feinem Frack einmal alle Ehrentitel an den Kopf zu werfen, die sie verdienen, und sie womöglich recht gründlich durchzuwamsen." Solche unterdrückten Wünsche beflügeln dann den Eifer, wenn nun Vischer mit einem Gegner zu einem Gang angetreten ist.

Nicht bloß in der Polemik bewährt Vischer dieses lebhafte, frische Empfinden. Seine Besprechung des zweiten Bandes der Herweghschen Gedichte beginnt: „Habe ich nicht recht gehabt? Diese stoffartige Poesie bleibt abstrakt-rhetorisch, tautologisch, refrain- und gedankenspitzenjägerisch, bildlos subjektiv, in Formen gekünstelt, bis sie satirisch wird; da ist auf einmal fester Boden, Inhalt, Körper; Körper zwar, der nur eingeführt wird, um vernichtet zu werden, aber mit dem scharfen Messer der Negation, dessen Schneide den Metallglanz des Zornes und der Verachtung hat." Wie prächtig belebt dieser Anfang! Wir sehen, wie Vischer atemlos vor Freude über die Bestätigung seiner Ansicht hereilt, die Tür aufreißt, hereinruft: Hab' ich nicht recht gehabt! und nun sprudelt es nacheinander heraus, bis die erste Erregung einen vorläufigen Ruhepunkt in dem glänzenden Bild vom Messer der Negation erreicht. Dann geht es in gemessenerem Tempo weiter. In energischem, gedrungenem Gang, die Ruhe gesättigter Kraft atmend, wandelt seine Rede hin, wenn

er aus der Tiefe seiner Empfindung und Anschauung schöpft. Dann bekommt seine Sprache oft etwas Monumentales. Nur ein Beispiel aus einem seiner Reiseberichte. Er redet von der Erhabenheit des Gebirges und des Meeres: „In der freien, wilden, untraktabeln, ungebogenen Kraft weist der Herr den Hiob an, das Bild der Allmacht zu suchen; im schrecklich Unbedingten erscheint die Urkraft. An alles, was unerschütterlich, sich selbst gleich, hoch und stolz ist auch im Menschenleben, was sich nicht abbiegen, nicht kneten läßt und schlechthin tätig ist, mahnen die majestätischen Höhen und die ungebändigten Wogen; ein Schauspiel, wohl geeignet, die Nerven der Seele zu stärken; wer tief verwundet ist von den Geschossen des Schicksals, der mag da hinschauen und lernen, daß man mit der Weichheit nicht durchkommt, und daß Kraft die Losung des Lebens ist."

Prachtstücke eines feierlich schreitenden Stils, eines festlichen Wogens der Sprache in erhabenem Rhythmenschritt haben wir in den Reden Vischers. Er pflegte frei zu sprechen, ohne vorher etwas niederzuschreiben. So haben diese Reden nichts Papierenes, man spürt überall das lebendige Wort durch, man fühlt sich emporgetragen wie auf mächtigen Schwingen, Berg um Berg und Tal um Tal enthüllt sich den trunkenen Blicken, und endlich liegt vor unsern Augen das ganze Land ausgebreitet da, das der Redner uns zeigen wollte. Das Anschwellen der Stimmung, ihr Höhepunkt am Schluß, wo sie sich in einem glanzvollen Bild veranschaulicht oder in einer mächtigen Apostrophe ausklingt, das alles finden wir selten sonst mit solch hoher Kunst durchgeführt wie in Vischers Reden, besonders in denen auf Mörike, an seinem Grab und bei der Einweihung seines Denkmals und in der Schillerrede vom Jahre 1859. Aus ihnen können wir die akustischen Reize des Vischerschen Stils, die an Wortklang und Sprachbewegung sich knüpfen, am feinsten studieren.

Wer dem Klang und Gang der Sprache zuviel Bemühung widmet, wird leicht gleichgültig gegen Farbe, Anschaulichkeit, plastische Rundung des Ausdrucks. Nicht so Vischer. Die saftigen Vergleiche strömen ihm nur so zu, die Epitheta sind charakteristisch und strahlen von Licht und Farbe, die Bilder sind oft von verblüffender Schlagkraft. Allem merkt man an: es ist geschaut, es ist erlebt, es ist selbst gefunden. Da stoßen wir nur selten auf die verheirateten Worte, die längst nach Lösung ihrer Verbindung seufzen, selten nur auf die falschen Metaphern und schiefen Bilder, die uns verraten, daß Metapher und Bild nur übernommen, nicht wirklich geschaut ist. Jedem, der Vischer kennt, bieten sich die Beispiele von der Anschaulichkeit und Farbe seines Stils in Fülle. Er redet von der „scharlachroten" Sprache des Fanatismus, das Ehrgefühl des Meisters Anton in Hebbels Maria Magdalena ist ihm allzu „breit-

schultrig und polternd". Die Lustspiele Goethes, der Bürgergeneral und die Aufgeregten, sind „geruchlose, dem sauren Torfgrund der damaligen Stimmung entwachsene Halme". Schiller trat zur rechten Zeit Goethe näher: „Der Luftstrom einer ethisch straffen Natur wehte mit ihm daher, fegte die verbrühende Föhnluft hinweg und weckte im fast erstorbenen Erdreich die eingeschlafenen Keime eines neuen zweiten Frühlings." Die eckige, herbe, klanglose Sprache irgend eines Buches hat etwas „Holzbirnenhaftes", und doch legt man es seiner gediegenen Sachlichkeit wegen aus der Hand „mit dem Behagen, womit wir von einem saftigen, kräftig derben Mahl mit nahrhaftem braunen Roggenbrot aufstehen". Von dem Stil eines andern Werkes heißt es: „Er lebt, er geht, er watet nicht durch Wurzel- und Schilfgeschlinge, stolpert nicht über Stock und Stein, wie leider so manches Deutschen schwerfällige Sprachbeine." Einem Erklärer des Faust, der die Alterssprache Goethes mit ihren Schnörkeln nachahmt, wirft er vor, er habe sich ganz „in den Stil des Goetheschen Altweibersommers hineinfrisiert". Er vergleicht den ersten und zweiten Teil des Faust miteinander: „Wenn im ersten Teil die Sprache wie ein Strom daherrauscht, wie Frühlingswind fächelt, immer schlicht und immer groß in dieser Schlichtheit, so hören wir im zweiten Teil jene Bisam- und Moschussprache, die mit Manschetten und Glacéhandschuhen selbst ins Brautbett steigt, jenes behäbige, behagliche, selbstgefällig ordentliche, nette, glatte, limitierende Reden, das der Menschheit Schnitzel kräuselt und niemals pretiöser und affektierter erscheint, als wenn es die gesunde Grobheit der Natur nachahmt." Zum Ergötzlichsten, was Vischer geschrieben hat, gehört die Abfertigung Carrieres. Er vergleicht seine Ästhetik mit einer Konditorei, die jedoch nicht den Nachruhm einer Kost mit kernhaftem Hauptgericht erschwingen werde: „Dennoch kann es ihm an Besuch nicht fehlen, denn hier hat man alles beisammen, was man sonst nicht leicht vereinigt findet: die bitteren Pillen der Polemik im süßen Brei der Erbaulichkeit, den Wermut der Negation im Quittenlikör der „Gottinnigkeit", das Eis des Pantheismus mit dem Fett des Theismus zu chinesischen gebratenen Vögeln gebacken, und auf dem Fenstersims steht neben jeder Büchse der Ketzerei ein Kristallglas mit etwas Dogma in violetter Abendbeleuchtung."

Solche Beispiele weisen nicht bloß auf das „anschauliche Denken" Vischers hin, sondern fast noch mehr auf eine andre Seite seines Wesens, auf seinen Humor. Dieser Humor kommt denn auch kräftig zum Ausdruck in seinem Stil und in seiner Sprache. Es ist eine Art von komischem Eifer, den er oft in Worthäufungen sich austoben läßt. Hebbel führt in seiner Genoveva die Gestalt eines Schwachsinnigen ein. Das hat nicht den Beifall Vischers: „Da tritt nun", murrt er, „der tolle Klaus

auf und vermittelt die Schonung Genovevas durch die bestellten Mörder; ein symbolischer Kretin, ein allegorischer Simpel, ein tragischer Fex, ein Ahnungstrottel, von dem der Himmel ergrübeln mag, was er eigentlich da tut." Im Eifer über die Ausartungen der Mode beschwört er wohl gar den Geist des alten, lustigen, närrischen Wörterschnörklers Fischart. Wir glauben diesen unsern derben Ahn zu vernehmen, wenn er gegen die Geschmacklosigkeit der Männermode wettert: „Seht hin! Trägt er nicht ein schwarzes Bienenstöckchen auf seinem Kartoffelkopf, rasiert er sich nicht den Schnurrbart und läßt er sich nicht am vorgeschobenen Unterkiefer den Vollbart wachsen, daß man meint, man sehe eine Galerie an einem Turm herausragen, wo die Zinkenisten darauf abblasen können? O nur hinauf! Muß nett sein, wenn die Posaunenzinken so über die Unterlippenbalustrade auf und nieder gehen! Und trägt er nicht seine zwei Taillenknöpfe drei Zoll tief unter dem Kreuz, daß der Mitchrist, der hinter ihm geht, sein Sitzkapitel noch zum Oberleib rechnen muß? Ei, so laß sie dir doch lieber noch ein paar Schuh tief in die Erde graben, Esel!" Wir sehen, Vischer hat recht, wenn er sagt, daß etwas von Fischart und Rabelais in ihm stecke. Er fühlt oft einen Drang zu phantastischem Spiel mit der Sprache, zu kühnen und komischen Wortbildungen, zu schnurrigen Versen, zu närrischen Wortspielen, zu sprachlichen Schnaken, Sprachverknüpfungen und Sprachverschnörkelungen, wo die Zunge zuletzt in ein freies trunkenes Spiel, in ein törichtes Lallen gerät. Da und dort in seiner Lyrik findet sich derartiges. So die prächtigen Sprüche über deutsche Art:

Ledern und hornig,
Griffig und dornig,
Allsgemach zornig,
Dann bernische Dietriche,
Feuersprühende,
Hornhautverglühende
Berserkerwütriche,
Dann besinnt sich der Wilde,
Wird klar, gut, milde.

Mode-Nachtreter,
Welschen-Anbeter,
Fremdwortkneter.
Doch wie oft er entgleist,
Empor sich ringender,
Nicht umzubringender
Ureigener Geist.

Zeitverschlenker,
In Schlendrian,
Zerrer und Zänker
Um einen Span,
Geistverrenker
Mit irrem Wahn,
Tiefsinnige Denker
Auf Sonnenbahn.

Am ungehemmtesten ließ Vischer diese Neigung in seiner Burleske: Faust, der Tragödie dritter Teil, sich ausleben. „Die Sprache dieses

merkwürdigen Gedichts wäre eigentlich ein Studium für sich. Sie ist dem reichen Inhalt gleich an sprudelnder Fülle, an Frische und plastischer Kraft, an Präzision und Humor. Bald braust die Rede wie ein Wildbach dahin, bald plaudert sie wie ein behagliches Brunnenrohr, bald schmiegt sie sich wie weiches Wachs in die zierlichsten Blütenformen, bald schweißt sie der Dichter, als wäre sie trotziges Eisen. — — Wie das rollt und läuft! Wie das ohr- und mundgerecht ist im höchsten Maße, wie sich das trefflich lesen, vorlesen läßt, selbst ohne Vorbereitung. Die tonfordernden Silben und Wörter sind so weise verteilt, daß die Stimme sie treffen muß.

Und nun die wunderbaren Wortbildungen, die Schnörkelungen und Drechselungen, ganz als habe er den ursprünglichen Wortkörper auf der Drehbank und schneide das geforderte Versglied daraus zurecht, oder er leime die Teile aneinander nach Bedürfnis, ein Verfahren, mit dem zuerst wohl nur Goethes manierierter Altersstil verspottet werden sollte, bis sich wieder unbemerkt der Satiriker in dem phantastischen Sprachkünstler verlor. Es ist ein wahres Schwelgen in grotesken Adjektiven, in malenden Verben, der überschäumende Witz verschmäht die hergebrachten Formen und sprudelt nun so hervor in einer eignen, buntscheckigen Wörterpracht, die schon für das Auge einen starken Lachreiz hat, wieviel mehr für das Ohr. Das meiste an solchen lustigen Sprachbildern liefern die Gesänge der guten Geister, die sofort bei der Hand sind, wenn Faust eine Prüfung bestanden oder auch nur überstanden hat, was dann auch in dem einschränkenden Schluß jedesmal angemerkt wird. Das starke Hervortreten des lyrischen Elements in Goethes Faust, die Zärtlichkeit des Dichters für seinen Helden boten die beiden Henkel, an denen er diese langen komischen Rollschwänze aufhängte, die sich so graziös um den kleinen Endpunkt wickeln, — so toll es klingt, immer klingt es gewollt, nie gezwungen." (Frapan, Vischererinnerungen.)

Es ist ein buntes, bewegtes, farbenreiches Bild, das die Betrachtung von Vischers Sprache und Stil vor uns aufrollt, und wenn wir uns alle Einzelzüge desselben vergegenwärtigen, so finden wir sie am schlagendsten und kürzesten zusammengefaßt in den Worten W. Langs, der uns eine sympathische, feinsinnige Würdigung von Vischers Persönlichkeit und Art geschenkt hat: „Voll Kraft und Saft ist alles, was er schrieb, und wie seine Gedanken von ursprünglicher Gewalt sind, so hat er sich auch seine eigne Sprache, seinen eignen Stil geschaffen, stets dem Gegenstande angegossen: jetzt grobkörnig, die Beredsamkeit des Zornes atmend, oder in übermütiger Laune freier Wortschöpfung schwelgend, jetzt zart gestimmt, in feierlicher Harmonie verklingend; in derber Holzschnittmanier, in Fischartschen Tollsprüngen und wieder im hohen, ernsten Stil der Hellenen."

Zu Lessings Schreibart.

Von Dr. **Uhlig** in Schneeberg.

„In der Kraft seiner Schreibart, die vollkommen Natur ist und gar nichts Erkünsteltes hat, vereinigen sich alle Kräfte, über die er verfügt.“[1]) Diese Worte tauchten in meiner Erinnerung auf, als ich bei Cosack in den Materialien zur Hamburger Dramaturgie[2]) auf die Eigentümlichkeit der Lessingschen Schreibweise aufmerksam gemacht fand, beim Partizip, besonders der Verba müssen, lassen, wollen, sollen, dürfen, das Hilfsverb haben oder sein auszulassen. Nun, eine Ellipse schien mir immer gesucht, nicht in dem üblen Sinne von affektiert, aber doch mit einer Absichtlichkeit angewendet, die nicht mehr vollkommen Natur ist, die eben ans Erkünstelte streift. In den Lehrbüchern heißt es ja auch, die Ellipse wird mit Absicht angewendet, um einem Gedanken einen kräftigeren Ausdruck zu geben. Da ist natürlich an Ellipsen gewichtigerer Art gedacht, aber es ist doch wohl so, daß auch die Stellen mit der Ellipse von haben und sein bei den obengenannten Partizipien gerundeter und wuchtiger sich lesen, als die ohne, wo dann das betreffende Hilfsverbum den Ausdruck eckig und seine Wirkung aufhaltend erscheinen läßt. So wäre also Lessing in diesem Punkte nicht vollkommen natürlich? Nein, Lessing ist sich sicher hier der jedesmaligen Ellipse gar nicht bewußt geworden. Sie sind so flüssig seiner Feder entlaufen, wie sie beim Lesen glatt und ohne Anstoß an uns vorübergleiten. Ich habe in einem guten Teil der prosaischen Schriften, bei der Lektüre zu einem andern Zwecke nebenher die Beobachtung gemacht, daß die Fälle, wo die Formen des Hilfszeitwortes in der erwähnten Verbindung gelesen werden, in der Tat wie Ausnahmen zur Regel sich verhalten. In der Hauptsache sind es, z. B. beim Hilfsverbum haben, die Konjunktivformen, und da wieder die des Imperfekt. „Sie waren zu glückselig, als daß sie hätten lange dauern können“[3]), „daß man nichts habe wissen können“, „Wo Berengarius der Begebenheit nicht bloß hätte erwähnen können, sondern notwendig hätte erwähnen müssen“. Daß aber auch diese Konjunktivformen fehlen können, zeigen Stellen wie: „Es ist gewiß, daß in diesem Briefe nichts vorgekommen, wodurch Lanfrancus selbst verdächtig werden können.“[4])

Eine weitere Eigentümlichkeit in der Schreibart Lessings bildet eine Anzahl Wendungen rein lateinischen Gepräges. Nun, Lessing hat viel

1) Kuno Fischer. Lessing als Reformator der deutschen Literatur I, S. 64.
2) S. 17 Anmerkung. 3) Hempel XIV, S. 204; XVII, S. 285; XIV, S. 169.
4) XIV, S. 144.

Latein gelesen, klassisches und andres auch. Nicht flüchtig, sondern tief eindringend, ganz sich in den Verfasser hineinlebend, um ihn erschöpfend zu verstehen. Kein Wunder, daß solche Lektüre nicht ohne Einfluß auf seine Ausdrucksweise geblieben ist. Aber den Eindruck des Erkünstelten wird auch hier niemand haben, und wenn Erich Schmidt[1]) den reifenden Sprachmeister hier und da ein veraltetes Wort, eine mundartliche Flexion, eine steife Verbindung, einen Latinismus ausmerzen läßt, so scheint dieser den Latinismen wenigstens nicht eben sehr zu Leibe gegangen zu sein. Er wird sie gar nicht als etwas ihm Fremdes empfunden haben, sie werden vor seinem kritischen Auge als sein eigen Fleisch und Blut bestanden haben. Sehen wir doch einmal selber zu! Da begegnen uns Wendungen, die, wenn sie zunächst auch lateinisch anmuten, bei weiterem Nachfühlen doch auch rein Lessingisch erscheinen. An der betreffenden Stelle würde eine andre Ausdrucksweise nicht dasselbe sagen, nicht dieselbe Wirkung machen, würde, wenn sie den lateinischen Habitus verlieren sollte, umständlicher ausfallen müssen, nicht gedrängt genug, nicht ebenso gerundet sein. Wir erkennen somit äußerlich das Lateinische der Konstruktion und der Phrase, und doch ist es uns, als müßten wir bekennen, daß, auch wenn Lessing kein Wort Lateinisch gelesen hätte, er so und nicht anders geschrieben haben würde. Ich führe da an: „Ich habe mich erklärt, nicht als Advokat für ihn zu sprechen, der ihn seine Sache will gewinnen machen“ (facere mit acc. c. inf.), und ebenso „Der Herr Hauptpastor Goeze, der seine Herren Kollegen aus brüderlicher Liebe eher ewig schlafen macht, als . . .“[2]), „und doch will ich mich den Ekel nicht abhalten lassen“[3]) (sinere mit acc. c. inf.). „Nur eine Unrichtigkeit kann ich anzumerken nicht unterlassen“[4]) (omittere c. inf.). „Religionen, welche zu verdrängen die ersten Lehrer des Christentums es sich so sauer werden lassen“[5]), „Verteidigung, der ich weit entfernt bin mich zu unterziehen“[6]), „wovor ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu stehen mir einfallen lasse“[7]). Derartige Infinitiv-Konstruktionen, die unbedingt lateinisch schmecken, ließen sich wer weiß wieviel noch aufzählen, sie sind eben zugleich auch ein Kennzeichen Lessingscher Schreibart.

Auffälliger freilich sind, aber doch auch nur vereinzelt, Wendungen wie: „Ich habe diese besondere Erlaubnis in der allgemeinen mit eingeschlossen zu sein geglaubt“[8]) (id illa re inclusum esse putabam), „Es sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hatten oder zu haben vorgegeben wurden“[9]) (auctores esse simulati sunt b. Quint.), „Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu sein

1) Lessing usw. 2. Aufl., S. 538. 2) XVI, S. 206 u. 210. 3) XVI, S. 55. 4) XV, S. 68. 5) XV, S. 83. 6) XVI, S. 88. 7) XVI, S. 89. 8) XVI, S. 183. 9) XVI, S. 216.

vermeinten"[1] (quam a me vituperatam esse putabas), „Lügen ausstaffieren, die man Lügen zu sein weiß"[2] (quae mendacia esse scimus), „Doch es fehlt so viel, daß Cardian dieses getan habe, daß ich ihm vielmehr das Gegenteil schuld geben muß"[3] (tantum abest, ut . . ., ut), „ein Text, welchen er von Dir eingegeben zu sein glaubt"[4], „ich bin so weit entfernt, diesen Briefen eine Lobrede zu halten, daß ich es vielmehr ganz gerne einräumen werde"[5], „weil er einen Teufel ihm nachtreten gesehen"[6] (diabolum se sequi vidit) u. a. m.

Jeder beliebige darf natürlich nicht so schreiben, dem wird es mit Recht aufgemutzt werden. Aber bei Lessing ist das integrierender Bestandteil des Stils, fällt gar nicht weiter auf, wirkt mit einem Worte Lessingisch. „Solange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand wie Lessing Deutsch geschrieben." Das sind Worte Herders, die sich auch heute wiederholen lassen. „Lessings Schriften sind Abdrücke seines Selbst, Kundgebungen einer großen, wie starren Persönlichkeit, die allem ihren eignen Stempel aufprägt. Seine Freunde erkannten ihn am bloßen Anklopfen, seine Leser erkennen ihn unter den Zeitgenossen am ersten Federzug." So wieder lesen wir bei Erich Schmidt (II. Bd., S. 559).

Bei dieser Gelegenheit und im Anschluß an die Worte desselben Erich Schmidt (a. a. O. S. 573): „Lessing liebt das Sprichwort, in dem die Volksweisheit sich oft so anschaulich zur knappsten Fabel verdichtet, und nutzt so manche populäre Klugreden unbekümmert um die Geschmäcker, die derlei Wendungen trivial und unfein schalten", möchte ich noch eine Reihe von Ausdrücken mitteilen, die dem Spiel, der Sprache der Spieler, wenn man so will, entlehnt sind, und eine Reihe andrer volkstümlicher Wendungen. Lessing hat gern gespielt, die betreffenden Wendungen brauchte er nicht zu suchen, sie fielen ihm beim Schreiben zu wie etwas, in dem er leibte und lebte. Daher denn auch der Leser natürliche, lebendige Rede und nichts von Gezwungenheit dabei empfindet, wie das der Fall zu sein pflegt, wenn sich der Schriftsteller solcher Wendungen bedient, ich möchte sagen, nicht aus sich heraus, sondern von draußen hergeholt, etwa aus einer Phraseologie der volkstümlichen Sprache, so daß sie nicht natürlich wirken, wohl aber den Eindruck des Erkünstelten, des Affektierten machen.

Doch nun zur Sache! Da heißt es: „er spielt mir gern die Karten in die Hand, die er stechen kann"[7], „jemandem die Karten in die Hand praktizieren, die man sich am besten zu stechen getraut"[8], „einen aus dem Spiel setzen"[9], „ein Aß in eine Wagschale zuwerfen"[10], „etwas

1) XVI, S. 99. 2) XVI, S. 26. 3) XVI, S. 37. 4) XVI, S. 57. 5) XIV, S. 82. 6) XIV, S. 138. 7) XVII, S. 157. 8) XVI, S. 86. 9) XVI, S. 202. 10) XVII, S. 231.

mit einem Trumpf begleiten"[1]), „ein Ding so karten, daß . . ."[2]), „mit Fuscheleien spielen"[3]), „eine gefährliche Volte schlagen"[4]). Und weiter andre volkstümliche Wendungen: „etwas aushecken"[5]), soviel wie etwas lügenhafterweise erfinnen, meist mit dem Beigeschmack iocandi causa, „jemandem etwas ausnergeln"[6]) d. i. mühsam etwas aus jemandem herausbringen, „jemandem den Mund stopfen"[7]), „für die Langeweile sein"[8]) d. i. überflüssig sein, „er ward Knall und Fall bestraft"[9]), „etwas tun, ohne den Mund zu verziehen"[10]) (und doch geht's sauer bei), „jemandem etwas aufheften"[11]) d. i. jemandem etwas weismachen, „jemandem etwas aufmutzen"[12]), „jemanden (so!) auf den Zahn fühlen"[13]), „mit etwas besser zu Hause bleiben"[14]) (es nicht sagen), „nichts verschlagen"[15]) (nichts ausmachen), „es schmeckt nach Verabredung"[16]), „einen Fleischergang machen"[17]). Zu dieser letzten Redensart sagt Adelung, es bezeichne „im gemeinen Leben einen vergeblichen Gang, dergleichen die Fleischer, wenn sie Vieh zu kaufen suchen, mehrmals zu tun genötigt sind". Das Wort ist entgegen der Anmerkung des Herausgebers der Hempelschen Ausgabe in dieser Bedeutung vollständig lebendig in der Sprache unsres Volkes. Ferner „Mit etwas knickern"[18]), „sollte nicht ein so seltner Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars Miste gewachsen sein?"[19]), „etwas unter das alte Eisen werfen"[20]), „sich mit etwas breit machen"[21]), „vor dem Riß stehen"[22]) (eintreten für etwas, rem sui periculi facere), „mit jemandem anbinden"[23]).

Das gibt in der Tat lebendige Rede, die hüben und drüben verstanden wird, die dem Manne aus dem Volke ebensowenig ein Kunststück zu sein scheint, so natürlich liest sie sich, wie anderseits sie dem Wissenden neben einem prickelnden Empfinden das sehnende Verlangen weckt, so möchtest du auch schreiben können. Schröders „Papierner Stil", Wustmanns „Sprachdummheiten", S. Hetzels „Wie der Deutsche spricht" machen mit Recht Front gegen das saft- und kraftlose Tintendeutsch, wie sich's allenthalben breit macht. Aber freilich, aufmerksam machen auf dieses sogenannte Tintendeutsch, davor warnen, das können sie, sonst aber auch weiter nichts. Ganz wie man auch mit dem großen und kleinen Matthias niemand wird zu lebendigem Deutsch verhelfen wollen. Oder lernt man etwa Lateinisch schreiben aus dem Antibarbarus, aus Phraseo-

---

1) XVI, S. 70. 2) XV, S. 288. 3) XVI, S. 37. 4) XVI, S. 39. 5) XIV, S. 84 u. XVI, S. 36. 6) XIV, S. 115. 7) XIV, S. 119. 8) XIV, S. 141. 9) XIV, S. 149. 10) XIV, S. 153. 11) XIV, S. 162 u. 166. 12) XIV, S. 166 u. 182. 13) XIV, S. 190. 14) XVI, S. 26. 15) XVI, S. 29. 16) XVI, S. 30. 17) XVI, S. 48. 18) XVI, S. 58. 19) XVI, S. 60. 20) XVI, S. 66. 21) XV, S. 76. 22) XV, S. 264. 23) XV, S. 285 u. XVI, S. 23, 113, 208.

logien und derartigen Hilfsmitteln? Nein, hier wie dort heißt es Muster guter Latinität lesen und immer wieder lesen, lebendige Rede an einer natürlich fließenden Quelle schöpfen. Insoweit Wustmann, Schröder, Hetzel, Matthias und ihre Ableger dies erstreben und wirken, bin ich einverstanden mit dem Rezensenten der Leipziger Zeitung, der gelegentlich der Besprechung des Hetzelschen Buches es als eine Frucht von R. Hildebrands unablässigen Bemühungen bezeichnet, den Blick auf die lebendige Rede zu lenken. Im übrigen aber würde Hildebrand schulmäßiger Behandlung z. B. des Matthias, wie sie da und dort zur Hebung des Deutsch unsrer Schüler beliebt wird, wohl schwerlich das Wort geredet haben.

Nun aber auch noch ein paar Konstruktionen, die nachzuahmen wir uns indessen hüten werden! „Demohngeachtet, ohnedem“ läßt sich ja wohl noch hören, aber ganz wider den Strich geht uns „dem Befehl ohngeachtet“, „ohne allem Gleichen“, „während dem Konzilio, dem Lesen, seinem Gefängnisse, den 30 Jahren“, „von etwas anders sprechen“, „innerhalb dem Grabe“. „Die vorhabende Anklage“ und „der abmarschierte General“ vollends brächten uns in ein gefährliches Kapitel bei Wustmann. „Mir wissen zu lassen“, „vorbeigehen mit Akkusativ“ (wie praeterire aliquam rem) widerstrebt uns auch. „Der Verhaft ist wider ihn verhangen worden“ entschuldigt niemand, so sehr wir auch mit hangen und hängen auf dem Kriegsfuße stehen. Auch „Währmann“ für Gewährsmann, der Plural „Hirngespinster“ und „Inhalte“, ferner Formen wie „Ründe (und Politur)“, die „Sehe“ sind nicht mehr möglich, „Ahndung (von ahnen)“, „Unterscheid“ desgleichen nicht. „Zeitläufte“ und „abhänden kommen“ erinnere ich mich als Knabe gehört zu haben. Mich muteten damals die Formen wie etwas ganz Besonderes an, oder vielmehr sie heimelten mich an. Die Familie, in der sie gesprochen wurden, sprach sonst wie wir alle Erzgebirgisch, hatte aber mancherlei Besonderheiten in ihrem Wortschatze, die, irre ich nicht, die Eltern aus ihrer deutsch-böhmischen Heimat mitgebracht hatten. Auffällig sind weiter noch „Hypothes“, „Architrab“, „das Antiklimax“, „das Epitome“, „die Katheder“, dann Komparative wie „viel neuer“, „klärer“, „falscher“, während man anderseits wünschen möchte, daß Wörter, Formen und Wendungen wie „blutselten“, „hämisch“, „hämtückisch“, „ebenmäßig“ (für glatt, ohne Umstände), „abzwecken auf“, „sich nicht entbrechen etwas zu tun“, „garstig“, „mein Tage nicht“ wieder zu vollem Leben kämen. „Blutselten“, „hämisch“, „hämtückisch“, „garstig“, „mein Lebtage nicht“ hört man im oberen Erzgebirge, so in Jöhstadt, Buchholz, Annaberg, allenthalben sagen, wie denn da manche sprachliche Eigentümlichkeiten vorgefunden werden, die man in unsern Wörterbüchern, auch im Grimmschen, entweder vergeblich sucht, oder bei denen man, wenn sie verzeichnet stehen, fast nie auf ihr Vor-

kommen auch im Erzgebirge hingewiesen findet. Ich denke da gleich an einen der letzten Artikel dieser Zeitschrift „Sprachliche Eigentümlichkeiten bei C. F. Meyer". „Sich knien" ist hier ganz und gar gebräuchlich, „spannen auf etwas" ebenso. Er ist nicht „verläßlich" hört man in bestimmten Kreisen ausschließlich sagen, wenn nicht noch lieber gesagt wird „es ist kein Verlaß auf ihn". „Zuverlässig" klingt ihnen wohl gespreizt.

Hoffentlich „rümpft niemand die Nase" über diese Quisquilien. Wem's nicht „in den Kram taugt" oder „wer den Aal ganz anders zu fassen" gewußt hätte, wer mir „einen Wischer geben", mich „in die Pfanne hauen" oder wohl gar „zu allen Teufeln schicken möchte", nun ja, „ich gebe es ihm mit beiden Händen zu": ich hätte mich brauchen nicht so „mausig zu machen", den „Bettel" gleich drucken zu lassen. Ich würde es aber auch überlebt haben, wenn die Zeitschrift nicht angebissen und mir (Lessing mich!) mit meinem Ansinnen, die Zeilen freundlichst drucken zu wollen, heimgeleuchtet hätte.

Zu Uhlands Taillefer.

Von Dr. **Ferdinand Teetz** in Bad Oeynhausen.

1. Der Grundgedanke des Gedichtes.

Als Grundgedanken des Gedichtes stellt Polack (Aus deutschen Lesebüchern III, S. 66) den Satz auf: „Der ist ein rechter Sänger und Held, der mit dem Sange die Herzen und mit dem Schwerte die Feinde bezwingt." Ebendort wird die Auffassung Strotkötters mitgeteilt: „Ein Dichter in beschränkten und hemmenden Verhältnissen versüßt zwar mit seinem Gesange sich und andern das Leben; wird ihm aber volle Freiheit gegeben, dann entfaltet sich der Adel seines Wesens und verleiht seiner Dichtung solche Kraft und Weihe, daß er unter friedlichen wie kriegerischen Verhältnissen Gewalt hat über alle Herzen." Bei Düntzer endlich lesen wir (S. 268): „Der gemeine Knecht wird durch seine natürliche, sich Bahn brechende Begabung zum begeisternden Sänger und Helden, welcher dem Herzog den Sieg bei Hastings verschafft, weshalb dieser ihn der Ehre würdigt, mit ihm nach erfochtenem Siege auf dem Siegesfelde zu trinken." Der erste Erklärer übersieht m. E. bei seiner Fassung des Grundgedankens den ganzen ersten Teil des Gedichtes, der um so weniger außer acht gelassen werden durfte, als er des Dichters freie Erfindung ist und dieser jedenfalls mit bewußter Absicht diesen Zusatz gegeben hat. Der zweite faßt den Grundgedanken zu eng, insofern als er ihn ausschließlich auf die Sangeskunst und deren „Kraft und Weihe" beschränkt.

Dasselbe ist bei Düntzer der Fall; wenigstens kann ich die Worte „natürliche, sich Bahn brechende Begabung" allein auf die Sangeskunst deuten. Auch Eichholtz in seiner verdienstvollen Untersuchung über die Quelle zu diesem Gedichte (Quellenstudien zu Uhlands Balladen, S. 35 flg.) legt das Hauptgewicht auf den Gesang des Normannen, indem er (S. 38) unzweideutig den Satz ausspricht: „Die Macht, welche die Poesie selbst in jener wilden Zeit (des eben entstehenden Ritterwesens) ausübt, schien noch nicht stark genug hervorgehoben: nicht bloß bei dieser einzelnen Gelegenheit sollte Taillefer durch seine Kunst Auszeichnung erwerben, sondern durch sie überhaupt erst zum Menschen und Helden gemacht werden, und Uhland wählte zur Erreichung dieses Zweckes ein ebenso eigentümliches wie wirksames Mittel, indem er in dem ersten frei hinzugedichteten Teile (Str. 1—6) den Helden als niedrigen, unfreien Knecht einführt und ihn allein um seiner Sangeskunde willen zum freien Ritter erhoben werden läßt." Ihm folgt Thamhayn in seiner Abhandlung „Die Quelle zu Uhlands 'Taillefer' im Unterricht der Tertia" (Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. IX, S. 348 flg.), indem er gleich Eichholtz behauptet, „daß der Held durch die göttliche Gabe des Gesanges erst das geworden ist, was er ist" und hinzufügt, „daß uns das Ganze als ein Glied in der Kette deutscher Gedichte entgegentritt, welche die Macht des Gesanges verherrlichen".

Alle diese Erklärer scheinen mir die wahre Absicht Uhlands in diesem Gedichte durchaus zu verkennen. Um dies zu begründen, ist es nötig, zunächst den Inhalt der einzelnen Strophen der Romanze uns genauer anzusehen. In Str. 1 wird allerdings zunächst nur nach dem „Sänger" gefragt, aber schon die zweite Strophe bringt eine andre Charaktereigenschaft Taillefers zu unsrer Kenntnis: er schwingt das Rad am Brunnen, er schürt das Feuer im Saale, und hierbei singt er. Str. 3 legt dann geradezu in breiterer Ausführung Wert auf diese andre Eigenschaft: Taillefer ist ein guter Knecht; er dient fromm und recht, er treibt das Rad und schürt das Feuer gut. Erst in der Schlußzeile heißt es ganz kurz: „Und singet so hell; das höhet mir den Mut." Str. 4 führt gleichmäßig beide Eigenschaften vor: Taillefer beteuert, daß er als freier Mann noch besser dienen und singen wollte; und noch einmal: „Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd! Wie wollt' ich (a) singen und (b) klingen mit Schild und mit Schwert!" — Aus dem Knechte ist ein Ritter geworden; als solcher bewährt er wieder beide Eigenschaften, wie in den zusammengehörenden Str. 5 und 6 ausgeführt wird; die Schwester des Herzogs bricht bei seinem Anblicke einmal in die Worte aus: „Dort reitet, bei Gott, ein stattlicher Held" und hernach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust; Es zittert der Turm, und es zittert

mein Herz in der Brust." Str. 7 erzählt die Landung in England; das böse Omen verwandelt der Held (nicht der Sänger)[1]) in ein glückverheißendes. Str. 8 und 9 nehmen wieder ihren Ausgang von dieser Doppelnatur Taillefers, klingen aber aus in die Bitte wieder des Helden (und nicht des Sängers): „Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!" Str. 10—13 schildern den Verlauf der Schlacht, wieder den Normannen in doppelter Beziehung vorführend: Str. 10 und 11 erscheint er ausschließlich als Sänger, Str. 12 und 13 ausschließlich als Held. Str. 14 führt den Erfolg des Kampfes vor, eben als Ergebnis der Tätigkeit des Helden und des Sängers; und endlich die Schlußstrophe 15 beginnt gleich mit den Worten „Mein tapferer Taillefer", um dann erst auf den Gesang desselben überzugehen, mit dem Gesange zugleich aber auch den Klang (nämlich „mit Schild und Schwert", wie Taillefer Str. 4 bei seiner Bitte um Freiheit und Ritterwürde verheißen hatte) zu verknüpfen.

Aus dieser Übersicht ergibt sich unzweifelhaft, daß es dem Dichter nicht allein um den Preis des Sanges, sondern ebensosehr und gleichzeitig um den Preis der Mannestüchtigkeit zu tun war, und mit Recht betont daher Hartert in seiner Charakteristik Taillefers („Schüleraufsätze", Programm d. Gymn. zu Gütersloh, 1889, S. 10) ebenmäßig „die überquellende, übersprudelnde Lebenskraft, den frischen, fröhlichen Mut" und „die Gabe des Gesanges, die ihn mit schöner, melodischer Stimme sein reiches Gemütsleben aussprechen läßt", als die beiden hervorstechenden Eigenschaften Taillefers. Beide Charakterzüge in ihrer Vereinigung sind dem Dichter das Ideal; beide zusammen verleihen dem menschlichen Leben die rechte Weihe; wenn Mannestüchtigkeit und Sangesgabe sich gegenseitig ergänzen, dann erzielt der mit beiden Vorzügen Begnadete eine unwiderstehliche Wirkung auf alle Mitmenschen, höherstehende (den Herzog und dessen Schwester) und gleichgestellte (die Ritter). Als kriegerischen Sänger und Helden stellte schon die Quelle Taillefer hin; damit begnügt sich der Dichter nicht; er will ihn auch als friedlichen Sänger, dem zugleich „überquellende, übersprudelnde Lebenskraft" beschieden ist, kennzeichnen, ja noch mehr, er läßt ihn durch diese seine beiden Eigenschaften erst von einem Knechte und Unfreien zu einem Ritter und Sängerhelden werden. Damit ist denn auch der Grundgedanke des Gedichtes gegeben: „Angeborene Mannestüchtigkeit und Sangeskraft 'adeln' den Menschen, heben ihn über die Allgemeinheit empor, verschaffen ihm Ehre und Anerkennung und befähigen ihn zu den herrlichsten Erfolgen." Faßt man so den Grundgedanken auf, dann versteht man erst recht, wie

1) Die Worte in der 7. Strophe: „Hei", rief er, „ich faff' und ergreife dich, Engelland!" spricht doch ohne Zweifel Herzog Wilhelm, nicht Taillefer.
D. L. d. Bl.

Uhland dazu gekommen ist, nicht bloß den ganzen ersten Teil des Gedichtes aus freier Erfindung dem von der Quelle gegebenen Stoffe hinzuzufügen, sondern auch in der Anordnung des gegebenen Materiales eigne Wege zu gehen. Denn „Taillefer" erweist sich „als die reifste dichterische Frucht von Uhlands altfranzösischen Studien und überhaupt eines seiner besten Gedichte" gerade durch den kunstvollen, bis ins einzelne durchgeführten Aufbau, durch welchen die Romanze vor allen andern sich auszeichnet, und der, wie wir weiter unten sehen werden, auch seinerseits untrüglich erkennen läßt, daß es dem Dichter um diese Hervorhebung der Doppelnatur seines Helden zu tun war.

Vorher mag noch kurz die Frage erledigt werden, wie Uhland überhaupt auf diese Auffassung Taillefers bzw. diese Gestaltung des Grundgedankens gekommen ist. Eichholtz hat recht, wenn er (S. 40) den ersten Anstoß dazu in der Vorliebe Uhlands für das Nibelungenlied erblickt, das der Dichter schon als Knabe mit Begeisterung ergriffen und später als Student mehr und mehr schätzen gelernt hatte. „Der Pariser Aufenthalt erweiterte seine Kenntnisse epischer Poesie außerordentlich ... Besonders schien ihn Volkers Heldengestalt mächtig gefesselt zu haben, was ja an sich sehr natürlich ist und noch dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß er den Namen Volkers als Pseudonym benutzte und in den Jahren 1812 und 1813 im ganzen 16 Gedichte unter diesem Namen veröffentlicht hat. Da nun auch „Taillefer" in diese Zeit fällt (10. bis 12. Dezember 1812), so liegt es nahe, den Helden des Gedichtes mit Volker zusammenzustellen, zumal da sich auch sonst Anklänge an das Nibelungenlied finden." (Eichholtz, S. 41.) Gewiß! Aber wir können noch einen bedeutsamen Schritt weitergehen. Wie sich der Dichter mit Volker verglich — denn das liegt doch wohl in der Wahl gerade dieses Namens —, so wollte er in „Taillefer" (gleich Goethe im „Faust") sich selbst darstellen, wollte durch die Gestaltung, welche er dem Stoffe gab, den Beweis liefern, daß man sehr wohl beides sein könne und sein müsse, ein tüchtiger Mensch und ein tüchtiger Sänger, ohne daß man die Pflichten und Aufgaben des einen hinter denen des andern brauche zurücktreten zu lassen. So stellt sich die Romanze „Taillefer" als ein Tendenzgedicht hin; den Schlüssel hierzu aber gibt der Brief Kerners an Fouqué vom 22. Dezember 1812: „Uhland hat sein väterlich Haus verlassen und ist in Stuttgart im Bureau des Justizministeriums angestellt. Er schreibt mir soeben und hat ein herrlich Gedicht beigelegt, überschrieben „Taillefer". Es ist ganz echt!!!!!! — — I c h b e f ü r c h t e, d a ß d u r c h d i e s e n e u e G e s c h ä f t s l a g e s e i n e i n n e r e R u h e u n d s e i n G e s a n g l e i d e n m ö c h t e! — Nein, ich kann mich nicht enthalten (ob ich gleich von Uhland, der in solchen Dingen streng ist, keinen Auftrag dazu habe) das Gedicht,

das neueste von ihm, beizulegen." Seine Freunde befürchteten also, durch die anstrengende Tätigkeit seines neuen Berufes möchte die schöpferische Kraft des Dichters gelähmt werden; Uhland aber gibt ihnen in dem Gedichte die Lehre und den Beweis, daß er — gleich Taillefer — genügend Lebenskraft besitzt, um nicht bloß „dienen", sondern auch „singen" zu können, derart, daß „sein Sang" und „sein Klang" — wir wissen, was er unter letzterem versteht! — „ihnen in den Ohren tönt ihr Leben lang". Das fernere Leben des Dichters hat den Beweis dafür geliefert.

2. Der Aufbau und die Gliederung des Gedichtes.

Wir haben soeben gesehen, daß der Dichter sich nicht damit begnügt hat, gleich dem Chronisten seinen „Taillefer" bloß als kriegerischen Sängerhelden darzustellen, sondern daß er ihn auch in seiner friedlichen Beschäftigung vorführen wollte, ja ihn durch seine beiden hervorstechenden Eigenschaften, Mannestugend und Sangeskraft, erst zu dem werden lassen wollte, als was er ihn in der Quelle bereits vorfand. Er läßt ihn daher zunächst als Knecht erscheinen, der sich aber schon als solcher durch seinen frischen, fröhlichen Mut und seine frischen, fröhlichen Lieder auszeichnet und darum dem Herzoge wert erscheint, den Ritterschlag zu erhalten. Als Ritter verleugnet der Edle erst recht nicht seine Doppelnatur und erwirbt sich die Gunst sogar der eignen Schwester seines hohen Gebieters — übrigens ein echt Uhlandscher Zug, die Liebe als um Ungleichheit der Stände sich nicht kümmernd hinzustellen (vgl. Eichholtz, S. 39). Hat dann aber Taillefer als Sängerheld durch seinen Schlachtensang und seine Tapferkeit dem Herzoge zu ruhmreichem Siege verholfen, so muß er nach des Dichters Meinung hierfür auch den gebührenden Lohn empfangen, Grund genug für Uhland, auch den Dank des jungen Königs aus freier Erfindung hinzuzufügen. Unter Berücksichtigung dieser Auffassung Taillefers bzw. dieser Erweiterung des vorliegenden Stoffes war für den Dichter dann auch der Aufbau der Romanze in ihren wesentlichen Zügen und im weiteren die Gliederung der Haupt- und Nebenteile gegeben.

Die Einleitung des Gedichtes, die Exposition oder Vorbereitung der Handlung enthaltend, mußte zunächst das Grundgefüge des Hauptcharakters erkennen lassen: Taillefer vereinigt in sich lebensfrohe Manneskraft und überquellende Sangesfreudigkeit; sein Herr aber, Normannenherzog Wilhelm, ist, wie wir aus seiner Frage erkennen, ein Herr und Herrscher, der Auge und Ohr offen hat für die Vorzüge seiner Untertanen, und wären es auch nur unfreie Knechte. An die Einleitung, welche die ersten beiden Strophen umfaßt, schließt sich die Ausführung, die von Str. 3—14 reicht. Sie hat die Aufgabe, in fortlaufenden

parallelen Linien ebensowohl den einen wie den andern Charakterzug Taillefers, wie sich beide im Frieden und im Kriege äußern, darzulegen. Wir sehen den Normannen zunächst im Frieden (Str. 3 und 4). Der „gute Knecht, der fromm und recht dienet", zugleich aber „so hell singet" wird zum Entgelt dafür von dem Herzoge zum freien Ritter erhoben, nachdem er dem Herrn eine diesbezügliche Bitte (auch ein Ausfluß seines frischen, fröhlichen Mutes!) vorgetragen hat. Als solcher erwirbt er sich der Frauen Gunst, wiederum infolge seiner Doppelnatur, als „stattlicher Held" und als „Sänger, dessen Sang herrliche Lust ist und den Turm zittern, das Herz in der Brust zittern läßt". Der zweite Hauptteil, der den sangesfrohen Ritter vorführt, wie er sich auch im Kriege durch beide Eigenschaften hervortut, zeigt einen besonders kunstvollen Bau. Der 7. Strophe als Vorbereitungsglied entspricht die 14. Strophe als deren Schlußglied: dort die sinnbildliche Besitzergreifung Englands durch Taillefer[1]), hier die eben durch die hervorragende Tüchtigkeit des Sängerhelden erfolgte Eroberung des Inselreiches. Innerhalb dieses Rahmens schildert das Mittel- und Hauptstück dieses Teiles (Str. 8—13) den Verlauf dieser Eroberung selbst, und zwar in dreimal zwei Strophen. Die 8. und 9. Strophe enthalten — entsprechend der Einzelgliederung des ersten Hauptteiles — zunächst wieder eine Bitte Taillefers, und zwar wieder, wie dort, um Entgelt dafür, daß er dem Herzoge „gedient" und „gesungen" hat. Wie dort, so soll auch hier das Entgelt eine Auszeichnung sein, dort die Standeserhöhung, hier der erste Schlag auf den Feind; und wie dort, so wird auch hier nur die Bitte als solche, nicht aber deren — selbstverständliche — Gewährung vom Dichter ausgesprochen. In zweimal je einer Strophe wurde dann dort die Folge dieser Auszeichnung, die Begeisterung, welche der also Ausgezeichnete auf die Mitwelt — in diesem Falle auf die Schwester des Herzogs — ausübt, vom Dichter vorgeführt; ebenso ist es hier, nur daß die Folge jetzt in zweimal zwei Strophen mitgeteilt wird. Die Mitwelt ist hier die Schar der Streiter. Str. 10 und 11 schildern die Begeisterung, zu der Taillefers Heldensang, Str. 12 und 13 diejenige, zu welcher seine Heldentat die Ritter fortreißt. Die noch übrige 15. Schlußstrophe des Gedichtes gibt den Lohn, den der neue König dem besten Untertanen zuteil werden läßt, wieder in Anerkennung seines doppelten Verdienstes, seiner Tapferkeit und seiner Sangeskraft. Daß diesem Danke später der Besitz der Hand der herzoglichen Schwester folgen wird, ahnen wir wenigstens nach der Wirkung seiner Persönlichkeit und seines Sanges auf das Gemüt der Prinzessin.

---

1) Vgl. die Anmerkung auf S. 715. D. L. d. Bl.

Im einzelnen ergibt sich demnach folgendes übersichtliche Bild:

A. Einleitung. Exposition (Str. 1 und 2).
Vorführung der beiden Hauptpersonen; Grundgefüge ihres Charakters. Andeutung des Ortes und der Zeit der Handlung.

B. Ausführung. Taillefer, der Sängerheld (Str. 3—14).
- I. Der Sängerheld im Frieden (Str. 3—6).
  1. Die (erfüllte) Bitte um eine Auszeichnung (Freiheit und Ritterschlag) (Str. 3 und 4).
  2. Die Wirkung dieser Auszeichnung (Str. 5 und 6).
     a) Taillefer als Ritter (Str. 5).
     b) Taillefer als Sänger (Str. 6).
- II. Der Sängerheld im Kriege (Str. 7—14).
  1. (Anfangsstück.) Die sinnbildliche Besitzergreifung Englands (Str. 7).
  2. (Hauptstück.) Der Verlauf der Eroberung (Str. 8—13).
     a) Die (erfüllte) Bitte um eine Auszeichnung (den ersten Schlag) (Str. 8 und 9).
     b) Die Wirkung dieser Auszeichnung (Str. 10—13).
        α) Taillefer als Sänger (Str. 10 und 11).
        β) Taillefer als Held (Str. 12 und 13).
  3. (Schlußstück.) Die erfolgte Eroberung Englands (Str. 14).

C. Schluß. Die Belohnung des Heldensängers durch den neuen König (Str. 15).

Die künstlerische Vollendung des Aufbaues, die Durchsichtigkeit des Ganzen im Verein mit der harmonischen Entsprechung der Einzelteile, sowie anderseits die Art der Charakteristik Taillefers beweisen, wie liebevoll sich der Dichter in den Stoff versenkt hat, handelte es sich doch bei der Schöpfung dieses Gedichtes um nichts andres als ein Spiegelbild seines eignen Ich.

Karl VII. und sein Hofstaat in der Geschichte und im Drama.

Von Dr. R. Pappritz in Frankfurt a. M.

„Die Jungfrau von Orleans", die ihre erste Aufführung am 17. September 1801 in Leipzig erlebte, gehört zu den Stücken Schillers, die das Publikum stets begeistert haben, die dagegen von der Kritik vielfach getadelt und angegriffen sind. Zu den vielen Vorwürfen, die man gegen den Dichter erhoben hat, gehört auch der, er habe Karl VII. idealisiert, ihn völlig unhistorisch geschildert. Schiller konnte sich bei der Schilderung dieses Charakters nicht eng an die Geschichte anlehnen. Seine Heldin ist begeistert für den angestammten Herrscher, sie versucht in den Herzen andrer ebenfalls Begeisterung zu erwecken.

Wäre die Persönlichkeit, der dieses Gefühl galt, völlig unwürdig gewesen, so würde der Enthusiasmus Johannas komisch wirken. Die Sache, für die die Heldin eintritt, muß auch die Sympathie des Lesers und Hörers gewinnen. Wäre der Vertreter des französischen Königshauses als elender, träger Weichling gezeichnet worden, so hätte die Sympathie des Hörers zwischen der Jungfrau, die sich für einen Unwürdigen aufopfert, und den kraftvollen, tapferen Engländern geschwankt. Wir sehen also, Schiller war gezwungen, bei der Zeichnung Karls VII. von der geschichtlichen Überlieferung abzuweichen. Der Dichter zeigt nun seine poetische und historische Begabung, indem er nicht ein willkürliches Idealbild eines Herrschers aufstellt, sondern sich immerhin an die Geschichte anlehnt, die geschichtliche Überlieferung sozusagen mit einigen hellen, idealen Farben retouchiert. Ein charakteristisches Kennzeichen des siebenten Karl ist sein Mangel an Energie, seine Unlust, mit der er für seine Rechte eintrat und kämpfte. Dieser Zug wird von dem Dichter ohne Beschönigung erwähnt, man denke an den ersten Aufzug, z. B. an die harten Worte von Dunois:

„Nun so lehre
Der Siegesgott auf ewig dir den Rücken,
Wie du dem väterlichen Reich. Du hast
Dich selbst verlassen; so verlass' ich dich."

Trotz der schlimmen Lage, in der sich Karl befand, bevor die Jungfrau als Erretterin kam, vergeudete er Zeit und Geld in Festlichkeiten und Gelagen. Auch dies hat Schiller erwähnt, doch mit einer geringen Veränderung. Sein Karl ist ein begeisterter Freund des Schönen, der Kunst und ihrer Vertreter, nicht hohler und eitler Vergnügungen. Als Freund des Schönen spricht er selbst sehr schön. „Die Jungfrau von Orleans" ist rhetorisch vielleicht das beste Stück der deutschen Literatur. Es ist durchweht, durchtränkt von Poesie. Zu den gelungensten Stellen gehören die, in denen der König auftritt. Milde, Güte, Freundlichkeit, das sind die Eigenschaften, durch die Schiller Sympathie für seinen König gewinnt. Dieselben sind vom Dichter besonders scharf betont, stehen aber nicht im Gegensatz zu der historischen Überlieferung. Als sich die Einwohner von Chalons ihrem rechtmäßigen Könige unterworfen hatten, waren sie von ihm geradezu entzückt und rieten den Bewohnern von Rheims dasselbe zu tun, „da er mild, anmutig, sanft und mitleidig sei, dabei eine schöne Erscheinung mit schöner Haltung und hoher Einsicht".[1])

Unhistorisch dagegen ist das echt Königliche in dem Wesen Karls, das er im Stück trotz seiner Schwäche zeigt. Man denke an die Worte:

---

1) So berichtet Jean Rogier, der zwar 1687 gestorben ist, aber Originalquellen aus dem 15. Jahrhundert benutzt hat.

Von diesen trotzig herrschenden Gemütern
Sich meistern lassen, von der Gnade leben
Hochsinnig eigenwilliger Vasallen,
Das ist das Harte für ein edles Herz
Und bittrer, als dem Schicksal unterliegen.

Tatsächlich war Karl eine Natur, die sich von andern leiten ließ. So übte, zur Zeit des Auftretens der Jeanne d'Arc, der Konnetabel La Tremouille einen sehr verderblichen Einfluß auf ihn aus.

Geschichtlich söhnt sich Philipp der Gute von Burgund erst 1435 mit seinem Lehnsherrn aus. Die schönen Szenen im dritten Aufzug sind von Schiller frei erfunden. Wie die meisten Menschen, die der sittlichen Größe entbehren, war Karl durchaus nicht geneigt, schnell zu vergeben, sich mit seinem Gegner auszusöhnen, wenigstens nicht mit vornehmen Herren. Dies zeigt er deutlich einem früheren Konnetabel gegenüber, dem Grafen von Richemont. Derselbe hatte sich mit dem Könige veruneinigt, hatte den Hof verlassen und sogar mit England und Burgund ein Bündnis geschlossen. Doch, beim Auftreten der Jungfrau besann er sich auf seine Pflicht, kam den Franzosen zu Hilfe und focht tapfer in der Schlacht bei Patay. Jedoch Karl verbot ihm, ferner unter seinen Fahnen zu kämpfen.

Das Andenken des geschichtlichen Karl hat dadurch einen Flecken, weil er keine Hand rührte, um die Jungfrau aus der Gewalt ihrer und seiner Feinde zu befreien. Hat Schiller diese Schuld zu mildern gesucht? Keineswegs! Wie kalt und herzlos klingen doch die Worte:

Johanna d'Arc! Der König will erlauben,
Daß ihr die Stadt verlasset ungekränkt.

Freilich später zeigt er Reue, sieht sein Unrecht ein und erkennt die Reinheit der Jungfrau. Zwar hat sich dies in der Geschichte nicht genau so zugetragen, wie es der Dichter schildert. Der lebenden Johanna konnte der König nichts mehr sagen, aber er hat alles getan, das Andenken der Toten zu retten. Auf seinen Befehl wurde der Prozeß im Jahre 1450 revidiert und die Beschuldigungen, die man gegen die unglückliche Johanna erhoben, für nichtig erklärt.

In dem Schillerschen Drama folgt der König gern und freudig den Fahnen der Jungfrau. Mit einem Schlage hat er Mutlosigkeit und Schlaffheit abgelegt, er verzichtet auf glänzende Feste und Gelage, er wird ein Krieger, der Kampf und Gefahren mit seinen Soldaten teilt. Dies entspricht nicht der geschichtlichen Überlieferung. Tatsächlich hatte die Jungfrau unendliche Schwierigkeiten zu überwinden, um den König zu einem schnellen Vorrücken, zu einem energischen Ausnutzen der errungenen Siege zu bewegen. Bis Troyes zog er halb widerwillig

mit, und fast wäre er, als sich diese Stadt zum Widerstande rüstete so nahe am Ziele umgekehrt. Trotzdem kann man nicht sagen, daß Schiller unhistorisch verfahren ist, was ihm so viele Kritiker vorgeworfen haben. Der Dichter hat nur das, was sich im Laufe von Jahren, ja Jahrzehnten ereignete, in den Zeitraum weniger Monde zusammengedrängt. Unleugbar ist es, daß die wunderbaren Taten der Jeanne d'Arc einen großen moralischen Einfluß auf den König ausgeübt haben. Allerdings zeigt sich derselbe nicht sogleich, sondern allmählich. Der Karl des vierten und fünften Jahrzehntes ist ein ganz andrer, als der „König von Bourges", der, während seine Tapferen für ihn kämpften, träge und verschwenderisch in Chinon dahinlebte. Nach dem Tode der Jungfrau hat er sich auf seine Pflichten besonnen. Persönlich nahm er teil an der Belagerung von Montereau. Er sprang in den Graben, so daß ihm das Wasser bis über den Gürtel ging, mit dem Degen in der Hand bestieg er eine Leiter und war einer der Ersten in der Stadt; er kämpft bei Meaux, er belagert Pontoise, er erobert verschiedene Städte in der Gascogne. Tatsache ist es, daß beim Regierungsantritt Karls weite Länderstrecken im Norden, Westen und Südwesten Frankreichs den Engländern gehörten und daß diese beim Tode des Monarchen auf Calais beschränkt waren. Auch die Gegner Karls erkennen an, wie er im Kriege mild verfahren ist, wie er das Leben der Gefangenen, die Ehre der Frauen nach Kräften geschont hat. (Vgl. 4. Aufz. 10. Auftr.)

denn Gnade hat uns Gott erzeigt,
Und unser erstes Königswort sei . . . Gnade!

Sein Interesse für geistige Bildung zeigte Karl darin, daß er einen gewissen Jenson nach Mainz schickte, um die Arbeiten Gutenbergs zu studieren. Nur insofern blieb Karl den Fehlern seiner Jugend treu, als er allzu willig sein Ohr Ratgebern, und zwar nicht immer guten, lieh. Ein La Tremouille hatte die Pläne der Jeanne d'Arc nach Kräften durchkreuzt, in späteren Jahren veranlaßten ihn seine Ratgeber, den Jacques Coeur, dem Krone und Land ungeheuer viel verdankten, zu verurteilen.

Wir sehen also, wenn wir die gesamte Regierungszeit Karls VII. betrachten, daß Schiller diese Figur durchaus nicht völlig unhistorisch gezeichnet hat.

In dem Drama stehen dem bedrängten Könige zwei tapfere Paladine zur Seite, bereit, bis zum letzten Blutstropfen für ihn, für die Sache des Vaterlandes zu kämpfen. Es sind dies Graf Dunois, Bastard von Orleans, und La Hire. Beide sind historische Persönlichkeiten, beide haben tatsächlich in jener Zeit mit Auszeichnung gefochten. Tapferkeit, Treue dem Vaterlande, dem angestammten Herrscherhaus

gegenüber, sind die hervorstechenden Eigenschaften dieser Männer. Im einzelnen ist der Dichter von der geschichtlichen Überlieferung abgewichen. Beispielsweise erhielt der Bastard von Orleans erst im Jahre 1439 die Grafschaft Dunois. Niemals hat er um die Jungfrau geworben; denn erstens flößte die historische Johanna den Männern keine irdische Liebe ein, zweitens hatte er sich bereits im Jahre 1422 verheiratet. Seinem tapferen Arm und seinem Patriotismus verdankt Frankreich viel, aber eine so bedeutende Rolle, wie ihm Schiller zuweist, hat er tatsächlich nicht gespielt. Man kann ihn nicht als den „Ritter" der Jungfrau bezeichnen. Er gehörte nicht zu den ersten Vornehmen, die an ihre göttliche Sendung glaubten. (Nur eine einzige Quelle berichtet dies, im Gegensatz zu allen übrigen.) Er hat auch keinen so besonders regen Anteil genommen an den Schlachten, die Johanna geschlagen. Bei einem der glänzendsten Siege beispielsweise, die sie errungen, bei Patay, war er nicht beteiligt. Oft war er auch im Kriegsrat andrer Ansicht als Johanna. Der „Ritter" der Jungfrau, wenn man so sagen darf, war der Herzog von Alençon. Er tritt warm für sie ein, als der König und seine Umgebung an ihr zweifeln, er zieht mit ihr nach Orleans, er kämpft an ihrer Seite bei Patay und bei Paris, er trägt sie, als sie vor dieser Stadt eine Wunde erhalten, aus dem Kampfe. Auch seine Gemahlin zeigt der Johanna ihr Wohlwollen. Eine zeitgenössische Quelle, Perceval de Lagny, sagt von dem Herzog: „que elle amoit très fort et faisoit pour lui ce qu'elle n'eust fait pour ung autre." Warum hat nun Schiller diesen Mann, der in der Geschichte Johannas eine so große Rolle spielte, übergangen, das, was er getan, zum Teil wenigstens einem andern, dem Dunois, zugeschrieben? Ich glaube, den Dichter haben zwei Gründe dazu veranlaßt, ein äußerlicher und ein innerlicher. Der Name „Dunois" klingt sehr poetisch, fließt leicht und angenehm von den Lippen. Auch ein des Französischen Unkundiger kann ihn aussprechen. Der innere Grund ist folgender: Der Bastard von Orleans war Untertan des Königs, nichts als dieses. Der Herzog von Alençon dagegen, der im Besitze eines größeren Gebietes war, das seit annähernd fünfhundert Jahren (940) seiner Familie gehörte, nahm naturgemäß eine Zwischenstellung zwischen dem Könige und den übrigen Rittern ein. Der König stand nicht so hoch über ihm, wie über den übrigen. Dies aber wollte Schiller vermeiden, zumal da der Herzog von Burgund auftritt.

Der La Hire des Dramas ist eine echt Schillersche Gestalt. Der Dichter liebt es, Charaktere zu zeichnen, die ebenso tapfer und ritterlich, wie bescheiden und rücksichtsvoll gegen Frauen sind. Dieser französische Ritter erinnert etwas an den „frommen Knecht" Fridolin oder an den

„Edelknecht sanft und keck“, der sich, um der schönen Augen der Königstochter willen, zum zweitenmal in das Meer stürzt. Der La Hire der Geschichte war eine ganz andre Persönlichkeit. Sein eigentlicher Name war Etienne de Vignoles. Er war ein glühender Patriot, manchen schweren Verlust hat er den Engländern beigebracht, aber er liebte auch den Krieg um des Krieges willen, er war ihm Selbstzweck. So unternahm er während eines Waffenstillstandes mit England einen Plünderungszug nach dem Elsaß und versuchte einen Handstreich auf Basel, als dort das Konzil tagte. Von der vornehmen Bescheidenheit, die ihn im Drama auszeichnet, besaß er tatsächlich nichts. Er war vielmehr mit der Zunge, als echter Gascogner, ebenso kühn wie mit dem Schwerte. Bei der Beichte soll er einst gesagt haben: „Gott, ich bitte dich, du mögest heute so viel für La Hire tun, als du möchtest, daß La Hire für dich täte, wenn er an deiner Stelle wäre.“ Dem König Karl soll er auf seine Frage, wie ihm ein Hoffest gefallen, entgegnet haben, „es habe noch nie einen Herrscher gegeben, der sein Reich so vergnügt verloren habe“. Er war der Führer, der neben dem Herzog von Alençon zuerst an Johanna glaubte, sich auch gern ihren Befehlen fügte. Nicht Dunois, sondern Saintrailles war der ihm besonders nahestehende Freund und Waffengenosse. Schiller läßt den letzteren während der Belagerung von Orleans fallen, tatsächlich ist er erst viel später unter der Regierung Ludwigs XI. gestorben.

* * *

Karl VII. ist sein ganzes Leben hindurch viel von Frauen beeinflußt worden. Schiller war also durchaus berechtigt, eine der Frauen, die im Leben des Königs eine besonders wichtige Rolle gespielt haben, im Stück auftreten zu lassen, wenn diese Frau tatsächlich auch erst später an den Hof kam. Diese Frau ist Agnes Sorel. Der Dichter hatte zugleich einen ästhetischen Zweck, dieselbe in sein Stück einzuführen: Agnes sollte das Gegenbild sein zu Johanna. Diese opfert ihr Leben freudig für ihren König, jene ihre jungfräuliche Reinheit, Johanna kämpft für den Herrscher Frankreichs, Agnes liebt Karl als Menschen. Nur ein Schiller vermochte es, eine solche Figur wie Agnes zu zeichnen, die, wenn sie auch ihre jungfräuliche Ehre dem Geliebten geopfert hat, doch als Verkörperung edelster Weiblichkeit erscheint. Wie alle Personen des Stückes, so hat der Dichter auch diese idealisiert, aber immerhin hat er die Grundzüge der historischen Überlieferung berücksichtigt. Auch die historische Agnes stammte aus vornehmer Familie und hatte edle Züge. In Fromenteau in der Touraine wurde sie geboren. Jung wurde sie Hofdame bei Isabella von Lothringen, der Gemahlin jenes

Herzogs René, den Schiller flüchtig erwähnt. (1. Aufzug, 2. Auftritt.) In dieser Eigenschaft kam sie an den Hof Karls und machte auf diesen Fürsten, der für weibliche Reize so empfänglich war, einen tiefen Eindruck. Ähnlich der Lavallière des siebzehnten Jahrhunderts widerstand sie lange den stürmischen Werbungen, um schließlich doch zu erliegen. Lange Jahre hindurch hatte sie großen Einfluß auf den König: sie hatte ein Herz für das arme Volk und suchte dessen Leiden nach Kräften zu mindern, sie veranlaßte den Geliebten, sich mit tüchtigen, energischen Leuten zu umgeben, rastlos weiter zu arbeiten an der Befreiung des Vaterlandes. Der König schenkte ihr das Schloß Beauté an der Marne und verlieh ihr den Titel Madame Beauté. Sie starb im Jahre 1450 auf dem Schloß d'Anneville bei Jumièges, nachdem sie einem vierten Kinde das Leben geschenkt hatte. Karl betrauerte sie aufrichtig und ließ ihr zwei Grabdenkmäler errichten, in Jumièges und in Loches. Beide sind zerstört worden. Die Trauer hinderte den Fürsten allerdings nicht, sich bald nach einem Ersatz umzusehen. Seine Wahl fiel auf eine Cousine der Agnes, Antoinette de Maignelais, eine unbedeutende, verschwenderische, durchaus unwürdige Person. In folgendem weicht Schiller von der historischen Überlieferung ab: seine Agnes bekennt ihre Liebe zu Karl frei und offen, vor dem ganzen Hofe. In Wirklichkeit haben die Liebenden ihre Beziehungen zueinander der Welt jahrelang zu verbergen versucht; erst in ihren letzten Lebensjahren trat Agnes, sozusagen, als offizielle Geliebte des Königs auf.

Endlich hat noch eine dritte Frau im Leben des siebenten Karl eine große Rolle gespielt, nämlich seine Mutter, die Königin Isabeau, gewöhnlich Isabella von Bayern genannt. Es ist wahr, in die Kämpfe um Orleans hat sie nicht eingegriffen, sie war in jener Zeit nicht im englischen Lager anwesend, sie hat vollends nicht zur Gefangennahme Johannas beigetragen. Anderseits war ihr Einfluß auf die Entwicklung der damaligen Verhältnisse ein so großer, daß Schiller geradezu unhistorisch verfahren hätte, hätte er die Königin nicht erwähnt. Undramatisch würde es wirken, wenn wir von den Taten und Gesinnungen jener seltsamen Fürstin nur aus Erzählungen hörten. Das, was wir über Isabeau im Stücke erfahren, ist geschichtlich durchaus richtig. Ihre heißen Sinne (vgl. 2. Aufzug, 2. Auftritt) hatten sie zu Taten veranlaßt, die selbst in der damaligen Zeit großen Anstoß erregten. Der Dauphin Karl war es hauptsächlich, der ihre Verbannung vom Hofe betrieb. Sie wurde erst nach Blois, dann nach Tours verwiesen. Hier lebte sie in großer Zurückgezogenheit, unter strenger Aufsicht. Niemals hat sie ihrem Sohne diese Strenge vergeben. Ihn von der Erbfolge auszuschließen, betrachtete sie als das Hauptziel ihres Lebens. Ihr Beistand war für die Eng-

länder von großem Nutzen, aber, wie fast allen Verrätern, so wurde auch ihr schlecht gelohnt. Anfangs freilich stand sie in hohen Ehren, und in einem Vertrage zu Troyes wurden ihr 2000 Franks monatlich zugesichert, doch allmählich fiel sie der Verachtung anheim. „Sie kann sich nicht mit einer englischen Gräfin vergleichen", schreibt ein Zeitgenosse. Als sie starb, gaben nur vier Personen ihrem Sarge das Geleit, „als ob sie eine einfache Bürgerfrau von Paris gewesen wäre".

Sprechzimmer.

1.

Zur Erklärung des Namens „Brahms".

Max Kalbeck hat im Oktoberheft der „Deutschen Rundschau" eine interessante Studie: „Aus Brahms' Jugendzeit" veröffentlicht. Er beweist darin auch, daß der Name bald Brahms, bald Brahmst, d. i. „Sohn des Brahm" oder „Heidekind" lautete und daß in der Familie die Kunde von ihrer vornehmen Herkunft trotz ihrer großen Armut märchenhaft fortlebte.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

2.

Jean Paul — Geibel.

Bei der Lektüre der Levana Jean Pauls ist mir eine merkwürdige Verwandtschaft der These VIII des Ergänzblattes mit einem Geibelschen Spruch aufgefallen. Es steht dahin, ob direkte Einwirkung stattgehabt; vielleicht aber interessiert die Mitteilung beider Stellen an diesem Platze:

Jean Paul, „Ergänzblatt zur Levana": Vorrede zur 2. Auflage „Thesis VIII. Gehest du furchtsam und zart mit deinen Leiden um: so stechen sie heißer, wie Brennesseln, wenn man sie bloß leise berührt. Aber gleich ihnen verletzen sie wenig, wenn du sie herzhaft und derb handhabst."

Geibel, „Juniuslieder", Sprüche Nr. 53:

Sorgen sind meist von der Nesseln Art,
Sie brennen, rührst du sie zu zart;
Fasse sie an nur herzhaft,
So ist der Griff nicht schmerzhaft.

Schwerin. **E. Steffen.**

3.

Bis einem, dem die Zeit zu lang.

Im 15. Jahrgang der Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. findet sich im Sprechzimmer (S. 810,8) die interessante Beobachtung über die Angleichung eines vorangegangenen Nominativs an das folgende Relativ im Dativ, die Herr Oberlehrer Karl Schmidt von Elberfeld mitteilt. („bis einem, dem die Zeit zu lang", . . .) Ich bin in der Lage, diesen Fall

aus neunjähriger Erfahrung für Leipzig bestätigen zu können. In unzähligen Fällen habe ich in einer Mittelklasse einer Leipziger höheren Bürgerschule den genannten Fehler immer und immer wieder zu rügen gehabt. Vielleicht ist es Herrn Schmidt interessant, dies zu erfahren.

Ich erlaube mir ferner, auf eine sprachliche Erscheinung aufmerksam zu machen, die mir hier in Bautzen (ich vermute, in der Lausitz allgemein) entgegentritt. Es handelt sich um die Umschreibung einer einfachen Tätigkeit durch ein Verbum der Bewegung, meist durch „gehen". Man sagt hier allgemein nicht: „Ich will nachsehen", sondern fast stets: „Ich will nachsehen gehen", oder: „Ich werde es ihm gleich sagen gehen", statt: „Ich werde es ihm gleich sagen." Auf Schritt und Tritt, bei Gebildeten und Ungebildeten, bei Jungen und Alten hört man diese Konstruktion. Sollte man vielleicht eine Nachahmung des französischen „aller chercher" vor sich haben? Ich würde gern von berufener Seite darüber etwas hören.

Bautzen. Seminaroberlehrer **G. Grötzschel.**

4.

Zur Erklärung der Ausdrücke „Dummerjahn" und „Quatschmichel".

Die namentlich im Magdeburgischen selbst von den gebildetsten Leuten nicht selten zur Bezeichnung einzelner unbesonnen Handelnder angewandten Ausdrücke „Dummerjahn" und „Quatschmichel" sind abgekürzt aus „dummer Johann" und „verdrehter Michael" („quatsch" = „verdreht" stammt von dem Geräusche her, das nicht zusammengehörige Dinge, die man auf die Erde fallen läßt, hervorbringen, ähnlich wie „Kladderadatsch" von dem Klange der in der Konditorei von d'Heureuse zu Berlin, dem Versammlungsort der dortigen humoristischen Schriftsteller, infolge der Beschießung derselben im Jahre 1848 plötzlich herabfallenden Kaffeetassen). Als nämlich der Engelsfürst St. Michael die Stelle Wodans bei den altgermanischen Christen einnahm, übertrugen unsre Altvordern zuerst heidnische Züge auf ihn und verhöhnten ihn nicht selten geradezu. Daher stammen die Ausdrücke: „Vetter Michel, grober Michel, dummer Michel" und besonders „Quatschmichel". Ähnlich machte man es mit Petrus, Johannes, Jakobus und Bartholomäus, und so erklären sich die Bezeichnungen: „Dummer Peter, dummer Hans, Hans Narre, dummer Johann (Dummerjahn), täppischer Barthel" u. a. „Taps" ist abgekürzt aus „täppisch" oder aus: Hans tapp' ins Mus. Der „wahre Jakob", d. h. die Wahrheit oder mit Nachdruck „die reine Wahrheit" bezieht sich auf Jakobs wohlgelungenen Täuschungsversuch.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

5.

Angewachsene bzw. losgetrennte Teile in Ortsnamen.

Bekannt ist die Erscheinung, daß bei vielen unsrer deutschen Ortsnamen gewisse anlautende Bestandteile nicht ursprüngliche, sondern aus Zusammensetzungen mit Präpositionen (vor allem: in dem, im, in) entstandene sind, und umgekehrt: daß ein zum Stamme gehöriges Glied infolge solcher Verbindungen oft fälschlich als zur Präposition gehörend aufgefaßt und deshalb im Laufe der Zeit vollständig losgelöst wurde.

Unsre badischen Ortsnamen liefern für beide Erscheinungen eine Anzahl von interessanten Beispielen. Wir entnehmen deren urkundliche Formen und Etymologien dem „Topographischen Wörterbuch des Großherzogtums Baden" von Albert Krieger.

m ist angewachsen in: Maisenbühl (bei Oberkirch), 1511 uf dem Egeßheim buhel, 1533 Egssen byhell, 1593 Echßenbühl, im 16. Jahrhundert noch Echsenbühl, Egesenbühl, Exenbühl, 1615 Meißenbühel (Bühl, auf dem Egeisen = Eidechsen vorkommen, oder auch „Bühl des Mannes Egizo"). Meltrichsdorf (Ödung bei Durlach), 1110 Alterichesdorf, 1295 Eltrichesdorf, 1349 Elterichs dorf; 1419, 1432, 1454 Melterichsdorffe (Dorf des Alterich). — Abgefallen in: Ahlenbach (Zinken bei Waldkirch), 1497 Mallinbach (Bach des Malo). Ensigheim (Ödung bei Osterburken), 856 Mensingenheim (zu Mensinc von Manso). Gau Ortenau, 768 Mordenaugia, mit anlautendem M bis 1466. Später Ortnow, Ortenowe usw. Ullerst (Zinken bei Wolfach), 1313 Muliers, 1424 Mulers (zu roman. mollis, mouliere = sumpfige Wiese). Ohrensbach (Gemeinde bei Waldkirch), 1454 Merenspach, 1530 Moeringspach, 1560 Orenspach (Bach des Morini?) — Ob m in folgenden Beispielen ursprünglich ist, ist zweifelhaft: Erzbach (Zinken bei Offenburg), 1676 im Mertzpach, 1719 im Erzbach. Erzenbach neben Merzenbach (Zinken bei Wolfach), im 16. Jahrhundert Mertzenspach. Emersbach (bei Lahr), 1476 Memelsbach, Kopie; 1505 Memelspach, im 16. Jahrhundert Emerspach (Bach des Emeher).

n ist angetreten in: Nebenau (Dorf bei Lörrach), 1368 Ebenouwe, 1415 Ebinow, Kopie (ebene Aue). Orsingen (bei Stockach) in der Form 1249 Norsingin, 1094 Orsinga, 1100, 1283 Orsingen (zum Personennamen: Orso). — Abgefallen in: 1073 Ellenburc, 1110 Nellenburch, 1263 Nellenburc, heute Nellenburg (Hof bei Stockach) (zu ahd. hnel = Spitze, Scheitel). 1288 Ykolshusen, heute Niklashausen (Dorf bei Wertheim), 1280 Nicalzhusen, 1379 und 1476 ebenfalls mit anlautendem N (zu Nikolaus). 1275 Oegiswile, heute Röggenschwihl (Dorf bei Waldshut), sonst nur als Noecherswiler, Noeggenswiler, Noegerswil

vorkommend (Weiler des Roker, Rotger). Oppenau (Stadt), 1070 bis 1092 Roppenow, im 12. Jahrhundert Openowe, 1289 Roppenowe, 1386 Roppenower tal, 1456 Hoppenau (Au des Roppo). Öschelbronn (Dorf bei Pforzheim), 835 Nessenbrunnen, 1254 Eschelbrunnen, 1305 ze Eschellnbrunne. Schließlich in: 1437 Ordena, 1443 Ordenach, 1502 Ordnen, heute Langenordrach (Dorf bei Neustadt), 1112, 1373 Nordera (nördliche Aach).

s ist angetreten aus Verbindungen mit aus, ins u. a. in: Spriegelsbach (Gemeinde bei Neustadt), 1391 Bruhelspach, ebenso 1430. Brielspach 1611 (zu Brühl gehörig). — Abgefallen in: Unterwasser (Zinken bei Achern), 1287 zu Sunderwassere, 1311 Sunderwasser, 1491 ebenfalls, 1660 Sonder- oder Underwaßer (zu ahd. sundar, südlich). In: 1244 Brandal, heute Sprantbal (Dorf bei Bretten), 1261 Sprancdal, 1265 Sprancdal, ebenso 1303 (zu ahd. spranc, Ursprung eines Baches).

z ist aus Verbindungen mit ze angetreten in: Zindelstein (Gemeinde Donaueschingen), 1225 Sindelstein. Bis 1500 mit S (Stein des Sindolt). Zusenhofen (bei Oberkirch). Im 12. Jahrhundert O(u)zenhoven, Uzzenhofen, 1297 Zussenhofen, 1321 Zunsenhoven (ze dem Hofen des Uzo). — Gefallen in: 1111 Werispach, heute Zweribach (Zinken bei Waldkirch), 1111 Twerenbach, 1662 Zwerenbach (zu ahd. twer = quer). Ferner in: 1357 Werinsperg, 1397 Werisperg, heute Zwerisberg (Zinken bei Freiburg).

d (t) ist angetreten in: 1326 Durach (daz tal), heute Urach (bei Neustadt), 1310 und später Ura(ch). Zu Treschklingen (Dorf bei Sinsheim), 1475 Eßklingen, 1496 Treschlingen, 1538 Dreschlingen, in der heutigen Mundart Träschklinge, bietet Krieger keine Etymologie; es gehört jedoch offenbar zu ahd. ask = Esche und dem Flurnamen Klinge. Treschklingen also wohl = „zu der Eschklinge".

Ettlingen. O. Heilig.

6.

sich Rats erholen.

In Hildebrands „Beiträgen zum deutschen Unterricht" findet sich auf S. 120flg. eine hübsche und ansprechende Erklärung dieser Redensart „sich Rats erholen". Hildebrand stellt dabei auch die Frage an das Sprachgefühl des Lesers, ob er „sich" als Dativ oder als Akkusativ nimmt oder fühlt? Er meint, wenn man das dunkle Sprachgefühl unbewußt walten lasse, werde man „sich" eher als Akkusativ denn als Dativ empfinden, und über das Tiedgesche Beispiel „Da kannst du dir am besten Rats erholen" komme niemand ohne Anstoß hinweg.

Ich weiß nicht, ob die Frage damals weiter erörtert worden ist, und meine, es sei unter allen Umständen der Mühe wert, zu untersuchen, ob wirklich der Dativ bei jedermann Anstoß erregt, der Akkusativ aber nicht; und am besten geschieht das in der Schule, wo das Sprachgefühl bei den Kleinen das bewußte Denken überwiegt. — Ich persönlich muß gestehen, daß ich umgekehrt über den Akkusativ stutzig werde, und daß ich selbst den Dativ anwenden würde, weil er eben meinem bewußten Denken willkommener ist als der Akkusativ. Ist aber nicht auch das unbewußte Sprachgefühl geneigter zu sagen: „ich erhole mir Rats (gleichsam wie „ich hole mir", „ich erwerbe mir", „ich erlange") als „ich erhole mich Rats", zumal dieses allzusehr an das andre „sich erholen" erinnert, nämlich „sich eines Schadens, von einer Krankheit erholen"? Im Muret-Sandersschen Wörterbuche wird auf S. 649 bei „erholen" das „sich" gleichfalls als Dativ erklärt; Probefragen bei einigen Leuten erzielten mir gleichfalls die Antwort: „Dativ". Als wirklicher Beleg dafür steht mir allerdings kein andrer zur Seite als jener aus Tiedge, während ich die von Grimm, Heyne und Sanders beigebrachten für Akkusativ noch um einen aus den „Zärtlichen Verwandten" des guten Roderich Benedix vermehren kann (3. Aufl. Leipzig 1894, S. 101): „bei mir allein mußt du dich Rats erholen".

Bonn. Dr. J. Ernst Wülfing.

Freiherr v. Egloffstein, Hermann, Wanderungen. Berlin, Hermann Paetel. 146 S. geb. 4 M.

Das Buch, welches in die Kapitel: Herbsttage in Mittel- und Südfrankreich, Agram und Besuch im Siebenbürger Sachsenlande zerfällt und zur Belebung des Geschilderten wohlgeeignete Originalphotographien enthält, verdient, abgesehen von seinem reichen Inhalt, in unsrer Zeitschrift hauptsächlich deswegen Beachtung und Empfehlung, weil es zeigt, daß die Franzosen und Kroaten uns keineswegs in dem Grade abgeneigt sind, wie wir gewöhnlich annehmen. Aus Frankreich finden Orléans, Tours, Poitiers, Bordeaux, Bayonne, Lourdes und das auch von Bismarck besuchte Seebad Biarritz besondere Berücksichtigung. Wichtig ist auch der Hinweis, daß die im Langschiffe der Kathedrale der erstgenannten Stadt befindlichen, das Leben der Jungfrau von Domremy behandelnden Abbildungen, weil sie einer mittelalterlichen Handschrift entstammen, bedeutend höheren Wert haben als die zu Ehren der herrlichen Streiterin errichteten beiden Bronzestatuen.

Wollstein. Dir. Dr. Karl Löschhorn.

Petersdorff, Rudolf, Dr., Direktor des Königl. Gymnasiums zu Strehlen in Schl., Germanen und Griechen. Übereinstimmungen in ihrer ältesten Kultur im Anschluß an die Germania des Tacitus und Homer. Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachfolger (W. Jacoby), 1902. 135 S. 8°. Preis broschiert 2,60 M.

Berichterstatter hat die sehr gediegene und durchaus der weitesten Verbreitung würdige Arbeit bereits in der „Neuen philologischen Rundschau", Jahrg. 1902, Nr. 26, S. 613 kurz empfohlen; zu einer längeren Besprechung, wie er sie schon damals gewünscht hätte, war bei der Überfülle des der genannten Redaktion vorliegenden Materials kein Raum. Es bietet sich daher jetzt eine erwünschte Gelegenheit, das früher nur ganz allgemein über die Schrift abgegebene Urteil eingehender zu begründen, zumal die Abhandlung nicht nur für den altklassischen, sondern insbesondere auch für den deutschen Unterricht von hohem Werte ist.

Sie enthält zunächst eine orientierende Einleitung, an deren Schluß, S. 3 u. 4, wie auch noch einmal später S. 122 u. 123, also auf den ersten Seiten der Schlußbetrachtung, ihre Zwecke dargelegt werden. Der dort bezeichnete erste Hauptzweck und die Durchführung, sowie das Bestreben, wissenschaftlich zur Erklärung der dunklen Stellen der Germania des Tacitus die homerischen Gedichte heranzuziehen, wie dies z. B. mit großem Erfolge S. 28 flg., S. 32 u. 33, S. 47 flg., S. 65—67, S. 88 u. a. geschieht und weiter unten ausführlich erörtert werden wird, sind durchaus neu und sehr beachtenswert. Verfasser hat aus langjähriger Erfahrung beim Unterricht in den oberen Klassen des Gymnasiums die Überzeugung gewonnen, daß eine derartige auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Zusammenstellung den Lehrern der oberen Klassen bei der Lektüre des Tacitus und Homer, sowie beim Unterricht in der alten Geschichte, auch der altgermanischen, sehr gute Dienste leisten wird, und jeder, der unterrichtlich ihren Anregungen folgen wird, wird dieselbe Erfahrung machen. Dazu kommt, daß diese Übersicht beim Verfasser ganz im Hinblick auf S. 31 der neuen preußischen Lehrpläne, welche eine nähere Verbindung der altklassischen Lektüre überhaupt mit der Geschichte fordern, erfolgt ist und nirgend weit hergeholte oder unmögliche Vergleichspunkte aufweist, obwohl sie natürlich nicht alle gleichwertig sind und sein können. So wird denn auch die Wissenschaft von dem Buche großen Nutzen haben, zumal noch immer, wie Verfasser S. 123 unter Bezugnahme auf die diesbezüglichen Zusammenstellungen bei Anton Baumstark, Ausführliche Erläuterung des Allgemeinen Teils der Germania des Tacitus, Leipzig 1875

mit Recht betont, in sehr vielen Fragen der Germaniaerklärung große Meinungsverschiedenheiten herrschen. Wichtig ist auch die Tatsache, daß durchaus nicht alle vom Verfasser vorgebrachten Vergleiche auf indogermanischen Ursprung zurückgeführt werden, derselbe auch keineswegs hat beweisen wollen, daß die Verwandtschaft zwischen Germanen und Griechen in der älteren Zeit größer gewesen ist als zwischen diesen und andern indogermanischen Völkern, da er sich darüber S. 122 am Schlusse des ersten Abschnittes ganz bestimmt erklärt. Wenn ihm auf einer Seite diese Absicht untergeschoben ist, so kann dies nur aus einer falschen Auffassung des Titels erklärt, aber keineswegs gerechtfertigt werden.

Hinweisen wollen wir auch darauf, daß die von S. 125 ab gegebene übersichtliche Darlegung, wo die nähere örtliche Berührung der indogermanischen Völker Europas stattgefunden hat, namentlich dem ersten Hauptzweck des Buches sowie der Gesamtabsicht desselben entspricht. Wir kommen nun zum einzelnen.

Verfasser geht von der in neuerer Zeit vielfach bewiesenen und noch jüngst in der neuen „Monatsschrift für höhere Schulen" von Köpke und Matthias, I. Jahrg., 1. Heft, Berlin 1902, S. 5 seitens des letztgenannten Herausgebers hervorgehobenen Tatsache aus, daß deutsches und hellenisches Wesen innig verwandt sind, wie denn überhaupt Germanen und Griechen nicht nur zu demselben, dem indogermanischen Volksstamme gehören, sondern auch in nicht wenigen Beziehungen eine Kulturgemeinschaft hatten. Denn die Resultate der neuesten Forschungen sowohl auf prähistorischem Gebiete als auch namentlich auf dem Felde der reichen altorientalischen, mykenischen und ältesten germanischen Kultur enthalten sehr viele die Schüler der oberen Klassen ungemein anregende Elemente, deren wenigstens gelegentliche Erwähnung dieselben weit mehr als die üblichen langausgedehnten Kriegserzählungen interessieren wird. Das Vorhandensein einer nahen Geistesverwandtschaft der Germanen und Griechen weisen tatsächlich die Ergebnisse dieser Studien deutlich nach; insbesondere zeigt sie sich in der Philosophie, Poesie und Geschichte der Wissenschaften, wie stellenweise sogar der politischen und nationalen Entwicklung, und es steht unbedingt fest, daß griechisches Wesen, Dichten und Trachten von keinem Volke lebhafter und verständnisvoller nachgefühlt ist als vom deutschen. Der innere Kulturzusammenhang zwischen beiden Völkern ist, abgesehen von den darauf bezüglichen Angaben bei Jakob Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache, A. Weber, Indische Studien I, 1850, S. 321—363, O. Schraders epochemachenden Werken: Sprachvergleichung und Urgeschichte, 2. Aufl., Jena 1890 und Reallexikon der indogermanischen

Altertumskunde, Straßburg 1901, ja schon bei A. Kuhn, der im Programm des Berliner Realgymnasiums 1845 ein noch jetzt beachtenswertes Bild der indogermanischen Vorzeit auf sprachvergleichender Grundlage gezeichnet hat, hauptsächlich von Felix Dahn, Geschichte der deutschen Urzeit, I. Hälfte, Gotha 1883, S. 124 und Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, Berlin 1881, I. Bd., S. 31 hervorgehoben. Richtig hat Verfasser mit Wilamowitz, Philologische Untersuchungen, 1884, S. 291 u. 292, Ed. Meyer, Geschichte des Altertums, II. Bd., S. 69, Paul Cauer, Grundfragen der Homerkritik, Leipzig 1895, S. 175 bis 205 u. a. erkannt, daß die in den homerischen Gesängen geschilderten Zustände der Kultur und Gesittung sowie der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse trotz mancher Abweichungen im einzelnen doch im allgemeinen sehr übereinstimmen und als unverrückbare Grundlage zu sicheren Vergleichen benutzt werden können.

Man sage nicht, daß die Primaner etwa mit Ausnahme solcher, die später Philologie studieren wollen und sich für Detailfragen, selbst wenn deren Lösung auf der peinlichsten philologischen Akribie beruhen sollte, oft schon als Schüler aufs lebhafteste interessieren, derartigen parallelisierenden Ausführungen nicht mit Verständnis und Neigung zu folgen imstande seien. Selbst der stumpfste Schüler hat stets mehr Interesse für den Inhalt als die sprachliche Form eines Kunstwerkes, und wenn es schon längst Sitte geworden ist, beim grammatischen Unterricht in den alten wie in den neueren Sprachen auf die zahlreichen, allen Kultursprachen gemeinsamen, teils äußerlich einer schon sehr durchgebildeten Ursprache entstammenden, teils innerlich auf allgemeinen logischen Grundlagen beruhenden Ähnlichkeiten hinzuweisen, wird man dies mit um so größerem Erfolge bei der sachlichen Erklärung eines alten Schriftstellers tun, dessen Werk für die Kenntnis der Sitten und Gebräuche unsres eignen Volkes von unschätzbarem Werte ist. Die Schrift enthält in der Hauptsache 18 Abschnitte, die in besonnenen und durchgängig wohlbegründeten Ausführungen Vergleiche über wichtige Punkte aus dem Gebiete der Staats-, Privat- und Sakralaltertümer bei Homer und Tacitus bieten. Die angezogenen Beweisstellen stammen aus Tac. Germ. c. 2, c. 5, c. 6—12, c. 15, c. 17, c. 18, c. 21, c. 24 und c. 27. Die Darstellung des Verfassers zeugt von sehr ausgedehnter Literaturkenntnis und reifem Urteil; auch bringen besonders die Abschnitte 1. Die ältesten Götter. 3. Die Waffen. 4. Die Aufstellung des Heeres. 5. Die Bedeutung der Frauen und die Weissagung. 7. Das Losen und die Schrift. 9. Die bevorzugten Klassen. 10. Die Versammlungen. 12. Die Rechtsprechung und 14. Die Kleidung sehr beifallswerte, nirgend übereilte eigne Aufstellungen auf Grund der umfangreichen neueren und

neuesten Literatur. Ganz besonders wertvoll sind auch die vier Anhänge S. 99—121 und die schon oben erwähnte Schlußbetrachtung S. 122 bis 135, deren Hauptteil sich mit der Festsetzung des Ortes beschäftigt, wo sich die alten Germanen und Griechen, bez. die bedeutendsten indogermanischen Völker Europas berührt haben, aber nicht, wo sie herstammen. Natürlich sind dabei die ältesten geschichtlich richtigen Angaben über die Wohnsitze und Wanderungen der Kelten, Germanen, Slawen und Griechen mit gutem Verständnis benutzt.

Verzeichnen wir nun noch die hauptsächlichsten wissenschaftlichen Ergebnisse des Buches von allgemeinerem Interesse.

Die Göttergenealogie Homers, die den Allvater Uranos oder Okeanos, den Kronos und endlich dessen drei Söhne: Zeus, Poseidon und Hades unterschied, stimmt, wie S. 7 festgestellt wird, selbstverständlich mit Ausnahme der Namen vollständig überein mit der von Tac. Germ. c. 2 aus den carmina antiqua der Germanen angeführten, ja sogar mit der der nordischen Sage und der gotländischen Tradition. Letzteres hatten bereits J. Grimm, Deutsche Mythologie, IV. Ausg. I. Bd., S. 289, Müllenhoff, Über Tuisko und seine Nachkommen. In der allgemeinen Zeitschrift f. Geschichte von Adolf Schmidt, VIII. Bd., Berlin 1847, S. 209 bis 225, Derselbe, Deutsche Altertumskunde, IV. Bd., S. 115 flg. und Georg Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, I. Bd. 3. Aufl., Kiel 1880, S. 12, Anm. 3 erkannt. Petersdorff nimmt daher S. 8 mit Preller, Griech. Myth. I. Bd., 3. Aufl. 1872, S. 50 bei Tacitus und Homer zutreffend eine wichtige mythologische Vorstellung aus der Zeit an, in welcher Germanen und Griechen noch in einer näheren Verbindung miteinander gestanden haben. Ferner hat er S. 13—16 bewiesen, wie sehr Schrader recht hat, wenn er Sprachvergleichung und Urgeschichte, 2. Aufl., S. 345 behauptet, daß Schutzwaffen, wie Helme, Panzer, Beinschienen usw. in der indogermanischen Zeit noch ganz unbekannt waren und selbst für den Schild eine einheitliche und durchgehende Benennung fehlte, ferner daß das Schwert bei den alten Germanen und alten Griechen dieselben Entwicklungsstufen durchgemacht hat (S. 21), zur Zeit des Tacitus und des Homer Bronze dem Eisen gegenüber durchaus vorgeherrscht hat (S. 25), auch die technisch ausgebildeteren altgermanischen Bronzen der höher entwickelten Industrie des Auslandes entstammten und die Bronze hauptsächlich im Orient und zwar jedenfalls in Mesopotamien verarbeitet wurde (ebenda), wofür namentlich auch Schrader, Reallexikon unter „Erz" eintritt. S. 30 wird das unanfechtbare Resultat gefunden, daß die homerischen Griechen wie die alten Germanen im Kriege beim Angriff und bei der Verteidigung in großer Gefahr geschlossene Kolonnen gebildet haben, von denen die

letzteren sich durch besondere Festigkeit auszeichneten, und S. 31 hinzugefügt, daß die nachgewiesene taktische Aufstellung des Heeres in der Form des Eberkopfes bei den alten Indern und Germanen aus der indogermanischen Zeit stammt. Wichtig ist auch der S. 32 u. 33 vom Verfasser angestellte und durchgeführte Vergleich von Tac. Germ. c. 8 mit Il. XXII, 79 flg., da auf diese Weise die Worte obiectu pectorum sehr gut erklärt werden. S. 47 flg. wird anknüpfend an die Stelle Tac. Germ. 10: eosque notis quibusdam discretos bewiesen, daß die alten Germanen und alten Griechen vor dem Gebrauch der wirklichen Buchstabenschrift Zeichen, notae bez. σήματα gekannt und insbesondere bei dem geheimen Akt des Losens benutzt haben, auch daß diese Zeichen noch nicht geschrieben, sondern höchstwahrscheinlich eingeritzt wurden (S. 51). Die homerischen Heerführer und ihre ἑταῖροι sind, wie Verfasser ferner ausführt, mit den germanischen Gefolgsherren und ihren Gefolgsleuten leicht zu vergleichen, aber noch mehr ähnelt das germanische Gefolgschaftswesen dem keltischen (S. 59), ebenso die Beratungen der homerischen γέροντες in der βουλή nach Form und Inhalt denen der germanischen principes beim Mahle (S. 65—67). Durchaus zu billigen sind auch der mit Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, S. 581 und besonders Reallexikon, S. 103 auf S. 80 gezogene Schluß, daß die Blutrache auf indogermanischem Ursprung beruht, und die auf S. 87 aufgestellte Behauptung, daß die Tracht der alten Germanen und Griechen mit Ausnahme des κρήδεμνον nach Stoff und Form sehr übereinstimmte. Wir können auch der ebendaselbst, Anm. 3 vom Verfasser gegebenen, von der üblichen Auffassung abweichenden Erklärung der Worte Tac. Germ. c. 17 nisi quod feminae saepius lineis amictibus velantur unsern Beifall nicht versagen. Verfasser findet, da der Stoff der männlichen Kleidung gar nicht angegeben ist, in der Stelle nur angedeutet, daß das kleine oder große, auch von Petersen, Die Markussäule, München 1896, S. 47 erwähnte Kopftuch bei Germanen und Griechen nur ausnahmsweise getragen wurde.

Ganz besonders wertvoll sind auch die zur näheren Ausführung und Begründung einzelner streitiger Punkte beigefügten 4 Anhänge (S. 99—121). Unter Hinweis auf Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, S. 292 wird in ihnen zunächst bewiesen, daß die hauptsächlich auf Funden beruhende Ansicht, wonach die germanischen Framen eine beil- oder meißelartige Spitze gehabt hätten, sehr unwahrscheinlich ist, dieselben vielmehr spitz gewesen sein müssen (S. 99—110), ferner daß der homerische ἄκων nicht eine besondere Waffe neben dem ἔγχος war, sondern die homerischen Griechen nur eine Art von Speeren gebrauchten, deren Gewicht und Länge der jedesmalige Besitzer seiner Stärke entsprechend bestimmte (S. 111—113). In Anhang 3 wird zutreffend geschlossen, daß

der germanische cuneus zur Zeit des Tacitus eine Phalanx von größerer Tiefe mit einer kurzen, dem Eberkopf oder in altnordischen Gedichten so genannten Svinfylking (Schweinskopf) angemessenen Front bildete, in Anhang 4, daß die Seher bei Homer zwar eine größere Bedeutung haben als die Priester, von ersteren jedoch nur einzelne, wie namentlich Kalchas, ausschlaggebendes Ansehen erlangt haben. S. 45 hatte Verfasser festgestellt, daß im homerischen Zeitalter die Priester, ähnlich wie bei den Germanen des Tacitus, nicht die unentbehrlichen Vermittler zwischen Menschen und Göttern und von keinem hervorragenden politischen Einfluß waren, auch bei beiden alten Völkern keinen besonderen Stand bildeten.

Bewiesen ist vom Verfasser ferner, daß die Germanen zur Zeit des gemeinschaftlichen Volkslebens mit den Slawen im Gebiet des Dnjepr und den westlich davon gelegenen Strichen gewohnt und, da die Griechen, wie feststeht, tatsächlich vom Norden der Balkanhalbinsel gewandert sind, die gemeinsamen Wohnsitze der Indogermanen, deren Vorfahren jedenfalls einmal nach Ed. Meyer, Gesch. des Altertums, II. Bd., S. 37 einen engbegrenzten Kreis von Horden nach Art der türkischen oder arabischen Stämme gebildet haben, in den russischen Steppen nördlich vom Schwarzen Meer und etwas weiter östlich davon, also in Europa, nicht in Asien gesucht werden müssen.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Oskar Dähnhardt, Deutsches Märchenbuch. Mit vielen Zeichnungen und farbigen Originallithographien von Erich Kuithan. Zweites Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 156 S.

Liebhaber einer gesunden, volkstümlichen literarischen Kost werden jederzeit ein neues Buch von Oskar Dähnhardt mit lebhafter Freude begrüßen, haben sie ihn doch bereits in seinen „Heimatklängen aus deutschen Gauen" und seinen „Naturgeschichtlichen Volksmärchen aus nah und fern" als feinsinnigen Erzähler kennen gelernt, der plastische Anschaulichkeit, dichterisches Empfinden und herzlichen Humor zu vereinigen weiß. So dürfen wir denn auch an das neu erschienene Märchenbuch mit berechtigten Erwartungen herantreten. In demselben hat der geschätzte Verfasser mit großem Fleiß, vielem Geschick und feinem Geschmack aus einem von erstaunlicher Belesenheit auf diesem literarischen Gebiet zeugenden Quellenmaterial, das uns gewissenhaft mitgeteilt wird, nicht weniger als fünfzig Märchen zusammengestellt: eine Fülle von Stoff, durch welche wohl jedem möglichen Geschmack Rechnung getragen wird. All das buntscheckige Personal, das seit alten Zeiten im deutschen Märchen

sein Wesen treibt, begegnet uns hier. Da erscheinen Christus und St. Peter in eigner Person, mächtige, reiche Könige, liebreizende Prinzessinnen, verwunschene Jungfrauen, kluge und dumme Bauern, brave und ungezogene Kinder, die böse Stiefmutter und wie sie alle heißen, die wohlbekannten Figuren; da tritt ferner das schier zahllose Heer der dem kindlichen Gemüt so vertrauten Tiere auf in den Erzählungen: „Die Gänse", „Das weiße Kätzchen", „Die verlorenen Schafe", „Der Fuchs und die Schnecke", „Löwe, Storch und Ameise" u. a. m.

So verschiedenartig aber auch die behandelten Themen sein mögen, überall blickt uns in dem fesselnden Buche auf Schritt und Tritt wahre Poesie entgegen; überall stoßen wir auf innige Liebe zur Natur und ihren Geschöpfen, auf feine Beobachtung des Lebens und Treibens der Menschen und Tiere, sowie ihrer Tugenden und Fehler, auf einen wahrhaft goldenen, Herz und Gemüt erquickenden, ungezwungenen Humor. Dabei versteht es Dähnhardt meisterhaft, Stücke zu bieten, die in ihrer köstlichen Frische der Darstellung sich dem Verständnis der Jugend anpassen, mögen wir nun, um wenigstens einiges herauszugreifen, „Die schlechten Kameraden" (S. 36) lesen, ein ergötzliches Geschichtchen, das in drastischer Weise die Menschen vor Hochmut und Prahlerei warnt, oder „Es ist schon gut" (S. 84), wo ein Bauer auftritt, der mit echter Bauernschlauheit drei Studenten, die ihn erst gefoppt hatten, schließlich gehörig zum Narren hält, oder „Die gesottenen Eier" (S. 109), ein Stück, welches mit feinster Ironie menschliche Habsucht geißelt. Die Kunst scharfer Charakterisierung zu bewundern bietet sich wiederholt Gelegenheit, so z. B. in dem Märchen „Die dumme Frau" (S. 103), einem lustigen Kapitel über die menschliche Dummheit, die in ihren unglaublichen Variationen schier unerschöpflich erscheint.

Einen besonderen Reiz und dankenswerten Vorzug des vorliegenden Märchenbuchs sehen wir ferner darin, daß, allerdings in weiser Beschränkung, auch Dialektstücke mit aufgenommen sind, die mit ihrer urwüchsigen Lebendigkeit, mit ihrer Kraft und doch wieder ihrer Zartheit der Empfindung gewiß auch auf kindliche Leser wirken werden; freilich werden diese, trotz der reichlich bemessenen Anmerkungen und Erklärungen mundartlicher Ausdrücke, hier wohl nur unter Anleitung Erwachsener den Lesestoff richtig verstehen und genießen können. Besonders trefflich erscheinen uns unter den Dialektstücken die beiden Geschichten „Wie der olwerne Hons uff de Freit gangn is" (S. 74) und „Der Deifel und der Omtmonn" (S. 111). In der ersteren, einem Kabinettstückchen prächtigsten Humors, werden die Leiden geschildert, welche der „olwerne Hons" bei der Brautwerbung dadurch erlebt, daß er die gutgemeinten mütterlichen Ermahnungen immer falsch auffaßt.

So hat ihn z. B. seine Mutter aufgefordert, wenn er zu Gaste geladen sei und das Fleisch auf den Tisch komme, beim Essen fein säuberlich „de Beene" d. h. die im Fleisch befindlichen Knochen neben den Teller zu legen: eine Vorschrift, die der dumme Hans auf seine eignen Beine bezieht! In der zweiten Geschichte, einem wohlgelungenen Märchen, das nicht bloß für den kindlichen Verstand berechnet ist, mischt sich in glücklicher Weise sprudelnde Lustigkeit und sinniger Ernst, nur hätten hier die erläuternden Anmerkungen noch reichlicher sein können; denn daß mit „Pfarbeen" Pferdebein, „e wing" ein wenig usw. gemeint ist, kann ein Kind nicht wissen. Überhaupt dürfte es sich empfehlen, bei einer Neuauflage des Buchs auch in den nicht-mundartlichen Stücken den erklärenden Anmerkungen zur größeren Bequemlichkeit jugendlicher Leser einen breiteren Raum zu gönnen; denn ein Kind dürfte Ausdrücke wie Podagra (S. 26), eine Stiege Leinwand (S. 28), Gottseibeiuns (S. 82), Parabel (S. 88) oder Redensarten wie „nach der alten Observanz" (S. 26) und zahlreiche andre schwerlich verstehen.

Doch diese Einwendungen sollen den Wert des Buchs durchaus nicht herabsetzen. Es ist vielmehr, um ein abschließendes Urteil zu fällen, gewiß dazu angetan, Liebe und Verständnis für unsre herrliche, so alte und doch ewig junge Märchenwelt zu wecken und zu pflegen. Darum gehört die vorliegende Märchensammlung in jede deutsche Kinderstube, wo sie gewiß Freude und Jubel erwecken wird, aber nicht nur dorthin, sondern auch in die deutsche Schule, sowohl in die Klassen der Abcschützen, als auch in die unteren Gymnasialklassen, wo die Märchen im deutschen Unterricht, in der Hand eines geschickten Lehrers, äußerst fruchtbar gemacht werden können. Ja, wir gehen noch einen Schritt weiter: diese Dähnhardtsche Märchensammlung wird auch für manche erwachsene Leser, die naturgemäß den Märchen gegenüber auf einem andern als dem kindlichen Standpunkte stehen, eine herzerfrischende Lektüre bilden. Wir leben ja zwar nicht mehr im idyllischen goldenen Zeitalter, unsre Tage weisen uns vielmehr auf harten Kampf, auf kühnes, rücksichtsloses Vorwärtsdringen hin; aber doch, wenn nach des Tages Last und Mühe, besonders an rauhen Herbst- und Winterabenden, bei heulendem Sturm, die Familie sich um des Lichts gesell'ge Flamme sammelt, dann schlagen wir gern auch ein solches Buch auf, schauen mit Rührung in jene märchenfreudigen Zeiten zurück und gedenken der entschwundenen goldenen Kinderzeit, in der unsre Phantasie, noch unberührt von dem rauhen Hauche der Wirklichkeit, von all jenen Märchengebilden erfüllt war.

Berechtigtes Lob verdient, um damit unsre Besprechung zu schließen, die geschmackvolle Ausstattung des Buchs, insbesondere die zahlreichen

in den Text eingestreuten Zeichnungen und Originallithographien von Erich Kuithan, der in feinsinniger Weise die in den Märchen lebenden Ideen künstlerisch ausgestaltet und so dem Auge des jugendlichen Lesers zum besseren Verständnis plastisch nahe gebracht hat.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, herausgegeben von Dr. Robert Kohts, Dr. Karl Waldemar Meyer und Dr. Albert Schuster, Direktoren zu Hannover. Dritter Teil. (Quarta.) 9. Aufl., nach den neuen Lehrplänen bearbeitet von Dr. A. Schuster, Direktor a. D., Prof. W. Fiehn, Direktor des Realgymnasiums I zu Hannover, und Prof. H. Schaefer, Direktor des Lyzeums II zu Hannover. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung, 1903. VIII u. 256 S. 2,30 M.

Die vorliegende neunte, auf Grund der neuen Lehrpläne und der neuen deutschen Rechtschreibung bearbeitete Auflage des Quartateiles unterscheidet sich nur in der ersten, nämlich der Prosa-Abteilung von den vorhergehenden. Die Verfasser haben durchweg den genauesten Anschluß an die jetzt geltenden Vorschriften erstrebt und auch in anerkennenswertester Weise erreicht, nämlich dadurch, daß sie namentlich die geographischen, auf die europäischen Länder außer Deutschland bezüglichen Stücke nicht unwesentlich umgestaltet haben. Es ist ferner nur zu billigen, daß außerdem einige, auf die nationale Erziehung der deutschen Jugend gerichtete, durch das Lehrpensum der Quarta nicht bedingte Nummern, namentlich Nr. 32 und 35—39 aus dem Gebiete der Prosa und Nr. 37—45 aus dem der Poesie mit in die neue Bearbeitung hinübergenommen sind.

Die getroffene Auswahl ist durchweg praktisch und geht nirgend über die normale Auffassungsfähigkeit der Schüler hinaus.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Henryk Sienkiewicz' Gesammelte Romane. Leipzig, Verlag von Schulze u. Co. (früher O. Gracklauer), 1901—02. Einzelne Lieferungen (74) zu 50 Pf.

Die Lieferungen beginnen mit dem von Clara Hillebrand übersetzten historischen Roman: „Die Kreuzritter", in dem sich Verfasser mit großem Geschick in die Vergangenheit versenkt und die nackten geschichtlichen Tatsachen mit realistischer Schilderungskraft veranschaulicht hat. Des Verfassers reiche Phantasie und kraftvolle Darstellungsfähigkeit zeigt sich ferner insbesondere in der bekannten Romantrilogie: „Mit Feuer und Schwert, Sturmflut und der kleine Ritter." Hauptsächlich berühmt ist Verfasser aber durch den Roman: „Quo vadis?" geworden, von dem die-

jenigen Szenen am meisten hervorstechen, in denen das sittenverderbte Rom und die heidnische Weltanschauung mit drastischer Lebendigkeit dem christlichen Lebensideal und den christlichen Sittlichkeitsbegriffen gegenübergestellt werden.

Die Übersetzung ist klar und gewandt, die Lektüre der Werke selbst übrigens den Lehrern des Deutschen unbedingt zu empfehlen.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

W. Allers, Aus einer alten Bibliothek. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte des Herzogl. Gymnasiums zu Holzminden. Ostern 1902. 32 S. gr. 8°.

Kurz bevor im Jahre 1760 die Amelunxbornische Klosterschule von Amelunxborn bei Stadtoldendorf nach Holzminden verlegt wurde, ging die Bibliothek des am 24. August 1752 verstorbenen Hofrats und Bibliothekars Jac. Burckhard zu Wolfenbüttel, des zweiten Vorgängers Lessings, von den Erben des Verstorbenen angekauft, in den Besitz der Amelunxborner Klosterschule über, zusammen 8600 Bände. Diese Büchersammlung bildet jetzt die „Alte Abteilung" der Gymnasialbibliothek. Der Verfasser druckt nun an erster Stelle (S. 4—41 inkl.) das Fragment einer alten Bibelübersetzung ab. Die beiden beschriebenen Pergamentstreifen dienten zum Einbinden einer Inkunabel in folio vom Jahre 1498, des berühmten Vocabularius breviloquus des Humanisten Reuchlin. Die beiden Bruchstücke aus dem Johannesevangelium 4, 10 flg. u. 9, 21 flg. werden außer mit dem Text der Vulgata noch mit den betreffenden Stellen aus dem mitteldeutschen Evangelienbuch des Matthias von Behaim verglichen (ed. R. Bechstein, 1867, 3. Bd. der Mitt. d. Deutschen Gesellsch. zu Leipzig), die übrigen (Vulgata IV Regum., Kap. IV v. 27 sq., Jona Kap. III v. 2 sq., Daniel Kap. XIV v. 27 sq. und Kap. XIII) nur mit der Vulgata. Die Fragmente stammen aus dem 12. oder 13. Jahrhundert und sind wichtige Denkmäler des Mitteldeutschen. Einige unklare Stellen bedürfen noch der Aufklärung. Auf der ersten Innenseite des Umschlagdeckels desselben Vocabularius breviloquus hat ein Besitzer des Buches, vielleicht ein Lübecker, in plattdeutscher Sprache einige Rezepte für die Küche eingetragen (S. 12 und 13): Thô mâkende peperken brâden, swarte karsseberne, krêken plûmen, walnote, quêden.[1])

1) In diesem Vokabularius finden sich, wahrscheinlich von derselben Hand geschrieben wie die Rezepte, 160 lateinische Wörter mit den entsprechenden Wortbedeutungen in niederdeutscher Sprache, z. B. cribrum = eyn sewe; hostorium = eyn strycholt; papilio = bottervogel; vervex = eyn ledehamel; excitare = uthem slape wecken; non quadrat = dat enstimt nicht.

Im Abschnitt III (S. 13—20 inkl.) behandelt der Verfasser ein Werk, das sich noch jetzt in der Burckhardschen Büchersammlung befindet. Es ist des Georg Fabricius Buch: Poetarum Veterum Ecclesiasticorum Opera Christiana etc. Basil. per Joan. Oporinum 1564 in 4°. Noch andre Werke des Fabricius erhielt Burckhard von seinen Verehrern. Es befinden sich in ihnen mehrere eigenhändige Eintragungen des Fabricius, die Allers hier zum erstenmal veröffentlicht. So finden sich vier Gebete in deutscher Sprache von Fabricius selbst: Ad prandium, Ante lectionem, Vesperi et mane, Alia, außerdem lateinische Gebete: Ad Deum spiritum Sanctum u. a. Ferner findet sich in der alten Burckhardschen Bibliothek ein poetisches Geographiebuch (IV, S. 20—25 inkl.), das zusammengestückelt ist aus einer großen Anzahl von Versen der verschiedenen lateinischen Dichter, welche irgend etwas Geographisches enthalten. Es führt den Titel: Geographiae Poeticae, id est, Universae Terrae descriptionis ex optimis ac vetustissimis quibusque Latinis Poetis libri quattuor etc. Der Verfasser des 1580 gedruckten Buches ist Lambertus Donaeus. Die Aufzeichnungen sind aus verschiedenen Quellen geschöpft, die der Verfasser selbst anführt. Aus den handschriftlichen Eintragungen, die teils im Jahre 1578, teils 1603 gemacht sind, und zwar wahrscheinlich von einem Schüler oder Anhänger der Reformatoren, teilt Allers einige längere Abschnitte mit. Zunächst folgen Eintragungen kirchengeschichtlicher Art, darauf eine mit der vorhergehenden Darstellung eigentlich kaum zusammenhängende historisch-ethnographische Betrachtung über die wegen ihres siegreichen Vordringens gegen die abendländische Kultur die damalige Welt aufs äußerste erregenden Völker der Türken, Russen und Tataren (523 flg.). Es folgt darauf die Beschreibung der „Sechsz Kreisz Römischen Reichs, Aō Christi 1500 zu Augspurg geordnet", die Allers übergeht, um das folgende Stück der handschriftlichen Aufzeichnungen wörtlich mitzuteilen, das auf einigen leeren Stellen der ersten Druckseiten der „Poetischen Geographie" sich findet. Auf der dritten Druckseite auf leerem Raume steht: De Germaniae incremento, potentia et dignitate. Aō Christi 1603, nun folgt der Text S. 25 flg. Zum Schluß weist Allers noch auf einige Autographa Melanchthons und seines Schwiegersohnes C. Peucer hin. Das aus zwei Distichen im dorischen Dialekte bestehende Gedicht Peucers auf den Tod Melanchthons († 19. April 1560) ist auf einem einzelnen Blatte von jenem am 2. Mai 1560 zu Wittenberg niedergeschrieben und von irgend jemand vorn in einem Bande der Orationes, Epitaphia et scripta quae edita sunt de morte Philippi Melanchthonis omnia etc. Witebergae 1561 eingeklebt. Am Grabe Melanchthons ist die Wahrheit (veritas, ἀτρέκεια) als klagende Frau dargestellt.

Den Fachgenossen wird das Studium dieser Programmabhandlung interessant sein, hauptsächlich auch wegen der mitgeteilten Bruchstücke aus der mitteldeutschen Evangelienhandschrift.

Doberan i. M. O. Glöde.

Opfer der Liebe. Zyklus von T. Resa. Königsberg i. Pr., Verlag von Thomas u. Oppermann, 1902.

Die Sammlung enthält zwar gedankenreiche, von starker Leidenschaft, wie sie das tiefe Leid im Herzen einer Verlassenen erregt, getragene Gedichte, doch ist die Darstellung der inneren lyrischen Empfindung zuweilen verfehlt und die poetische Kleinmalerei wenig bemerkbar, weshalb auch die Form öfter wässerig und phrasenhaft erscheint.

Wollstein. Dir. Dr. Karl Löschhorn.

Puls, Alfred, Dr., Oberlehrer am Königl. Christianeum zu Altona. Lesebuch für Sexta. 2. verm., nach den Lehrplänen von 1901 und der neuen Rechtschreibung verbesserte Aufl. Gotha, Verlag von E. F. Thienemann, 1902. gr. 8°. XVIII u. 304 S.

Die zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten hauptsächlich durch die Aufnahme von erd- und naturkundlichen Stoffen, wie sie die neuen Lehrpläne vorschreiben, und durch den Ersatz einzelner, in der Form für den Sextaner zu schwieriger Lesestücke durch bessere. Im Beiwerke zum Lesebuch sind die Quellennachweise der einzelnen Stücke zu einem Quellenverzeichnis vereinigt, noch dankenswerter aber ist die für Lehrer bestimmte Übersicht über die besten Anschauungsmittel zu den Lesestücken, die zur Belebung des Unterrichts gute Dienste leisten wird.

Die getroffene Auswahl erscheint beifallswert, auch ist als Vorzug des Buches die stete Bezugnahme des prosaischen Lehrstoffes auf den poetischen hervorzuheben. Dem Lehrer stehen auf diese Weise vielfach mehrere gleichartige oder ähnliche Lesestücke zur Auswahl frei. Überall ist gebührend Rücksicht genommen auf das deutsche Volkstum in Sage und Geschichte; dasselbe wird auch durch vergleichende Vorführung andrer Völkertypen, namentlich der der Griechen und Römer, in eine um so hellere Beleuchtung gerückt. Vielleicht hätten die Erzählungen aus der Amelungen- und der Hegelingensage etwas kürzer behandelt und insbesondere die Abschnitte: Biterolf und Dietleib, die Fahrt der Hegelingen nach Irland, die Hegelingen bei Hofe und die Heimfahrt der Hegelingen gänzlich gestrichen werden können, ohne dem Werte der Arbeit irgendwie zu schaden. Dagegen wird die der Waldheimat entlehnte Erzählung von Peter Rosegger: „Als ich das erstemal auf dem Dampfwagen saß“ vielen nicht unwillkommen sein.

Bemerken wollen wir noch, daß unter den angeführten besten Anschauungsmitteln zu den Lesestücken die Münchner Bilderbogen (Verlag von Braun u. Schneider in München), Lehmanns geographische und kulturhistorische Bilder, Luchs' kulturhistorische Wandtafeln, Hemmlebs Anschauungsbilder zur alten und neuen Geschichte, sowie Hölzels, Meinholds und Winckelmanns Bilder einen großen Spielraum einnehmen.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Zeitschriften.

Das literarische Echo. 5. Jahrgang. Nr. 22. Inhalt: Heinrich Driesmans, Der Erziehungs-Roman. — Ludwig Geiger, Deutsch-Französisches. — Josef Ettlinger, Licht und Arbeit. — Eugen Holzner, Sprachgeschichtliche Literatur. — Frieda Freiin v. Bülow, Neue Bismarck-Briefe.

—— Nr. 23. Inhalt: Georg Adam, Der Arzt in der Literatur. — David Sprengel, Hermann Bang. — Wilhelm v. Scholz, Giordano Bruno-Dramen. — Wolfgang v. Wurzbach, Ein Buch über Sardou. — Hans Benzmann, Gedichte.

—— Nr. 24. Inhalt: Wolfgang Kirchbach, Technik des Dramas. — Richard Wengraf, Eine Romantrilogie. — Carl Hagemann, Moderne Dramen. — Hans Benzmann, Allerhand Gedichtbücher. — Walter Bormann, Politische Lyriker. — E. v. Sallwürk, Shakespeare-Literatur. — Th. Kappstein, Philosophische Schriften.

—— 6. Jahrgang. Nr. 1. Inhalt: Rudolf Lothar, Hanns v. Gumppenberg. — H. v. Gumppenberg, Im Spiegel. — Max Koch, Zur Geschichte der Romantik. — Paul Remer, Märchenland. — Carl Graf Snoilsky, Gedichte.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Literatur und für Pädagogik. 6. Jahrgang. 1903. XI. und XII. Bandes 8. Heft. Inhalt: I. Abteilung (XI. Band): Hrotsvit von Gandersheim. Von Oberlehrer Dr. Karl Strecker in Dortmund. — Ottokar Lorenz über die Begründung des Deutschen Reichs. Von Privatdozent Dr. Gustav Wolf in Freiburg i. B. — II. Abteilung (XII. Band): Das deutsche Gelehrtenschulwesen in ausländischer Beleuchtung. (Schluß.) Von Prof. Dr. Ernst Schwabe in Meißen. — Vom Arbeitstische des Geschichtslehrers. Von Prof. Dr. Theodor Sorgenfrey in Neuhaldensleben.

—— XI. und XII. Bandes 9. Heft. Inhalt: I. Abteilung (XI. Band): Hrotsvit von Gandersheim. (Schluß.) Von Oberlehrer Dr. Karl Strecker in Dortmund. — Das Märchen von Amor und Psyche in der deutschen Dichtkunst. Von Prof. Dr. Hugo Blümner in Zürich. — II. Abteilung (XII. Band): Die Philosophie im Gymnasialunterricht. II. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Max Siebourg in Bonn. — Die Lehre von den Attributen. (Ein Kapitel deutsch-lateinischer Schulgrammatik.) Von Gymnasialoberlehrer Alfred Döhring in Königsberg.

Zeitschrift für Deutsche Wortforschung. V. Band, 1. u. 2. Heft. Oktober 1903. Inhalt: Ladendorf, Otto, Moderne Schlagworte.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 15. Jahrgang. 1. Heft. Inhalt: Der deutsche Unterricht an unsern höheren Schulen. — Zur Schulgeschichte. Von Prof. Dr. Norrenberg in Posen.

Den Fachgenossen wird das Studium dieser Programmabhandlung interessant sein, hauptsächlich auch wegen der mitgeteilten Bruchstücke aus der mitteldeutschen Evangelienhandschrift.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Opfer der Liebe. Zyklus von T. Resa. Königsberg i. Pr., Verlag von Thomas u. Oppermann, 1902.

Die Sammlung enthält zwar gedankenreiche, von starker Leidenschaft, wie sie das tiefe Leid im Herzen einer Verlassenen erregt, getragene Gedichte, doch ist die Darstellung der inneren lyrischen Empfindung zuweilen verfehlt und die poetische Kleinmalerei wenig bemerkbar, weshalb auch die Form öfter wässerig und phrasenhaft erscheint.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Puls, Alfred, Dr., Oberlehrer am Königl. Christianeum zu Altona. Lesebuch für Sexta. 2. verm., nach den Lehrplänen von 1901 und der neuen Rechtschreibung verbesserte Aufl. Gotha, Verlag von E. F. Thienemann, 1902. gr. 8°. XVIII u. 304 S.

Die zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten hauptsächlich durch die Aufnahme von erd- und naturkundlichen Stoffen, wie sie die neuen Lehrpläne vorschreiben, und durch den Ersatz einzelner, in der Form für den Sextaner zu schwieriger Lesestücke durch bessere. Im Beiwerke zum Lesebuch sind die Quellennachweise der einzelnen Stücke zu einem Quellenverzeichnis vereinigt, noch dankenswerter aber ist die für Lehrer bestimmte Übersicht über die besten Anschauungsmittel zu den Lesestücken, die zur Belebung des Unterrichts gute Dienste leisten wird.

Die getroffene Auswahl erscheint beifallswert, auch ist als Vorzug des Buches die stete Bezugnahme des prosaischen Lehrstoffes auf den poetischen hervorzuheben. Dem Lehrer stehen auf diese Weise vielfach mehrere gleichartige oder ähnliche Lesestücke zur Auswahl frei. Überall ist gebührend Rücksicht genommen auf das deutsche Volkstum in Sage und Geschichte; dasselbe wird auch durch vergleichende Vorführung andrer Völkertypen, namentlich der der Griechen und Römer, in eine um so hellere Beleuchtung gerückt. Vielleicht hätten die Erzählungen aus der Amelungen- und der Hegelingensage etwas kürzer behandelt und insbesondere die Abschnitte: Biterolf und Dietleib, die Fahrt der Hegelingen nach Irland, die Hegelingen bei Hofe und die Heimfahrt der Hegelingen gänzlich gestrichen werden können, ohne dem Werte der Arbeit irgendwie zu schaden. Dagegen wird die der Waldheimat entlehnte Erzählung von Peter Rosegger: „Als ich das erstemal auf dem Dampfwagen saß“ vielen nicht unwillkommen sein.

Bemerken wollen wir noch, daß unter den angeführten besten Anschauungsmitteln zu den Lesestücken die Münchner Bilderbogen (Verlag von Braun u. Schneider in München), Lehmanns geographische und kulturhistorische Bilder, Luchs' kulturhistorische Wandtafeln, Hemmlebs Anschauungsbilder zur alten und neuen Geschichte, sowie Hölzels, Meinholds und Winckelmanns Bilder einen großen Spielraum einnehmen.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Zeitschriften.

Das literarische Echo. 5. Jahrgang. Nr. 22. Inhalt: Heinrich Driesmans, Der Erziehungs-Roman. — Ludwig Geiger, Deutsch-Französisches. — Josef Ettlinger, Licht und Arbeit. — Eugen Holzner, Sprachgeschichtliche Literatur. — Frieda Freiin v. Bülow, Neue Bismarck-Briefe.

—— Nr. 23. Inhalt: Georg Adam, Der Arzt in der Literatur. — David Sprengel, Hermann Bang. — Wilhelm v. Scholz, Giordano Bruno-Dramen. — Wolfgang v. Wurzbach, Ein Buch über Sardou. — Hans Benzmann, Gedichte.

—— Nr. 24. Inhalt: Wolfgang Kirchbach, Technik des Dramas. — Richard Wengraf, Eine Romantrilogie. — Carl Hagemann, Moderne Dramen. — Hans Benzmann, Allerhand Gedichtbücher. — Walter Bormann, Politische Lyriker. — E. v. Sallwürk, Shakespeare-Literatur. — Th. Kappstein, Philosophische Schriften.

—— 6. Jahrgang. Nr. 1. Inhalt: Rudolf Lothar, Hanns v. Gumppenberg. — H. v. Gumppenberg, Im Spiegel. — Max Koch, Zur Geschichte der Romantik. — Paul Remer, Märchenland. — Carl Graf Snoilsky, Gedichte.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Literatur und für Pädagogik. 6. Jahrgang. 1903. XI. und XII. Bandes 8. Heft. Inhalt: I. Abteilung (XI. Band): Hrotsvit von Gandersheim. Von Oberlehrer Dr. Karl Strecker in Dortmund. — Ottokar Lorenz über die Begründung des Deutschen Reichs. Von Privatdozent Dr. Gustav Wolf in Freiburg i. B. — II. Abteilung (XII. Band): Das deutsche Gelehrtenschulwesen in ausländischer Beleuchtung. (Schluß.) Von Prof. Dr. Ernst Schwabe in Meißen. — Vom Arbeitstische des Geschichtslehrers. Von Prof. Dr. Theodor Sorgenfrey in Neuhaldensleben.

—— XI. und XII. Bandes 9. Heft. Inhalt: I. Abteilung (XI. Band): Hrotsvit von Gandersheim. (Schluß.) Von Oberlehrer Dr. Karl Strecker in Dortmund. — Das Märchen von Amor und Psyche in der deutschen Dichtkunst. Von Prof. Dr. Hugo Blümner in Zürich. — II. Abteilung (XII. Band): Die Philosophie im Gymnasialunterricht. II. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Max Siebourg in Bonn. — Die Lehre von den Attributen. (Ein Kapitel deutsch-lateinischer Schulgrammatik.) Von Gymnasialoberlehrer Alfred Döhring in Königsberg.

Zeitschrift für Deutsche Wortforschung. V. Band, 1. u. 2. Heft. Oktober 1903. Inhalt: Ladendorf, Otto, Moderne Schlagworte.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 15. Jahrgang. 1. Heft. Inhalt: Der deutsche Unterricht an unsern höheren Schulen. — Zur Schulgeschichte. Von Prof. Dr. Norrenberg in Posen.

Neu erschienene Bücher.

Helene Otto, Odyssee, in der Sprache der Zehnjährigen erzählt. Leipzig, Th. Scheffer, 1903. 102 S.

Dr. H. Bockeradt, Praktische Ratschläge für die Anfertigung des deutschen Aufsatzes. Paderborn, F. Schöningh, 1903. 148 S.

O. Thiergen und M. Zieger, Lehrbuch der englischen Sprache. Ausg. D für Bürger- und Mittelschulen. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1903. 202 S.

Joh. Öhquist, Eckermann, Gespräche mit Goethe. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 105 S.

Dr. Rob. Petsch, Heinrich von Kleist, Prinz Friedrich von Homburg. (Lyons ästhet. Erläuterungen deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts. 7.) Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 48 S.

Karl Heinemann, Goethe. 3. verb. Aufl. Leipzig, E. A. Seemann, 1903. 780 S.

Dr. M. Consbruch und Dr. Fr. Klincksieck, Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Leipzig, C. F. Amelang, 1903. 310 S.

H. Th. Matthias Meyer, Die Schulstätten der Zukunft. Hamburg-Leipzig, Leopold Voß, 1903. 78 S.

Johannes Arthur, Jeremia. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. Tübingen-Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1903. 75 S.

Dr. Wilhelm Ranisch, Eddalieder. Leipzig, Göschensche Verlagshandlung, 1903. 138 S.

R. W. Deering, Goethes Egmont. Edited with introduction and notes. Neuyork, Henry Holt u. Komp., 1903. 180 S.

L. F. Göbelbecker, Das Kind in Haus, Schule und Welt. Ein Lehr- und Lesebuch. 2. Aufl. Wiesbaden, Otto Nemnich. 144 S.

Dr. W. A. Lay, Experimentelle Didaktik. I. Allgemeiner Teil. Wiesbaden, Otto Nemnich, 1903. 595 S.

Dr. Joh. Christ. Aug. Heyse, Allgemeines Fremdwörterbuch. 18. Ausgabe. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Otto Lyon. Hannover-Leipzig, Hahnsche Buchhandlung, 1903. 927 S.

Dr. Otto v. Greyerz, Deutsche Sprachschule für Berner. 2. verb. Aufl. Bern, A. Francke, 1904. 205 S.

Prof. Heinrich Bischoff, Heinrich Hansjakob, der Schwarzwälder Dorfdichter. Kassel, Georg Weiß, 1904. 138 S.

H. Lorenz, H. Raydt, R. Rößger, Von allen Zweigen. Sammlung deutscher Gedichte. Leipzig, R. Voigtländer. 320 S.

L. F. Göbelbecker, Lernlust, eine Comenius-Fibel. 18. Aufl. Wiesbaden, Otto Nemnich, 1903. 102 S.

Lorenz, Raydt, Rößger, Deutsches Lesebuch. 1. Teil: Prosa. 2. Teil: Gedichte für Untertertia. Leipzig, R. Voigtländer, 1904.

J. Erbach, Deutsche Sprachlehre. 5. Aufl. Düsseldorf, Schwann, 1903. 145 S.

A. L. Jellinek, Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte. 1. Band, Heft 3. Berlin, A. Duncker, 1903.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.

„Rhetorik“ und „Literarische Kritik“ auf amerikanischen Universitäten.

Von **Florence M. Sylvester** in Berlin.

1. Unterrichtsmethoden.

Wir haben uns daran gewöhnt, unter Rhetorik die Kunst der schwülstigen Redewendungen zu verstehen, und haben ganz vergessen, daß sie eigentlich die Kunst der Rede ist. Auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist dieser volkstümliche Begriff der Rhetorik weit verbreitet. Man glaubt noch oft, die Hauptsache dabei sei die Geschicklichkeit, mit der man die Wahrheit zugunsten eines einseitigen Standpunktes verdrehen kann, oder vielleicht das bunte Ausschmücken einer Rede mit Bildern und vielen unnützen Worten. Aber dort wird mehr als hier von den Schulen dafür gesorgt, diesen Irrtum aufzuklären. Nach mehrjährigem Studium auf einer amerikanischen Universität und im Anschluß an die rhetorischen Vorlesungen des Professors Dessoir auf der Universität von Berlin soll nun hier der Versuch gemacht werden, den amerikanischen Begriff der Rhetorik mit dem deutschen Begriff der Rhetorik zu vergleichen.

Die Elementar- und Vorbereitungsschulen in Amerika bieten fast gar keinen Unterricht in der Rhetorik, oder wenigstens so ungenügenden, daß auf der Universität wieder von vorn angefangen werden muß. Daher haben auch die meisten Lehrbücher der Rhetorik, die während der ersten Jahre des Universitätsstudiums gebraucht werden, einen ganz elementaren Charakter.

Die Rhetorik ist während der ersten zwei Jahre des allgemeinen Universitätskurses obligatorisch. Dieser Kursus ist eine Fortsetzung der höheren Schulen und kann dem Spezialstudium auf der Universität vorangehen. Er umfaßt ungefähr die Anforderungen der letzten zwei Jahre des Gymnasiums und etwa so viel mehr, als ein Student der philosophischen Fakultät durchschnittlich in den ersten zwei Jahren auf der Universität sich aneignen kann. Die Hörer der rhetorischen Vorlesungen haben eine Reihe von Themata auszuarbeiten, bei denen sie die vorgetragenen Grundsätze anwenden können. Da zum Erlernen eines guten

Stils stete Übung erforderlich ist, so werden tägliche Aufsätze von etwa 150 Worten verlangt, und alle zwei Wochen wird ein Thema zu längerer Ausarbeitung überwiesen. Erzählung, Beschreibung, Erläuterung oder Darlegung müssen in diesen Arbeiten abwechseln, aber eine Schrift, die einen Lehrsatz aufstellt und verteidigt, ist im ersten Jahre ausgeschlossen.

Der Hauptwert wird bei der Durchsicht der Arbeiten auf die Richtigkeit und Genauigkeit des Ausdrucks gelegt, gegen die in der englischen Sprache unverzeihlich gesündigt wird. (Wieweit hierin der durchschnittliche Deutsche dem Amerikaner voran ist, möge noch dahingestellt bleiben.) Das Formale der Rhetorik wird möglichst übergangen, von strengen Regeln und von den Fesseln der Antike ist sie schon zum größten Teil befreit, und das Hauptgewicht wird auf eine leichte und natürliche Ausdrucksweise gelegt, bei der zuerst, wie schon gesagt, Genauigkeit stark betont werden muß.

Das Schema, das an der Harvard-Universität und mit geringen Änderungen an den meisten Universitäten zur Einteilung der eigentlichen Rhetorik angewandt wird, rührt in seinen Hauptzügen von Barrett Wendell her, einem der Professoren der Rhetorik in Harvard, und wird später bei der Besprechung seines Buches zur näheren Ausführung gelangen.

Wie Barrett Wendell der erste ist unter den Autoren, die über Rhetorik geschrieben haben, so ist Harvard zweifelsohne auf diesem Gebiet die führende unter den Universitäten. Yale hat hierin gar keinen oder nur geringen Einfluß auf andre Universitäten ausgeübt. Männer, die auf Harvard studiert haben, sind es, welche auf der Brown-Universität das Studium der Rhetorik leiten und dort genau dieselben Lehrmethoden eingeführt haben, die auf ihrer alma mater vorherrschen. Der tägliche Aufsatz, der zweiwöchentliche längere, beide mit strenger Durchsicht seitens des Professors; Sprechstunden der Professoren, während deren sie zu jeder Hilfe und Erklärung bereit sind; praktische Anwendung der Grundsätze immer vor dem rein theoretischen Studium bevorzugt, — auf diese Art wird Rhetorik heute auf den meisten Universitäten gelehrt.

Die kleineren Abschnitte innerhalb einer Abhandlung, die mehrere Sätze zu einer Einheit zusammenfügen und auf englisch „Paragraphs“ genannt werden, sind auch hier zuerst in ihrer Wichtigkeit erkannt worden. Schön abgerundete Absätze, dem Wesen der ganzen Abhandlung entsprechend, werden mit mehr Nachdruck von den Studenten gefordert, als auf irgend einer andern Universität. An den Wänden seines Studierzimmers hat Professor Wendell Gestelle mit vielen kleinen Abteilungen, in denen er verschiedene eingelieferte Arbeiten systematisch aufbewahrt, so daß er zu jeder Zeit bestimmte Namen oder Jahrgänge

finden kann. Hierdurch hat er die Entwicklung in der Fähigkeit, gute Paragraphen zu schreiben, bei den Studenten verfolgen können, sowohl bei jedem einzelnen, als auch bei der Gesamtheit, und er findet, daß die Studenten jetzt viel mehr Geschicklichkeit darin zeigen, als in früheren Jahren.

Nachdem die eigentliche Rhetorik, die überall obligatorisch ist, in den ersten zwei Jahren betrieben worden ist, folgen Kurse in beweisführendem Vortrag einerseits und im kritischen Verständnis berühmter Schriftsteller anderseits. Das letztere, der „literarische Kritizismus", wird ganz zum Schluß genauer betrachtet werden. Die Rhetorik, die Streitsätze aufstellt und verteidigt, dort meist unter dem Namen „Forensics" bekannt, ist nur für Studierende der Rechtswissenschaft obligatorisch und ist in mehreren verschiedenen Kursen vertreten.

Aus dem diesjährigen Programm der Universität Harvard waren z. B. folgende Kurse zu entnehmen: „Die Formen der öffentlichen Rede." Hier werden die besten öffentlichen Reden analysiert, und in allen wird der gute Stil der Rede betont. Die Reden, die meist zu diesen Zwecken gewählt werden, sind: Teile aus De corona von Demosthenes; „Die Versöhnung mit Amerika" und andre von Burke; auch der „Liverpool Speech" von Beecher. Bei der Auswahl der Reden sind Klarheit, gute Anordnung und Überzeugungskraft bestimmend. — Was die Übungen anbetrifft, so hat jeder Student zwei systematische Aufstellungen von Debatten einzuhändigen und fünf Abhandlungen, jede von 1000 bis 1500 Worten. Darunter müssen zwei beweisführende sein, die andern drei sind je eine Lobrede, eine Tischrede und eine Gedächtnisrede.

Der regelmäßig wiederkehrende Kursus zur Übung in der Debatte ist sehr beliebt. Hierbei hat jeder im Laufe des Semesters wenigstens drei längere Debatten zu liefern und hat häufig eine kurze, sorgfältig ausgeführte Aufstellung eines Themas einzuhändigen, wie sie zur Vorbereitung auf eine Debatte nötig ist. Für diese Kurse in der Beweisführung ist das beste und beliebteste Lehrbuch „Principles of Argumentation" 1895 erschienen, von Professor Baker, der in Harvard in diesem Fache tätig ist, ebenso auch sein andres Buch: „Specimens of Argumentation."

„Das öffentliche Reden", so lautet die Anzeige andrer Vorträge. In diesen sollen die Reden berühmter Meister nicht nur studiert, sondern auch vorgetragen werden, um somit die Anwendung auf die eigne Arbeit zu ermöglichen.

Ein Kursus in gerichtlicher Redekunst ist mit öffentlichen Debatten verbunden, bei denen aber jeder Student seine genaue Aufstellung vor-

her einzuhändigen hat. Die aufregendsten und beliebtesten Debatten sind die, welche von den literarischen Vereinen ausgehen. Sie stehen meist nicht unter offizieller Leitung der Professoren, obgleich diese mit Rat und Kritik zur Seite stehen und durch ihr reges Interesse dem ganzen Unternehmen eine größere Bedeutung und Würde verleihen. Auf diese Debatten wird bei der Besprechung der literarischen Vereine näher eingegangen werden.

Andre Übungen und Vorlesungen, weniger eng mit der Rhetorik verbunden, aber doch in diesem Zusammenhang interessant, sind: „Elocution“, der Vortrag von Reden oder Dichtungen, worin Schönheit des Ausdrucks und der Aussprache besonders berücksichtigt wird; auch „die Psychologie der Sprache“, ein Versuch, das Wachstum der Sprache und ihren Einfluß auf das Seelenleben zu verfolgen.

Die fünf verschiedenen Kurse in englischer „Komposition“ für mehr oder weniger Vorgeschrittene dürfen nur von denen gewählt werden, welche die Anfangsgründe der Rhetorik schon hinter sich haben. Hier werden moderne Autoren vielfach als Beispiele herangezogen, aber immer mit dem Zweck, sowohl zu klarer, leichter und individueller Schreibweise zu erziehen, als auch zum Verständnis dieser Eigenschaften in Werken der Literatur.

Auf der Columbia-Universität in Neuyork werden dieses Jahr wieder Vorlesungen geboten, die für genaue und richtige Anwendung von englischen Worten und idiomatischen Ausdrücken sehr vorteilhaft sein dürften: „Die Theorie des in der englischen Umgangssprache Gebräuchlichen.“ Die Vorlesungen dürfen nur von solchen Studenten belegt werden, die den allgemeinen akademischen Kursus schon beendet haben. Worte zweifelhaften Gebrauchs — und deren gibt es im Englischen eine nicht geringe Anzahl — werden hier genauer betrachtet und zerlegt, um ihre Richtigkeit und ihren allgemeinen Gebrauch festzustellen.

Die englische Abteilung in den allgemeinen Kursen der besten Universitäten ist überhaupt sehr reichhaltig und von den besten Kräften vertreten. In Chicago ist vor allen Professor Moulton zu nennen, der auf dem Gebiete des literarischen Kritizismus Wertvolles geleistet hat. — An der Columbia-Universität werden in diesem Semester im ganzen, Rhetorik, englische Literatur und englische Sprache mit einbegriffen, 49 verschiedene Kurse in der englischen Abteilung geboten. Auf unsrer Berliner Universität kann in demselben Semester nur unter 23 verschiedenen Vorlesungen im Deutschen gewählt werden. — Die englische Abteilung der Universität Harvard teilt zu Anfang ihres ausführlichen Programms für dieses Semester ihre Arbeit folgendermaßen ein: 1. Wissenschaftliche Kenntnis des Ursprungs und der Entwicklung der

englischen Sprache und Literatur. 2. Allgemeine Kenntnis der englischen Literatur. 3. Tüchtigkeit in der englischen Ausarbeitung.

Der letzte dieser Grundsätze weist neben der eigentlichen Rhetorik oder „Komposition" noch auf eine dritte Verzweigung der Rhetorik hin, die aber nicht auf allen Universitäten gleich viel beachtet wird, nämlich die Anleitung zu eigner schriftstellerischer Tätigkeit in Roman und Novelle. Die zu diesem Zwecke veranstalteten Übungen sind die wenigst wichtigen auf unserm Gebiet, da sie nicht auf allen Universitäten üblich sind, und in Harvard, wo sie viel gepflegt werden, auch zu keinen hervorragenden Resultaten geführt haben. Yale hat auf diesem Gebiet bessere Autoritäten als Harvard. Der Roman, der hierbei doch hauptsächlich in Betracht kommt, ist vertreten durch Wm. L. Phelps, dessen Buch „18th century novelists" von Kennern hochgeschätzt wird. Ebenso das Buch von Croß: „History of the novel of the 19th century." Der Roman wird hier aber vom Standpunkt der Handlung und der Charakterzeichnung aus behandelt; somit gehört diese Richtung nicht eigentlich zur Rhetorik, die ja eine formale Wissenschaft ist.

Es trägt nicht wenig dazu bei, den jungen Leuten Übung in der Ausarbeitung von Leitsätzen zu verschaffen, daß in fast allen Lehrfächern während des Semesters oder zum Schluß ausführliche, gut geschriebene Aufsätze verlangt werden.

Auch die regelmäßig herausgegebene Universitätszeitung bietet ein gutes Feld für die literarischen Versuche der Studierenden. Es sind meist mehrere, zu verschiedenen Zeiten herausgegebene Publikationen, deren Eigenschaften sich nach ihren Zwecken unterscheiden. Das allgemeine Interesse von Professoren und Studenten sichert ihr Dasein, wenn sie auch für Außenstehende wenig Wert haben mögen. Fast an jeder Universität ist aber wenigstens eine Zeitschrift, die auch einen literarischen Wert anstrebt. Für diese schreiben auch die Professoren; in der andern Zeitung, die auf den größeren Universitäten meist täglich erscheint, werden alle offiziellen Ankündigungen gedruckt, die für die ganze Körperschaft der Studenten von Interesse sein könnten, sowie alle Neuigkeiten, die sie im allgemeinen oder im einzelnen angehen. Diese Zeitschriften werden von den Studenten selbständig herausgegeben, und auf den von der Gesamtheit gewählten Vertretern liegt die ganze Verantwortung für den geschäftlichen und literarischen Erfolg der Zeitung. Für diese einzelnen ist das Unternehmen natürlich eine ausgezeichnete Übung, aber auch für die andern Studenten ist es wertvoll, denn es spornt an, gibt Gelegenheit zur Betätigung und übt in der Kritik.

Das größte rhetorische Ereignis des ganzen Jahres jedoch, die Debatte zwischen der eignen und einer fremden Universität, wird vor-

bereitet und hervorgebracht durch die literarischen Vereinigungen der Studenten. Die Debatten, von denen schon oben die Rede war, sind immer geregelte Diskussionen, bei denen jede der beiden Parteien von einer gleichen Anzahl von Rednern vertreten wird. Jedem von diesen wird eine streng abgegrenzte Zeit zugewiesen, die er in seiner Rede nicht überschreiten darf. Die literarischen Gesellschaften üben sich während des Semesters in allwöchentlichen Zusammenkünften für diese Enddebatte, haben öftere Debatten untereinander und wählen dann zum Schluß nach einer endgültigen Probedebatte die Mitglieder, welche die Universität der andern gegenüber vertreten sollen. Diese Probedebatten stehen meist unter Aufsicht der Professoren, und zwei- oder dreimal jährlich werden öffentliche Debatten veranstaltet, nach denen die Teilnehmer an der letzten Probedebatte gewählt werden. Das System des Auswählens ist ja nicht überall gleich, aber doch ähnlich und gibt allen guten rhetorischen Kräften an der Universität Gelegenheit, sich an dem Wettbewerb zu beteiligen. In Harvard nimmt die „Harvard Union“ die erste Stelle ein unter den Vereinigungen, und die alljährliche Harvard-Yale-Debatte ist das große Ereignis, das die rhetorische Überlegenheit der einen Universität über die andre bis zum nächsten Zweikampf bestimmen soll.

Im Nordwesten Amerikas besteht eine Vereinigung von mehreren Universitäten, darunter Minnesota, Michigan und Wisconsin, die alljährlich miteinander debattieren. Jede Universität wählt ihre Vertreter in einem ähnlichen Sichtungsvorgang, wie der eben erwähnte; diejenige Universität, die in der ersten Debatte gesiegt hat, besitzt dann das Recht, sich der nächsten Universität in der Debatte zu stellen, und falls sie wieder siegt, ihr „Championship“ auch gegen die nächste zu vertreten. Gewinnt sie nicht, so ist es immer die siegende Partei, die es mit der nächsten Universität aufzunehmen hat.

Die Begeisterung, die in der Körperschaft durch dieses System des Auswählens und der wöchentlichen Debatten genährt wird, trägt unendlich viel dazu bei, die betreffenden Vertreter zu ihren besten Leistungen anzuspornen.

Es ist aber nicht die Debatte allein, die in diesen literarischen Vereinen gepflegt wird. Die Programme ihrer Zusammenkünfte sind sehr reichhaltig und weisen die verschiedensten literarischen Versuche auf. Da sind Rezitationen, Vorträge, Reden, Bücherrezensionen, oft auch kleine Diskussionen über Tagesfragen, die nicht gerade Debatten, sondern nur kleine Vorgefechte sind.

Literarische Gesellschaften mit diesen Zielen, und auch solche, die nur die Debatte auf ihr Programm setzen, gibt es auch außerhalb der studentischen Kreise viele, sowohl unter Erwachsenen als auch unter der

heranwachsenden Jugend. Natürlich sind diese gesellschaftlichen Vereinigungen, die ganz außerhalb der Schule stehen, durch den literarischen Unterricht angeregt, aber ihre Beliebtheit ist wohl kaum einem allgemeinen Interesse an der Rhetorik selbst zuzuschreiben, sondern hauptsächlich zwei andern Gründen: jeder werdende junge Amerikaner nimmt den lebhaftesten Anteil an der Politik, die doch immer zum Ausfechten von Meinungsverschiedenheiten Anlaß gibt, und er benutzt jede Gelegenheit, um sich mit ihren Problemen vertraut zu machen, um sich in ihrer geschickten Handhabung zu üben. Zweitens sind diese Versammlungen eine Art Ventil für die große Freude des Amerikaners an Geselligkeit, die dort in den besten Kreisen glücklicherweise hierdurch mehr Befriedigung findet, als durch eine Aufstellung von Eßwaren und Getränken.

Nach allem, was wir bis jetzt gesehen haben, scheint also die Rhetorik auf amerikanischen Schulen ein Vorbereitungsstudium sowohl für literarische Ausarbeitungen wie für Streitreden zu sein. Sie ist dort mehr mit sprachlichen und literarischen Studien verbunden, während sie in Deutschland mehr zum philosophischen oder auch klassischen Studium gehört. Bezeichnend dafür ist die Tatsache, daß in Amerika, anders als hier, die Rhetorik immer der Logik vorangeht, während man doch meinen sollte, das Denken sei vor dem Sprechen zu erlernen.

Dadurch, daß der Unterricht der Rhetorik sich so fern hält von klassischer Formenstrenge, wird neben andern Vorteilen auch das Interesse und das Verständnis des Publikums für die Rhetorik leichter gewonnen. Auf diese Art kommt sie auch immer in den Dienst des praktischen Lebens, das in Amerika ja auch mehr Gelegenheit für die Ausübung dieser Kunst bietet als bei uns.

Die größere Volkstümlichkeit der Rhetorik erklärt sich leicht genug aus dem Bedürfnis, im politischen Leben gute Redner zu haben, und diese politischen Bestrebungen durchdringen weit größere Volksschichten als bei uns. Daß aber die amerikanischen Universitäten so sehr viel mehr Gewicht auf das Studium der englischen Sprache und Literatur legen, als selbst die besten Universitäten in England, ist wohl allein den praktischen, vom Althergebrachten sich befreienden Eigenschaften der Demokratie zuzuschreiben. Englische Universitäten hangen noch fest an den alten Gebräuchen; Bildung ist dort noch das Vorrecht bevorzugter Klassen, und keine gleichstellende Demokratie hat es gefordert, daß die Bildungselemente allen Volksschichten gleich erreichbar gemacht würden. In Amerika aber, wo das allgemeine Bedürfnis nach verständlichem Ausdruck der Ansichten so groß ist, mußte notwendigerweise das Studium der Volkssprache die erste Stellung einnehmen, um sie zu vervollkommnen und systematisch zu verbreiten.

2. Lehrbücher der Rhetorik.

Von den verschiedenen Verfassern, deren Lehrbücher der Rhetorik an amerikanischen Universitäten gebräuchlich sind, ist Barrett Wendell, wie schon erwähnt, der erste. In seinem Buch „English Composition" gibt er die Einteilung der Rhetorik, die in fast allen Universitäten als Grundlage benutzt wird.

Folgende Aufstellung ist das Gerippe dieser Einteilung, die so umfassend, so klar und so einfach ist:

1. Stilelemente.
   a) Worte, b) Sätze, c) Paragraphen, d) ganze Abhandlungen.
2. Grundsätze der Anordnung.
   a) Einheit, b) Masse, c) Zusammenhang.
3. Stileigenschaften.
   a) Deutlichkeit, b) Kraft, c) Anmut.

In dieser systematischen Aufzählung wird aber von dem Verfasser trotz aller Übersichtlichkeit so geschickt von einem Teil zum andern hinübergeleitet, das Ganze ist so reich mit erläuternden Vergleichen geschmückt, daß das Buch von Anfang bis zu Ende fesselnd ist.

Der Stil ist — nach Wendells Worterklärung — der Ausdruck von Gedanken und Gefühlen durch geschriebene Worte. Die Mittel also, durch die der schriftliche Ausdruck erfolgt, die Worte, Sätze, Abschnitte und ganzen Abhandlungen, sind die Stilelemente. Der Brauch allein bestimmt die Bedeutung der Buchstaben, der Worte und infolgedessen auch die Beurteilung des Stiles; er bestimmt aber weniger die Anordnung in Sätzen, obgleich man darin auch nicht frei schalten kann; am wenigsten aber bestimmt er Absätze und ganze Abhandlungen, so daß man darin fast vollständige Freiheit hat. Die Frage, mit der sich die Rhetorik beschäftigt, bezieht sich weniger darauf, ob Ausdruck und Anordnung falsch oder richtig sind — das ist Sache der Grammatik —, sondern darauf, ob sie mehr oder weniger gut sind. Die Arten von Worten oder Sätzen, zwischen denen man wählen kann, werden aber nur nach dem Eindruck beurteilt, den sie hervorrufen. An sich gut oder schlecht kann also keine Art von Worten oder Sätzen sein, die vom Gebrauch anerkannt ist, sondern sie ist es nur insofern, als sie ihrem Zweck entspricht oder nicht entspricht.

Der erste Anordnungsgrundsatz der Einheit betrifft den Inhalt der Abhandlung, die darin ausgesprochenen Ideen und ihre Zusammenstellung. Sie müssen stets zu einem feststehenden Mittelpunkt hinführen oder von ihm ausgehen. Der Grundsatz der Masse, des Gewichts, bezieht sich hingegen nur auf die äußere Form, auf die Zeichen, die in

der geschriebenen Abhandlung die Ideen für das Auge erkennbar machen. In der Gruppierung dieser sichtbaren Zeichen, die den Stil ausmachen, fallen nun gewisse Teile mehr ins Auge als andre, und das sind im allgemeinen der Anfang und das Ende eines Schriftstückes oder Werkes. Genau dasselbe Prinzip gilt von den kleineren Stilelementen, den Absätzen und Sätzen, und ein geschickter Schriftsteller wird darum die Worte, die besonders wichtige Ideen vertreten, an die dem Auge auffallendsten Punkte setzen. Der Zusammenhang betrifft sowohl die Form als auch den Inhalt einer Abhandlung oder der andern beiden Stilelemente. Das Verhältnis eines jeden Teiles zu dem danebenstehenden soll immer deutlich zu erkennen sein. Bei Sätzen sind diese Anordnungsgrundsätze eigentlich durch den Gebrauch schon festgestellt und begrenzt in dem, was wir Grammatik nennen, aber bei Paragraphen und Abhandlungen können wir sie mehr nach Gutdünken anwenden.

Die Stilelemente müssen aber neben ihrer richtigen Anordnung noch gewisse Eigenschaften haben, deren Dreiteilung der dreifachen Art entspricht, durch welche die Literatur auf uns einwirken kann: die Deutlichkeit, welche das Werk dem Verstande zugänglich macht; die Kraft des Ausdrucks, durch die unser Fühlen und Wollen beeinflußt wird; die Anmut, die unsern ästhetischen Sinn erfreut. Von diesen Eigenschaften muß natürlich, je nach dem Zweck der Schrift oder der Rede, die eine oder die andre stärker hervortreten. — Um Deutlichkeit zu erlangen, muß vor allem darauf geachtet werden, daß jedes der Worte auch genau das bezeichne, was gemeint ist, damit kein Zweifel in der Bedeutung der Worte entstehen kann. Wörter haben aber außer ihrer Bezeichnung — „denotation“ — auch noch eine andre Eigenschaft, nämlich die der Mitbezeichnung, „connotation“. Jeder Ausdruck erweckt gewisse Assoziationen, gewisse Eindrücke, die ganz unbewußt folgen, sobald die Bezeichnung des Wortes erkannt ist. Die Mitbezeichnung der Worte ist das Mittel, durch welches die Kraft des Stiles zu erlangen ist. Die Anmut des Stiles endlich ist abhängig von der geschmeidigen Anpassung der Stilelemente an den Zweck und den ganzen Ton der Abhandlung oder ihrer verschiedenen Teile. Deutlichkeit also ist abhängig von der Bezeichnung der Worte, Kraft von ihrer Mitbezeichnung und Anmut von ihrer vorsichtigen Anpassung.

Die Literaturformen sind zweiteilig: Gedankenliteratur und Gefühlsliteratur. Zu der ersten gehören die Darlegung, die Beweisführung und die Kritik, während Beschreibung und Erzählung mehr an das Gefühl appellieren.

Bei allen diesen Vorschlägen zum richtigen Gebrauch der Stilelemente und zur Erlernung der nötigen Stileigenschaften gibt Wendell

nirgend strenge Regeln, sondern weist vor allem darauf hin, daß der Stil dem Zweck und der Eigenart des Autors angepaßt sein müsse.

Neben diesem Buch von Wendell, und vielleicht noch mehr gebraucht als seines, stehen die von Genung v. Amherst und Adams Sherman Hill. Sie sind etwas elementarer und allgemeiner bekannt, aber Wendells Buch ist sicher das beste. Auf diesen drei Autoren fußen auch alle andern, die nach ihnen Bücher über Rhetorik in der englischen Sprache verfaßt haben.

Hill beginnt sein Buch „Foundations of Rhetoric“ (1894 die letzte Auflage) mit einer Einleitung, in der er eine einfache und kurze Erläuterung der Hauptteile der englischen Grammatik und die Erklärung einiger technischer Ausdrücke gibt. Der erste Teil über Worte vergleicht gute und schlechte Ausdrücke, die im Gebrauch sind, miteinander und bringt dann eine Anleitung dazu, auch unter den als gut erkannten Ausdrücken noch je nach ihrer Bedeutung, ihrer Stellung und ihrem Klang eine engere Auswahl zu treffen.

In dem zweiten Teil über Sätze verfährt er nach derselben Methode, beurteilt die Sätze nach ihren Stileigenschaften und trifft dann eine engere Wahl, je nach ihrer Länge, ihrer Kürze oder ihrer Gedrängtheit, wie es eben am zweckentsprechendsten sein mag.

Die Paragraphen, die natürlichen Abschnitte einer Abhandlung, welche dieselbe mehr verständlich machen, werden in einem dritten Teil allein und in ihrer Reihenfolge behandelt. Ein Absatz darf weder zu lang noch zu kurz sein, aber er muß in sich selbst ein Ganzes darstellen. Er soll so gebildet sein, daß man mit möglichst großer Leichtigkeit von einem Satz zum andern gelangen kann. „Gerade als ich meine Stiefel anzog, läutete die Glocke, die zur Arbeit rief. Geschieht mir recht, rief ich aus, warum bin ich so lange im Bett geblieben!“ oder: „Die Glocke läutete gerade zur Arbeit, als ich meine Stiefel anzog. Geschieht mir recht, rief ich aus, warum bin ich so lange im Bett geblieben!“ Im zweiten Fall ist der Ausruf: „Geschieht mir recht!“ mit dem Anziehen der Stiefel in Verbindung gebracht, während der Ausruf doch nicht dadurch, sondern durch das Glockenzeichen hervorgerufen wurde. Ein Satz muß aus dem andern herauswachsen, der vorangeht, und in den hineinwachsen, der nachfolgt; ebenso muß ein Paragraph in den andern übergehen. Diese Regel würde Wendells Anordnungsgrundsatz des Zusammenhangs entsprechen.

Die Stileigenschaften sind nach Hill fünf an der Zahl. Er hat sie gebildet, indem er den Anordnungsgrundsatz Einheit zu Deutlichkeit, Kraft und Anmut hinzufügt und die Deutlichkeit in zwei Eigenschaften zerlegt, in Genauigkeit und Klarheit. Überall sind reichliche und gute Beispiele angeführt.

Genungs „Outlines of Rhetoric" (1899) ist wohl jetzt das auf amerikanischen Hochschulen meist gebrauchte Buch. Die ersten zwei Kapitel beschäftigen sich fast ausschließlich mit der Wahl und der Stellung der Worte. Das dritte Kapitel gibt dann Anmerkungen über Stileigenschaften, von denen hier fünf erwähnt werden, die über den drei unumgänglich notwendigen, Genauigkeit, Folgerichtigkeit und Deutlichkeit stehen.

Kraft, die erste dieser fünf Eigenschaften, regt den Hörer an, über das Gesagte nachzudenken, und macht es dem schwerfälligen Verständnis ebenso leicht, wie der schnellen Auffassungsgabe. Diese Kraft wird von einem dreifachen Standpunkt aus betrachtet. Kraft im engeren Sinne wird hauptsächlich durch die Wahl der Worte bedingt, das heißt soweit die Kraft, wie die guten Eigenschaften des Stils überhaupt, gelernt werden kann. Die Worte müssen, um besondere Kraft zu haben, einfach sein, und mehr spezifisch als allgemein. Das Fortlassen von Bestimmungswörtern gibt Gewicht, ebenso manchmal das Fortlassen von Verbindungswörtern. Phrasen, sogar ganze Sätze können zur Verstärkung des Eindrucks durch einzelne Worte ersetzt werden, so z. B.: „Das Buch ist so geschrieben, daß es dem Leser ein Gefühl der Langeweile verursacht", oder: „Das Buch ist langweilig."

Die Kraft, die in der Rede durch Betonung ihr Ziel anstrebt, wird in der Schrift meist durch das Umstellen der Worte erreicht. Das Hauptelement des Satzes kann von seiner Stellung zu Anfang des Satzes in die Mitte oder an das Ende gerückt werden; sein Bestimmungswort, wenn das besonders betont werden soll, kann dahinter stehen. Dieselben Änderungen können auch mit ganzen Sätzen vorgenommen werden; um ein gewisses Gleichgewicht herzustellen, können wichtige Worte wiederholt werden; und um eine Steigerung zu erzielen, müssen schwächere Ausdrücke den kräftigeren vorangehen.

Die Lebendigkeit des Stils — Genung nennt es mit Willen nicht das Lebhafte — ist die Kraft der Auffassung und des Ausdrucks, die gleich das ernste Interesse des Autors an seinem Thema zeigt und zugleich seinen dringlichen Wunsch, den Leser die Sache so sehen zu lassen, wie er sie sieht. Einzelne kurze Regeln werden hierbei angeführt und viele Übungen aufgegeben, ebenso wie bei den andern Punkten, aber sie sind zu elementar, um hier zu interessieren.

Die Kürze eines Stils kann je nach dem Stoffe Kraft des Ausdrucks zur Folge haben oder eine gewisse Geschwindigkeit des Stils. Um diese Raschheit der Schreibweise zu erlangen, muß man gerade umgekehrt vorgehen, wie bei der Betonung; man muß die am wenigsten auffällige Stellung der Worte suchen, vieles nur andeuten und allgemeine Begriffe den spezifischen vorziehen.

Die fünfte Eigenschaft, die Geschmeidigkeit und Glätte des Stils, so betont Genung, darf nie auf Kosten einer höheren gesucht werden. Um sie zu erlangen, ist lautes Vorlesen der Arbeit das Zweckmäßigste; dann fällt alles auf, was nicht schön im Klang ist, und auch häufige Wiederholungen desselben Wortes stören dann.

Nach einer kurzen Untersuchung über Sätze kommt zum Schluß noch eine über die ganze Abhandlung, in der zuerst die Anleitung für einen Plan gegeben wird, mittels dessen man seinen Stoff am besten bewältigen kann.

Ein jetzt nicht mehr gebrauchtes Buch der Rhetorik, das aber seinerzeit sehr beliebt war, ist das von Hart. Die letzte Ausgabe, soweit zu ermitteln war, ist von 1886; zu dieser Zeit hatte das Buch aber schon längst begonnen, neueren Leitfäden Platz zu machen. Das Buch ist insofern interessant, als es uns zeigt, wie sich der Begriff Rhetorik seit dem ersten Erscheinen des Buches in verhältnismäßig kurzer Zeit geändert hat. Das Buch enthält eine Erklärung der Interpunktion, dreimal so lang wie die darauffolgende der Stileigenschaften, welche nur Reinheit, Angemessenheit und Genauigkeit hervorhebt. Dann folgt eine ausführliche Erläuterung des Satzbaues, der zu wählenden Worte und eine breite Erörterung der Redefiguren. Ein kurzes Kapitel gibt Aufschluß über besondere Eigenschaften des Stils, wie Erhabenheit, Witz und Humor, und den Schluß bildet eine Poetik, klein als Poetik, aber sehr lang im Verhältnis zu den andern Teilen des Buches. Und bunt genug ist diese Poetik auch; man lernt dort Briefe schreiben, Tagebücher, Reisebeschreibungen, Geschichte, Leitartikel, Predigten, Gedichte, Reden, — alles, was man sich nur wünschen kann.

Die Bücher von Baine und Trench sind auch schon ziemlich veraltet und nur noch zum Vergleichen und Nachschlagen zu verwenden. Auch Richard Whately von Oxford (England) gibt in seinem Buch über Rhetorik nichts, das der modernen amerikanischen Methode gleichkäme. Es ist darum nicht als Leitfaden zu gebrauchen, wird aber in vielen Büchern der Rhetorik zitiert, so z. B. von Hill. Die besten modernen Schriftsteller scheinen auf ihm zu fußen. So nimmt z. B. Professor Wendell von ihm seine drei Haupteigenschaften des guten Stils. Whately ist ein außerordentlich klarer Denker; er hat sonderbarerweise in der englischen Sprache nie einen Nachfolger gehabt, der eine so rein philosophische Rhetorik verfaßt hätte. Noch ungefähr 60 Jahre älter als er, also etwa in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stehend, ist George Campbell, dessen Vorträge die eigentliche Quelle der englischen und amerikanischen Rhetorik sind.

Außer den genannten Büchern wären noch zu erwähnen: ein andres Buch von Genung: „Working principles of Rhetoric“, ferner „Talks

on writing English“ (1896) von A. Bates, Professor an dem Massachussets Institute of Technology; „Various Rhetorics“ (1892—1900) von G. R. Carpenter (Universität von Columbia); „Elements of Rhetoric“ (1898) von A. G. Newcomer (Leeland Stanford Universität in Kalifornien). Beliebt ist die Rhetorik von Herrick und Damon (1899), warm empfohlen wird das Buch „The Forms of Prose Literature“ von H. Gardiner (Harvard).

3. Monographien.

Fred Newton Scott, Ph. D., der an der Universität von Michigan Professor der Rhetorik ist, hat eine Anzahl von Monographien herausgegeben unter dem Namen: „Beiträge zur Theorie der Rhetorik.“ Die erste unter diesen ist betitelt: „Rhetorische Figuren, eine psychologische Studie“ von Gertrude Buck. Sie ist nicht mehr erhältlich. „Student Slang“ von Willard C. Gore gibt eine interessante Zusammenstellung und Anordnung der unter den Studenten üblichen idiomatischen Ausdrücke, die meist nicht vom Sprachgebrauch anerkannt sind. Die dritte dieser Monographien, von Joseph V. Denney, ist betitelt: „Zwei Probleme im stilistischen Unterricht“, und die vierte ist von dem Herausgeber selbst: „Einiges über den Unterricht der Rhetorik und Stilistik.“

Eine sehr interessante Abhandlung, wenngleich sie nicht als Lehrbuch gebraucht wird, ist die fünfte dieser Monographien, eine kleine Schrift von Gertrude Buck Ph. D., die an dem Wellesly College in der Rhetorik unterrichtet: „The Metaphor, a study in the psychology of rhetoric.“ Der Hauptinhalt ihrer Schrift ist etwa folgender:

Die meisten Definitionen der Metapher sind bis jetzt eher beschreibend als genetisch gewesen. In ihnen werden alle drei Hauptteile der Metapher eingehend behandelt, die zwei Gegenstände, die miteinander verglichen werden sollen, und ihr Verbindungsglied; aber mit alledem wird in ihnen doch nur eine tote Anatomie gegeben und ihre Entstehung und Entwicklung ziemlich unbeachtet gelassen. Wo diese genetischen Fragen berührt worden sind, ist es meist in einer ungenauen und ungenügenden Art geschehen.

Quintilian und andre Klassiker nehmen an, die Metapher sei aus der Armut der Sprache entstanden oder aus dem Bedürfnis, die Rede auszuschmücken. Max Müller hat von allen Schriftstellern, welche die Rhetorik behandelt haben, die entscheidende Einteilung von Metaphern gegeben, die in radikale und poetische. Die radikale Metapher ist die Anwendung eines Wortstammes nicht nur auf den konkreten Begriff, für den er zuerst gebraucht wurde, sondern auch auf andre abstrakte Begriffe, die mit dem konkreten Ähnlichkeit haben. Die poetische Metapher ist nach Müller die Übertragung eines fertigen Wortes, das für einen

ganz bestimmten Gegenstand steht, auf irgend einen andern Gegenstand. Die geistigen Konzeptionen waren aber gewiß nicht so scharf von den andern getrennt und haben sich erst sehr allmählich entwickelt. Die ersten Eindrücke sind weite, wirre Begriffe, beim Kinde wie bei dem unzivilisierten Erwachsenen, und die Sprache hat sich gewiß weder aus allgemeinen Begriffen gebildet, wie Müller annimmt, noch aus konkreten und besonderen Begriffen, wie z. B. Sayce und Black meinen. Die radikale Metapher entstand nicht aus der Armut der Sprache, sondern aus der Gedankenarmut; sie bezeichnet eine vergangene Stufe homogener Wahrnehmung, die jetzt heterogen geworden ist. Die Erkenntnis einer solchen radikalen Metapher ist die Anerkennung der Tatsache seitens der Gesellschaft, daß sie einer gewohnheitsmäßigen Ausdrucksweise jetzt entwachsen ist.

Der Unterschied, der im allgemeinen zwischen radikalen und poetischen Metaphern gemacht wird, ist der zwischen Natur und Kunst. Die poetische Metapher entstand aber nicht durch Vorbedacht und Absicht, sondern entspricht einem tieferliegenden Impuls. Die alte Annahme, nach welcher der Dichter zwei Gegenstände zusammenkoppelt, um ein Bild daraus zu machen, stempelt die Metapher zu einer mechanischen, toten Sache; nach der psychologischen Auffassung aber sieht der Dichter nur einen Gegenstand, aus dem sich dann die zwei Elemente der Metapher entwickeln. Der Vorgang ist derselbe wie bei der radikalen Metapher, nur daß er in dem zivilisierten Menschen schneller vor sich geht. Die poetische Metapher entspricht einem natürlichen und allgemeinen geistigen Vorgang, der seinen Ausdruck in der Sprache sucht.

Die dritte Stufe der Metapherentwicklung, die bewußte, ist das Gleichnis, sowohl das, in dem die besondere Verwandtschaft der beiden Gegenstände nicht ausdrücklich genannt ist, als auch das andre, in welchem die Ähnlichkeit auf ein bestimmtes Merkmal beschränkt ist, das beiden gemein ist. „Ihre Zähne sind weiß wie Perlen" — hier ist das bestimmte Merkmal genannt, in dem ihre Ähnlichkeit besteht. Das Gleichnis ist also nicht älter als die Metapher und bildet sie nicht aus sich selbst, indem sie das Bindeglied „wie" fallen läßt, sondern ist vielmehr der Übergang zwischen der Metapher und der einfachsten Aussage. Die Metapher ist also hier zu Ende, — jetzt sagt man einfach: „die Zähne sind weiß"; sie war ein Mittel, durch welches man zu dem abstrakten Begriff gelangt war.

Was die Wirkung der Metapher auf den Leser anbetrifft, so ist sie von den meisten Rhetorikern entweder als kraftsparend, als anregend oder als angenehm bezeichnet worden. Die beiden ersten Eigenschaften sind aber wohl gleichbedeutend, denn eben dadurch, daß die Tätigkeit

angeregt wird, wird Energie gespart. Die einfache Aussage verfolgt dasselbe Ziel wie die Metapher, nämlich das, dem Leser einen abstrakten Begriff klar zu machen, nur ist die einfache Aussage so gewohnheitsmäßig geworden, daß sie unbewußt zur Erkenntnis eines abstrakten Begriffes führt. Die Metapher aber leitet den Leser auf dem Wege des Dichters zu demselben Ziel. Daß die Metapher angenehm ist, wird durch alle Erfahrung bestätigt und liegt in dem ästhetischen Prinzip, das dieser Wirkung der Metapher unterliegt, der Einheit in der Verschiedenheit, die bei jedem Bilde empfunden wird und ein angenehmes Gefühl erregt.

Außer der normalen Metapher in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen gibt es auch einige krankhafte Formen. Wenn die Metapher künstlich bereitet ist durch denselben Vorgang, den der Leser einer Metapher durchzumachen hat, so sind die Ähnlichkeiten zwischen den beiden verglichenen Gegenständen so unwesentlich, daß sie niemals dem Dichter als homogen hätten erscheinen können. Solch eine Metapher wirkt unangenehm, weil sie unnatürlich ist. Ebenso kann auch eine ursprünglich gute poetische Metapher so ausgedehnt werden, daß sie unnatürlich wird. Eine andre Art der falschen Metapher ist die gemischte. Sie entsteht dadurch, daß dem Dichter der eine Teil seines Bildes so gewohnheitsmäßig geworden ist, daß er für ihn nur als einfache Aussage irgend einer Tätigkeit oder Eigenschaft gilt und daher die Mischung von Bildern, die in der Metapher enthalten ist, gar nicht bemerkbar ist. Nur so lassen sich solche Stellen erklären wie z. B. in Hall Caines „Manxman": „Die Ehre verlangte es von ihr, daß sie, fest wie ein Fels, Philipp aus ihrer Seele auslöschte."

Diese verschiedenen Monographien, und besonders die letzte, geben einen interessanten Einblick in das, was heutzutage in Amerika zur Rhetorik gerechnet wird, und zeigen auch das rege Interesse, das für dieses Gebiet neuerdings erwacht ist. Schon die Tatsache, daß eine derartige Sammlung überhaupt zusammengestellt wird und gewissermaßen einen Kampfplatz für neue Versuche auf diesem Felde bietet, deutet auf ein allgemeines Bedürfnis in dieser Richtung hin.

4. Literarischer Kritizismus.

Das Studiengebiet, das jetzt besonders in Amerika allgemeine Verbreitung gefunden hat und wohl fast als eine Verzweigung der Rhetorik angesehen werden kann, ist der literarische Kritizismus. Man versteht darunter nicht ganz dasselbe wie unter der Interpretation einer Dichtung; denn die literarische Kritik betrachtet das Werk mehr als Ganzes, ist auf den Inhalt und den Eindruck gerichtet und beachtet die Form nur

insofern, als es zum Verständnis des Eindrucks nötig ist. Kurz gesagt, es handelt sich um Verständnis und Beurteilung künstlerischer Literatur und, im Gegensatz zur Rhetorik, gar nicht um reine Beweisführung. Als Beispiel folge die kurze Inhaltsangabe einer Vorlesung über Shakespeares „Sturm“, des ersten einer ganzen Reihe von Vorträgen, die Dr. Richard G. Moulton von der Universität Chicago gehalten hat. Die Verdienste Professor Moultons um die englische Literatur und die rhetorischen Studien wurden schon vorher erwähnt. Moulton ist auch außerhalb Chicagos bekannt und beliebt; er hält in vielen Städten des Nordwestens Vorlesungen über dies Gebiet.

„Shakespeares Sturm ist eine Zaubergeschichte. Die Frage entsteht nun: Wie kann ein Dichter dem Übernatürlichen eine schöpferische Wirklichkeit verleihen? Er hat drei Möglichkeiten: 1. Er kann die allgemeine Umgebung, in der das Übernatürliche erscheinen soll, ihres logischen Charakters entkleiden und sie soweit wie möglich der alltäglichen Erfahrung entrücken. 2. Er kann das übernatürliche Element selber rationalisieren, d. h., er kann es in die Wirklichkeit versetzen und wahrscheinlich machen. 3. Er kann das übernatürliche Element weiter unterstützen, indem er es so viel wie möglich mit dem in Zusammenhang bringt und vergleicht, was ihm in der Welt der Wirklichkeit am meisten verwandt ist. Diese drei Arten der Behandlung sind in der vorliegenden dramatischen Bearbeitung des Zaubers von Shakespeare vereinigt.

Der Hintergrund für Zauberei wird erstens durch die Landschaft vorbereitet und zweitens durch den Charakter der handelnden Personen. Das Zauberhafte selbst erscheint wie ein willkürliches Aufheben der Verbindung zwischen Ursache und Wirkung: das Schiff brennt und geht unter, aber die Mannschaft bleibt unversehrt; die Männer stürzen sich in das Wasser, um sich vor dem Flammentode zu retten, und ihre Kleidung ist unbefleckt, frischer als zuvor. Das anscheinend Zufällige geschieht planmäßig: durch Ariels Einfluß landet Fernando abseits von den andern, wacht Gonzalo aus einem tiefen Schlummer gerade in dem Augenblicke auf, in dem er das Opfer eines Mordanschlags werden sollte, u. a. m.

Zauberei ist wie der Schatten, den die Wissenschaft auf die natürliche Einbildungskraft wirft. Das Buch des Prospero und sein Stab deuten auf einen wissenschaftlichen Apparat; ein unbestimmter Begriff von der strengen Begrenzung der wissenschaftlichen Gesetze zeigt sich in dem Ausspruch Prosperos, daß ein günstiger Stern ihm gerade jetzt und vielleicht nie wieder seine Feinde in die Hände liefert. Die Grenze zwischen Geist und Materie beginnt zu schwinden, Gedanken werden

durch Lieder von außen beantwortet, dem König und seinen Begleitern erscheint ein rätselhaftes Mahl, das auch ebenso geheimnisvoll wieder verschwindet. Schlaf und Musik sind immer und immer wieder die Pforten, die zur Magie führen. Durch alles das wird die Grundlage der menschlichen Vernunft, das Vertrauen auf die Gleichförmigkeit in der Natur, erschüttert. Zuletzt sehen wir in den Menschen eine Hilflosigkeit, die schon an geistige Verwirrung grenzt.

Die vier Elemente werden leicht von der Einbildungskraft vermenschlicht. Sie haben Erregungen, Launen, Neigungen, dann und wann die Erscheinung eines eignen Willens. Besonders interessant ist ihre Einteilung in aufwärts- und abwärtsstrebende, die in vollem Einklang steht mit der edleren und niederen Natur des Menschen. Ariel ist ein Wesen der höheren Gattung, der Luft und dem Feuer zu vergleichen, Caliban ist das Wesen der niederen Klasse, ist der Erde gleich, und verkörpert die niedere, tierische Seite des Menschen.

Um den Mittelpunkt des Stückes gruppieren sich Ereignisse des täglichen Lebens, die auch ein wenig von der Zauberei an sich haben. So z. B. die Liebe auf den ersten Blick. Miranda ist durch den Zauberschlaf darauf vorbereitet und Ferdinand durch die geheimnisvolle Musik; gleich zuerst treffen sich ihre Blicke, die Gelegenheit begünstigt die Äußerung von Gefühlen, und Trübsal verbindet sie enger miteinander.

Ein komisches Gegenstück zur Zauberei wird in der Trunksucht gegeben: Stefano ist in einen Gott verwandelt und Caliban in seinen andächtigen Anbeter. Die Musik und die Künste werden herbeigezogen, besonders die Zauberwelt des Dramas in dem Maskenspiel. Dieses alles führt zu dem Höhepunkt, wo Prospero das ganze Weltall eine Zaubererscheinung nennt:

> Wie dieses Scheines lockrer Bau, so werden
> Die wolkenhohen Türme, die Paläste,
> Die hehren Tempel, selbst der große Ball,
> Ja, was daran nur teil hat, untergehn
> Und, wie dies leere Schaugepräng' erblaßt,
> Spurlos verschwinden. —

Dieser Zaubergeschichte wird dadurch ein moralischer Wert gegeben, daß das Übernatürliche als Werkzeug der poetischen Gerechtigkeit gebraucht wird. Prospero kann durch seine Zauberkraft für seine kleine Welt die Vorsehung sein. Seine Regierung der Geisterwelt gibt eine Probe des letzten Gerichts der Menschen; Gnade und Verurteilung walten über Ariel und Caliban. Ariel wird erlöst; aber bei Caliban wandelt sich die Güte zu Schrecken; Ariel wird durch die Liebe gewonnen, aber Caliban durch sie nur zu weiterem Unrecht verstockt.

Das Ganze weist ein Verständnis für Sparsamkeit in der richtenden Weltleitung auf; die Ziele der Gerechtigkeit werden mit der geringsten Verausgabung übernatürlicher Kräfte erzielt, und wenige Striche genügen schon, das Gute oder das Böse in ihrer Richtung in Bewegung zu setzen. Der Gipfel, zu dem alles emporgearbeitet hat, ist der Augenblick, in dem die Nemesis kommt. Ein noch größerer Höhepunkt aber wird erzielt, indem sich das Gericht in die christliche Vergeltung, die Gnade auflöst. Prospero erhebt sich zu einer größeren Auffassung der poetischen Gerechtigkeit und benutzt zum Schluß seine Zauberkräfte zu einer allgemeinen Wiederherstellung.

In vollem Einklang hiermit steht die Entsagung als Betätigung der höchsten Macht. Prospero legt seine Zaubergewalt nieder, befreit die ihm dienenden Geister von ihren Fesseln und steht nun ganz in der Macht derer, denen er vergeben hat. Das Stück endet mit einem Anklang an das menschlich warme Gefühl: Prospero bedauert die Trennung von Ariel; die Übergabe seiner Tochter an Ferdinand ist ihm ein herber Verlust, und er selber trägt sich mit trüben Gedanken an ein nahes Ende, da jetzt sein Lebenszweck erfüllt ist."

Die übrigen Vorträge dieses Kurses behandeln andre Meisterwerke der Literatur, die mit diesem durch das Element des Zauberischen und Übernatürlichen in Verbindung stehen. Das erste ist Walter Scotts „Monastery", dann Brownings „Caliban upon Setebos" — eine Naturphilosophie auf dem öden Eilande, außerordentlich anregend und bedeutungsvoll für das Verständnis des Charakters von Shakespeares Caliban. Das dritte Werk, das betrachtet wurde, war Dumas' „Graf von Monte Christo", hauptsächlich dadurch mit dem „Sturm" verwandt, daß der Held hierin auch die Vorsehung spielt und das ihm angetane Unrecht selber zu vergelten sucht durch fast übernatürliche Mittel, die er sich während langer Jahre des Wartens und Leidens errungen hat.

Einer der beliebtesten Leitfäden für das Studium des literarischen Kritizismus im allgemeinen, ohne Bezug auf einen einzelnen Dichter, stammt von C. F. Johnson, einem Professor am Trinity College, Hartford, und ist betitelt: „Elements of literary criticism." (1898.) Ein kurzer Überblick über die Art, in der er zu Werke geht, könnte für das Verständnis des literarischen Kritizismus von Wert sein.

Zuerst definiert er Literatur als die Schöpfungen der wenigen Menschen, welche literarische Fähigkeit besitzen, als unterschieden von den Werken, welche nur korrekt sind und keine Individualität verraten, wie z. B. die meiste Fachliteratur und gewisse Spezialwerke. Die literarische Fähigkeit, obgleich sie sehr subtil und unbestimmbar ist, kann zum Zweck genauen Verständnisses in verschiedene Teile zerlegt werden. Diese

Teile werden nun ausführlich beschrieben und durch viele Beispiele der Weltliteratur und der englischen und amerikanischen Literatur besonders erklärt.

Vor allem ist Einheit für ein Kunstwerk nötig, Einheit in Handlung, Ton und Form. Es muß ein organisches Ganzes bilden, und alles Unharmonische muß ausgemerzt werden. Coleridges „Ancient Mariner" ist das beste Beispiel hierfür. Die streng logische, formale Einheit eines Werkes, die jeder erreichen kann, der nicht ein hoffnungsloses Wirrsal im Kopfe hat, muß aber unterschieden werden von der organischen Einheit. Nur wenn ein Geist das Ganze beseelt, kann diese künstlerische Einheit erzielt werden, und nur wenn alle Einzelheiten den Stempel der Persönlichkeit tragen, die das Ganze geschaffen hat. Auch innerhalb des Ganzen muß Einheit in den verschiedenen Teilen herrschen; die fast unmerklichen Änderungen im Stil, die ihn den verschiedenen Situationen anpassen, die leichten Schattierungen, die das Ganze plastisch machen, sie gehören zu einer höheren Einheit, der zwischen der Form und der angedeuteten Idee. Die Einheit des Ganzen ist aber nur dann ursprünglich und wirksam, wenn eine künstlerische Intelligenz in großen Zügen die Farbe auf die Leinwand bringt; mit strengen Regeln kann die rechte Einheit nie erzielt werden.

Charakterzeichnung durch Erzählung oder Beschreibung ist nicht nur eine künstlerische Fähigkeit, sondern muß auch von warmem Gefühl durchdrungen sein. Es ist eine wunderbare Fähigkeit des menschlichen Geistes, in der Dichtung Charaktere zu schaffen, die man tadeln, lieben, bemitleiden kann, wie wirkliche Menschen. Erst in verhältnismäßig moderner Zeit haben die Dichter begonnen, individuelle Charaktere den Typen vorzuziehen. Chaucer hat damit angefangen, Shakespeare hat es zur Vollendung gebracht, in modernen Romanen ist es bis zur Übertreibung gesteigert. Die Charakterzeichnung kann romantisch oder realistisch oder auch beides sein. Die Größe eines Künstlers in der Charakterzeichnung kann durch die Klarheit und durch die Individualität seiner Charaktere bestimmt werden, wie z. B. bei George Elliot, durch ihre Anzahl, wie bei Dickens, oder durch ihre Mannigfaltigkeit. Shakespeare ist in allen diesen Punkten gleich hervorragend.

Die Lebensphilosophie des Autors, ganz abgesehen von seinen doktrinären Ansichten, wird sich immer in seinen Werken ausprägen und ihnen eine Individualität verleihen. Er wird die Welt, wie er sie sieht und beschreibt, fast unbewußt mit jener verschmelzen, die ihm als Ideal vorschwebt. Dies ist natürlich das Ergebnis seiner Anlagen, seiner Erziehung, seiner Grundsätze, und kann wohl seine Philosophie genannt werden, deren Ausdruck mehr oder weniger deutlich sein mag. Gesunde

Lebensanschauungen sind eigentlich nicht ein Teil der literarischen Fähigkeit, aber sie verleihen unbedingt dem Werke größeren Wert und sind jedenfalls sein charakteristischstes Element. Aber nicht nur aus Worten, die von erdachten Charakteren gesprochen werden, können wir diese Philosophie herauslesen, sondern hauptsächlich aus der Wahl und Bearbeitung des Stoffes und der ganzen Entwicklung der Handlung und der Ideen.

Die musikalische Eigenschaft der Dichtung, so wichtig sie auch in Verbindung mit dem Sinn sein mag, bleibt doch immer nur eine der untergeordneten; der Dichter erschafft sie nicht selbst, da sie schon in den Worten liegt. Mit kompliziertem, mechanischem Versmaß allein ist die musikalische Eigenschaft einer Dichtung als Ausdruck des Gefühls wertlos; sie muß eine rhythmische Hebung und Senkung in sich haben, die sich dem Stoffe harmonisch anpaßt. In diesem Abschnitt gibt Mr. Johnson eine kleine philosophische Poetik, die an vielen Beispielen eingehend und anschaulich erläutert ist.

Prosa ist nicht, wie der Vers, auf einem rhythmischen Gerüst aufgebaut, aber viele Worte haben in sich selbst eine gewisse metrische Betonung, die sehr leicht einförmig werden kann, wenn nicht Abwechslung hineingebracht wird. In einer Prosaabhandlung, die einen Lehrsatz aufstellt und verteidigt, ist Rhythmus durchaus nicht angebracht, bis nicht alle Beweisgründe klar auseinandergesetzt sind. Die letzten zusammenfassenden Sätze dürfen aber wohl einen triumphierenden Klang haben, der sich nur durch einen gewissen Rhythmus wiedergeben läßt. In der Erzählung würde eine metrische Behandlung nur die Aufmerksamkeit von den Ereignissen ablenken. Aber wenn die Tatsachen bekannt sind und nun auf das Gefühl eingewirkt werden soll, dann ist eine versteckte rhythmische Kadenz und einige Tonfarbe sehr wirkungsvoll. — Der Unterschied zwischen dem Rhythmus der Poesie und dem der Prosa liegt darin, daß der erste einem bestimmten Schema von Versen und Strophen untergeordnet ist; nur innerhalb dieser Grenzen darf sich der Gefühlsausdruck bewegen. Die Rhythmen der Prosa hingegen haben als einziges Gesetz die Übereinstimmung der rhythmischen Bewegung und der des Gefühls, die ebensowenig formuliert werden kann, wie Ton und Gebärde.

Der Dichter macht nicht die Worte, die er braucht, er schafft nur neue, passende Zusammenstellungen und bringt eindrucksvolle Redewendungen. Diese werden auf Englisch „phrases“ genannt und sind selten ganze Sätze, sondern nur Ausdrücke, die gerade besonders kraftvoll oder treffend sind, meist ein Hauptwort mit Eigenschaftswort, oder auch unter Umständen ein kurzer Satz, der ein Bild verkörpert. Diese

„Phrasen" können beschreibende sein, besonders glücklich gefaßte, oder auch solche, die mit dynamischer Gewalt einen Gedanken fesseln. Für alle diese sind interessante Beispiele gegeben.

Die Möglichkeit, in den Gedanken des Lesers ganz bestimmte Bilder konkreter Gegenstände zu erwecken, liegt nicht nur in der Bedeutung der Worte, sondern auch in ihrem Klang und ihrer rhythmischen Aufeinanderfolge. Miltons Beschreibung geschieht meistens durch den Eindruck, den man von Eigenschaften bekommt; Dantes Beschreibung hingegen ist deutlicher, mehr eine Anführung von wirklichen Dingen, mit bestimmten Größen und Farben. So viele individuelle Anschauungen es gibt, so viele Arten der Beschreibung sind auch möglich. Die Beschreibung erfordert zwei geistige Tätigkeiten, entweder die beobachtende Aufmerksamkeit, die aus einer Menge von Einzelheiten das Wesentliche heraussucht, oder die Vision, die das Ganze klar ins Gedächtnis zurückruft, um es deutlich wiedergeben zu können. Die bewegende Kraft, welche Fähigkeiten und Anlagen zur Arbeit zwingt und zum Gelingen die Energie gibt, die Intensität des Gefühls, ist eigentlich ebensowenig ein Teil der literarischen Fähigkeit, wie es die Lebensphilosophie des Autors ist. Wenn sie aber mit gesunder Beurteilungskraft und literarischem Können gepaart ist, dann gibt sie dem Werk eine Gewalt, welche die genaueste Sorgfalt nicht zu erringen vermag. Die Fähigkeit des Empfindens ist nicht bei allen Menschen gleich; die Art der Gefühle ist auch in den verschiedenen Zeitaltern verschieden; aber das Gefühl behält in der Literatur immer einen unermeßlichen Wert. Es ist ursprünglich und läßt sich nicht erzwingen oder ummodeln, darum muß ein echtes Kunstwerk der Literatur nur aus dem Gefühl des Dichters herauswachsen. Eine Nachahmung des Gefühls oder der Ausdruck eines Gefühls, das man nicht hat, ist einfach Lüge und darum abstoßend. Das wichtigste Verhältnis der Menschen zueinander ist das des Gefühls und nicht das des Intellekts, und nur der Dichter, der das echte Gefühl mit der literarischen Fähigkeit zu vereinen weiß, wird der Menschheit wirklichen Gewinn gebracht haben.

Das Wort Rhetorik hat also in Amerika, wie wir gesehen haben, eine erheblich andre Bedeutung als in Deutschland. Die Stilistik ist dort mit inbegriffen, und das Feld der Rhetorik ist nicht nur auf Beweisführungen und Überzeugungsreden beschränkt, sondern erstreckt sich auch auf jede andre literarische Abhandlung. — Sie bildet einen wichtigen Faktor im Studienplan der Universitäten und hat auch im geselligen Leben eine Stelle auszufüllen. Unter den Lehrbüchern der Rhetorik ist Barrett Wendells English Composition das anerkannt beste; er gibt keine strengen Regeln, aber wertvolle Anhaltspunkte zum Erlangen eines

guten Stils und eine systematische Einteilung, die jetzt an fast allen Universitäten die Grundlage der Rhetorik geworden ist. Hills Foundations of Rhetoric und Genungs Grundriß der Rhetorik sind elementarer, aber haben eine allgemeinere Verbreitung als Professor Wendells Buch. Hill und Genung beschäftigen sich eingehender mit Regeln und mit Beispielen für gute Stilistik, während Professor Wendell mehr in großen Zügen arbeitet und das Philosophische in der Rhetorik betont. Eine Sammlung von Monographien über Rhetorik ist von Newton Scott begonnen worden; sie beweist, daß neuerdings das Studium wieder in den Vordergrund getreten ist. Der literarische Kritizismus endlich, der im eigentlichen Sinne nicht zur Rhetorik gehört, da er nur auf Beurteilung und nicht auf Produktion ausgeht, ist eine kritische Erläuterung literarischer Werke, sowohl zum Verständnis ihres Inhalts, als auch zur Wertschätzung der Mittel und Wege, durch welche der Autor seine Wirkungen erreicht.

Die Folgerichtigkeit der letzten Schritte des Marquis Posa in Schillers „Don Carlos“.

Von F. Stürmer in Weilburg a. L.

Man hat oft behauptet, daß es den letzten Schritten des Marquis Posa an der Einsicht und Umsicht fehle, die diesen Mann sonst auszeichne. Diesen Vorwurf erhebt auch Bellermann in seinem geistvollen Werke „Schillers Dramen“, von dem vor kurzem die zweite Auflage erschienen ist.

Im folgenden soll versucht werden, den Dichter und seinen Helden gegen einige Ausstellungen in Schutz zu nehmen. Ob der Opfertod Posas für den Prinzen notwendig sei, was von Bellermann ebenfalls bestritten wird, darauf gehe ich hier nicht ein. Hier handelt es sich um die Schritte, die Posa zur Rettung des Freundes unternahm. Darüber sagt Bellermann S. 281: „Vor allem muß Prinz Carlos' Flucht vorbereitet und gesichert werden; wir erfahren auch, daß Anstalten getroffen sind, damit er in der Nacht vom Karthäuserkloster abfahren könne. Auffallend ist es nun schon, daß zu diesem Zwecke die Post bestellt wird, und zwar so, daß der Oberpostmeister Taxis genau weiß, daß der Wagen Schlag zwei Uhr am Kloster halten soll. Indes er mag gedacht haben, das Ganze werde unbeachtet bleiben.“ Es entsteht nun hier die Frage: In welcher Weise ist die Post bestellt worden? Der Dichter sagt darüber nichts. Es ist keineswegs sicher, wie Bellermann annimmt, daß Taxis von der Bestellung der Post wußte, bevor die Briefe Posas in Albas Hände

gefallen waren. Aus der Szene IV, 22 scheint mir vielmehr hervorzugehen, daß er nichts davon wußte. Sonst wäre es doch wohl auffallend, daß er nichts davon erwähnte, zumal die Bestellung der Post mit dem Brief an Oranien so gut zusammenstimmte. Man muß zur Vorsicht Posas, die er doch sonst immer angewandt hat, sehr wenig Vertrauen haben, wenn man annimmt, er habe die Bestellung nicht durchaus unauffällig gemacht. Ich denke mir die Sache so: Posa hat entweder selbst oder durch einen seiner Leute die Post auf zwei Uhr nach dem Kloster bestellt, ohne anzugeben, für wen sie sei, oder auch vielleicht für sich selbst; denn warum sollte er, von dessen Ungnade im Augenblick der Bestellung noch niemand Kunde haben konnte, nicht plötzlich um Mitternacht abreisen? Es ist wohl anzunehmen, daß die Bestellung nicht bei dem Oberpostmeister selbst, sondern einem seiner Beamten erfolgt ist. Denn Taxis wird sich schwerlich um die Abfahrt der Posten selbst gekümmert oder ihre Bestellung entgegengenommen haben. Aber selbst den Fall angenommen, Taxis hätte von der Bestellung der Post für den Prinzen erfahren müssen, so war ein solcher Schritt Posas doch noch entschuldbar. Er erinnerte sich an das Wort des Prinzen: „Don Raimund von Taxis ist mein guter Freund." (II, 15.) Bellermann fährt dann fort: „Aber nunmehr sind für den Marquis zwei Dinge zu tun, und zwar rasch zu tun, da er nicht wissen kann, wie bald ihn Philipps Rache ereilen werde: Prinz Carlos muß erstens aufgeklärt werden und muß zweitens in den Besitz von Posas Papieren kommen, deren Entdeckung bloßstellend sein könnte. Das natürlichste und einfachste Mittel zu beiden Zwecken wäre, daß Posa selbst zu Carlos eilte. Je eher er dies tut, desto sicherer ist er, und seine Verlassenschaft kann nirgend besser geborgen sein als beim Prinzen." Es entsteht hier die Frage: Warum tut Posa dies nicht?

Bei der Beantwortung dieser Frage müssen wir die Gründe, die den Dichter bestimmten, diesen anscheinend so selbstverständlichen Schritt Posas nicht eintreten zu lassen, von den Gründen unterscheiden, die den Marquis selbst bestimmten, diesen Schritt nicht zu tun.

Unsre Frage zerfällt in zwei Unterfragen, die wieder von dem doppelten Standpunkt, von dem des Dichters und von dem des Marquis aus beantwortet werden müssen: 1. Warum übergibt der Marquis die Briefschaften dem Karthäusermönch? 2. Warum eilt er zunächst zur Königin und dann erst zu Carlos?

Beantworten wir die beiden Fragen zunächst vom Standpunkt des Dichters.

Als Prämisse möchte ich die Behauptung aufstellen: Dem Dichter standen, wenn nicht von vornherein, so doch jedenfalls vor der genaueren Ausarbeitung des einzelnen zwei große Szenen die dramatisch außer-

ordentlich wirksam sind, vor Augen: 1. Posas Opfertod in Gegenwart des Prinzen und die aufs engste damit zusammenhängende große Szene: Prinz und König an der Leiche Posas. 2. Die Szene der Katastrophe: Die Überraschung des Prinzen bei der Königin durch den König.

Räumt man ein, daß diese Behauptung mit der Art des dichterischen Schaffens im Einklange steht, so lösen sich alle Schwierigkeiten viel leichter.

Nun zur Beantwortung unsrer beiden Fragen. 1. Warum läßt der Dichter den Marquis die Briefschaften dem Karthäusermönch übergeben? Sie sind die Ursache, daß die beabsichtigte Zusammenkunft des Prinzen mit der Königin verraten wird. Denken wir uns nun, Posa hätte die Papiere Carlos selbst gegeben, was ja an sich am nächsten lag, wie hätte dann der Plan der Zusammenkunft verraten werden sollen? Sollte etwa die Botschaft des Merkado belauscht werden? Dieses Mittel wäre doch wohl für unser Gefühl unpassender als das vom Dichter gewählte. Oder sollte etwa der Prinz die Papiere verlieren? Dies läßt sich bei der Wichtigkeit derselben nicht als möglich annehmen, er hätte sie wohl gut verwahrt. Vor allen Dingen: gab Posa dem Prinzen selbst die Papiere, dann brauchte er ihm nicht von der Zusammenkunft zu schreiben, dann hätte er ihm doch mündlich davon Mitteilung gemacht. So läßt sich schwerlich ein einfacheres und zugleich plausibleres Mittel finden, die Zusammenkunft zu verraten. Verraten aber mußte sie werden. Denn entweder wurde der Prinz von den Wachen nicht durchgelassen, dann ging dem Dichter die Szene bei der Königin verloren, oder er wurde durchgelassen und kam auch glücklich wieder zurück, dann war die ganze Katastrophe verloren. Konnte aber nicht vielleicht der König durch ein zufälliges Erscheinen bei der Königin die beiden überraschen? Das ist nicht gut möglich. Wie sollte denn der Dichter bei dem Verhältnis des Königs zur Königin und bei dem augenblicklichen Zustande des Königs einen derartigen Besuch motivieren? Und wenn etwa die Wachen die seltsame Erscheinung des alten Kaisers dem Könige gemeldet hätten, so hätte er wohl in seiner düstern Stimmung nach dem Tode des Marquis nicht auf den Spuk geachtet.

2. Warum läßt der Dichter den Marquis zunächst zur Königin und dann erst zu Carlos eilen? Wollte der Dichter die Katastrophe in der Weise eintreten lassen, wie es jetzt geschieht, daß der König den Prinzen bei einer nächtlichen Zusammenkunft mit der Königin überraschte, so mußte diese Zusammenkunft auch vorbereitet werden, und das konnte nur durch Posa geschehen. Es könnte eingewandt werden, es genüge, wenn Posa dem Prinzen sage, daß er vor seiner Flucht noch einmal die Königin aufsuchen solle. Wie sollte denn aber Carlos vom Gefängnis aus der Königin von der beabsichtigten Zusammenkunft Mitteilung machen?

Aber auch wenn er bald freigelassen wurde, war es für ihn schwieriger, einen vertrauten Boten zur Königin zu senden als umgekehrt. Oder sollte er etwa die Königin unvorbereitet überraschen? — Wird aber die Notwendigkeit der Unterredung Posas mit der Königin zugegeben, so ist auch die Stellung der Szene gegeben. Denn wäre Posa zuerst zu Carlos geeilt, so hätte die Unterredung mit der Königin unterbleiben müssen, da der Dichter ihn in Gegenwart des Prinzen sterben lassen wollte. Man müßte denn annehmen, daß er erst zu Carlos, dann zur Königin gegangen und dann noch einmal zu dem Prinzen zurückgekehrt sei. Das ist aber unmöglich; denn hätte Carlos alles gewußt — und das hätte Posa ihm doch bei der ersten Zusammenkunft mitteilen müssen —, so hätte er sicherlich das Vorhaben des Freundes, sich für ihn zu opfern, vereitelt, wie er ja in der Tat nur durch den plötzlichen Tod Posas gehindert wurde, Schritte zu tun, um dem König alles zu entdecken.

Schwieriger ist nun die Beantwortung unsrer beiden Fragen vom Standpunkte des Marquis selbst. Hier müssen wir eine Vorfrage vorausschicken: Weshalb hält Posa eine nächtliche Zusammenkunft des Prinzen mit der Königin für notwendig? Er glaubte, daß sein Vermächtnis, aus dem Munde der Königin vernommen, den tiefsten Eindruck auf den Prinzen machen werde. Sie soll nach seinem Tode gleichsam in seine Stelle treten, wie er selbst sagt: „Der Freund hört auf in der Geliebten.“ Bellermann behauptet nun, es sei nicht notwendig, daß „Carlos diese hohe und begeisternde Mahnung noch einmal aus dem Munde der Königin vernehme“. „Denn ehe er sie gesprochen hat, ist offenbar die große Wandlung in ihm schon eingetreten, die der Erfolg von Posas Tode ist.“ Hiergegen ist zu erwidern: Zur richtigen Beurteilung von Posas Handlungsweise kommt es nicht darauf an, welches die tatsächliche Wirkung seines Todes auf den Prinzen ist, sondern einzig und allein darauf, wie Posa selber sich die Wirkung seines Todes auf den Freund vorstellte und vorstellen mußte. Und da führe ich seine Worte an: „Bald hat er seinen Roderich nicht mehr.“ (IV, 21.) Darin liegt doch ausgesprochen, daß er glaubt, sein Tod werde auf den Freund einen geradezu niederschmetternden Eindruck machen, er, der bisher sich völlig von Posa hatte leiten lassen, werde nun ganz ratlos sein, und deshalb soll von diesem Augenblicke die Geliebte an die Stelle des Freundes treten. Und daß diese Annahme des Marquis über die Wirkung seines Todes auf den Freund nicht, wie Bellermann behauptet, mit der Wirklichkeit in Widerspruch steht, sondern durch sie gerade als richtig bestätigt wird, geht aus den Szenen V, 4 flg. hervor: V, 4: „Hier entsag' ich allem, was mich auf dieser Welt erwartet“, und V, 6: „Wichtig ist mir nichts

mehr auf dieser Welt.“ Wer kann sagen, wie lange diese völlige Teilnahmlosigkeit noch gedauert hätte, wenn ihn nicht die Botschaft der Königin, daß sie ihm einen Auftrag des Marquis mitzuteilen habe, aus seiner Betäubung aufgerüttelt hätte? Bellermann fragt nun aber: „War es nötig, daß Carlos dies alles noch in dieser Nacht hörte? Und mit Gefahr des Lebens hörte?“ Hierauf ist zu antworten: Es war eine schleunige Flucht geboten; denn wenn Posa auch nicht ahnen konnte, daß die Wut des Königs so groß sein werde, wie sie der Dichter uns in V, 7 durch den Grafen Lerma schildern läßt, so war doch vorauszusehen, daß Posas Lüge dem König nicht lange verborgen bleiben und dann dessen Wut gegen den Prinzen um so größer sein werde. Daß er dies fürchtet, geht aus seinen Worten hervor: „Er ist gerettet ... doch nur für heute, wenige Augenblicke sind noch sein.“ Also mußte der Prinz bald aus seiner Betäubung, in die ihn des Freundes Tod versetzen mußte, wie dieser selbst voraussah, aufgerüttelt werden, und dies konnte nur durch die Königin geschehen.

Nach Erledigung dieser Vorfrage kommen wir nun zur Beantwortung der beiden Hauptfragen: 1. Warum übergibt Posa die Papiere dem Karthäusermönch, nicht dem Prinzen oder der Königin? Hierbei müssen wir uns die Reihenfolge der Schritte Posas und seine Gedanken klar machen. Nachdem er den Brief an Oranien abgegeben und die Post bestellt, eilte er wohl zum Karthäuserkloster, um den Prior, den er als einen verschwiegenen Mann kannte, von der beabsichtigten Reise des Prinzen in Kenntnis zu setzen. Der Dichter erwähnt freilich diesen Gang Posas nicht, ich halte ihn aber der Lage der Dinge nach für notwendig. Posa sagt IV, 21 zur Königin: „in demselben Karthäuserkloster — — erwartet ihn die Post.“ Das soll doch wohl heißen: „im Hofe“ des Klosters. War das möglich, ohne daß der Prior des Klosters etwas davon wußte? Hier kam Posa nun der Gedanke, dem Prior auch die Papiere zu übergeben, „um sie dem Prinzen zu überbringen, falls er selbst vor Sonnenuntergang sich nicht mehr zeigen würde“. (V, 7.) (Daß der abgefaßte Mönch mit dem Prior ein und dieselbe Person ist, ist doch wohl als sicher anzunehmen.) Zu diesem Schritte veranlaßte Posa folgender Grund: Er konnte nicht wissen, wie schnell sein Brief an Oranien dem König überliefert werden und wie bald ihn die Rache des Königs ereilen werde. Deshalb mußte er 1. alle auf die Verschwörung bezüglichen Papiere von sich geben, damit sie bei einer etwaigen Verhaftung seiner Person nicht in die Hände der Feinde fielen, 2. in einem Briefe dem Prinzen die vorbereitete Flucht mitteilen und ihn zu einer Unterredung mit der Königin auffordern, für den Fall, daß er selbst Carlos nicht mehr sprechen konnte. Ich kann den Mönch nicht für einen

so unpassenden Boten halten, wie Bellermann es tut. Er hatte sich als verschwiegen und frei von Neugier gezeigt. (II, 14.) Daß er sich nachher als ein solcher „Tropf“ benehmen würde, konnte Posa nicht ahnen. Auf die Frage aber, warum er nicht doch lieber dem Prinzen selber die Papiere übergab, ist zu antworten: Er fürchtete, nicht mehr zum Prinzen gelangen zu können. Schieben wir den Gang von der Post zum Kloster ein, das nach II, 14 „weit ab von der Straße“ liegt, so daß man die Türme von Madrid nur in der Ferne liegen sieht, dann ist doch diese Besorgnis Posas durchaus nicht unbegründet, denn es war, wie es auch wirklich geschieht, anzunehmen, daß Taxis sofort mit dem Briefe zum König eilen würde. So mußte er fürchten, nicht mehr zum Prinzen gelangen zu können, selbst wenn er sofort vom Kloster zu ihm eilte. Er wollte aber vorher noch die Königin aufsuchen.

2. Es entsteht nun die zweite Frage: Warum eilt Posa zunächst zur Königin und dann erst zum Prinzen? Wir antworten mit der Gegenfrage: Nachdem Posa dem Karthäusermönch den Brief an Carlos übergeben hatte, in dem er ihm von der vorbereiteten Flucht und der beabsichtigten Zusammenkunft mit der Königin geschrieben hatte, war es da notwendiger, daß er zum Prinzen oder zur Königin eilte? Sicher das letztere. Es ging auch nicht an, die Königin etwa nur durch einen Brief um die Zusammenkunft für Carlos zu bitten. Die Zeit, die ihn die Abfassung dieses Briefes gekostet hätte, konnte er besser ausnutzen. Auch war es schwer, augenblicklich einen passenden Boten zu finden, und der Brief konnte leicht in falsche Hände geraten. Vor allen Dingen: Posa wollte selber die Königin sprechen und ihr sein Vermächtnis anvertrauen. Wenn Bellermann sagt, es sei nicht leicht, den Zweck dieser Unterredung Posas mit der Königin anzugeben, so ist darauf zu erwidern: Geben wir den Plan Posas zu, daß der Prinz mit der Königin vor seiner Flucht eine Zusammenkunft halte, so müssen wir auch seinen Wunsch gerechtfertigt finden, ihr selbst von dem Plan Mitteilung zu machen. Für ihn war dies leichter als für Carlos, einen Boten zur Königin zu schicken. Bellermann tadelt die Szene, „sie gebe fast gar keine deutliche Vorstellung von dem Vorgefallenen“. Es ist freilich zuzugeben, daß der Marquis die Vorgänge nicht in so einfacher und klarer Weise auseinandersetzt, wie später Carlos gegenüber. Die Hauptsache aber, daß er sich für Carlos opfern will, wird doch deutlich genug, und Bellermanns Wort: „Kaum können wir's der Königin glauben, wenn sie sagt: Jetzt endlich fange ich an, Sie zu begreifen“, erscheint mir etwas hart. Die Königin sagt ja nicht, daß sie alles begreife — das wäre freilich zu viel gesagt — sondern daß sie anfange zu begreifen. Daß Posa sterben wolle, war ihr von vornherein klar: „Dies ist die Sprache eines

Sterbenden" und „wie ein Sterbender entstellt". Jetzt fängt sie an zu begreifen, daß der Tod Posas mit seiner Vertrauensstellung beim Könige und mit der Gefangennahme des Prinzen zusammenhänge. Man muß sich erinnern, daß die Königin bruchstückweise einiges von den Vorgängen gehört hatte, die zur Verhaftung des Prinzen geführt haben. Jetzt nach Posas Erklärungen beginnt sie mit weiblichem Scharfsinn die unselige Verkettung der Umstände zu erkennen, die Posas Opfertod notwendig machen. In Szene IV, 14 sagt Alba zur Königin: „auch dem Prinzen fehlen wichtige Papiere, die in des Königs Händen diesen Morgen gesehen worden — als der Chevalier geheime Audienz gehabt." Aus Szene IV, 19 mußte sie entnehmen, daß Carlos bei der Eboli verhaftet worden war. Aus diesen beiden Umständen mußte sie jetzt den Zusammenhang ahnen, daß Carlos, als er erfahren, seine Brieftasche befinde sich in den Händen des Königs, von Mißtrauen gegen den Freund erfüllt, zur Eboli gestürzt sei, um von der Hofdame Zutritt zur Königin zu erbitten. Hätte aber Posa den Zusammenhang der Vorgänge auseinandersetzen wollen, so hätte er der Königin gegenüber viel weiter ausholen müssen, als später Carlos gegenüber, das hätte zuviel Zeit gekostet, und es war immerhin besser, wenn er den Freund selbst noch sprechen konnte. Deshalb begnügt er sich für die Königin mit Andeutungen, ihr hatte er andres und Wichtigeres zu sagen. Es kommt noch ein andrer, nicht unwichtiger Umstand hinzu. Hätte er der Königin die Gründe seines Todes auseinandersetzen wollen, so hätte er die unglückliche Verkettung von seiner und Carlos' Schuld — nach meiner Ansicht ist Carlos' Schuld die größere — ihr erklären müssen. Es ist wohl menschlich entschuldbar, wenn er sich nicht noch mehr, als er es schon tut, in den Augen der Königin herabsetzen will, und Carlos' Zweifel an seiner Freundestreue wollte er ihr erst recht nicht aufdecken; was mußte sonst die Königin von Carlos denken, sie, die selbst nie an Posa gezweifelt hatte?

Nun könnte aber jemand unsrer ganzen Erörterung den Einwand machen, Posa habe eine wichtige Aufgabe ganz außer acht gelassen, nämlich die Aufklärung des Prinzen über die Veranlassung zu seiner Verhaftung, und diese hätte ihn zuerst zu Carlos führen müssen. Hiergegen müssen wir aber die Frage aufwerfen: Was war wichtiger, die Aufklärung oder die Vorbereitung zur Flucht des Prinzen? Ohne Zweifel die letztere, und durch sie ist die Reihenfolge der Schritte Posas bedingt: die Bestellung der Post, der Gang zum Kloster, die Übergabe der Briefschaften an den Mönch, der Gang zur Königin. Erst als dies alles erledigt war, konnte er an die andre Aufgabe denken, den Prinzen aufzuklären.

So glaube ich gezeigt zu haben, daß den letzten Schritten Posas keineswegs die Folgerichtigkeit mangelt, sondern die notwendige Reihenfolge seiner Schritte in wunderbarer Weise übereinstimmt mit der Reihenfolge, wie sie der Dichter brauchte, um seine Absicht, die beiden oben erwähnten großen Szenen, die Szene des Todes des Marquis und die Szene der Katastrophe, zu erreichen.

Die Behandlung deutscher Dichtungen und die Verwendung nationaler Poesie im geographischen Unterricht.

Von **Hanno Bohnstedt** in Berlin.

Mit dem vorjährigen Bericht der höheren Mädchenschule zu Duisburg ist uns eine Abhandlung des Oberlehrers A. Schaefer zugegangen, betitelt: „Ein Pegasusritt durch Rußland. Beitrag zu einem poetisch-geographischen Lesebuche.“ Es wird in ihr ein Gedanke des früh verstorbenen Dr. Paul Buchholz, des Sammlers und Bearbeiters der bekannten und empfehlenswerten „Hilfsbücher zur Belebung des geographischen Unterrichts“, wieder aufgenommen und weiter ausgeführt. Buchholz hatte die Herausgabe einer Sammlung derjenigen Gedichte in Aussicht gestellt, die von ihm zur Belebung und Ergänzung vielen seiner geographischen Einzelbilder, freilich nur mit Nennung der Überschrift, beigegeben waren, aber die Verlagsbuchhandlung hatte den Plan aus buchhändlerischen Rücksichten — die Nachfrage war allzu unbedeutend gewesen — wieder fallen lassen.

Die Herausgabe eines solchen poetischen Bädekers, wie er es nennt, scheint nun der obengenannte Verfasser zu beabsichtigen. Sein Büchlein soll den poetisch-geographischen Stoff für gelegentliche Vorlesungen in der Klasse zugänglich machen und insbesondere dem Lehrer Anregungen für seine Darbietung im Unterricht spenden sowie sein Wissen bereichern. Die ausgewählten Dichtungen sollen womöglich eine Sage oder einen einzelnen Vorgang behandeln, aber stets „in wirklicher, innerer Beziehung zu dem geographischen Objekt stehen“, und es sollen berücksichtigt werden nicht nur deutsche Dichtungen, sondern auch Übersetzungen ausländischer nationaler Sänger unter Hinzufügung der für den oft frembartigen Inhalt und die oft unverständlichen Anspielungen und Ausdrücke notwendigen Erläuterungen.

Ein eingehend dargestellter Pegasusritt durch Rußland dient zur Veranschaulichung des angedeuteten Planes. Neben russisch-patriotischen Dichtungen voll Zarenlob und national gestimmter Volks- und Heimats-

liebe finden sich landschaftliche Stimmungsbilder aus allerlei Gegenden: Steppenbrand, Krimskizzen, Kleinrußland, eine Art russischen Mignonliedes; neben der Darstellung charakteristischer Vorgänge und Zustände aus dem russischen Volksleben: Bauernlos, Eine Beerdigung bieten sich uns Städtebilder und Lokalsagen, teilweise in Balladenton, wie Ein Blick vom Kreml, Groß-Nowgorod usw. Vielfach sind die Dichtungen Übersetzungen von Bodenstedt, und stets sind sie mit sorgfältigen Wort- und Sacherklärungen versehen.

Man kann sich alledem gegenüber mit der Absicht und mit der Ausführung des Verfassers im Grunde einverstanden erklären, ohne deswegen jedoch mit einigen Bedenken und Einschränkungen in bezug auf sein Unternehmen zurückzuhalten.

Gewiß soll ja die Erdkunde, dieses hervorragendste Konzentrationsfach für nahezu alle übrigen Unterrichtsgegenstände, auch der Hilfe der Dichtung mit Vorsicht sich bedienen, aber eben die Vorsicht kann hier gar nicht früh und gar nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden. Rufen wir uns nur die Beschaffenheit eines großen Teils der methodischen Literatur des Deutschen, insbesondere die Gedichtbehandlung und die meist kläglich mageren, phrasenhaften und eines einheitlichen Prinzips, das in der Beschaffenheit der poetisch angeregten Seele begründet wäre, entbehrenden Auslassungen über die Poetik ins Gedächtnis. Wir werden dann im Hinblick auf die ohnehin schon weit genug verbreitete unglückselige Auffassung von der wesentlich lehrhaften Wirkung der Poesie und auf all das empfindungsarme Wirtschaften mit logischen Dispositionen statt mit ästhetischen Gliederungen, mit Grundgedanken und Nutzanwendungen, ferner im Hinblick auf all das verständnislose Abwischen des poetischen Flügelstaubes, als wäre ein Gedicht eigentlich nur nach Form und Ausdruck von lehrhaft erzählender oder beschreibender Prosa unterschieden — ja, wir werden dann im Hinblick auf das alles die Dichtung, die sich ohnehin schon oft genug eine so völlig andre als die ihr allein naturgemäße ästhetische Behandlung gefallen lassen muß, doch nur zögernd und unter allerlei Vorbehalten auch noch zu lehrhaftem Dienst vor den geographischen Karren spannen.

Für die Vorbereitung des Lehrers wird man ja freilich dem oben gekennzeichneten Unternehmen seine Bedeutung nicht absprechen können, und dasselbe gilt, was entsprechend der weitergehenden Absicht dieses Artikels hier nicht unerwähnt bleibe, auch für die Beschäftigung des Geographielehrers mit der Dichtung um seines Faches willen überhaupt. Möge er immer für seine Schilderungen von Ortschaften und Landschaften, von Brauch und Sitte auch aus fremder nationaler Dichtung hier einen anschaulichen Zug oder ein paar leuchtende Farben oder ein besonders

treffendes schmückendes Beiwort, dort einen charakteristischen Vorgang oder ein durch Beschäftigung mit dem dichterischen Geist des fremden Volkes gewonnenes und konkret begründetes Urteil über dieses Volkes Eigenart sich holen. Allerdings wolle er sich dabei sorgsam davor in acht nehmen, daß solche um eines äußerlichen Zweckes willen und darum mit dem Streben nach einer gewissen Vollständigkeit gesammelte Dichtungen — es gilt das auch für andre ähnliche Sammlungen, z. B. historische — mit ihren sachlichen und gegebenenfalls durch die Übersetzung herbeigeführten sprachlichen und poetischen Minderwertigkeiten ihm und unter Umständen auch seinen Schülerinnen den Geschmack und das Sprachgefühl nicht verderben. Der Lehrer möge weiter auch gelegentlich und ausnahmsweise sich etwa durch Mitteilung von Lenaus oder Storms oder Annette Drostes u. a. deutschen Dichtungen aus Pußta und Wattenmeer aus Heide und Moor seinen Unterricht beleben und mit Stimmung durchhauchen lassen; oder er möge hier und da den Vortrag eines passenden, im Deutschen gelernten und behandelten Gedichts gestatten, wie Geibels Zigeunerbube im Norden oder irgend ein Rhein- oder Barbarossalied. Damit ist aber auch der Geltungsbereich eines solchen poetisch-geographischen Bädekers erschöpft, denn sein geographisches Wissen wird sich der Lehrer wohl um ebendieses Wissens und um der nicht zu mißbrauchenden Poesie willen lieber von anderswoher bereichern lassen, als aus der Poesie; und über jenen Grenzbereich hinaus kann ein poetisch-geographisches Lesebuch doch auch viel Unheil stiften, wenn nicht der Herr Verfasser im Vorwort eindringlich und ausführlich vor dem Mißbrauch seines Buches warnt, wozu ich ihm gern um der Förderung seines Büchleins und der guten Sache unsres Themas willen noch mit ein paar Gedanken hilfreich zur Seite trete.

Ich würde also meine Einleitung etwa so schreiben: Lieber Leser, wenn du den Titel meines Schriftchens „Poetisch-geographisches Lesebuch" liesest, dann vergiß darüber, bitte, weder die Poesie noch die Geographie in ihrem besonderen Wert und Wesen. Gedenke, daß das Wesen der Poesie noch immer wie zu Goethes und Schillers Zeit allein mit dem rechten Verstand zweier Worte dieser beiden großen „Fachmänner" erfaßt wird, die auch deine Mägdelein wissen und verstehen sollen, und die da lauten: „Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet" und „Er steht in des größeren Herren Pflicht", und sein Lied, es „wecket der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen". Diesem sachkundigen Gutachten entsprechend hüte dich fein, daß du die Poesie nicht für eine Magd haltest zum täglichen oder gelegentlichen geographischen Aushilfedienst. Sie ist doch eine Königin von Gottes Gnaden, die dir ausnahmsweise und sparsam an den Höhe-

punkten deines geographischen Unterrichts einmal Stimmung über deine landschaftlichen Bilder zaubert. Darum ist nicht das ihr Endzweck in der Geographie, wie es nach dem Titel meines Buches scheinen könnte, zu schildern, wo dein Wort nicht ausreicht, oder auch der Abwechslung wegen, sondern darauf kommt es hinaus, dem Schüler ein Verständnis dafür zu erschließen, wie etwa landschaftliche Stimmungen und volkstümliche Gemütsbeschaffenheiten — ich erinnere dich nur an Klaus Groth und Hebbel — durchs Dichtergemüt vertieft und verklärt, dem Poeten Schöpfungen entlocken, die in uns — und weiter wollen sie wirklich nichts, auch nichts Geographisches — diese Gemütszustände oder Charakterbeschaffenheiten oder Ethe, wie der alte Aristoteles hier sagen würde, wiederzuschaffen oder nachzuahmen berufen und geeignet sind. Laß von diesem Wert und Wesen der Poesie in der Erdkunde deine Schülerinnen ein klares, warmes Verständnis gewinnen, denn ihre Fähigkeit Gedichte zu genießen, in ihnen zu suchen, was sie als Poesie allein bieten wollen, und an ihnen sich zu erfreuen und zu erheben, die schläft ein und erwacht gar nimmer, wenn sie es nicht fassen und empfinden lernen, wo immer sie es in der Schule mit Poesie zu tun bekommen, daß aus der Dichtung ein überquellendes Poetenherz und nicht die lehrhaft geschwollene Schulmeisterklugheit zu ihnen redet.

Daneben vergiß aber weiterhin über dem „poetisch-geographischen Lesebuch“ als „einem selbständigen Ganzen“ nicht die Geographie, über der Dichtung nicht die Wirklichkeit. Laß dich durch die lockende Bequemlichkeit der dargereichten poetisch-geographischen Gestaltenfülle keinesfalls zu der Meinung hinüberziehen, als wäre das reichliche Vorlesen solcher Stoffe gewisse Mängel in deinem geographischen Lehrverfahren zu heilen bestimmt und fähig, oder als sei das etwa eine im Wesen des erziehenden Unterrichts begründete Wahrheit: Wo die Vorbereitung aufhört, da fängt das Vorlesen an. Es ist beides ein Irrtum. Erst sei mir Geograph vom Scheitel bis zur Sohle, als gäbe es gar keine Poesie. Denke daran, daß Geographie lehren in erster Linie bedeutet, die Kinder mit den Erscheinungsformen von Feuer, Wasser, Luft und Erde in Heimat und Fremde, auf unsrer guten alten Erde wie im weiten Weltenraum bekannt und vertraut zu machen, und dann auf Grund der hier gewonnenen, anschaulich und logisch begründeten und geordneten Kenntnisse und Einsichten sie immer wieder, bald gedemütigt, bald bewundernd es finden zu lassen, wie der Mensch als ein Knecht und doch auch wieder als ein Herr auf seiner Erde wie im weiten Weltenraume wandelt. Vergiß auch nicht, daß zur Erreichung dieses Zieles viel Zeit und viel Erziehung zu straffem Denken und viel konzentrierte, durch keine Nebendinge und keine disziplinarische oder poetische Gemütserregung ab-

gelenkte Aufmerksamkeit und gar ein so treues, pünktlich sorgsames Auskaufen jeder Stunde nötig ist, daß da für die Poesie in der Geographie um beider willen wirklich nicht viel Raum bleibt.

Sei darüber indes nicht traurig. Erinnere dich, daß man unsern höheren Mädchenschulen schon einen allzu ausgedehnten Betrieb der ästhetisch literarischen Bildung zum Vorwurf gemacht hat, den wirst du durch die ausgedehnte Aufnahme poetischer Stücke in den erdkundlichen Unterricht doch nicht noch schädlich steigern wollen. Überlege auch, daß man als Extradenkfach unsern Mädchenschulen heute eben noch den mathematischen Unterricht gegeben hat, als habe es mit der Schulung im Denken bisher bei unsern Töchtern doch gehapert, und in der, wie wir wünschen wollen, wohlbegründeten Annahme, es werde ein Lehrer, der es in andern Fächern mit dem scharfen Denken und der Erziehung dazu nicht recht geschafft hat, es nun in der Mathematik und durch die Mathematik schon leisten. Gegenüber diesem stillschweigenden Vorwurf zeige doch lieber, so nachdrücklich und ausgedehnt du kannst, wie auch dein geographischer Unterricht an Stärke und Folgerichtigkeit des Denkens sein Teilchen Früchte trage. Wisse ferner, daß kürzlich erst aus wirklich einmal berufenem Munde ein scharfes, aber ach so wohlberechtigtes Wort gegen das unfruchtbare bloße Anregenwollen so vieler Mädchenlehrer gefallen ist, und dann bedenke, ob deine poetisch-geographischen Stoffe in der Erdkundestunde — der Lehrer des Deutschen wird dir hier schwerlich zu Hilfe kommen können — wenn du mit ihrer Verwendung nicht sehr sparsam verfährst, sich wirklich, ohne der Geographie ihr Recht zu schmälern, so verarbeiten lassen, daß sie nicht vielmehr ein neuer Antrieb für die Mädchen werden, sich durch flüchtige Eindrücke bloß vorübergehend angeregt zu fühlen und oberflächlich da nur zu nippen, wo sie in gesunden, vollen Zügen trinken sollten — nämlich am Quell der Dichtung.

Zu guter Letzt noch eins. Wenn du schon Gedichte in der Geographiestunde vorbringst — ich lasse mir ja auch z. B. das landschaftliche Stimmungsbild schauerlicher Öde und Verlassenheit im Salas y Gomez nicht entgehen —, dann laß es, wie es Buchholz wollte, doch lieber bei der deutschen Poesie bewenden, sie bietet dir schon weit mehr, als du je, und wärest du Diesterweg selber, bewältigen kannst. Zudem wird das Nachempfinden eines fremden Nationalcharakters durch bloßes Vorlesen, und für weiteres hast du nicht Muße, schwerlich erreicht, und selbst wenn es erreicht würde, haben wir dann wirklich noch so viel Zeit und geistige Geschlossenheit in der Schule aufs Spiel zu setzen, daß wir beides auch noch mit der Nationalpoesie etwa der Russen oder gar „aller Zonen und Erdstriche" belasten könnten? Ja weiter, ist diese National-

poesie und dieses Nationalempfinden nicht vielfach für uns nicht nur völlig fremdartig, man denke nur an die Empfindungen des Russen gegenüber seinem Zaren als kirchlichem Oberhaupt, sondern auch derart einseitig und minderwertig, daß es geradezu einen Schaden bedeutete, wenn wir, statt immer eifriger und ausgedehnter der deutschen Poesie unsre unterrichtliche Pflege zuzukehren und immer neue Regungen deutschen Gemütslebens dadurch zum Erwachen zu bringen, die dadurch voll besetzte und fleißig auszukaufende Zeit auf ein Nachempfinden fremdnationaler Inferioritäten verwenden wollten? Doch es mag damit der vorwörtlichen Warnungen genug sein.

Der Herr Verfasser verzeihe mir freundlichst, daß ich, über die Schranken einer bloßen Begutachtung seines Gedankens hinausgehend, mich nun selbst zu einem kleinen Artikel über die in Rede stehende wichtige Frage verstiegen und ihm dabei alsbald viel niederschlagendes Wasser in seinen frischen Wein gegossen habe. Aber diese Worte verfolgen ja als einen sehr wesentlichen Zweck auch den, daß der verehrte Herr Kollege sein gewiß reichhaltiges und anregendes und nutzbringendes Büchlein nur um so geschwinder erscheinen lassen könne, denn für die Vorrede findet er ja nun hier schon Vorarbeit.

Ich kenne übrigens Rußland auch ein wenig aus eigner Anschauung. Und wenn ich bei des Herrn Verfassers Pegasusritt durchs Zarenreich auch meine lieben Mägdelein nicht gerade mitgenommen sehen möchte — so hat er doch manch lieben, lang verklungenen Ton und manch fröhlich flotten Ritt durch Litauens Ebenen aus froher Studentenzeit mir wieder lebendig werden lassen, und an diesem Punkte liegt ja, recht verstanden, dann auch der beste Teil der Berechtigung seiner Gedanken und seines Büchleins klar am Tage: sie gewähren uns Lehrern — und wir können das ja wohl vertragen — frische Anregung die Fülle.

Zu Schillers Ring des Polykrates.

Von Oberlehrer **Clemens Ronn** in Mayen.

I. Die vormals deinesgleichen waren,
   Sie zwingt jetzt deines Zepters Macht.
   Doch einer lebt noch, sie zu rächen.

Über die Deutung der Worte „Die vormals deinesgleichen waren“ sind auch die neuesten Erklärer nicht einig. So wird z. B. in der neuesten Auflage des Werkes „Aus deutschen Lesebüchern“ (III^5, 1901, S. 321) zweifelhaft gelassen, ob Schiller bei diesen Worten an die früheren

Mitbürger des Polykrates oder an die von ihm unterworfenen Fürsten gedacht habe. Ich halte diese letzte Auffassung für unrichtig. Die „unterworfenen Fürsten", von denen übrigens in der Quelle des Gedichtes gar nicht die Rede ist, haben früher nicht dem Polykrates gleichgestanden, sondern sie haben über ihm gestanden. Alsdann hätte der Dichter ohne Zweifel gesagt: „Früher standest du unter ihnen, jetzt stehst du über ihnen." Ferner wäre der gleich darauf erwähnte Rächer ebenfalls einer der Fürsten, denn wir haben gar keinen Grund, irgend eine unbeteiligte dritte Person als Rächer der Fürsten anzusehen. Gegen diese Auffassung wendet sich aber bereits Leimbach, indem er sagt, an einen auswärtigen Feind sei nicht zu denken; denn sonst würde dieses Motiv von dem späteren („Der Kreter waffenkund'ge Scharen") nicht verschieden sein. Leimbach selbst denkt bei den Worten „Die vormals deinesgleichen waren" an Fürsten und Adlige, die Polykrates mit siegreicher Hand unterworfen habe; den Rächer hält er für einen Nebenbuhler. Nach ihm ist der Sinn der Worte: „Du herrschst jetzt über die, welche vormals waren, was du jetzt bist, nämlich Fürsten und Adlige." Wenn er unter den Fürsten und Adligen vornehme Samier verstanden wissen will, ist seine Auffassung richtig; aus seinen Worten jedoch geht dies nicht klar hervor. Nach meiner Meinung ist es nicht schwer, den Sinn der ganzen Stelle zu erfassen, wenn wir uns die Entwicklung der griechischen Tyrannis vergegenwärtigen. Fast in allen griechischen Staaten ging dem Auftreten von Tyrannen eine Oligarchie des Adels vorher. Ein ehrgeiziger Adliger benutzte die Unzufriedenheit des niederen Volkes, stellte sich an die Spitze desselben und riß die Herrschaft gewaltsam an sich. Häufig hatten die Tyrannen langjährige Kämpfe gegen die Mitglieder des von ihnen aus seiner Machtstellung verdrängten Adels zu bestehen. Einen ähnlichen Verlauf nahmen die politischen Umwälzungen auf Samos. Auch dort bestand eine Herrschaft des Adels, dem auch Polykrates angehörte. (Vgl. Schömann-Lipsius, griech. Altertümer, I², S. 166.) Polykrates riß die Alleinherrschaft an sich mit Hilfe des Lygdamis auf Naxos, der ebenfalls ein Adliger war. Daß Polykrates mit den Adligen, die vormals seinesgleichen waren, Kämpfe zu bestehen hatte, ist wahrscheinlich. Denn schon vor ihm hatte ein gewisser Syloson (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Bruder des Polykrates) eine Tyrannis auf Samos gegründet, war aber von der Adelspartei gestürzt worden. Polykrates hatte mehr Glück und vernichtete alle seine adligen Gegner. An den letzten, der sich mit den Milesiern verbunden hatte, denkt offenbar Schiller und führt uns dessen Vernichtung vor. Wir könnten dabei an Syloson, den Bruder des Polykrates, denken; aber dies ist nicht notwendig und für die Gesamtauffassung unsrer Stelle gleichgültig.

II. Bedenk, auf ungetreuen Wellen —
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen —
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.

Die Erklärer sind geneigt, diese Worte auf die Handelsflotte des Polykrates zu beziehen. Sie führen gegen die Auffassung der Flotte als Kriegsflotte folgende Gründe ins Feld. Als drohende Gefahr werde nur der Sturm, nicht aber eine feindliche Kriegsflotte bezeichnet, was doch näher läge. Ferner seien die Schiffe mit fremden Schätzen reich beladen. Endlich beabsichtige der Dichter eine Steigerung: er stelle die Besiegung des inneren Feindes und Nebenbuhlers, das Aufblühen des Reiches durch Handel, die Besiegung des äußeren Feindes nacheinander dar. — Daß ein Sturm für eine Kriegsflotte keine entsprechende Gefahr bilden könne, wird nur der behaupten, der nicht an die primitive Art der damaligen Seefahrt denkt. Die Schätze, mit denen die Schiffe beladen sind, können auch Kriegsbeute sein. Ferner hat Polykrates sein Heer in fremdem Lande und weiß, daß die kretische Flotte ihn bedroht. Sollte er zu einem solchen Zeitpunkte eine Handelsflotte ausgesandt haben? Das wäre doch mehr als unvorsichtig gewesen. Inwiefern endlich in der Reihenfolge: Besiegung des inneren Feindes, Aufblühen des Handels, Überwindung des äußeren Feindes, eine Steigerung liegen soll, ist mir unerfindlich. Man sollte eher denken, daß das Aufblühen des Handels auf die Überwindung des inneren sowohl wie des äußeren Feindes folgte. Somit ergibt sich, daß die Auffassung der Flotte als Handelsflotte nicht einwandfrei ist, während die gegen die Kriegsflotte geltend gemachten Gründe nicht stichhaltig sind.

Schiller fand in seiner Quelle eine Kriegsflotte, nicht eine Handelsflotte erwähnt. Denn wenn Herodot sagt: „Er besaß 100 Fünfzigruderer und 1000 Bogenschützen", so geht aus der Zusammenstellung der Flotte mit den Bogenschützen deutlich hervor, daß nur eine Kriegsflotte gemeint sein kann. Somit liegt der Gedanke nahe, daß auch Schiller an eine Kriegsflotte gedacht habe, und wir haben keinen Grund, von dieser Auffassung abzugehen, wenn sich ein richtiger Zusammenhang der Gedanken nachweisen läßt. Das ist ohne Zweifel der Fall. Das Heer des Polykrates hat vor Milet einen glänzenden Sieg errungen. Damit ist die erste Warnung des Amasis hinfällig geworden. Aber er wendet noch ein, daß die Kriegsflotte, welche das Heer zurückführen soll, unterwegs vom Sturm vernichtet werden könne. Auch dieser Einwand wird durch die Tatsachen widerlegt; die Flotte nähert sich dem Hafen. Da erinnert Amasis an die von seiten der Kreter drohende Gefahr; doch auch diese wird abgewendet. Die zurückkehrende Kriegsflotte, welche erst nach dem Sturme von der milesischen Küste abgesegelt ist, bringt die Nachricht mit, daß der Sturm

die Kreter zerstreut hat. So hat Polykrates erstaunliches Glück. Sein Sieg bei Milet mag noch angehen; aber daß seine Flotte von dem Sturme verschont bleibt, während die der Kreter von demselben Sturme zerstreut wird, das ist übermenschliches Glück.

III. Der Neid der Götter.

Man hat Schiller einen Vorwurf daraus gemacht, daß er der Auffassung Herodots gefolgt sei und den Neid der Götter als Ursache für den Untergang des Polykrates hingestellt habe, während doch ein Balladendichter sich nach der Auffassung seiner Nation richten müsse. (Vgl. Götzinger, I[5], S. 315.) Dem gegenüber hat schon Th. Becker in dieser Zeitschrift (VII, S. 589) darauf hingewiesen, daß der antike Gedanke vom Neide der Götter auch der Vorstellung des deutschen Volkes nicht ganz und gar fremd sei. Ich glaube, es bedarf dieses an sich dankenswerten Nachweises nicht, um den Dichter zu rechtfertigen. Er ist zwar von der antiken Auffassung ausgegangen und hat den Neid der Götter als Ursache für das Unglück des Polykrates hingestellt; aber bei ihm erscheint nicht das bloße Glück des Polykrates als die Ursache seines Unterganges, sondern sein Verhalten dem Glücke gegenüber. Darauf weist der Dichter deutlich hin, wenn er den Polykrates sich seines Glückes rühmen läßt: „Gestehe, daß ich glücklich bin.“ Also nicht das Glück, sondern der stolze Sinn, den das Glück in Polykrates erzeugt hat, setzt ihn dem Neide der Götter aus. Dazu passen auch die Worte: „Versetzt er mit besorgtem Blick“ (Str. 5), welche voraussetzen, daß Polykrates sich wiederum seines Glückes gerühmt hat. Auch die Erwähnung der Erinnyen (Str. 13) deutet darauf hin, daß der Dichter bei Polykrates eine Schuld voraussetzt, deren sich dieser selbst bewußt ist. Die Erinnyen sind nach antiker wie nach Schillers Auffassung (vgl. die Kraniche des Ibykus) die Rächerinnen des Frevels. Ist aber das einzige Verbrechen des Polykrates sein beispielloses Glück, so haben die Erinnyen keine Rache an ihm zu vollstrecken. Also: Polykrates hat den Neid der Götter zu fürchten, weil ihm infolge seines Glückes der fromme, demütige Sinn gegen die Götter fehlt. Zu dieser Charakteristik des Tyrannen paßt vortrefflich die Art, wie er sich seiner Verpflichtung den Göttern gegenüber zu entledigen sucht. Es ist ein Zeichen seiner Verblendung, wenn er glaubt, daß etwas rein Äußerliches, wie der Verzicht auf den Ring, den Zorn der Gottheit abzuwenden geeignet sei. Eine Versöhnung mit seinem Bruder Syloson, Milde gegen seine unterworfenen Gegner wären eher geeignet, die Götter zu versöhnen, während sie das Opfer des Ringes verschmähen.

Das Wort Heimweh.

Von Dr. **Otto Ladendorf** in Leipzig.

Welche Fülle von Betrachtungen oft die Geschichte eines einzigen Wortes anregen kann, dafür ist neuerdings die überaus reichhaltige und eindringende Studie, die Friedrich Kluge dem Worte Heimweh[1]) gewidmet hat, ein lehrreicher Beweis. Die Arbeit ist mustergültig nicht nur durch die wissenschaftliche Beherrschung der wort- und kulturgeschichtlichen Fragen, sondern ebensosehr durch den Geist, von dem sie zeugt. Denn auch bei ihm spüren wir „den vollen und reinen Klang seines Heimatgefühles und seiner Vaterlandsliebe". Wie sehr aber Kluges Studie unsre Kenntnis des wichtigen Wortes vertieft und erweitert, zeigt schon ein Vergleich mit der leider nur allzu summarischen Behandlung im Grimmschen Wörterbuche durch Moriz Heyne (IV, 2. Abt. Sp. 884). Besonders an solchen Beispielen läßt es sich ermessen, wie begründet es ist, wenn schon vor Abschluß dieses großen nationalen Sammelwerkes sich der allgemeine Wunsch nach einer umfassenden Neubearbeitung größten Stiles kundgibt. Es hat allerdings seine eignen Schwierigkeiten, bei solchen wortgeschichtlichen Untersuchungen den Gegenstand nach Möglichkeit zu erschöpfen. Deshalb betont auch der Verfasser ausdrücklich, daß der Abdruck des ursprünglichen Freiburger Universitätsprogrammes zu dem Zwecke erfolgt sei, um dadurch zu weiteren Sammlungen für das Wort anzuregen. Dieser Aufforderung folgend, teile ich im folgenden mit, was mir von meinen Beobachtungen zur Berichtigung und Ergänzung geeignet scheint.

Die Vergangenheit des Wortes Heimweh reicht, wie Kluge gezeigt hat, nicht eben weit zurück. Zwar taucht es schon Ende des 17. Jahrhunderts gelegentlich auf, aber doch nur in einer ganz bestimmten Sphäre, nämlich als medizinischer Fachausdruck für eine schweizerische Krankheitserscheinung. Selbst dem Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts scheint es, trotzdem der früheste Nachweis in der Literatur bis auf 1715 herabführt, auch noch nicht recht geläufig gewesen zu sein. Wenigstens läßt sich an den mitgeteilten Belegen zumeist noch ein Charakteristikum des ursprünglichen schweizerischen Dialektwortes erkennen. Denn wenn das Wort auch für andre Alpenländer noch nachzuweisen ist, so wird doch die Schweiz als Ausgangsbezirk für seine schriftsprachliche Verbreitung festzuhalten sein. Und noch bis ins 19. Jahrhundert hinein weist Kluge an Wort wie Begriff schweizerische Lokalfarbe nach.

---

1) Zeitschrift für deutsche Wortforschung II (1901), 284 flg.

Allerdings bürgert sich das Wort in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts doch bereits so weit ein, daß es auch von nicht schweizerischen Schriftstellern ohne besondere Bemerkung verwendet wird. Doch ist die Zahl dieser Belege immerhin beschränkt genug, wenn sie sich auch erweitern läßt. Nachzutragen ist vor allem eine Stelle in Lessings Philotas (1759, 5. Auftritt). Auffallend spät wird das Wort als Überschrift gebraucht.[1]) Das erste Gedicht dieser Art, das Kluge notiert, stammt von Matthison (1790) und bezieht sich überdies auf den schweizerischen Dichter Salis-Seewis. Dazu steht aber in interessantem Gegensatz ein bisher unbeachtetes älteres Gedicht des Schlesiers Gottlieb Samuel Bürde, insofern es nämlich für den ersten Blick kaum eine Spur vom Erdgeruche des schweizerischen Bodens zu verraten scheint. Es findet sich in der 1789 zu Breslau erschienenen Sammlung: Vermischte Gedichte von Samuel Gottl. Bürde, S. 27flg., die nach dem vom 30. Juni 1788 datierten Vorbericht die Früchte einer mehr als zehnjährigen poetischen Tätigkeit vereinigt. Da das Bändchen des jetzt fast vergessenen, seinerzeit aber besonders durch Wielands freigebiges Lob ausgezeichneten Dichters, der übrigens durchaus von den Lyrikern des Göttinger Hains abhängt, ziemlich selten geworden ist, drucke ich das Gedicht hier im Wortlaute ab:

Das Heimweh.

Süß ist's nach des Tages Hitz' und Lasten,
wenn der Hauch des Abends uns erfrischt,
in der mondbeglänzten Laube rasten,
bei dem Mahl, das Freundschaft aufgetischt;
Süßer noch, wenn ganz vom Zwang der Städte
uns ein ländlich Eigentum befreit,
wo auf selbstbepflanztem Gartenbeete
Kraut und Kohl zur Hausmannskost gedeiht; — —
Doch nur Schatten gegen das Entzücken,
das die Brust des Wanderers durchglüht,
der des letzten Berges steilen Rücken
nun erklimmt — und seine Heimat sieht!
O, wenn wird mir diese Stunde schlagen!
alles macht mir weh, was mich verweilt;
Heimweh sind die Schmerzen, die mich nagen,
die nur Luft des Vaterlandes heilt.

Dennoch läßt sich auch hier nachweisen, daß der Verfasser Wort wie Begriff unmittelbar aus der Schweiz selbst übernommen hat, die er laut eignen Berichtes: Bürde, Erzählung von einer gesellschaftlichen

1) So überschreibt z. B. Friedrich Mohn eins seiner Gedichte (I. Bd. Düsseldorf 1795 S. 59) noch „Sehnsucht nach dem Vaterlande", während ihm doch schon in dem nur drei Jahre später erschienenen II. Bändchen (S. 210) Begriff und Wort vom „Heimwehkranken" ganz geläufig ist.

Reise durch einen Teil der Schweiz und des oberen Italiens. Breslau 1785, zuerst im Oktober 1779 besuchte. Und es ist recht wahrscheinlich, daß er auf dieser Reise auch das Gedicht schon verfaßt hat. Gesteht er doch selbst in seinen Aufzeichnungen beim Betreten des schweizerischen Bodens (S. 18): „Ich fühlte, daß ich ... in einer weiten Entfernung von meinen Freunden, meinem Vaterlande, kurz in der Fremde war. Eine Art von Heimweh befiel mich wider Willen."

Allgemeine Verbreitung fand das Wort erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Vgl. noch bei Novalis (Ausg. von Bruno Wille IV. Bd. S. 159): „Die Philosophie ist eigentlich Heimweh, ein Trieb überall zu Hause zu sein." Daß aber außer der Romantik noch ganz andre Faktoren dazu beigetragen haben, lehrt eine Auslassung Theodor Mundts in seinen „Kritischen Wäldern" (Leipzig 1833), die eine Reihe von Aufsätzen aus den ersten Jahrzehnten vereinigen. Er kommt nämlich darin bei der Charakteristik des gesunden und tüchtigen Schweizerdichters Ulrich Hegner zugleich auf die verderbliche Mischung von empfindelnder Sentimentalität und geheimer Frivolität zu reden, die sich gerade zu Anfang des 19. Jahrhunderts in modischen Schilderungen schweizerischer Zustände so häufig finde. „Wie in Deutschland alles einmal Mode gewesen, so war auch eine Zeitlang eine gewisse Schweizerempfindsamkeit in Romanen wie auf dem Theater ein beliebtes Thema; Alpentäler, Sennenhütten, der Kuhreigen und das Heimweh gaben in Operetten und Singspielen zu der größten Rührung Anlaß" (S. 118flg.). Es braucht nur an den durchschlagenden Erfolg der dreiaktigen Oper „Schweizerfamilie" von Castelli und Weigl erinnert zu werden, der dem Dichter des Textbuches sogar 1811 die Anstellung als Wiener Hoftheaterdichter eintrug.

Je mehr aber das Wort Heimweh in Aufnahme kam, um so eifriger ist man bemüht, den allmählich verblassenden Gefühlswert durch allerlei nuancierende Zusätze aufzufrischen. Eine gewisse Grenze freilich war zunächst gegeben. Es konnten nur Ergänzungen sein, die entweder den Begriff Heimat an sich in besonderem Sinne faßten oder Teilbegriffe, die sich je nach Land und Leuten ergaben. Am frühesten sind bisher die Belege für die Wendung in religiöser Auffassung, wo der irdischen, vergänglichen Heimat eine himmlische gegenübergestellt wird als die wahre Heimstätte. Sie gehen bis ins Jahr 1782 (Wieland) zurück. Besonders vertieft hat diese Auffassung Heinrich Stilling mit seinem allegorischen „Heimwehbuche" (1794), als dessen Leitgedanken er selbst den Spruch hinstellt: „Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Haus kommen." Man sei aber nicht eher zu Hause, als bis man im Himmel weile. In diesem Sinne dünkt ihm „die ganze wahre christliche Kirche heimwehkrank". Von späteren Belegen notiere

ich noch Börnes Wendung „Heimweh nach dem Himmel" (Ges. Schriften 1862. V, 237). Ferner erwähnt Auerbach in seiner Lehrgeschichte „Neues Leben" (Ges. Schriften 1858. XIV, 115) „ein sentimentales Heimweh nach Angewöhnungen von der Kirche her". Und wieder abgestreift ist diese konfessionelle Färbung in einer Stelle des Gedichtes „Die Sphinx" von Emil v. Schönaich-Carolath (Dichtungen, 4. Aufl., Leipzig 1898, S. 73):

Wenn eine Frau die dunklen Augensterne
Scheu zu dir aufschlug, hast du nie mit Schmerzen
Gefühlt ein Heimweh nach verlorner Ferne? . . .
In jeder Frau liegt der tiefsüße Zug,
Der unbeschreibliche, ein ew'ges Sehnen
In uns zu wecken, daß wir aufwärts dehnen
Zu Gott empor des Lebens Probeflug.

Das Bedürfnis, Spezialbegriffe der Heimat zur Ergänzung heranzuziehen, läßt sich bereits bei Hebel (1803) erkennen in der zitierten Wendung: „as wenn i 's Heimweh hätt', weiß nit no was?" Verhältnismäßig früh findet sich die Beziehung auf Personen. Ich erinnere an eine Stelle in Jahns Deutschem Volkstum (Reclamausgabe S. 163): „Heimweh nach heimischen Seelen und verschwisterten Herzen." Sanders führt dafür eine Briefstelle des schweizerischen Historikers Joh. v. Müller an (Sämtl. Werke, Tübingen 1812, S. 314), der am 16. Oktober 1807 über seinen Freund Humboldt schreibt: „Zu ihm hätte ich Heimweh bekommen." Ein weiterer Beleg ist mir begegnet in den „Liedern des Sturmes" (1838) von Alexander Graf von Württemberg (Reclamausgabe, S. 191), der den Sturm erzählen läßt:

Nach Kornik fühlt' ich Heimweh,
Mich plagte Langeweile.

Ähnlich läßt Gottfried Keller in seiner Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe" (Die Leute von Seldwyla I, 26. Aufl., Berlin 1901, S. 122) Sali zu Vrenchen sagen: „Nein, ich bin gerade nicht krank, außer vor Heimweh nach dir."

Aber auch örtliche Beziehungen werden schon in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gern dem Worte Heimweh beigefügt. So spricht Zschokke in seiner Geschichte „Das Goldmacherdorf" (1815) bereits vom „Heimweh zur Stadt" (Reclamausgabe, S. 23), während Franz Freiherr v. Gaudy in der 1836 veröffentlichten Reiseschilderung „Mein Römerzug", 3. Teil (Ausgabe von Mueller XXI, 95) den kunstlosen italienischen Volksliedern nachrühmt, daß sie oft nach Jahren noch in des Hörers Brust ein „banges Heimweh nach dem südlichen Himmel" erweckten. Ganz speziell faßt Kopisch einmal den Begriff (Ges. Werke,

Berlin 1856. I, 112), indem er von einem „Heimweh nach dem Hans Jochem-Winkel" dichtet, einer Gegend in der Mark, wo alle Leute Jochem hießen.

Alexander von Württemberg aber erzählt uns in seinem oben erwähnten Hauptwerke nicht nur, daß die Gironde ein „tiefes Heimweh nach reinen Alpenquellen" mit sich forttrage bis in die bitteren Meereswellen (S. 186), sondern läßt auch den Sturm in sehnender Erinnerung nach dem französischen Seeräuber Kornik bekennen (S. 160):

> O! schönes Kaperleben,
> Bald hier, bald dort verschlagen,
> Ein Heimweh greift mich an
> Nach jenen schönen Tagen.

Natürlich klingt auch hier die Beziehung auf die Meeresheimat unwillkürlich an.[1])

Die Kontrastbildung, das Hinausweh, Fernweh, Fortweh oder „das umgekehrte Heimweh", nach Goethes treffender Bezeichnung, wird von Auerbach namentlich in einer Reihe von Wendungen eigenartig verwendet. So hören wir, wie den Helden der oben genannten Erzählung „Neues Leben" (zuerst 1851 erschienen. XIV, 87) ein „tiefschmerzliches Heimweh nach den gewohnten freien Bildungshöhen" ergreift (vgl. auch S. 203), oder wir vernehmen seinen eignen Ausspruch über das „Heimweh nach den hinausgegebenen Gedanken" (XVI, 165).

Für die seltene Bedeutung des Wortes Heimweh aber im Sinne von „Weh an der Heimat", d. h. Weh, das man über das Verweilen in der Heimat empfindet, wofür Sanders (II. Bd. 2. H. 1517a) erst einen Beleg von Otto Müller (1851) beibringt, vermag ich eine recht charakteristische Stelle bereits aus dem 4. Teile von Gaudys „Römerzug" (1836) anzuführen (XXII, 75): „Da ergriff mich das Heimweh mit unsäglicher Gewalt — nicht jenes Heimweh, welches den Schweizer beim Klange des Kuhreigens erfaßt und ihn von seiner Fahne nach der grünen Alp zurücklockt — nein! es war das weit bittere Weh, daß alles schon so heimisch sei, daß die Mark-Ankona — so fürchterlich Mark-Brandenburgisiere!" Von diesem beklemmenden Gefühl, vorzeitig aus einer herrlichen Schwärmerei in die alltägliche Umgebung zurückgeführt worden zu sein, erlöst ihn erst das Zauberwort: „i passaporti."

Die Zahl der Zusammensetzungen, die dem Worte Heimweh eine besondere Schattierung verleihen, ist ziemlich beschränkt und hängt eng

1) Vgl. auch noch Eichendorff „Krieg den Philistern" (1823): „In uns lebt noch die Sehnsucht und das Heimweh Nach altteuton'scher Urzeit." (4. Abent. Schluß); Arndt (Gedichte, Reclamausgabe S. 185) „Heimweh nach Rügen" (1842); Auerbach (Ges. Schr. XVIII, 147) „Heimweh nach Deutschland" (1846) usw.

mit den nuancierenden Ergänzungen zusammen. Zu den von Kluge genannten Beispielen füge ich noch Belege für „Schweizerheimweh" hinzu (Gutzkow[1]), Ges. Werke 1845. I, 99) und eine Stelle in Gottfried Kellers Entwurfe zu einem vaterländischen Schwank (zirka 1846):

Das Schweizerheimweh schön erfunden
Als Zeichen jedem Alpensohn.

(Kellers Leben von Jakob Baechtold II, 491.) Nach solchem Beispiel ist dann von Klaus Groth in der Besprechung von Storms Schriften dem feinsinnigen Nordfriesen das „Holstenheimweh" als Seele seiner Dichtung nachgerühmt worden (Westermanns Jahrb. XXV, S. 331. 1869). Vergleiche auch die schönen Worte, die Eichendorff Jean Pauls unübertrefflicher Darstellung der Unschuld und Reinheit des Kinderparadieses widmet, woraus er seinen Glauben an die Perfektibilität des Menschengeschlechts schöpfe (Verm. Schriften, 2. Aufl., Paderborn 1866, S. 162 flg.): „Dieses 'Sonntagsheimweh' mit seinen fernen blauen Bergen, seinen wallenden Kornfeldern und darüberwehenden Glockenklängen ruht über allen seinen Schriften gleich einem Morgenrot, in welchem jeder, der wirklich einmal jung gewesen, seine eigne Heimat wie in einem schönen Traume wiedererkennt."

Aber auch eine, allerdings recht wenig glückliche, adjektivische bez. adverbielle Ableitung ist gewagt worden. So schreibt Gaudy in der Novelle „Der neue Paris" (1839): „Es wohnt den Nächten am Meeresstrande ein stiller geheimnisvoller Zauber inne, welcher auch noch nach jahrelanger Trennung nichts von seiner Gewalt einbüßt und noch in der Erinnerung sehnsüchtiglockend, heimwehlich-mächtig nachtönt" (VIII, 133). Vgl. dazu den Beleg bei Sanders (II. Bd. 2. H. 1519a) aus dem Jahre 1855: „Sein Herz quoll über von heim-wehlichen Erinnerungen" (Heinrich König). Der Fortbildung „Heimatweh" begegnet man auch in einem Gedichte von Castelli und Frankl (Grenzb. 1847, 1. Sem. I, 215).

Welche Beliebtheit Wort und Motiv Heimweh in der modernen Dichtung gewonnen haben, darüber nur noch ein paar Proben. Als Gedichtsüberschrift ist mir das Wort noch begegnet bei Hoffmann von Fallersleben (zweimal), ferner bei Herwegh im 2. Teil der „Gedichte eines Lebendigen" (9. Aufl., Stuttgart 1871, S. 187), bei Franz Kugler (Morgenbl. 1848, S. 129) und bei Moritz Hartmann in den „Bretonischen Volksliedern" (1858), der den bretonischen Rekruten sogar ein weit stärkeres Heimweh als den Schweizersoldaten zu-

1) Bei ihm findet sich auch die bisher schon aus Humboldt belegte Zusammensetzung „Heimatssehnsucht" (Die Ritter vom Geiste. 2. Aufl., 1852. II, 44).

schreibt (Ges. Werke, Stuttgart 1874. I, 435 und 461). Als Kapitelüberschrift verwendet es des öfteren Gaudy (XXII, 72 und XVI, 155), der das Wort ebenso wie Auerbach besonders liebt; und Julius Mosen hat eine seiner schönsten Novellen in der Sammlung „Bilder im Moose" damit betitelt (Sämtl. Werke, Oldenburg 1863. VII, 248). Es ist die Erzählung, von der selbst Johannes Scherr gesteht, daß er nicht wüßte, ob das deutsche Heimweh irgendwo ergreifender und erschütternder geschildert worden wäre.

So lebhaft das Wort aber in der Dialektdichtung neuerer Zeit gebraucht wird, so zeigen doch die Ausführungen von Meisinger (Zeitschr. für hochd. Mundarten III, 326 flg.), wie vielen Mundarten es noch fremd geblieben ist, obwohl es an charakteristischen Entsprechungen nicht fehlt.

Sprechzimmer.

1.

Zur Erklärung und zum Vortrage von Uhlands „Bertran de Born".

Lehmann sagt bei der Erläuterung des „Bertran de Born" (Der deutsche Unterricht, 2. Aufl. S. 15): „Welche Stelle in Bertrans Rede hat die Umwandlung (in der Gesinnung des Königs) hervorgebracht? Daß der Dichter einst der Stolz der Königstochter gewesen ist, daß es sein Sehnsuchtslaut war, der ihr Herz verzaubert hat, muß den Vater weicher stimmen und die Versöhnung vorbereiten. Was aber führt diese selbst herbei? Die Schilderung vom Tode des Sohnes usw. ... Hier also liegt der Wendepunkt des Gedichtes." Mir scheint hier ein Mißverständnis vorzuliegen. Bertran ist im Anfange gar nicht demütig, er legt es nicht etwa darauf an, den König zu erweichen, milder zu stimmen. Dem Überwinder, der ihn höhnt, will er zeigen, daß er nur äußerlich besiegt ist, nicht innerlich, dem gehaßten Feinde will er noch einmal, das letztemal, da er es vermag, recht wehe tun. Darum der Hinweis auf die Empörung von Perigord und Ventadorn, darum der Hinweis auf die beständige Feindschaft, darum endlich der Hinweis auf das Verhalten „der Königskinder". Denn was kann einem Vater Ärgeres widerfahren, als daß seine Kinder sich von ihm ab seinem Feinde zuwenden? Die Erinnerung an den in Strophe 4 erzählten Vorfall ist ebendeswegen alles eher als geeignet, den „Vater weicher zu stimmen und die Versöhnung vorzubereiten". Man vergegenwärtige sich doch nur die Situation! Die Tochter sitzt als Braut beim Hochzeits-

mahle, einem festlichen Empfange oder dgl. Nun erscheint der Bote Bertrans, den sie, wie wir vielleicht sagen dürfen, zum großen Ärger ihres Vaters geliebt hat. Es hat den König ebendeshalb auch vielleicht Mühe genug gekostet, ihr die Einwilligung zu der von ihm aus politischen oder andern Gründen gewünschten Ehe abzuzwingen. Vor allen Gästen kommt es nun zu einem „Skandale". Der Sänger stört nicht nur den mühsam errungenen, vielleicht nur erst äußerlich gezeigten Seelenfrieden der Braut, sein Lied ruft sogar einen auffälligen lauten Ausbruch ihrer Empfindungen hervor und bei solcher Gelegenheit![1]) Wie würde die Erinnerung daran einen gewöhnlichen bürgerlichen Familienvater berühren, der auf Zucht und Gehorsam in seinem Hause hält? Nun füge man all die Erschwerungen hinzu, wie sie durch die soziale Stellung der Beteiligten, durch die Bedeutsamkeit ihres Tuns und Leidens für die Schicksale ganzer Völker bewirkt werden. Und wie stark hebt Bertran noch alle erschwerenden Umstände hervor!

Auch die fünfte Strophe trägt zunächst noch ganz den gleichen Charakter. Erst bei den Schlußworten:

> Jenem Todespfeil entgegen,
> Der ihn traf vor Montforts Tor

bricht unwillkürlich die wirkliche Grundstimmung Bertrans hervor: die tiefe Trauer um den Verlust des Freundes, das schmerzliche Gedenken an seine leidvolle Todesstunde, das qualvolle Bewußtsein, selbst die Schuld zu tragen an all dem Unheil. Diese Empfindungen sind durch den Hohn des Königs nur zurückgedrängt, nicht vernichtet worden. Sie sind mächtiger als sein augenblickliches Wollen, die Liebe ist stärker als der Haß. Je kraftvoller Bertran selbst ist, desto mächtiger die Wirkung dieses seelischen Vorganges auch auf andre.

Darum wäre es m. E. ganz verfehlt, wenn man sich durch die höfliche Form der Anrede täuschen ließe und Bertrans Rede als eine etwa gar im voraus bedachte Art Beichte — als erweiterte Ausführung der bekannten anekdotischen Antwort — vortrüge, die den Sinn des Königs wandeln soll. Bis zu den Worten:

> Und ich trug das Banner vor

müssen Hohn, Trotz, Haß zu immer gesteigertem, ob auch in der Form gemäßigtem Ausdrucke kommen — dann die plötzliche Wendung.

Ich würde auf die Erläuterung dieser Stelle nicht so viel Worte verwendet haben, wenn nicht Uhlands Gedicht mit Recht zum eisernen Bestande der Lektüre auf der Mittel- und Oberstufe gehörte, wenn nicht die an-

1) Erfährt der Vater von dem ganzen Verhältnis erst bei dieser Gelegenheit, so ist die Sache fast noch schlimmer!

erkannte Vortrefflichkeit des Lehmannschen Buches so manchen verleiten könnte, auch das einzelne unkritisch zu übernehmen, und wenn schließlich die von mir gerügte Auffassung nicht auch bei Dietlein usw. „Aus deutschen Lesebüchern" eine Stütze fände. Dort heißt es Band III S. 31: „Und der Sängerheld? Er steht gefesselt, aber geistig frei im Angesicht seiner Burgtrümmer und des erzürnten Königs, aber furchtlos da — er leugnet nichts und hofft nichts. — — — Wenn das Herz das Beste verloren hat, wozu dann Leben und Gut? Er stellte alle Feindseligkeiten ein und suchte nur noch den letzten Wunsch und Willen seines sterbenden Freundes zu erfüllen." Man sieht, wohin falsche Auffassung und tönendes Wort führen: sie verdrehen den Tatbestand, ja schlagen geradezu der Wahrheit ins Gesicht. Der Bertran de Born, der so hätte handeln wollen, wie Polak meint, hätte den Kampf vor Montfort abbrechen und sofort in härenem Gewande als Büßer vor dem Könige erscheinen müssen, nicht den Widerstand fortsetzen dürfen bis zum äußersten, bis seine erstürmte Burg in Flammen aufgeht und er selbst von der Übermacht bewältigt und gefesselt wird.

Wien. Dr. **Ludwig Singer.**

2.

Zu Hebels Erzählung „Der Heiner und der Brassenheimer Müller".

Für die köstliche Erzählung im Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes (Ausgabe von Behaghel in Kürschners National-Literatur, Nr. 114, S. 188), wie der Heiner den Brassenheimer Müller um sein Pferd betrügt, indem er sich lahm stellt und ihn veranlaßt, seine Krücken von einem Baume zu holen, ist, soviel ich weiß, eine Quelle noch nicht nachgewiesen. Daß sie Hebel aus dem Volksmunde geschöpft hat, ist deshalb wahrscheinlich, weil dieselbe Erzählung an zwei örtlich weit voneinander entfernten Stellen Deutschlands als Volkssage überliefert wird. In einfachster Gestalt findet sie sich in Heinrich Pröhles Harzsagen, 2. Aufl., in einem Bande (Leipzig, Hermann Mendelssohn 1886 als Nr. 36 auf S. 22). Sie lautet:

Untreue Baumbreite.

Zwischen Halberstadt und Heimburg liegt die untreue Baumbreite, neben dem Osterholze. Dort begegnete einem Reiter ein lahmer Bettelmann und wies in einen Baum, wo seine Krücken hingen, sagte auch, daß ein Übermütiger sie dort aufgehängt hätte. Der Reiter stieg ab und kletterte hinauf, sie herunter zu holen. Der Bettelmann aber, der sich nur lahm gestellt hatte, schwang sich auf das Pferd und jagte davon.

Als Bestandteil einer Geistergeschichte, „Einladung vor Gottes Gericht", finden wir sie auch in den Deutschen Sagen der Brüder Grimm I[3], Nr. 335, S. 221, wo als Quellen Caspar Hennebergs chronicon Prussiae, S. 254 und Prätorius' Weltbeschreibung I, 285—288 genannt werden. Hier ist sie mit der eigentlichen Geistergeschichte so lose verknüpft, daß noch deutlich zu erkennen ist, daß sie ursprünglich mit dieser nicht in Zusammenhang gestanden hat. Es wird erzählt:

„Zu Leuneburg in Preußen war ein sehr behender Dieb, der einem ein Pferd stehlen konnte, wie vorsichtig man auch war. Nun hatte ein Dorfpfarrer ein schönes Pferd, das er dem Fischmeister zu Angerburg verkauft, aber noch nicht gewährt. Da wettet der Dieb, er wolle dieses auch stehlen und danach aufhören; aber der Pfarrer erfuhr es und ließ es so verwahren und verschließen, daß er nicht dazu kommen konnte. Indes ritt der Pfarrer mit dem Pferde einmal in die Stadt, da kam der Dieb auch in Bettlerskleidern mit zweien Krücken in die Herberge. Und als er merkt, daß der Pfarrer schier wollt auf sein, macht er sich zuvor auf, wirft die Krücken auf einen Baum, legt sich darunter und erwartet den Pfarrer. Dieser kommt hernach, wohl bezecht, findet den Bettler da liegen und sagt: „Bruder, auf! auf! es kommt die Nacht herbei, geh zu den Leuten, die Wölfe möchten dich zerreißen." Der Dieb antwortete: „Ach! lieber Herr, es waren böse Buben eben hier, die haben mir meine Krücken auf den Baum geworfen, nun muß ich allhier verderben und sterben, denn ohne Krücken kann ich nirgend hinkommen." Der Pfarrer erbarmt sich seiner, springt vom Pferde, gibt es dem Schalk am Zügel zu halten, zieht seinen Reitrock aus, legt ihn aufs Pferd und steigt dann auf den Baum, die Krücken abzugewinnen. Indessen springt der Dieb auf das Pferd, rennt davon, wirft die Bauerskleider weg und läßt den Pfarrer zu Fuß nach Hause gehen."

Bei der großen Ähnlichkeit, die besonders die zweite Fassung mit Hebels Erzählung hat, ist es auffällig, daß weder die Grimms noch Pröhle die Ähnlichkeit bemerkt haben. Es ist wohl anzunehmen, daß der alemannische Dichter eine Volkserzählung seiner Heimat benutzt hat. Natürlich hat er sie, als er sie seinen Geschichten von den Dieben Zundel-Heiner und Zundel-Frieder anreihte, in selbständiger Weise bearbeitet. Besonders ist wohl der versöhnliche Schluß, daß der Heiner dem Müller das Pferd wieder an die Haustür bindet, von Hebel selbst erfunden. Es ist wohl möglich, daß das Volk selbst diese Geschichte auf Friedrich Zundel, der kein Phantasiegebilde Hebels, sondern eine im Wiesentale und Basler Gebiet seinerzeit wohlbekannte Persönlichkeit war (s. Behaghel a. a. O.), übertragen hat. Ich selbst habe es noch in meiner Jugend erlebt, daß man auf einen gewissen Weidling, der eine

Zeitlang den Unterharz in der Gegend von Quedlinburg unsicher machte, alsbald allerlei alte Räubergeschichten übertrug.[1])

Daß die Brüder Grimm sonst auf das Schatzkästlein geachtet, beweist die Anm. zu I, Nr. 363 „Hohes Alter", wo außer Hebel (Nr. 87, S. 145) auch die übrigen Fassungen dieser Sage wiedergegeben werden. Dagegen ist die Übereinstimmung des Märchens Nr. 78 „Der Großvater und der Enkel" mit dem zweiten Teile von Hebels Erzählung „Kindes Dank und Undank" (Nr. 11, S. 28) in den Anmerkungen zu den Märchen III[3], S. 127 übersehen. Nr. 47 (S. 87) des Schatzkästleins, „Drei Wünsche", ist wohl ebenfalls eine alte Volkserzählung; vgl. Die Fabeln Gerhards v. Minden, herausgegeben von A. Leitzmann, Nr. 109. Nr. 110, „Das letzte Wort" (S. 85) ist aus Paulis Schimpf und Ernst (S. 29 der Auswahl in Reclams Universalbibliothek) entnommen. Ähnlich ist Gerhards v. Minden, herausgegeben von Leitzmann, Nr. 64; Seelmanns Ausgabe (Magdeburger Äsop) Nr. 28.

Northeim. **R. Sprenger.**

3.

„paar" oder „ein paar"?

Ich habe in letzter Zeit immer häufiger beobachtet, daß namentlich Frauen beim mündlichen und selbst, aber noch seltener, auch beim schriftlichen Gebrauche nicht allein das „ei" in „ein paar" vollständig verschlucken und also „n paar Menschen", „n paar Jahre", „n paar Wochen" usw. sagen, sondern sogar das ganze Wörtchen „ein" auslassen, so daß kaum ein Hauch davon übrig bleibt, also: „ich komme in paar Tagen wieder", „es waren nur paar Menschen dort", „ich lebte paar Jahre in Berlin" usw.; auch: „ich war nur paarmal da". Auch in die Zeitungen geht dieser Mißbrauch schon über. Im hiesigen „Generalanzeiger" habe ich einmal den Satz gefunden: „Sofort erboten sich paar fidele Kneipgenies, es zu unternehmen." In den „Fliegenden Blättern" vom 4. August 1899 (2. Blatt) findet sich folgendes: „Voraussicht. Kavallerie-Fähnrich: Jung, warum bist du denn nich bei einer berittenen Waffe einjetreten? — Infanterie-Fähnrich: Janz ejal, in paar Jahren habt ihr ja doch keene Pferde mehr!" (— sondern nur Fahrräder, wie das Bild zeigt). Ich finde diese Anwendung in keinem Wörterbuche belegt, denn die paar Beispiele bei Grimm (VII, 1390, bei β) aus Maaler beziehen sich auf das Hauptwort „Paar", nicht auf das Eigenschaftswort „paar". „Die paar Beispiele" sage ich da; da haben

---

1) Ähnlich kommt auch im Fastnachtsspiele „Der fahrend Schüler im Paradeis" der fahrende Schüler zu dem Pferde des Bauern.

wir eine rein eigenschaftwörtliche Anwendung, die wohl neben schneller, allzuviel verschluckender Sprechweise und neben flüchtiger Schreibweise die häufige Unterdrückung des „ein" mit beeinflußt. Es sollte beim deutschen Unterrichte auch auf diese Kleinigkeit einmal geachtet werden; ebenso wie auf die Notwendigkeit, das Hauptwort „Paar" durch einen großen Buchstaben auszuzeichnen, was gleichfalls immer häufiger vernachlässigt wird, z. B. in Seidels „Erzählenden Schriften" II, 288 (Stuttgart 1899): „Als wir hinaustraten, wurde gerade ein paar mutiger Equipagenpferde unruhig."

Die Beifügung des bestimmten Artikels, des zueignenden oder hinweisenden Fürwortes gibt dem „paar" übrigens durchaus nicht immer den Beigeschmack des Herabsetzenden oder Verächtlichen, wie man häufig annimmt (z. B. auch Heyne im D. W.). Ich meine, es sei dies nur dann der Fall, wenn der Artikel oder das Fürwort den Ton trägt, während der Ton auf „paar" durchaus keinen verächtlichen Beisinn gibt; z. B. „Ich war nur 5 Tage in Berlin; aber in den páar Tagen habe ich die Stadt gründlich kennen gelernt", — während ein andrer verächtlich fragen könnte: „Was? In dén paar Tagen willst du Berlin gründlich kennen gelernt haben?" — Oder: „Mit deinen paar Groschen willst du dich durchschlagen?" verächtlich, während der Angeredete stolz antworten könnte: „Ja, mit meinen páar Groschen will ich schon fertig werden." — Dabei darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß bei der verächtlichen Redeweise der Ton auch auf dem „paar" liegen kann („Mit deinen páar Groschen willst du dich durchschlagen?"), nicht aber umgekehrt bei der einfachen, selbstbewußten auf dem Artikel oder Fürworte.

Inzwischen fand ich „paar" ohne Artikel in Nr. 52 der „Jugend" von 1901 in folgendem Schüttelreim:

Paar wohlgemeinte, leise Hiebe
Erhöhn der Gatten heiße Liebe.

Ferner in Anzengrubers „G'wissenswurm" (Wien 1874) auf S. 51: „Vor paar Täg'n erst hat a Fuhrknecht da h'rumg'fragt"; und in Siegfried Wagners Oper „Herzog Wildfang" soll nach der „Münchner Zeitung" folgende Stelle vorkommen:

Der Hase spricht verächtlich:
„Wärst du nicht so bedächtlich,
Tätst dir paar Beine kaufen
Und könntest mit mir laufen!"
Der Igel wurde grantig:
„Du zweifelst, ob gewandt ich?"

Ob den verächtlichen Ton „paar" mit dem Artikel wohl an folgender Stelle aus Jakob Grimms Schrift „Meine Entlassung" hat? Kl. Schriften I,

S. 29: „Meine Vaterlandsliebe habe ich niemals hingeben mögen in die Bande, aus welchen sich zwei Parteien einander anfeinden. Ich habe gesehen, daß liebreiche Herzen in diesen Fesseln erstarrten. Wer nicht eine von den paar Farben, welche die kurzsichtige Politik in Kurs bringt, aufsteckt, wer nicht die von Gott mit unergründlichen Gaben ausgestatteten Seelen der Menschen wie ein schwarz und weiß geteiltes Schachbrett ansieht, den haßt sie mehr als ihren Gegner, der nur ihre Livree anzuziehen braucht, um ihr zu gefallen." Man könnte „paar" hier fast als „zwei" auffassen, da kurz vorher und kurz nachher von der Zweizahl die Rede ist.

Bonn. Dr. **J. Ernst Wülfing.**

4.

Mundartliches.

Wer die vogtländische Befehlsform mit der ersten Person der Einzahl (Wirklichkeitsform der Gegenwart) vergleicht, findet, daß beide gleichlauten:

ich	wer (= werde)	du	werscht,	wer!
„	kumm	„	kimmst,	kumm! (= komme!)
„	treib	„	trabst,	treib!
„	leid	„	labst,	leid!
„	biet	„	bitst,	biet!
„	fohr	„	fehrscht,	fohr!
„	back	„	beckst,	back!
„	schlog	„	schlegst,	schlog!
„	heb	„	hebst,	heb!
„	steh	„	stest,	steh!
„	hau	„	heist,	hau!
„	stoß	„	stehst,	stoß!
„	fall	„	fellst,	fall!
„	schlof	„	schlefst,	schlof!
„	geh	„	gest,	geh!
„	ka	„	kast,	ka!
„	will	„	wist,	will!
„	sell (= soll)	„	sest,	sell!
„	faß	„	feßt,	faß!
„	glab	„	glabst,	glab! (= glaube!)

Sonach beruht auch die Befehlsform bi (= sei) auf Formübertragung, auf Anlehnung an ich bi, nicht auf bis (mhd. wis, bis).

Plauen i. V. **H. Schuller.**

5.

Richard Tuerschmanns frischer poetischer „Brief an Professor Dr. Rudolf Hildebrand“.[1])

„Mein Haus“[2]) [1877].

„Horatius[3]) Flaccus hatte schon
Eine ganz besondre Freude davon,
Daß er sich durch der Musen Gunst
Errang ein Haus und einen Garten,
Um dorten seiner Kunst zu warten,
Und, fern vom Gedränge und vom Dunst
Der ewigen Roma, in aller Stille
Friedlich zu schwelgen in grüner Idylle.
Denn einen Dichter wird nie die Kultur
So weit verlocken zur Unnatur,
Daß er lieber zur Miete wohnte,
Denn als ein kleiner König thronte
Auf eignem Grund und eigner Scholle,
Sei sie nun so groß oder klein sie wolle;
Dieweil erst aus erbeignem Boden
Ihm aufquillt echter Vaterlandsodem,
Und weil die Kleinen im eigenen Neste
Sich wissen in uneinnehmbarer Veste,
Und aus noch hundert andern Gründen,
Die jeder muß selber ahnen und empfinden,
Sonst es ist ihm doch nicht begreiflich
zu machen,
Weder mit Latein noch mit deutscher
Sprachen.
Doch weil Du's verstehst ohne viele Worte,
So wisse, daß auch ich nun an hellem Orte
Im freundlichen Dörflein Blasewitz[4])
Errungen festen Musensitz;
Schier ähnlich dem, welchen sich vor Zeiten
Der weibliche Horatius[3]) ließ bereiten
Durch seinen Freund, den Mäcenas,
Der seine Oden so gerne las.
Mein Haus und Garten jedoch sind nicht
Durch einen Protektor mir aufgericht't:
Die besten Leute im deutschen Land
Haben alle Hand in Hand
Zu eignem Frommen und mit Behagen
Ein jeder sein Steinchen hinzugetragen.
Zum ersten Oktober schon ziehen wir ein;
Der Tag soll freudenvollster sein,
Ein Nachspiel zu dem, da ich mir erwählt
Mein Weib, das sich fröhlich mit mir
vermählt,
Und das fortan durch dick und dünn
Mit mir gelaufen in mutigem Sinn.
Denn von dem lieben Stückchen Erde,
Das unser nun, will ich nicht scheiden[4]),
Bis ich selbst wieder zu Erde werde;
Und ebenso wie wir zwei Beiden
Zusammenhielten in Freuden und Leiden,
Da wir nichts als uns selber hatten,
Als zwei rechtschaffne Ehegatten,
So wollen wir nun auch wiederum halten,
Ähnlich den guten getreuen Alten,
Fest an dem Heim, das wir uns erkoren,
Als wären wir darauf geboren.
Immerdar soll Sonnenschein
Über'm Haus und drinnen sein,
Seine Fenster blank und rein,
Wie an einem Heiligenschrein!
Mancher halte drinnen Rast
Als ein gottgesandter Gast,
Und hat ihn ein Weh erfaßt,
Werd' es ihm zur leichten Last!

---

1) Man vgl. die früher hier schon mitgeteilte „Professorenklingel“ auf ihn und die von Frau Hulda Tuerschmann (†) nach dem Tode ihres Mannes „für die Seinen und seine Freunde“ (Meiningen, Mai 1902) veröffentlichten Gedichte, S. 62 flg.

2) Vor demselben (Blasewitz: Friedrich August-Straße 28 — eine Gedenktafel wäre dort anzubringen! —) liegt ein kaum 1 Meter hoher Hügel, der „Athos“ hieß. „Hol' mir meine Dose, Cilly, sie liegt auf Athos!“ klang es einmal aus des Sängers Munde.

3) Gedruckt ist Horacius. T. pflegte, schon vor seiner Blindheit, zu diktieren.

4) Ende 1896 gab er diesen Besitz auf und mietete sich dann in Arnstadt ein. Er starb zu Leipzig am 18. Dezember 1899.

Wintersturm weh' sanfter hier,
Frühling spende reichre Zier,
Denn hier ist ein Lustrevier
Für die Menschen und das Tier!
Seht! auf jedem Baume fast
Hängt verkrätscht durch Baum und Ast,
Festgenagelt und mit Bast
Angebunden, Bretterlast!
Und ein Loch, es ladet ein:
„Hier mag gut zu brüten sein!
Weibchen, leg' die Eier drein
Für die Zukunftsvögelein!
Böse Katzen gibt's hier nicht
Und kein Würgerangesicht,
Keinen Feind und schlechten Wicht,
Der nach uns mit Stangen sticht!
Durch die Zimmer und den Gang
Und den Garten auch entlang
Klingt's wie heller Vogelsang,
Der sich aus den Kehlen schwang
Groß' und kleiner Menschenkind',
Welche musikalisch sind." —
Lieber Freund und Hildebrand,
Solch ein Fall ist selten
Und es läßt sich im Gewand
Nur der Dichtung melden:
Daß ein Mann, der lediglich
Geistiges erkoren,
Dabei nicht elendiglich
Hab und Gut verloren,
Der dabei nicht kümmerlich
Kam um Fleisch und Knochen,
Sondern welcher glücklich sich
Haus und Hof ersprochen,
Welcher seinen Geist gewandt
Einzig auf die Großen,
Die der schale Tagsverstand
Nüchtern weggestoßen.
Daß ein solcher endlich doch
Hausbesitzer worden,
Sei erfreulich dem, der noch
Schwankt, ob er sich morden
Solle, weil er seiner Brust
Schöne Ideale
Nicht zu retten meint vor'm Wust
Schnöder Weltbanale. — —
Steht nur vor dem Feinde fest,
All in einer Reihe,
Und wer ab vom Kampfe läßt,
Solchem fehlt die Weihe.
Hinter uns steht Glied um Glied
Deutschen Geistes Jugend,
Die mit uns zum Kampfe zieht,
Und in der ist Tugend
Und in der ist Leidenschaft
Und ein kühnes Wagen,
Daß sie wohl mit Lanzenschaft
Aufs Gemeine schlagen.
Hab' ich mir ein Haus erbaut
Durch der Großen Stütze,
Sei auch ferner ausgeschaut,
Wie ich ihnen nütze,
Ihnen und durch sie der Welt,
Damit stets das neue
Leben, wenn das morsche fällt,
Wackern Mann erfreue,
Damit, wenn der Sänger naht,
Den wir alle hoffen,
Ihm geebnet sei der Pfad
Und die Tore offen! —"

Blasewitz. **Theodor Distel.**

6.

Von Pontius zu Pilatus schicken.

Im 9. Heft des 16. Jahrg. S. 604 schreibt Herr Thdr. Dstl.: „Auch wir haben vergessen, daß der römische Landpfleger in Judäa zur Zeit des Todes Christi Pontius Pilatus hieß und wir nach Luk. 23, 11 sagen sollten von Herodes zu Pilato." In den Neuen Jahrb. für Phil. u. Päd. 1897 S. 108 wird die Wendung von Pontius zu Pilatus schicken geradezu sinnlos genannt. Auch in Herrigs Archiv Bd. 20 S. 130 in dem Aufsatze „Deutsche Sprichwörter auf biblischem Grunde", in welchem

diese Wendung mehrfach und aus früher Zeit belegt wird, fügt der Verfasser hinzu „eigentlich wohl von Herodes zu Pilatus".

Ist der Tadel wirklich berechtigt? Sicher ist jedenfalls, daß diese Redensart weit verbreitet ist, besonders in Pastorenkreisen und nicht bloß in deutschen Landen, sondern auch in Frankreich. Lesen wir deshalb Luk. 23 noch einmal durch. Dort wird erzählt, daß Jesus von Pontius Pilatus zu Herodes und von Herodes wieder zurück zu Pontius Pilatus geschickt wird. Dieses unnütze Hin- und Hersenden wird durch obige Wendung in witziger Weise bezeichnet. Diese einfache und richtige Erklärung findet sich übrigens bereits in dieser Zeitschrift 1890 S. 24. Etwas Ähnliches ist es, wenn die Römer statt Caesare et Bibulo consulibus scherzhaft sagten Iulio et Caesare consulibus, um den Bibulus als eine Null und Julius Cäsar als einen Autokraten zu kennzeichnen, der sich beide Konsulate anmaßte. Vgl. Sueton. Caes. 20. Ferner vergleiche man das Witzwort des Talleyrand über Maret, als dieser duc de Bassano wurde: Je ne connais qu'un homme qui soit plus bête que M. Maret, c'est le duc de Bassano. Vgl. Ploetz, Übungsbuch B S. 223.

Als Belege gebe ich: Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache, s. Pilatus: Sprw. Einen von P. zu P. schicken, von unnötigen Laufereien und Scherereien. Georges, Ausführliches deutsch-lat. Handwörterbuch 1870, s. Pontius: ich laufe für jemand von P. zu P. alicuius causa mihi non erit longum orbem terrarum circumire. Thieme-Preußer, Neues vollständiges kritisches Wörterbuch der englischen Sprache[9], s. schicken: von P. zu P. schicken to send one from one place or court to an other to no purpose. Sachs, Enzyklopädisches Wörterbuch der franz. Sprache, s. Pilate: renvoyer quelqu'un de Ponce à Pilate von P. zu P. schicken, jemand ganz unnütze Laufereien verursachen. Littré, Dictionnaire, s. Pilate: renvoyer de Ponce à Pilate se dit quelquefois, au lieu de la locution plus usitée renvoyer de Caïphe à Pilate, et signifie renvoyer à une personne qui ne donnera pas une réponse différente de celle qui a été donnée d'abord, locution tirée de ce que Pontius Pilatus était le double nom de Pilate. — Da läuft er von P. zu P. Friedrich Spielhagen, Hammer u. Amboß Bd. IV S. 107. Ein solches Verweisen a Pontio ad Pilatum würde sehr unpraktisch (in einem Wörterbuch) sein. Iwan Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft Bd. II[2] S. 606. Zur Erklärung einer Stelle den Schüler auf eine erst später noch zu lesende verweisen, heißt doch im günstigsten Falle nur, ihn von P. zu P. schicken. E. Bachof-Bremen in der Zeitschrift „Gymnasium" 1889 S. 43. Die Ratschläge, welche W. uns erteilt, verweisen uns von P. zu P. Minor, Allerhand Sprachgrobheiten 1892 S. 9. Dazu bemerkt A. Matthias-Düsseldorf im „Gymnasium" 1892 S. 573: Also mit dem gesunden

Menschenverstand ist's eine eigne Sache; um ihn zu finden, müssen wir von P. zu P., von Dr. W. zu Dr. X. laufen. — Ich bin von P. zu P. gelaufen, aber niemand konnte mir Auskunft geben. Über Land und Meer 1892 S. 505 a. Sie sind von P. zu P. gelaufen, um das Geld aufzutreiben. Münchener Allgem. Zeitung 2. Abendblatt vom 10. X. 1899 S. 6 c. Von Pontius zu Pilatus. Wachenhusen im Hausfreund 1869 Nr. 27 S. 432. Unser Kandidat irrt von P. zu P. Herforder Zeitung 1887 vom 5. V. S. 3 a. Vergeblich stürmten die Redakteure in aller Nacht von P. zu P., wie der Volksmund sagt, um den Schluß der kaiserlichen Rede zu erhalten. So ein Journalist. Abgedruckt im Feuilleton der Herforder Zeitung vom 21. VI. 1888. Von Pontio nach Pilato rennen. Heinrich Heine Bd. 12 S. 119. Als später das Neujahrsfest vom April auf den 1. Januar verlegt wurde, gab die Veränderung Anlaß zu allerlei Enttäuschungen und Neckereien. Der Straßburger Kirchenbote erinnert hingegen an die Redensart „von Pontius zu Pilatus schicken". Unsre biderben Vorfahren dehnten die Karnevalslust etwas zu weit aus und hatten ihren Jux mit dem Palmesel, mit dem Strohmann, Judas genannt, mit dem Ostergelächter (risus paschalis) und so auch mit dem Aprilnarren. Elberfelder Sonntags-Anzeiger vom 5. IV. 1891. Unsre sogenannten Klöpfelsnächte vor dem Christfeste beruhen auf den Worten: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an", und das Aprilschicken geht auf das Hin- und Hersenden Jesu von Pontius (sic! gemeint ist Kaiphas) zu Pilatus und dann zu Herodes und umgekehrt. Weber, Demokritos[8] Bd. 8 S. 10. Bei Zinsforderungen konnte man am besten lernen, was es sagen will, von Pontius Pilatus zu Herodes geschickt zu werden usw., man rechnete nicht nach Verfalltagen, sondern nach Verfalljahren, man sah Zahlung nicht als Schuldigkeit, sondern als Gnade an. Ebd. Bd. 5 S. 13. Jetzt gleich nach unserm Dorfe zurückzugehen und nicht so von Herodes nach Pilatus aus dem Regen in die Traufe zu rennen. Tieck, Don Quichotte I Buch 3 Kap. 4 S. 137.

So zeigt sich also, daß die getadelte Wendung volle Berechtigung hat und in allen Kreisen unsres Volkes eingebürgert ist.

Littrés Erklärung ist übrigens nicht ganz zutreffend, auch erklärt der Dictionnaire de l'Académie von 1835, s. renvoyer das von ihm als gleichbedeutend hingestellte renvoyer de Caïphe à Pilate also: cela se dit lorsque les personnes de qui dépend une affaire, une grâce, se renvoient l'une à l'autre celui qui la sollicite. Auch errer de Caïphe à Pilate erwähnt Sachs, s. Caïphe, und erklärt es „unnütz von einem zum andern laufen". In der von Herrn Dstl. als Ersatz vorgeschlagenen Redensart von Herodes zu Pilatus schicken ist das tertium comparationis

unklar, man vergleiche obige Stelle aus Tieck, auf jeden Fall hat sie eine andre Bedeutung als die in Rede stehende Wendung. Annehmbarer wäre von Pilatus zu Herodes schicken.

Herford i. W. Prof. **Ernst Meyer.**

7.

Horchen für gehorchen.

Infolge eigentümlicher, aber leicht verständlicher Verwechslung und Gleichstellung von hören und horchen wird bei uns häufig gesagt: Warum horchst du nicht? Kannst du denn nicht horchen? Horch mir doch!

Königsberg. **Friedrich Graz.**

8.

Zu den imperativischen Namen (XVI, 149).

Wie schwer es ist, Personennamen richtig zu deuten, und daß auch die scheinbar beste Deutung oft nur auf sehr geringe Wahrscheinlichkeit Anspruch machen kann, beweist wiederum der Aufsatz „Imperativische Namen" von Keiper XVI, 149. Dort wird S. 159 Fastenrath als Faß den Rat erklärt. Es mag sein, daß ein Mann einmal wirklich seinen Namen vom Ratfassen erhalten hat; wenn aber ein Mann in Köln und Umgegend Fastenrath heißt, so liegt die Vermutung näher, daß dieser Name weiter nichts ist als der Ortsname Fastenrath bei Wipperfürth. Es gibt vielleicht keine Gegend, wo Personennamen so häufig von Ortsbezeichnungen hergeleitet sind, wie die hiesige (das Bergische). Weiter aber gibt es gerade hier Dutzende von Namen auf -rath (gesprochen råt, wenn es nicht zu rt verstümmelt ist, z. B. Gräfrath, spr. jräwrt) und -roth; diese Form ist nachweislich = rode und deutet also darauf hin, daß hier der Wald ausgerodet ist. Andre Formen dafür sind Rade und Rott; so gibt es beispielsweise ein Radevormwald, und in Barmen ist ein Rott unmittelbar bei dem Loh (= Wald). Es sei mir gestattet hier zu erwähnen, daß wir für das Bergische jetzt die ausgezeichnete Sammlung von Leithaeuser („Bergische Ortsnamen") besitzen, auf die ich die Fachgenossen hiermit aufmerksam gemacht haben möchte.

Zu S. 150 Anm. kann ich den imperativischen Ausdruck die Geschwindemachfort anführen; leider kann ich nicht angeben, aus welcher Gegend er stammt. Wenn Fillensack = Fülle den Sack ist, so möchte man vermuten, daß das danebenstehende Füllenbüttel (S. 153) = Fülle den Beutel sei. Es wäre sehr gut möglich, daß in irgend einer Mundart das mhd. iu in biutel zu kurzem ü geworden wäre; die Ableitungs-

silben -el, -em, -er wirken häufig schärfend auf den vorhergehenden Konsonanten (vgl. Wilmanns, Deutsche Grammatik I[1] § 84), was die Kürzung des dem geschärften Konsonanten vorhergehenden Vokals zur Folge hat. Es gibt aber auch Mundarten, in denen alte î, û, iu in gewissen Fällen auch vor einfacher Konsonanz „verkürzt" werden. Das Gegenteil von Fillensack wäre Begesack, vielleicht ursprünglich ein Wirtshausname, wie es denn im östlichen Holstein wirklich ein Wirtshaus Fegetasche gibt; auch Fegebeutel soll vorkommen. Könnte nicht Kneipzu S. 158 = Kneifzu sein? Im übrigen wäre bei den Breslauer Namen zu erwägen, ob nicht der eine oder der andre ein für den deutschen Mund zurechtgemachtes slawisches Wort sein könnte. Interessant wegen der Umstellung des r ist der holsteinische Personenname Früchtenicht = Fürchtenicht S. 159. Die Form Schramme S. 159 Anm. ist wohl ein Druckfehler; einige Zeilen weiter steht Schranne.

Solingen. **J. Bernhardt.**

9.

Zu Schillers „Tell", III. Aufzug, 3. Szene.

„Warum nicht einem leeren, hohlen Hut?
Bückst du dich doch vor manchem hohlen Schädel."

Eine merkwürdige Parallele zu obigem Witz weist der von J. J. Köhl gesprochene Prolog zu der Aufführung des Am Bühlschen „Tell" in Chur (4. September 1795) auf. Die betreffende Stelle lautet:

Die Geßler unsrer Zeit, dem Scheine nach gelinder,
Verfühlren gegen Tell nur härter und geschwinder;
Sie fordern Ehrfurcht, nicht für ihren leeren Hut,
Doch für ihr leeres Haupt, mit gleichem Übermut.

Ob schon der Am Bühlsche Tell (1792) diesen Gedanken enthält, weiß ich nicht. In diesem Falle wäre eine Entlehnung durch Schiller nicht unmöglich.

Basel. Prof. Dr. **E. Hoffmann-Krayer.**

10.

Gebrauch falscher Partizipia.

In Ost- und Westpreußen hört man das Volk ganz allgemein sagen: Die Festung ist geschliffen, die Lampe ist zu hoch aufgeschroben, das Faß ist frisch angesteckt.

Königsberg. **Friedrich Graz.**

Gedanken Otto Ludwigs. Aus seinem Nachlaß ausgewählt und herausgegeben von Cordelia Ludwig. Leipzig, Eugen Diederichs, 1903. 2,50 M.

Die vor kurzem dahingegangene Witwe Otto Ludwigs und seine Tochter Cordelia haben es als ihre Lebensaufgabe betrachtet, das Andenken an den edlen Dichter treu zu bewahren und die poetischen Schöpfungen des Gatten und Vaters dem Verständnis weiterer Kreise nahezubringen. Die Darsteller von Otto Ludwigs Leben und Schaffen durften sich allezeit hingebender Förderung von seiten der beiden Hinterbliebenen erfreuen, und die Tochter des Dichters hat auch selbst durch eine Bühnenbearbeitung des „Engels von Augsburg" einem der tiefsten Dramen ihres Vaters zu einem späten Erfolge verholfen. Jetzt läßt Cordelia Ludwig eine Sammlung von poetischen und prosaischen Aussprüchen ihres Vaters erscheinen, die mehr als alle literarhistorischen Einzeluntersuchungen über die Entstehungsgeschichte nicht zur Vollendung gelangter Werke dem Dichter Freunde gewinnen dürfte, denn das schmucke Büchlein birgt einen Schatz köstlicher Perlen aus dem Nachlaß des Mannes, bei dem die Gedankenarbeit so oft der poetischen Phantasie hinderlich war. Der Ausdruck „Nachlaß" könnte mißverstanden werden, da es z. B. bezüglich des „Fräuleins von Scuderi" nicht jedem Verehrer des Dichters gegenwärtig sein mag, daß auch dieses schon fast zwei Jahrzehnte vor Ludwigs Tode entstandene Drama erst etwa fünf Jahre nach seinem Hinscheiden veröffentlicht wurde. Der genaue Kenner der Werke, namentlich auch der Shakespearestudien, wird, glaube ich, wenig finden, was nicht durch Freundeshand, namentlich in der großen Gesamtausgabe, schon der literarischen Welt zugänglich gemacht worden wäre. Trotzdem ist das Buch mit seiner die verschiedensten Lebensfragen berührenden Auswahl freudig zu begrüßen. In vier Hauptabschnitte gliedert sich das Ganze: Allgemeines zum Leben, Allgemeines zur Kunst, Zur Dichtung, Zur Politik. Am reichhaltigsten ist der erste. Innerhalb der großen Abteilungen findet sich eine feinsinnige Anordnung, die man je länger je mehr bewundert. Für den Abschnitt über die Kunst hat das „Fräulein von Scuderi" zwei seiner schönsten kunstphilosophischen Sentenzen geliehen. In bunter Reihe führe ich einige Gegenstände an, die das Nachdenken des philosophischen Dichters herausgefordert haben: Religion, Humanität, Idealismus und Realismus, Glück und Unglück, das Verhältnis der Geschlechter, das Wesen des Volkes und der politischen Formen, Krieg und Frieden, das Kunstmittel des Reimes. In bezug auf die Kritik hat Otto Ludwig das wahre Wort gesprochen: sie „kann an einem Kunstwerke eigentlich nichts beurteilen als: inwieweit dem Künstler das gelungen ist, was er wollte". Auch auf die Auswahl, die uns Cordelia Ludwig beschert, läßt sich das

anwenden; es ist ein kleines Kunstwerk, was uns geboten wird, und freudig muß man gestehen, daß die Tochter des Dichters völlig erreicht, was sie will.

In diesen Blättern sei das Buch besonders zur Anschaffung für Lehrer und Schulbibliotheken empfohlen. Mit reiferen Schülern wird man an der Hand einzelner Aussprüche die beste Art philosophischer Propädeutik treiben können.

Dresden. **Karl Reuschel.**

Wilpert, O. Dr., Königl. Gymnasialoberlehrer in Oppeln. **Die neue deutsche Rechtschreibung.** Regeln der Rechtschreibung und Zeichensetzung nebst alphabetischem Wörterverzeichnis. Zugleich ein Ratgeber für Fälle schwankender Sprech- und Schreibweise. Mit Verdeutschung der Fremdwörter und vielen Sacherklärungen. Groß-Strehlitz, Verlag von A. Wilpert, 1902. 8°. 88 S., kart. 0,25 M.

Verfasser ist durch seine pädagogischen Arbeiten den Fachgenossen wohl bekannt und hat auch in dem vorliegenden Büchlein, das sich durch große Zuverlässigkeit und übersichtliche Anordnung auszeichnet, ein für die neue amtliche Rechtschreibung geradezu unentbehrliches Hilfsmittel geliefert. Es bietet überdies einen trefflichen Ersatz für die früher in den größeren deutschen Bundesstaaten einzeln herausgegebenen Regeln und Wörterverzeichnisse.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Wörterbuch für die neue deutsche Rechtschreibung. Mit kurzen Wort- und Sacherklärungen, Verdeutschungen der Fremdwörter und Rechtschreibregeln. Nach den seit 1902 für das Deutsche Reich, Österreich und die Schweiz amtlich gültigen Regeln bearbeitet von Dr. Johann Weyde. Verlagsbuchhandlung von G. Freytag in Leipzig und F. Tempsky in Wien, 1902. 8°. 272 vierspaltige Seiten.

Das Buch, welches zunächst eine ausführliche Abhandlung über die neue deutsche Rechtschreibung nebst Hinweisen auf die frühere Schreibung und Erläuterungen der neuen, dann einen besonders wichtigen Abschnitt über die Fremdwörter und die Zeichensetzung enthält, führt gegen 40000 Schlagwörter, also den bei weitem größten und wichtigsten Teil der deutschen Wörter überhaupt an, namentlich auch solche, die im gewöhnlichen Leben und Geschäftsverkehr im weitesten Sinne vorkommen. Volle Beachtung verdient auch die Übersicht über alle Ausdrücke, die es auf den ersten Blick zweifelhaft lassen, ob man sie groß oder klein zu schreiben hat.

Die Zusammenstellung ist durchgehends sehr sorgfältig, ebenso auch die im einzelnen beigebrachten Angaben über das Geschlecht der Haupt-, sowie die Biegung der Haupt- und Zeitwörter nebst den angeführten Regeln über die Abteilung der Silben.

Zuletzt wollen wir noch auf die verhältnismäßig große Billigkeit des Buches, die seine Einführung und Benutzung in Schulen wesentlich erleichtert, hinweisen.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Ziffern-Grammatik, welche mit Hilfe der Wörterbücher ein mechanisches Übersetzen aus einer Sprache in alle andern ermöglicht, von Wilhelm R. Rieger. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria, 1903.

Wem sollte nicht ein Hilfsmittel angenehm sein, um mit Leichtigkeit einen Satz in eine andre Sprache übertragen, bzw. um einem fremdsprachigen Menschen seine Gedanken mitteilen zu können? Zumal in Grenzgebieten wäre so etwas unter Umständen besonders wertvoll. Als ich die Ankündigung einer Ziffern-Grammatik las, dachte ich, es handle sich um einen Versuch, die Zifferngruppen ähnlich zu verwerten, wie in der internationalen Flaggensprache, mit der sich die Schiffe verständigen, die Farben und Formen. Das Buch von Rieger scheint mir mit mehr Kraftaufwand aber weniger Erfolg das leisten zu wollen, was Schleyer mit seinem Volapük anstrebte. Es soll bei Rieger das fremde Wort lediglich im Lexikon der fremden Sprache nachgeschlagen werden; durch Ziffern sollen dann die Beziehungen desselben im Satze festgestellt werden, z. B. hieße „1 loben" ich lobe, „2 loben" du lobst, „01 loben" ich lobte, „02 loben" du lobtest, „0001 loben" ich hatte gelobt usw., ferner „wort 2" des Wortes, „wort 3" dem Worte, „wort 20" (der) Worte, „wort 30" (den) Worten. Wäre es nicht besser und einfacher, wenn man einmal zu einem neutralen konventionellen Sprachbehelf greifen will, nicht nur die Rektion, sondern auch den Wortschatz selber sich zu schaffen, wie es das Volapük tut? Ähnliche Versuche liegen insofern vor, als man ja auch schon Sprachtypen aufbaute auf dem Untergrund des berühmten Liedes: In des Waldes tiefsten Gründibus usw., indem man nämlich den fremden Wörtern einige bekannte lateinische entsprechende Endungen anhing und diese flektierte, eine Art lustigen Sauerkrautlateins. Doch konnte man dies noch wenigstens sprechen! Aber bei diesem Unternehmen, das übrigens mit Aufwand von Belesenheit und mit typographischen Kosten durchgeführt ist, ist das Sprechen ausgeschlossen. Am einfachsten bleibt es immer, einer wirklichen Sprache die Vermittlung zu übertragen, wie seinerzeit dem Latein. Wer eine künstliche Sprache einführen will, gleicht einigermaßen dem Arzte, der dem Patienten

seine natürlichen Beine ausreißen und dafür künstliche einsetzen wollte! Übrigens gefallen mir die hölzernen Volapük-Beine des katholischen Pfarrers Schleyer weitaus besser als die Riegerschen. Unrecht wäre es zu übersehen, daß der Verfasser große Mühe auf sein Werk gewandt hat. Unter anderen bringt es aus 19 Sprachen Beispiele für die Möglichkeit einer Verständigung auf der Basis seiner Vorschläge.

Kaiserslautern. O. Steinel.

Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke von Dr. Hans Gerhard Gräf. Zweiter Teil: Die dramatischen Dichtungen. Erster Band. Frankfurt a. M., Rütten u. Löning, 1903.

Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir die Fortsetzung dieses ausgezeichneten Werkes, das den Goetheforscher, -kenner und -liebhaber unmittelbar in die Werkstatt des Genius einführt und mit peinlicher Sorgfalt und Vollständigkeit seine eignen Äußerungen, wie bisher über seine epischen (vgl. Zeitschr. 1902 S. 385 flg. u. 514 flg.), so jetzt über seine dramatischen Dichtungen zusammenstellt. Wir bedauern jedoch aufrichtig, daß uns die Rücksicht auf den uns zu Gebote stehenden Raum gebietet, mit einer eingehenderen Besprechung bis zum Abschluß des auf drei Bände berechneten Teiles zu warten.[1])

Dresden. G. Diestel.

Dr. Adolf Matthias, Praktische Pädagogik für höhere Lehranstalten. 2., umgearb. u. verm. Aufl. München, C. H. Beck. (= Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, 2. Band, 2. Abteilung, 1. Hälfte.)

Das frühste und umfangreichste der drei Erziehungsbücher von Matthias, das vor acht Jahren den literarischen Ruf des Verfassers bei der Gesamtheit der Schulmänner befestigte, erscheint in zweiter, von 221 auf 261 Seiten vermehrter Auflage. Nach seinem Hauptbestande unverändert, wird dies klassische Handbuch der Pädagogik in seinem neuen Gewande von den Fachgenossen in Deutschland und Deutsch-Österreich begrüßt werden als der bewährte Freund und Ratgeber, der sich das allgemeine Vertrauen durch jene Eigentümlichkeit gesichert hat, die man auch an Menschen hoch zu schätzen pflegt: dadurch nämlich, daß es mehr ist, als es sein will. Abweichend von den meisten ihrer Schwestern fährt die Matthiassche Pädagogik nicht einher in der Staatskarosse gelehrten

1) Leider wird diese Besprechung nicht erfolgen können, da der Referent, Herr Konrektor Prof. Dr. Diestel, ein geschätzter und treuer Mitarbeiter unsrer Zeitschrift, in den ersten Tagen des Novembers d. J. verstorben ist. D. L. d. Bl.

Selbstbewußtseins und überlegenen Erfahrungsurteils, sondern geht bescheiden zu Fuß und hält mit dem, der mit ihr wandern mag, ein überaus anregendes Kolloquium über alle Einzelfragen seines Berufes, die nur je einem Lehrer von seinem Amtsbeginn an das Herz bewegt haben und nur dem niemals kommen, der nie bedacht, was er vollbringt. Darin gleicht Matthias mit seiner sonderbaren Art zu schreiben dem Dichter Rosegger: er mag den trockensten, unscheinbarsten Stoff behandeln, so belebt er ihn und zwingt einen, zuzuhören und zu lächeln oder nachzudenken, und erst wenn die Unterhaltung zu Ende und man wieder allein ist, merkt man, daß man in den obersten Fragen des Unterrichtes und der Erziehung und zugleich der Selbsterziehung sokratischen Rat erhalten hat. Le style c'est l'homme. Unter den neueren Gymnasialpädagogiken wird die von M., weil sie die Fülle ihrer Gelehrsamkeit so zwanglos mitteilt, auf lange Zeit hinaus die gelesenste und deshalb die wirksamste bleiben.

Dieweil also die erste Auflage dieses Buches den Lesern zur Genüge bekannt ist, darf eine Anzeige der zweiten sich auf die Bezeichnung der Verschiedenheiten beschränken. Ansprechende Wahrheiten, hier und dort mit oder ohne Beziehung auf die Schulstimmung der Gegenwart in kurzer Fassung dem Texte eingefügt, und anderseits gelinde Änderungen des Ausdrucks oder auch vereinzelt eines ganzen Abschnittes zeugen von genauer Prüfung und Sichtung. Die Entwicklung der inneren und äußeren Schulgeschichte seit 1895 ist auf allen Gebieten gewissenhaft berücksichtigt. Die vier großen Abschnitte des Buches, nämlich 1. Persönlichkeit des Lehrers, 2. Unterricht, 3. Erziehung, 4. Schule und Haus, sind dieselben geblieben. Der letzte dieser Abschnitte ist zwar stärker umgearbeitet, aber doch wie bisher nur als Anhang zu den andern drei, die das Wesen des Lehrerberufes umfassen, behandelt. Hervorragende Beachtung aber verdient ein neues Kapitel, der als Nr. 14 eingeschobene „Kurze Gang durch die Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer". Einem Wunsche früherer Kritik entsprechend, gibt hier der Verfasser für jedes einzelne der lehrplanmäßigen Fächer von der Religion bis zum Schreiben in großen Zügen die Grundsätze der Behandlung an, die als bewährt erkannt sind. Er tut dies im Anschluß an seine schwerwiegenden Bemerkungen über das Verhältnis des Lehrers zur Methode überhaupt, die in dem Satze gipfeln: Der Lehrer muß nicht Knecht, wohl aber Herr der Methode sein und ihre Dienste den Forderungen der lebendigen Gegenwart entsprechend gestalten.

Es müßte nun derselbe Verfasser nicht bereits in einer großen Reihe seiner Gesammelten Aufsätze seine Mahnungen und Anleitungen zu stärkerer Durchgeistigung in der Behandlung des Deutschen auf höheren Schulen

niedergelegt, müßte nicht selber in seinem „Hilfsbuch für den deutschen Sprachunterricht" (s. Besprechung 16. Jahrg. 9. Heft S. 579 dieser Zeitschr.) an dem scheinbar undankbarsten aller Gegenstände des deutschen Unterrichtes das Beispiel einer Musterbehandlung gegeben haben, um nicht auch hier in dem neuen Kapitel 14 das Deutsche wieder nahezu in den Mittelpunkt seiner Ausführungen zu stellen. Von der Bedeutung des Deutschen für alle Lehrfächer ausgehend, hebt er für das deutsche Fach selber zunächst die Wichtigkeit einer richtigen Methode der Grammatik für jedes weitere sprachliche Verständnis hervor und gibt hier zugleich in jeder Zeile gewissermaßen eine theoretische Begründung seiner praktischen Sprachlehre. Dann findet der Deutschlehrer weiter in knappen, aber erschöpfenden Ratschlägen nacheinander alle die Fragen aufgerollt, die den deutschen Unterricht von der untersten bis zur obersten Klasse beherrschen. Bei der Besprechung der schriftlichen Aufgaben vom Sextanerdiktat bis zum Primaneraufsatz wird mit sicherem Urteil das Richtige vom Gefährlichen und Falschen, das Wichtige vom Unwichtigen geschieden. Wie nach den einfacheren Vorübungen allmählich Sprache und Gliederung freigegeben werden, welchen Gebieten dann die Aufsätze in erster Linie entnommen werden müssen, welchen sie in zweiter entnommen werden können, welchen sie in dritter mit Vorsicht und welchen sie endlich gar nicht entnommen werden dürfen, wie ferner die Schüler den gebotenen Stoff behandeln und wie sie ihn nicht behandeln sollen, diese wichtigsten aller Grundsätze deutschen Unterrichtes werden klar und knapp veranschaulicht. Bei den Regeln über die Korrektur der Aufsätze warnt M. vor „mürrischer Kleinigkeitskrämerei" und mahnt zur Milde gegen die werdenden Stilisten. Die Erziehung zu gutem mündlichen deutschen Ausdruck aber faßt er treffend nächst der Mahnung zu gutem Beispiel in die bewährte Grundregel zusammen: „Bei den Schülern halte man unablässig — auch in den kürzesten Äußerungen — auf guten Ausdruck, beim Lesen und Vortragen auf sinngemäßes Betonen." Für die Behandlung des Lesestoffes will M. keine alleinseligmachende Methode gelten lassen, sondern nur die psychologische und pädagogische Einsicht des Lehrers. Dieser Freiheit aber stellt er, wie für jedes Fach, so besonders für das Deutsche mit unbedingter Strenge die Forderung gegenüber, daß kein Lehrer eine Stunde unvorbereitet beginne. „Wer aus dem Stegreif seine deutschen Stunden gibt, versündigt sich an diesem wichtigen Lehrgegenstande." Dieser einzigen Forderung aber schließen sich unter der bescheidenen Bemerkung „Einige Regeln lassen sich geben" zahlreiche Erfahrungssätze an über Maß und Art der Erklärung, über Teil- oder Gesamtbesprechung eines Lesestückes, über das kanonische Alter, d. h. das Alter des Kanons, über Erweckung des Sinnes für dichterische Kunst-

form, über Klassen- und Privatlektüre, über die Art der Literaturgeschichte im Unterricht und schließlich und zu oberst über alle Einzelfragen des Unterrichtes in philosophischer Propädeutik. Auf allen diesen Gebieten des deutschen Unterrichtes ist, ohne daß der Sonderdidaktik dieses Faches im einzelnen vorgegriffen würde, das, was dem Fachmann über den gegenwärtigen Stand der Lehre und der Kunst hauptsächlich zu wissen not tut, in meisterhafter Kürze und Gründlichkeit zusammengestellt. M. ist den wichtigen Einzelforderungen des Lehrerberufes nicht fremd geworden.

Die Hinzufügung dieses Abrisses der Methodik macht die neue Auflage der Praktischen Pädagogik neben der alten zu einem unentbehrlichen Handbuch für den, der in den leitenden Gedanken seiner Alltagstätigkeit den Bewegungen seiner Zeit nicht fremd werden will.

Stralsund. **E. Roese.**

Zeitschriften.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 24. Jahrg. Nr. 10. Inhalt: Germanistische Abhandlungen, H. Paul zum 17. März 1902 dargebracht, bespr. von Behaghel. — Brand, Müller von Itzehoe, bespr. von Sulger-Gebing. — Deetjen, Immermanns „Kaiser Friedrich der Zweite", bespr. von Sulger-Gebing.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 18. Jahrg. Nr. 10. Inhalt: Der Kampf des Deutschtums mit dem Franzosentum in der Schweiz. Von Oberlehrer Dr. Eduard Prigge. — Mißbrauch der Umschreibung mit „würde". Von Schulrat W. Cüppers. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Ausgabe in Wochenheften). Jahrg. 1903. Heft 40 (Nr. 222—229). Inhalt: „Auf Gottes Wegen." (Roman von Björnstjerne Björnson.) Von O. B. — Der liturgische Gesang der orientalisch-griechischen Kirche. Von L. Bürchner. — Moderne biologische Schutz- und Heilmethoden. Von Dr. E. Wieland. — Reichsdeutsches Rechtsleben in Österreich. (Zum kommenden Juristentage in Innsbruck. Von Dr. ⊿ (Wien). Die hauptsächlichsten Formen des Nebenerwerbs. Von Dr. Otto Most (Halle a. S.). — Das höhere Schulwesen in Elsaß-Lothringen. Von Dr. Paul Wirtz. — Die Skulptur der Renaissance in Florenz. Von C. v. Fabriczy. — Wagners Stellung zum Christentum. Von Robert Petsch. — Vom 25. Kongreß der Association littéraire et artistique internationale. Von E. M. — Germanistische Gedanken im Dienste der Gegenwart. Von Dr. Alexander v. Peez. — Das Pommattal. Von L. F. — Der 2. Band von Max Lehmanns Stein-Biographie. Besprochen von Hans Prutz. — Aus Serbiens dramatischer Literatur. Von Dr. M. Landau. — Ethischer Jugendunterricht. Von Dr. J. Unold.

—— Heft 41 (Nr. 230—235). Inhalt: Glossen eines Laien zur Frage der Schulreform. Von O. B. — Bodes Rembrandt-Werk. Von W. v. Seidlitz. — Streifzüge durch Friaul. Von Georg Jakob Wolf. — Wilhelm Hegelers „Pastor Klinghammer". Von Albert Geiger. — Michelangelos „Sklaven" und die große Kirchenkrisis. Von Karl Borinski (München). — Aus alten

Schulstuben und Hörsälen. — Einige Gedanken über Phrenologie und Physiognomik. Von H. v. Keyserling. — Ölwahrsagung bei den Babyloniern. Von Arthur Hermann. — Das Schulwesen in der Schweiz. Von Ludwig Fleischner. — Die Tagung des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine. Von Adele Schreiber. — Auffindung grusinischer Handschriften und Altertümer in Palästina. Von E. v. H. — Zur Entwicklungsgeschichte des literarischen Porträts. II. Von Dr. Max Kemmerich (München). — König Lustig. Von Dr. Wolfgang v. Wurzbach.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Ausgabe in Wochenheften). Jahrg. 1903. Heft 42 (Nr. 236—241). Inhalt: Die reifere Jugend und die Zeitungen. Von O. B. — Zur Biographie der Fürstin Dorothea Lieven. Von Paul Holzhausen. — Die Malerei in den römischen Katakomben. Von J. S. — Nochmals das höhere Schulwesen in Elsaß-Lothringen. Von -ch. — Was wissen wir von den Indogermanen? Von Prof. Dr. M. Winternitz (Prag). — Das Melanchthon-Haus in Bretten. Von Prof. Dr. Karl Brunner (Pforzheim). — Neue Bände der Weimarer Goethe-Ausgabe. Von Ludwig Geiger. — Der erste badische Fabrikinspektor. Von Dr. Aug. Hausrath (Karlsruhe). — Kosmologische Probleme. Von Dr. Julius Reiner. — Der Feldzug in Ostpreußen 1757 nach dem neuen Werk des Generalstabes. Von -r. — Das Jenenser Preisausschreiben. Von Dr. L. Woltmann. — Die Handzeichnungen des Fra Bartolommeo im Münchener Kupferstichkabinett. Von Karl Voll. — Hohenzollernfürsten im Drama. Von Rudolf Krauß. — Bergbesteigungen im nordwestlichen Himalaja-Gebirge. Von -s.

Neu erschienene Bücher.

A. Schlessing, Deutscher Wortschatz oder Der passende Ausdruck. 3. verb. Aufl. Stuttgart, Paul Neff Verlag, 1903. 468 S.

A. Kankeleit, Fürs Leben. Königsberg i. Pr., Verlag des Pestalozzi-Vereins, 1903. 144 S.

Theodor Hauffe, Die reine Schreiblesemethode. 3. Aufl. Leipzig, Dürr, 1904. 46 S.

R. A. Rohn, Regeln der deutschen Sprachlehre für Schulen. 41. Aufl. Leipzig, Ed. Peter, 1904. 32 S.

Hans v. Lüpke, Tat und Wahrheit. Leipzig, Dürr, 1903. 35 S.

Dr. Hermann Zwick, Das Kinderschutzgesetz. Berlin, Otto Liebmann, 1903. 74 S.

Kohts, Meyer und Schuster, Deutsches Lesebuch. 9. Aufl. bearbeitet von Fiehn, Schäfer und Schuster. 1. Teil: Sexta, 230 S. 2. Teil: Quinta, 240 S. Hannover, Helwing, 1903.

Dr. Karl Furtmüller, Die Theorie des Epos bei den Brüdern Schlegel, den Klassikern und Wilhelm v. Humboldt. Wien, Selbstverlag des Verfassers, 1903. 32 S.

Dr. Georg Witkowski, Ludwig Tiecks Leben und Werke. Leipzig, Max Hesse, 1903. 93 S.

Wilhelm Bölsche, Friedrich v. Hardenberg genannt Novalis. Leipzig, Max Hesse, 1903. 47 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.



